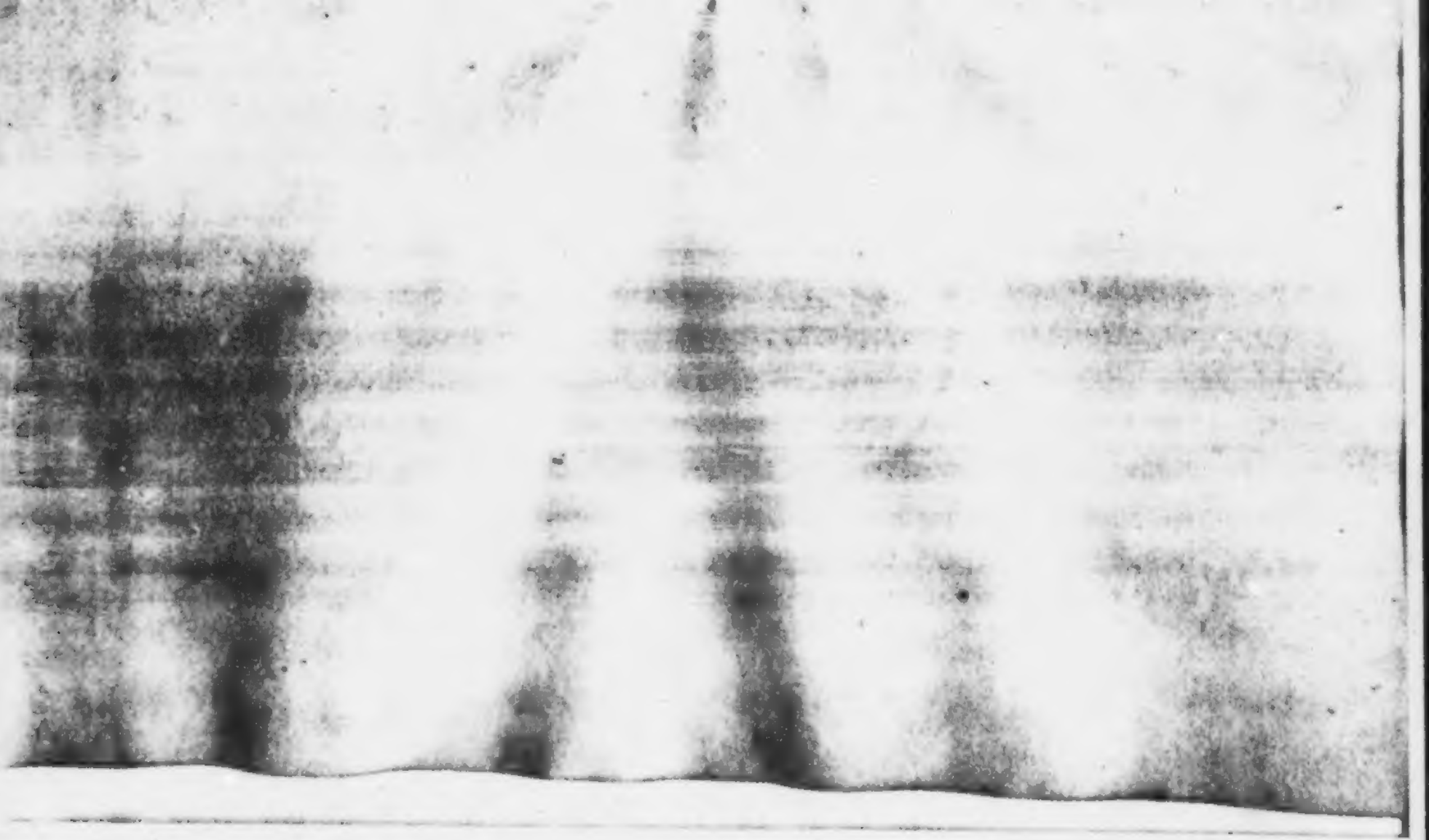


Das Elendsfell.

Drei Novellen nach Balzac

von

Dr. Schiff.

I. Das Elendsfell.

II. Die Herzlose.

III. Die Gutherzige.

Berlin, 1832.
In der Vereins-Buchhandlung.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

I.

Das Elendsfell.

An einem Oktobertage des Jahres 1830 erschien ein Jüngling im Palais-royal und stieg gradewegs die Treppe des Spielhauses, in Nr. 39, hinan. — „Ihren Hut! wenns beliebt, mein Herr!“ rief im Vorzimmer eine trockne mürrische Stimme, und eine bleiche ältliche Gestalt erhob sich plötzlich hinter einer Barrikade von Hüten und Mützen.

Man muß seinen Hut abgeben, sobald man ein Spielhaus betritt. Weshalb? Gilt es, der verderblichen Macht, mit der man sich einlassen will, ein Unterpfand zu reichen? oder soll die Ehrerbietung gegen die Plünderer befördert werden, daß man in bloßem Haupte vor sie hintritt? oder will man dem, der Alles verloren hat, etwas noch übrig lassen? oder gar dem Haarausraufen nichts in den Weg legen? —

Der Greis, der die Hüte empfing, ohne Zweifel selbst ein Spieler von Jugend auf, glich jetzt der Leidenschaft in ihrem letzten Stadium. Mit todtkalter Gleichgültigkeit trug er vielleicht seine magere Besoldung am Tage selbst, wo er sie empfing, zur Bank. Auch lag in seinen Mienen, als er den Hut dem Jüngling abnahm, in welchem er vermuthlich den Neuling sogleich erkannte, ein gewisser unerschütterlicher Spielergleichmuth, über den Reue, Gewissensbisse und Verzweiflung so wenig mehr vermögen, als die Peitsche über den alten eingefahrenen Gaul, der nicht mehr sein Geleise verläßt. Die Vorsehung schien

in ihm ein lebendiges Warnungsbild an die Schwelle des Lasters hingestellt zu haben. Aber der Jüngling achtete nicht darauf, achtete auf nichts; vielleicht weil, wie Rousseau sagt, der nur verächtlicher Weise zum Spiele geht, der zwischen dem Tode und sich nur noch seinen letzten Thaler sieht.

Jede Spieler-Scene hat etwas Gemein-poetisches, das aber seine Wirkung nicht verfehlt, wie ein Melodram voll Verbrechen. Die Spanier haben Stiergefechte, die Römer Gladiatorspiele, die Engländer nur Hahnenkämpfe; Frankreich dagegen besitzt Spielhäuser und das Spiel ist ein Duell auf eine geladene und eine ungeladene Pistole; der Verlierer bekommt die geladene Pistole in die Hand, sich selbst zu erschießen. Nur daß das Ziel, zur Vermehrung der Lust und der Grausamkeit, meistens aufgeschoben wird, oft auch Geschicklichkeit das Glück verbessert. Diese Schauspiele finden jedoch mehr Theilnehmer als Zuschauer; zwar wechseln auf der Scene: Leidenschaftlichkeit ohne Grenzen und grausame Kälte; ausgelassene Jugendlichkeit und Alter, das nur im Laster wieder auflebt; — kurz ein Ueberfluß der mannigfachsten Affekte. Aber die Scene ist zu bewegt für die Betrachtung und das Personal ist zu groß; nur die menschliche Erniedrigung offenbart sich, nicht der Dämon des Spiels, der hier herrscht.

Als der Jüngling eintrat, schien sich die gewöhnliche Stille einigermaßen zu vermehren. Er ging auf den Spieltisch zu, warf nachlässig ein Goldstück auf die grüne Decke und blieb unbeweglich stehen. Neugierig wandten sich alle Blicke zu ihm und Jeder stutzte wie beim Anblick von etwas Ungewöhnlichem. Es war nicht die Gestalt des Lasters, die sich hier dem Laster nahte. Ein edler Stolz lag auf der hohen, von dichten blonden Locken umgebenen Stirn, lag in der Haltung, im schlanken Ebenmaß

des Wuchses. Ein würdiger Ernst gab den schönen Gesichtszügen Ausdruck und Adel. Die dunkelblauen Augen blickten finster aber zugleich wehmüthig unter den zusammen gezogenen Brauen hervor, und die Marmorblässe, die Regungslosigkeit deutete auf einen geheimen Entschluß der Verzweiflung, wie Todeserwartung. So ruhten seine Blicke unbeweglich auf den Händen des Banquiers.

Lange zögerte dieser mit den vielfach gebrauchten Worten: „Faites le jeu — jeu fait!" Endlich ertönten sie wie der heisere Schrei eines Vogels, dessen Kehle keinen andern Laut hat.

Ein schwarzköpfiger Italiener, dem die Spielsucht aus den Augäpfeln blitzte, gewann indessen Zeit, eine Hand voll Goldstücke auf die entgegengesetzte Farbe zu legen. Das Mißgeschick pflegt seine Opfer zu bezeichnen; vielleicht erkannte der Italiener in der Gestalt des Jünglings diese Zeichen und gründete darauf seine Spieler-Combinationen. Der Erfolg gab ihm Recht.

„Rouge perd!" verkündete offiziell der Banquier und aus der Brust des Italieners erhob sich ein tiefes Jauchzen, als ihm der Banquier ein Päckchen Banknoten hinwarf. — Der Jüngling stand unbeweglich, bis der Stab des Croupiers sein Goldstück fortstrich. Stolz und schweigend, wie er gekommen, verließ er das Gemach.

„Hätten wir diesem Herrn gefolgt! wie?" sprach ein Greis zu einem andern, indem er auf den muntern Italiener deutete; der Angeredete zuckte die Achseln.

„Ich dachte es wohl, daß das Glück solche Spieler nicht begünstigt!" lachte der Italiener. — „Er ist kein Spieler!" entgegnete der Banquier; „sonst hätte er mit seinem Goldstück drei Mal pointirt."

Der Jüngling war währenddem schon durchs Vorzimmer geschritten, hatte dort seinen Hut zurück empfan-

ger, ohne ihn zu fordern; war die Treppe hinab geeilt und verließ das Palais-royal. Bei der rue St. Honoré schlug er den Weg nach den Tuilerien ein, durchstreifte den Garten, wie eine Wüste, hörte nicht das Geschrei der Ausrufer rings umher, stieß auf Jeden, der ihm begegnete, und sah ihn nicht, und war nur eines Gedankens fähig: Tod!

Als er mitten auf dem Pont-royal stand, blickte er finster in die Wellen. Ein Herbstwind durchwehte ihn mit kaltem Schauer. Ein altes Weib ging dicht an ihm vorüber, hüllte sich tiefer in ihren zerlumpten Mantel und sprach fröstelnd: „Böses Wetter, um sich zu ertränken; das Wasser ist kalt und die Seine schlammigt!“ Dicht bei den Tuilerien aber lag das Rettungsschiff, worauf mit zwölf Zoll großen Buchstaben geschrieben stand: „Secours aux asphyxies“. Ein bittres Lächeln umzuckte seine Lippen. „Wer kann den Selbstmörder seiner Verzweiflung zurückgeben?“ fragte er in sich. „Könnt ihr ihm aufdringen, was er muthig fortwirft? Nur den Todeskampf könnt ihr verlängern. O schlimm, daß ihr's könnt und es auch thut; — aus Dummheit! aus Grausamkeit nicht! — Es giebt Lagen, wo der Selbstmord Pflicht wird. Was soll ich ferner auf der Welt? Ich habe nicht Vater, noch Mutter, noch Freunde, noch Geliebte, noch Verwandte. Ich habe keinen Heller, mein Daseyn zu fristen. Von anderer Güte leben mag ich nicht; betteln und betrügen kann ich nicht, viel leichter kann und will ich sterben. Freilich, Alles wäre so nicht gekommen, hätte ich verstanden, wider mein Gewissen zu handeln. Aber mein böses Schicksal hat mich mit Herz und Geist begabt; darum kann ich dem Leben nicht dienen, wie alle Andern, die von diesem kaltsinnigen Dämon sich zu Sklaven und Schurken machen lassen. Ich bin bettelarm, bin ein Dichter! folglich bin ich in der mensch-

lichen Gesellschaft nichts werth, denn nichts kann ich nützen. Aber mein Leichnam wird mit 50 Franken baar bezahlt und ich erzeige dem armen Bootsmann, der mich findet, eine Wohlthat und belehre die jungen Aerzte, die mich zerschneiden. Wohlthun und Belehren! Im Leben wollt' ich's gern und konnte nicht! Ein Selbstmord — je nun, in Paris, ist's keine Sache von Wichtigkeit und Belang. Es geschieht wohl!"

Unter diesem Selbstgespräch war er bis zur Ecke des Quais gelangt und stieg die Stufen hinab, die das Trottoir dort bildet. — „Bester Herr! — einen Sous zu Brod!" rief eine klägliche Stimme. „Ein Almosen, bester Herr!" tönte dumpf und heiser eine andere Stimme. Mechanisch hatte der Jüngling seine Hände in die Tasche gesteckt, wo einige Sous noch leise klimperten. Er warf das Geld den Bettlern hin, welche Beide riefen: „Der Himmel erhalte Sie!" — „Bis es dunkelt! damit ich's vollbringe ohne die Menschenliebe, die auf der Seine schwimmt!" fügte er hinzu.

Wenige Schritte weiter, vor dem Laden eines Kunsthändlers, hielt eine glänzende Equipage. Eine hohe Gestalt schwebte den niedergeschlagenen Tritt hinunter; der Herbstwind, der durch ihre Gewänder flatterte, verrieth die edelsten Formen. Ein göttergleiches Antlitz war künstlerisch in den Rahmen eines rosenfarbenen Seidenhuts gefaßt. Sie blickte den Jüngling an; er kannte sie, denn ein glühendes Roth färbte seine Wange. War es Liebe, oder Zorn, oder Schaam, was ihm das Blut in's Antlitz jagte? — Liebe gewiß, und Schaam und Zorn über seine Liebe, die im letzten Augenblick seines Daseyns noch Gewalt hatte über ihn. Und wenn sie mein Erröthen bemerkte, und wenn sie meinen Tod erfährt? — so wird sie einen Triumph mehr zählen, einen neuen Sieg feiern zu den vielen alten; sie wird in den

Spiegel sehen und sagen: Ich muß heut recht hübsch ausgesehen haben. Und aus ist's mit mir und in der Welt bleibt Alles bei'm Alten! Jetzt! Jetzt ist Alles gut!" jauchzte er innerlich auf. Sein Geist stand an der Grenze der Trübseligkeit und hatte plötzlich den Muth zur finstern That in der Verzweiflung gefunden.

Ohne zu wissen, was er that, folgte er der Schönen in den Laden. Mit dem leichten und nachlässigen Anstande eines Engländers, der Millionen zu verschwenden hat, trat er ein. — „Ich wünsche das ganze Magazin in Augenschein zu nehmen, vielleicht daß irgend etwas Seltenes oder Außerordentliches mir anlacht." — „Sogleich, mein Herr!" erwiederte der Ladendiener, ein pausbackiger, rothhaariger Bursche. „Sehen Sie sich indeß nur hier um; ich werde Sie sogleich eine Treppe höher führen, wo wir die besten und seltensten Sachen stehen haben." Nach dieser merkantilischen Antwort wandte er sich wieder zur Dame, die einige Stammbuch-Blätter und Lithographieen kaufte.

„Ein Leonardo da Vinci?" fragte der Jüngling, indem er auf ein Oelgemälde, einen flüchtig in Farbe gesetzten weiblichen Kopf, deutete. „Ein Studium von diesem Meister oder einem seiner Schüler!" — „Ein Leonardo da Vinci!" antwortete der Ladendiener. „Der Herr sind Kenner!" — „O heilige Wahrheit der Kunst!" rief der Jüngling in wilder Laune. „Sehen Sie, Madame", wandte er sich mit spöttischer Höflichkeit zur Schönen; „welche klare Blicke der Unschuld, die Jungfräulichkeit und Seelenreinheit hier in Farbe und Gestalt! O sagen Sie nicht, hier sey Schönheit und Tugend mit todten Farben hingeheuchelt! Diese Schönheit", fuhr er fort, indem er seine Worte stark betonte; „lebt im Geiste, diese Unschuld ward vom Künstler wirklich empfunden. Stellen Sie eine lebende Schönheit neben das Bild und

was ist sie? Eine Fleischform ohne Geist, gebildet durch Meister Zufall, ja wahrlich vom Zufall! Die Natur hat Schönheit nicht geschaffen zum Kokettiren, Witz nicht, um damit den Nächsten zu lästern, Keuschheit nicht, damit Habsucht, Selbstsucht ein Conservationsmittel für alternde Reize daraus mache. Denn wär' es Absicht der Natur, den schlechtesten Kern in eine gleißende Hülle zu fassen, so wäre der Geist, der sie lenkt, ein schadenfroher Kobold."

Die Schöne zählte hastig mehrere Goldstücke für die erkauften Sachen hin und verließ eiligen Schrittes den Laden.

„Was ist Ihnen? mein Enthusiasmus für die Kunst kann Sie doch nicht beleidigen?" rief ihr der Jüngling halblachend nach.

Der Ladenbursche sah ihn zweifelhaft an. Kaum aber war sie verschwunden, als der Jüngling die ganze Last des Daseyns doppelt auf seine Seele zurückgewälzt fühlte. Nur in ihrer Gegenwart hatte er Muth zum Aeußersten, ohne sie keinen! Das begriff er, und sein Auge, im Laden umherirrend, sah hier einen Republikanerschädel friedlich bei einer Hellebarde stehen und hin und wieder Pistolen, Dolche, Streitärte, Kolben, Morgensterne, Bogen und Pfeile, Waffen aller Zeiten und Völker neben Geräthen des Friedens und der Betriebsamkeit. Warum hatte er nicht eines von all den vielen Mordgewehren ergriffen und vor ihren Augen sich getödtet oder sie zuvor —? „Und war sie es werth?" fragte er; „nein, sie verdient es nicht!" gestand er sich ein. „Doch ich hätte den günstigen Moment benutzen sollen, erst meine Liebe zu ihr zu rächen, dann mich, um meine Liebe zu strafen. So wär's gelungen. Jetzt bleibt mir ein schwerer, qualvoller Todeskampf."

Der Ladenbursche hatte die Schlüssel genommen und

ihn gefragt: ob es ihm gefällig sey, das Magazin jetzt in Augenschein zu nehmen. Diese Frage mußte zwei Mal wiederholt werden, um statt aller Antwort ein stummes Zeichen zu erhalten, welches hieß: Geh nur voran!

Das Magazin öffnete sich mit seinen weiten und vielfachen Sälen und gewährte einen wunderlich chaotischen Anblick. Der Welt Anfang und die gestrigen Ereignisse vermählten sich hier in seltsamer Verträglichkeit. Natur, Kunst und Wissenschaft schienen ihre Trümmer und Splitter hierher geworfen zu haben, wie in eine allgemeine Welt-Rumpelkammer. Krokodille, Affen und Schlangen fletschten gegeneinander die Zähne, und schienen sich und die Glasmalereien der Kirchenscheiben anzufeinden; sie schnappten nach den Vasen und Steinbildern und wollten die Schichten des mannigfachen Geräthes erspringen und erklettern. Ein elfenbeinernes Schiff, die Seegel im vollen Winde geschwellt, ruhte da auf einer trägen Schildkröte. Madam Dubarry, gemalt von Latour, blickte mit zärtlichem Verlangen dort nach einer indischen Pagode, die nickend sie verhöhnte. Bonaparte und ein Sphinx des Sesostris betrachteten sich gegenseitig ernst und schweigsam. Kalt und fühllos blickten aus ihren Winkeln ehrwürdige Schöffen und Bürgermeister von niederländischer Schule auf die verworren angehäuften Schätze der Kunst und des Alterthums hin. Dort stand der grüne, goldgewirkte Pantoffel des Serail neben dem Kelch und der Monstranz; hier die Friedenspfeife des Wilden neben dem saracenischen Halbmond; da der Federschmuck des Kaziken neben dem barbarischen Götzen. Und Alles, Alles wollte der Ladenbursche mit geschwätziger Zunge erklären, als der Jüngling unwillig ihm Schweigen gebot. Nicht auf das Einzelne vermochte er seine Aufmerksamkeit zu richten; aber das hirnlos zersplitterte Ganze, die Menge von Gestalten des Schmerzes, der Erhabenheit, der Anmuth, Gleich-

gültigkeit und Furchtbarkeit: dieses Chaos von Meubeln, Erfindungen, Moden, Ruinen und Nationalitäten, diese Buntheit von Industrie und Religion, von Meisterwerken, Götterbildern, königlicher und verschwenderischer Pracht, von Geist und Luxus, Phantasie und Thorheit, worüber tausend Lichterchen scherzend hinflogen, tausend wunderliche Reflexe und Nüancen hinspielten und mit greller Willkühr tausend grobe Licht- und Schatteneffekte sich bildeten, wo tausend häßliche Winkel und Ecken sich zackten und tausend krause Verzweigungen zu winken und zu deuten schienen; — dieses vielsinnige, vielköpfige, vielarmige, vieldeutige, hirnlose Ganze, das mit jedem Schritte sich veränderte und dennoch stets derselbe Unsinn blieb, dies war's, was den Jüngling zu betrachten erfreute. Und doch schien ihm, als würde sein Ohr von einem grellen, vielfachen Schrei zerrissen und Auge und Geist würden auseinanderfliegen, um, haftend an den unendlichen Einzelheiten, vernichtet zu seyn.

So hatte er bald das Ende des letzten Saales erreicht und ließ sich dort erschöpft in einen Sessel nieder. — „Nun, mein Herr! sieht Ihnen nichts von allen den Sachen an?" fragte der beleidigte Ladendiener. „Sie sitzen da auf einem curulischen Stuhl, zwischen zwei kostbaren Mumien von Cairo und zu ihren Füßen ruhen antidiluvianische Fossilien, die sie keines Blickes würdigen!"

„Was enthält dieser Schrank?" fragte gedankenlos der Jüngling und deutete auf einen Schrein von Ebenholz, der mit einer starken silbernen Kette von der Decke herabhing. — „Der Herr hat den Schlüssel dazu"; sprach der Bursche mit wichtigen Mienen; „wollen Sie diesen Raphael sehen, so wage ich es, Ihre Wünsche meinem Herrn mitzutheilen." „Sie wagen es?" fragte der Jüngling; „ist Ihr Herr ein Prinz?" — „Aber ich weiß nicht"! — stammelte der Bursche, indem er den Unbe-

kannten zweifelhaft anblickte, und da dieser schwieg fügte er hinzu: „Der Raphael ward mit Goldstücken schon drei Mal bedeckt und selbst für diesen Preis nicht losgeschlagen.“ Jener indeß schwieg immerwährend und saß nachlässig und gleichgültig da. Somit blieb dem Burschen nichts übrig, als seinen Herrn zu rufen: ob dieser mit dem seltsamen Fremden besser zurecht kommen würde. Er ging.

Der Jüngling blieb allein. Mit röthlichem Strahle blickte die untergehende Sonne in die Säle. „Bald ist es Zeit!“ seufzte er bebend. — Da schien ein seltsames Leben aus dem magischen Lichte sich zu gebären; Alles glänzte dem einsamen Anschauer wundersam entgegen und regte sich, lebte, grinzte, kroch und schlängelte sich mit tausend Gliedern ihm entgegen. Dazwischen blickten holde Jungfrauenköpfe zärtlich ihn an; Steinbilder schossen aus den apfellosen Augen todte Blicke auf ihn und Alles bereitete sich, einen gemeinsamen Seufzer auszustoßen und dann in Moder zu verfallen; — da schwanden ihm die Sinne. Seine durch Leid, Aufregung, Gram und Hunger erschöpften Lebensgeister unterwarfen sich dem Schlummer willenlos.

Plötzlich weckte ihn eine Donnerstimme; er schlug die Augen auf, und vom Glanze, der ihm entgegenschlug, geblendet, mußte er sie augenblicklich wieder schließen.

Eine silberhelle spiegelblanke Ampel warf ihre weißen Strahlen gerade auf sein Antlitz; ein Greis hatte sie mit dürrem Arm erhoben, um seine Züge genau zu prüfen.

Es war eine kleine dürre Gestalt in einem schwarzsammetnen Gewande, das ein silberner Gürtel um den Leib befestigte. Eine Kapuze von schwarzem Sammet war über das Haupt gezogen, ließ aber von allen Seiten die starken schneeweißen Locken hindurch, die sammt

dem gleichfarbigen Barte bis zum Gürtel hinab reichten. Seine Lippen waren so blaß und dünn, daß es besonderer Aufmerksamkeit bedurfte, die Umrisse des schmalen Mundes zu entdecken. Die grünlichen Augen blickten lebhaft und mit unheimlicher Festigkeit und Kälte. Der Betrachtete fühlte von diesen Blicken sich durchschaut und in all seine Einzelheiten zergliedert; — war es zu verwundern, daß der Jüngling, von solcher Erscheinung, die einem gothischen Sarkophage, oder einer ägyptischen Mumienhülle, oder einem griechischen Aschenkruge entstiegen zu seyn schien, plötzlich aus seinem Schlafe geweckt, sich in die Ammenmährchen seiner Kindheit versetzt glaubte und sich ernstlich fragte: — wie ist das möglich, wie kann dergleichen wirklich geschehen im neunzehnten Jahrhundert, in Paris, auf dem Quai de Voltaire, ein Name, der schon hinreicht, Visionen zu leugnen?

„Der Herr wünschen meinen Raphael zu sehen?" fragte höflich der Greis und stellte seine Lampe auf den Torso einer Säule, daß der ganze Strahl auf den Schrein von Ebenholz fiel. Hierauf drückte er an eine Springfeder und geräuschlos schob der Deckel sich fort. — „Für diese unsterbliche Schöpfung Raphaels", sprach er, „ist mir bereits so viel Gold geboten, daß ich drei Mal damit das Gemälde bedecken kann. Und Sie? Besitzen Sie Vermögen genug, solch seltene Kostbarkeit zu erstehen?" — Aber der Jüngling sah, daß die Nacht völlig angebrochen war. „Wohlan denn", sprach er; „es gilt zu sterben!" — „Mörder!" schrie der Greis, diese Worte mißdeutend und packte erschrocken die Hände des Jünglings, der auf keine Weise Widerstand leistete, sondern wehmüthig sprach: „Lassen Sie mich los! Nur mein Leben gilt's, nicht das Ihre! Ich habe nur die Nacht heran gewartet, um es sicherer zu vollbringen. Vergeben Sie einem Freunde der Kunst und einem Dichter, daß er seine Ir-

ten qualvollen Augenblicke hier zu vollbringen suchte.“ — Der argwöhnische Greis betrachtete aufmerksam das Angesicht seines seltsamen Kundmannes; die edlen Züge, verschönt durch Schmerz, die weiche, herzergreifende Stimme, beruhigten ihn endlich. Langsam ließ er ihn los, lehnte sich vorsichtig an einen nahestehenden Tisch von köstlichem Schnitzwerk und bewaffnete sich für den Nothfall mit einem asiatischen Giftpfeil, dessen Spitze er auf den Jüngling richtete. Sodann fragte er kopfschüttelnd: „Sterben willst Du? bist jung, angenehm, wohlgebaut und ein Dichter? Was in aller Welt läßt Dich den Tod wünschen? bist Du entehrt?“ — „Mich nicht zu entehren, sterbe ich!“ — Bist Du im lebendigen Marionetten-Spiel ausgepfiffen? Ist Deine Geliebte gestorben und Du kannst sie nicht beerdigen lassen? oder ist Deine Mutter, Dein Vater unzufrieden, daß Du auf der Welt bist? oder hast Du den Spleen, der, um der Langeweile zu entfliehen, den Tod sucht? Sprich!

„Ach!“ seufzte der Jüngling trostlos, und ein Thränenstrom entquoll seinen Augen. „Ich bin elend, da habt Ihr Alles in Allem; das tiefste, schmachvollste, entsetzlichste Elend ist mein Loos, und ich kann's nicht mehr tragen. Aber ich will weder Hülfe noch Trost von irgend Jemand erbetteln! Lebt wohl!“ — „Halt! Halt!“ schrie der Greis dem Ungestümen zu; „die Nacht ist lang, Du hast noch Zeit genug zu sterben. Hör' mich nur an, ich will Dich nicht bemitleiden noch trösten. Ich gab Dir weder einen Sous, noch einen englischen Pence, noch einen spanischen Maravedi, noch eine venetianische Gazette, noch einen afrikanischen Kori, noch eine indische Rupie, noch einen amerikanischen Gourd, noch eine russische Kopeke, noch einen holländischen Dennier, noch eine levantische Para, noch einen genueser Crusado, noch einen genfer Groschen, noch einen deutschen Heller, noch einen

schweizer Batzen, noch einen preußischen Sechser? Ich gab' Dir nicht Gold, noch Silber, noch Wechsel-Papier oder Banknoten; ist aber Elend Dein Leid, so kann ich Dich reicher, angesehener und mächtiger machen als unser Bürgerkönig selbst es ist. Nun, wie schmeckt Dir das?" — „Spottet Ihr meiner?" — „Schau hierher!" fuhr der Greis fort und wandte seine Lampe nach der entgegengesetzten Seite. „Sieh' dieses Elendsfell! Du nennst Dich elend? nimm dieses Fell! Gemacht vom Elend, macht es elend den Besitzer; doch Du, so elend, um den Tod zu suchen, hast dieses Elendsfelles Elend nicht zu fürchten und kannst getrost das Fell gebrauchen wider Dein Elend."

„Wie?" rief der Jüngling und betrachtete aufmerksam das weit ausgespannte Fell, was wie Silber flimmte und blitzte. „Zum Ueberfluß", fügte er hinzu, „auch das Siegel Salomonis drauf, oder das Zeichen, was die Orientalisten so nennen. Schämt Euch, daß Ihr eines Unglücklichen so spotten könnt!" — „Bist Du Orientalist?" rief der Greis erfreut; „nun so wirst Du auch den geheimnißvollen Spruch verstehen, der von Allem Dich überzeugen kann." Er leuchtete näher; die Inschrift war matter als das ganze Fell, doch wenn man von der entgegengesetzten Seite leuchtete, so schien das Fell matt und die Schriftzüge blitzten. Diese erschienen wie durch eine äußere Vorkehrung auf das Fell hingeworfen; man mochte die Haare empor oder hier- und dorthin streichen oder niederglätten, die Züge veränderten sich nicht und verloren nichts von ihrer Sauberkeit und Deutlichkeit. — „Die orientalische Industrie hat doch ganz eigenthümliche Geheimnisse!" sprach der Greis. — Der Jüngling las die Inschrift:

„Wer mich besitzt, besitzt Alles;
Wer mich besitzt, dess Leben beng' id

Wer mich besitzt, des Wünsche erfüll' ich;
Für jeden Wunsch zahlt seine Lebenszeit.
Wie ich mich mindre, mindert sich sein Leben,
Mit jedem Wunsche mindre ich mich!
Fremdling! willst Du mich besitzen,
Greif zu!
Gott erlaubt's!"

„Du liest den Sanscrit sehr geläufig! warst Du in Indien oder Bengalen?" fragte der Greis. — „Nein!" antwortete der Jüngling, das Wunder immer noch mit zweifelhaften Blicken anstarrend. — „Dies Geheimniß scheint Dich sehr zu beschäftigen!" — „In allem Ernst, darf ich meinen Sinnen trauen? Träume ich nicht?" — „Die letzte Frage ist schwer zu entscheiden und läßt sich eben so gut mit ja, wie mit nein beantworten. Oft erlebt man mehr im Traum, als je in der Wirklichkeit, oft verträumt man dort die Zeit unnützer als im Schlaf. Diese Frage also gehört nicht hieher. Indeß hast Du mehr Energie, als irgend Einer, dem ich diesen Talisman zeigte. Jeder leugnete bisher dessen magische Gewalt, und nannte dergleichen Aberglauben. Dennoch aber hatte Keiner das Herz, nur zur Probe einmal zuzugreifen." — „Ich wag' es drauf!" rief der Jüngling. — „Sachte!" entgegnete der Greis. „Der Besitz eines Talismans überträgt sich nicht wie der jeder andern beweglichen oder unbeweglichen Sache. Ein gründliches Verständniß muß zwischen Geber und Empfänger statt finden, sonst bleibt das Elendsfell, trotz allem Geben, Schenken und Uebertragen stets im Besitz des alten Eigenthümers. — Vernimm also, mein Sohn, der Du glaubst, mit diesem Talisman glücklich zu seyn: daß es kein größeres Elend giebt als im Besitz der Macht zu seyn, die alle Wünsche erfüllt. Erfüllung raubt jedem Wunsch das Wünschenswerthe; Erfüllung aller Wünsche macht uns Wünsche wünschen. Nur ein Wunsch aber bleibt Dir im Besitz des Elends-

felles übrig, den dieses aber ausdrücklich versagt. Es zeigt Dir stets die Dauer Deines Lebens mit jedem Wunsche, wie gesagt, sonst auch mit jedem Tage, den Du verlebt; schrumpft es zusammen, rückst Du Deinem Ende näher. Du wirst zuletzt nur zu leben wünschen, physisch nur zu leben, zu athmen, zu vegetiren wie eine Pflanze. Giebts aber wohl ein größeres Elend als alles Andere nicht und dies nur zu wünschen? Und bei dem Allen ist's noch ein Glück, daß man Etwas wünscht, ist gleich dieser Wunsch eine Todesqual, die Du allmählig erschöpfen mußt. Urtheile daher, mit welchem großen Recht dieser Talisman „das Elendsfell" heißt. Zwar ergiebt sich aus chemischen und naturhistorischen Untersuchungen, daß dies Fell ein Stück von der Haut des Elendsthieres sey, magisch verarbeitet. Historisch läßt es sich vielleicht nicht nachweisen, wie ein indischer Zauberer zu einem Elendthier gelangte; allein Zauberer nehmen ja ihre Ingredienzien aus allen vier Himmelsgegenden, und in der Magie, wo das Wort zauberkräftig ist, muß Idee und Benennung eins seyn. Mithin läßt sich annehmen, daß dies Elendsfell wohl nur vom Elendsthier präparirt werden konnte. — Hiermit, mein Sohn, habe ich nun all meinen Pflichten Genüge geleistet und es hängt jetzt von Deinem freien Willen ab: ob Du den Talisman willst oder nicht?"

„Was in der Welt", rief der Jüngling, „kann mir das Leben wünschenswerth machen? Ich wollte sterben, wohlan, so will ich angenehm sterben!" Mit convulsivischer Bewegung ergriff er das Fell. „Untergehen will ich im Rausche des Daseyns, im Vollgenuß aller Freuden!" rief er laut.

„Der Pakt ist geschlossen?" fragte der Greis. „Er ist's!" rief der Jüngling; „ich will, was Himmel und Erde Genießenswerthes haben, in einem Zuge erschöpfen,

der Untergang soll meine Befriedigung seyn. Ist's Sünde, mag es mein Schicksal verantworten, das in dem Augenblick, wo alle Begierden in mir, thierisch wild erregt, zum Tode sich drängten, diese Erfüllung mir in die Hände spielt. Vernimm, Alter! mich zerreißen alle Schmerzen, die je ein menschliches Eingeweide durchwühlt: Verschmähter Liebe Pein, verhöhntes Kunstgefühl und Streben, erlittne Schmach und Selbstverachtung; und soll ich noch den physischen Schmerz des Hungers hinzuzählen, das Bedürfniß nach Schlaf, den der Gram mir geraubt? Ja! ich bin rechtmäßiger Besitzer des Elendsfelles. Ist der magische Name zugleich magisches Daseyn, so sind das Elendsfell und ich Brüder, Theile eines Ganzen, gegenseitige Bedingnisse. Nichts ist es ohne mich, ich bin nichts ohne dasselbe. Nur mir kann es nützen, wie ich nur ihm. — Wohlan, so will ich jetzt denn glänzend und königlich speisen. Ein Bachanal entstehe vor meinen Augen, das alle Genüsse vereint und Luxus und Eleganz auf ihre höchsten Spitzen treibt. Meine Tischgenossen sollen so ausbündig lustig und drollig seyn, um einem Sokrates und Plato ein Lächeln abzunöthigen. Und Alle sollen meine Gesinnung und mein hochgestimmtes poetisches Gemüth anerkennen, so sehr es sie auch anfangs befremdet; und Weiber, anbetungswerth an Geist und Körper, die solche Huld rings um sich her ergießen, daß jeder Jüngling sich zum Gotte träumen muß, sollen als Sklavinnen nur mir dienen!"

„Gemach, Freundchen!" unterbrach der Greis ihn lachend; „denkst Du, Dein Glücksrausch könne mein Magazin hier zerstören, ohne daß ich diesen Fall vorausgesehen und mit bedungen hätte? Sollen diese Wände sich hier auseinander begeben, diese Gegenstände hier alle sich entfernen, um Deinen Tafeln, Freunden und Mädchen Platz zu machen?" — „Wie?" fragte der Jüngling. —

"Deine Wünsche erfüllen sich, ohne daß Wunder geschehen;" antwortete der Greis. „Uebrigens sind sie so gemeiner Art, daß ich reich genug bin, sie zu erfüllen. Doch will ich dem Elendsfell nicht vorgreifen, das jetzt einig und eins ist mit Deinem Schicksal. Gieb Acht, noch eh Du längs dem Quai gegangen bist, erfüllen sie sich auf die einfachste Art von der Welt; irgend ein reicher Mann wird Dir begegnen, dem Du vielleicht früher einen Dienst geleistet hast, und wird Dich in solch eine Gesellschaft, wie Du beschrieben, führen." — „Wie? So fände ich nur Erfüllung in Alltäglichkeit?" — „Das Elendsfell verwirklicht Deine Wünsche; daß die Wirklichkeit enttäuscht und nicht befriedigt, wirst Du wissen." — „So bin ich betrogen!" rief der Jüngling. — „In keiner Hinsicht konnte ich Dich betrügen. Sieh! ich gestehe Dir, daß ich gern des Besitzes dieses Elendsfells mich entledigen wollte. Achtzig Jahre bin ich alt, bin reich, gelehrt, kunstverständig, vielleicht auch weise. Diese Triebe, die keine Wünsche sind, befriedige ich vollkommen; daher ist mir das Leben lieb, welches aber durch dies Fell einigermaßen bedroht wird; denn so alt und weise und reich ich seyn mag, bin ich doch immer ein Adamssohn und konnte, eh' ich mich dessen versah, auf Kosten meines Lebens auf irgend ein Begehren verfallen. Du aber wolltest sterben, d'rum schenkte ich Dir eine Waffe, die Deinen Selbstmord genußreich macht und nach Belieben ihn auch verzögern wird."

„Jetzt endlich versteh' ich Dich!" sprach der Jüngling, „und vermag es, Dir Glauben beizumessen. Nicht großmüthig hast Du gegen mich gehandelt, sondern meine Verzweiflung nur als Mittel betrachtet, Dich eines verderblichen Besitzes zu entledigen. O, Du handelst sehr menschlich!" —„Du magst Dir einbilden, göttlich zu handeln", entgegnete der Greis spöttisch; „Du kannst

ja sagen, Du opferst Dich, um diesen Talisman zu vernichten, der einem andern Menschen verderblich werden könnte. Befrei' also die Welt von diesem Ungeheuer und sey stolz auf Dein Heldenthum!" — „Und wenn ich nun Deinen Tod jetzt wünsche?" rief der Jüngling mit Donnerstimme, erzürnt über diesen Spott. — „Um Gotteswillen!" kreischte der erschrockene Greis. — „O Du weise Jammergestalt!" entgegnete verächtlich der Jüngling. „Nein, ich kann Dir weder zürnen noch Dich hassen. Aber belustigen sollst Du mich, zur Strafe für Deinen Spott. Mögest Du, weise, reich und alt, in eine alberne, unansehnliche, leichtfertige Tänzerin Dich verlieben, und alle Güter, deren Du Dich rühmst, seufzend zu ihren Füßen verschwenden. Ich aber will heute noch, was ich mir gewünscht, in magischer Vollkommenheit erblicken und allen Zauberrausch des Geistes und Gefühls will ich erschöpfen!" — Gleichgültig zuckte der Greis die Achseln, als wollte er sagen: Liebster! schon längst liebe ich mit all meinen genannten Eigenschaften eine solche Tänzerin und seufze zu ihren Füßen; und so wunderbar dir das auch vorkommen mag, so wirklich und der Wirklichkeit gemäß ist es doch. Auf diese Art, mein Freund, wirkt das Elendsfell und so vereinen sich Wünsche mit Wirklichkeit. — Demungeachtet unterließ der Greis nicht, seinen Kundmann mit der feinsten Höflichkeit bis an die Hausthür zu complimentiren. Das Elendsfell, anfänglich hart wie eine Metallplatte, erweichte sich in der Hand des Jünglings und gewann eine Biegsamkeit gleich der eines wollenen Tuches, das man bequem in die Rocktasche stecken kann, wie es mit dem Elendsfell denn auch dieses Mal geschah.

Als der Jüngling die Thür des Magazins heftig zuschlug und auf die Straße hinausstürzte, rannte er drei junge Leute, welche eben Arm in Arm vorüber schlen-

deten hart an. „Grobian!“ riefen diese. „Aber das ist ja Raphael! Sieh da und wir suchen Dich; bist Du es denn wirklich?“ Diese freundschaftlichen Begrüßungen folgten der Injurie auf dem Fuße, da eben eine Laterne ihren hellen Schein auf die Gruppe der Verwunderten warf. „Bester Freund!“ — rief derjenige, der von Raphael (so heißt der Held unserer Erzählung) fast über den Haufen gerannt worden wäre; „Du mußt sogleich mit uns kommen!“ — „Aber was giebt es denn?“ — „Komm nur, unterwegs sollst Du Alles erfahren!“

Hiermit umringten ihn die lustigen Freunde und schleppten ihn halb mit Gewalt, halb gutwillig zum Pont des Arts.

„Theuerster!“ begann Jener wieder; „wir sind schon seit acht Tagen auf Deine Fährte aus. In Deinem achtbaren Hotel St. Quentin Rue Cordiers erfuhren wir, Du habest eine Landpartie gemacht. Doch wir sahen ja nicht aus wie Goldmenschen, Manichäer oder Executoren; auch hatte Rastignai Dich am Abend im Theater du Büffons gesehen! Wir faßten also Muth und begannen eifrig nachzuforschen, ob Du in den Wipfeln der Bäume der Champs Elisees übernachtetest, oder für zwei Sous auf den Stricken jener philantropischen Anstalt, oder vielleicht sehr glücklich in einem reizenden Boudoir beherbergt würdest. Nirgends jedoch warst Du zu finden; weder auf den Listen von St. Pelagie, noch auf denen von La Force. Die Präfektur-Listen, Kaffeehäuser, Bibliotheken, Journal-Büreaus, Restaurationen, die Gallerien und Theaterfoyers, kurz alle anständigen und unanständigen Lokale von ganz Paris wurden durchsucht und ausgespürt, und wir seufzten über den Verlust eines Mannes von solchem Genie, das an allen Versammlungsorten, ja in Gefängnissen selbst, so sehr gesucht wurde. Wir beschlossen, Dich als ein Opfer der Julitage zu be-

nonisiren und Dich zu bedauern!“ Bei diesen Worten standen sie mitten auf dem Pont des Arts und Raphael blickte in die Seine, deren murmelnde Gewässer mit dem Scheine der Laternen und der erleuchteten Fenster ihr loses Spiel trieben. „Auf Ehre! Bedauern!“ — fuhr der Redner fort — „denn wir führen Dinge im Schilde, die Dich hauptsächlich betreffen; das heißt Dich, als einen ungewöhnlichen Menschen, der, wenn er Lust hat, Alles vollbringen kann. Hör zu! — Ernster als je geht man jetzt darauf aus, den constitutionellen Ball unter den Königlichen Becher zu prakticiren. Die absolute Monarchie, die der Volksheroismus stürzte, war ein leichtfertiges Weib, mit der man lachte und banquetirte; das Vaterland dagegen ist eine tugendhafte und strenge Gattin und die leidenschaftlichsten Beweise unserer Liebe nimmt sie nur als schuldigen und pflichtmäßigen Tribut auf. — Aber die Macht, wie Du weißt, ist von den Tuilerien auf die Journalisten übergegangen. Auch das Budget ist eingezogen vom Faubourg St. Germain nach der Chaussee d'Antin; daher — und das ist, was Du nicht weißt — daher fühlt unsere Regierung, ich will sagen, die Aristokratie der Banquiers und Advokaten — welche jetzt das Vaterland machen, wie ehemals die Pfaffen die Monarchie — die Nothwendigkeit, das französische Volk mit Worten, Neuigkeiten und Ideen zu mystificiren; just wie es die Staatsmänner des Absolutismus thaten. Es handelt sich gegenwärtig um nichts weniger, als eine gute, brauchbare National-Mahnung zu erfinden, um uns etwa zu beweisen, daß wir glücklicher sind, wenn wir zwölf hundert Millionen und drei und dreißig Centimes dem Vaterlande, repräsentirt von den Herren so und so, zahlen, als elf hundert Millionen und neun Centimes einem König geben, der statt ich, wir sagt. Kurz, ein Journal soll gegründet werden, und ist bereits mit 2 bis

300,000 guten Frankenstücken ausgerüstet, dessen Zweck eine Opposition ist, die Mißvergnügten zu beruhigen, ohne der National-Regierung zu schaden. Uebrigens werden wir uns über Freiheit eben so lustig machen wie über Despotismus, über Jesuitismus wie über Unglauben. Unser Vaterland ist nur die Hauptstadt, die unsere Geisteskinder adoptirt, die alle Tage herrliche Gastmahle und zahlreiche Schauspiele uns giebt, in der es wimmelt von leichtfertigen Sirenen, wo Abendschmäuse sich bis zum Sonnenaufgang verlängern, wo jede Glocke uns eine Schäferstunde schlägt. Mit einem Wort: Paris bleibt uns das angenehmste aller Vaterländer für und für; das Vaterland der Freude, Freiheit, des Geistes, der schönen Weiber, der Taugenichtse und feurigen Weine. — Um jeder Macht uns zu entziehen, um ganz als Schlaraffen zu leben, wollen wir den Volksgeist modeln, wir die Schauspieler zurichten, wir das alte Wrack der Regierung kalfatern, wir neue Lehren ausdenken und alte abdanken. Die Republik kochen wir auf, die Bonapartisten rufen wir zusammen, das Centrum lassen wir wieder aufleben, um über Alles zu lachen. Auch machen wir uns zur Bedingung, daß wir nicht nöthig haben, unserer eigenen Meinung zu seyn, wenn wir nur lustig leben; denn das ist die Hauptsache. Da Du aber die Zügel dieses burlesken und schwelgerischen Reiches führen sollst, so schleppen wir stehenden Fußes Dich zu einem der Gastmahl. mit, das uns von den Gründern des bewußten Journals gegeben wird. Gieb Acht! wie einen Bruder wird man Dich empfangen, und Dir huldigen; Du sollst das Oberhaupt jener geistigen Frondeurs seyn, die jedes Wort wagen, mit ihrem Scharfsinne Alles durchdringen: alle Zwecke und Geheimnisse auswärtiger Regierungen, ehe diese selber daran gedacht. Ja wir ernennen Dich zum Souverain jenes Geistes-

reicht, welches der Welt die Mirabeau, Talleyrands und alle die kecken Crispins schenkte, die mit dem Europäischen Schicksale je Schach spielten. So bist Du von uns geschildert; auch nannten wir Dich den kühnsten Streiter, der je Faust an Faust mit der Schwelgerei gerungen, und von diesem zerstörenden Ungeheuer, mit dem alle starken Geister kämpfen, noch nie besiegt worden ist. Unser Wirth hat uns versprochen, das heutige Saturnal solle Alles übertreffen, was je in Paris von mitternächtlichen Festen gesehen wurde, und er ist reich genug, alle Eleganz, Annehmlichkeit, Genüsse und Laster in ganz Paris so zu plündern, daß die kühnsten Wünsche einer Phantasie wie Deine" —.

„Die kühnsten Wünsche! — Still! still! Das ist also die Wirkung meines Elendsfells?" rief Raphael. — „Deines Elendsfells?" lachte der Redner; „bist Du ein solches?" — „Ja, der Besitz desselben macht mich dazu." — „Gebt ein Elendsfell solch einem Götterabend entgegen, als uns bevorsteht?" — „Das ist ja, was ich wünsche. Pfui! und Alles wird nur, wie ich's sagte, nichts wie ich's dachte. Alles gewöhnlich, alt, alltäglich und gemein. Elende Elendshaut!"

„Was Teufel redest Du von Elendshaut und Elendsfell?" fragten die Freunde.

„Kinder! Kinder! Kein größeres Elend giebt's als die Verwirklichung unserer Wünsche, und nichts wünschen zu können, was sich nicht verwirklicht! Es wird mich noch zum Einsiedler machen, das verfluchte Elendsfell." — „Hast Du den Verstand verloren?" fragten seine Freunde ernstlich besorgt. — „Nicht doch!" entgegnete Raphael; „Zeit meines Lebens habe ich nicht so weise gesprochen." Bei diesen Worten standen die Freunde vor einem prächtigen Hotel der Rue Joubert und traten ein.

Zu beiden Seiten der breiten Treppe, die sie erstie-

gen, prangten, grünten, blühten und dufteten Blumensträucher, Myrthen und Orangenbäume, und Raphael sagte: „Dennoch wirkt diese duftende, wärmende Halle wohlthätig auf mich. Ich habe selten solchen Luxus im Peristil gefunden und wäre schon zufrieden, fühlte ich mich nur einigermaßen überrascht.“ — „Und oben, Theuerster, sollst Du erst recht aufleben!“ sprach einer der Freunde.

„Und wenn wir nun erst das Schlachtfeld behaupten und als Sieger über alle jene Köpfe hinwegschreiten, sind wir dann besser, klüger, reicher in irgend einem Stücke!“ — Spöttisch zeigte er auf die Gäste in den von Licht und Luxus schimmernden Sälen, deren große Flügelthüren sich ihnen aufgethan.

Viele junge Leute, die durch Geist oder Talent damals einiges Aufsehen machten, oder einigen Ruf zu erwerben im Begriff standen, bildeten die Gesellschaft. Junge Maler, deren erste Bilder mit der Schule der Kaiserzeit wetteifern sollten; Autoren, die mit neuen Werken der romantischen Poesie eine neue Bahn brechen wollten; Bildhauer, die durch ihre rohe Haltung auf ihre Kunst und Genialität anzuspielen sich bemühten; allbekannte Spötter, die keine Autorität erkannten als die eigne; Karrikaturisten, die selbst den besten Stoff für ihren Stift abgaben; Tonkünstler, die ausgepfiffen, ohne an ihrer Kunst zu verzweifeln, und Redner, die auf der Tribüne gefallen, ohne sich weh zu thun. Hier schwatzten Autoren ohne Stil mit Autoren ohne Gedanken; dort ein Prosaist poetisch mit einem prosaischen Poeten. Da beklagten sich Tänzer, Bühnensänger und Schauspieler über die vielfachen Kabalen, um deretwillen sie nicht nach Verdienst anerkannt wurden. Ein St. Simonist wollte Alles zu seinem Orden bekehren; ein kecker Politikus dagegen Alles reformiren; ein berühmter Gelehrter wollte

Alles erklären und besser wissen, und ein Vaudevillist Alles dramatisiren.

„Wer von diesen Allen hat eine Zukunft?“ fragte sich Raphael wehmüthig. „Geräth der Witz und die Lustigkeit in diesem Jahrhundert so schlecht, daß mein Elendsfell bessere Tischgesellen für mich nicht finden kann?“

Der Wirth, sorgfältig heiter, wie ein Mann, der zweitausend Thaler an einem Abend verschwendet, blickte von Zeit zu Zeit ungeduldig zur Thür; man erkannte in diesen Blicken deutlich, daß die Gesellschaft vollzählig war bis auf Einen — da erschien zur Freude des Wirthes der Eine: ein kleiner, dicker Mann, schwarz gekleidet. Man bewillkommte ihn von allen Seiten so artig und schmeichelhaft, daß sich leicht erkennen ließ, er sey der Notar der das neue Journal gestiftet.

Ein Diener in Groß-Galla öffnete jetzt die Thür des Speisesaales, wohin man sich verfügte und ohne Umstände an der reichbesetzten Tafel seinen Platz aufsuchte.

Zögernd trat Raphael ein. Der Saal war mit Gold und Seide reich bekleidet; große Wandleuchter mit einer Unzahl von Lichtern gossen ihren blendenden Schein über die goldenen Friese, das Schnitzwerk und die prangenden Meubles aus. Seltene Blumen in Töpfen und Käfichen, von Bambus künstlich geflochten, verbreiteten ihren aromatischen Hauch. Alle Draperieen athmeten anspruchslose Pracht, und Alles bildete eine geschmackvolle und harmonische Wechselwirkung von Glanz und Farbe. „Es gefällt mir“, sprach Raphael; „ja! es gefällt mir. Ich wünsche nur, ich hätte es nicht gewünscht; aber mich hungert ja und darum will ich essen.“

Schweigend betrachteten die Gäste die Tafel; sie war bedeckt mit einem Tischtuch, weiß wie frischgefallener Schnee, und schien mit der Kühle des Saales im Bunde zu stehen, die durch ein leises Frösteln Eßluß

und Begier nach feurigen Getränken erregte. Ringsum reihten sich die Couverts wie nach einem System, und waren sämmtlich mit gelblichen Brödchen gekrönt. Die Krystallflaschen und Gläser spielten in Regenbogenfarben; die Speisen unter Massen von Silber erweckten durch ihren Dampf Begier und Lüsternheit; Worte ließen sich nicht vernehmen. — Die Gläser füllten sich, die leeren Teller schwanden; der erste Gang war in königlicher Pracht vorüber. Es war die Exposition des Festes und es folgte rother und weißer Burgunder, gleichsam als fortschreitende Handlung. Der zweite Akt ward geschwätziger als der erste. Manche Flasche Burgunder war des Todes verblichen, manche Nase und manche Stirn erschien von ihrem Inhalt geröthet; die Wangen fingen an zu brennen, die Augen zu schwimmen. Es war die Morgenröthe der Trunkenheit. Aber immer noch hielt sich das Gespräch in den Schranken des Anstandes. Witze, Bonmots und Sarkasmen durchkreuzten sich schon blitzend, und Verläumdung, Neid und Mißgunst, heimisch unter allen Personen, die einer gewissen Oeffentlichkeit genießen, fingen an, mit ihren Flügeln leise zu wehen.

Der dritte Gang fand alle Geister in aufrührerischer Gährung. Man aß sprechend und sprach essend, leerte zugleich die Gläser, unbekümmert, wohin der Wein floß. Man begeisterte, parfümirte und badete sich mit den Getränken. Da kamen die Gewächse der Rhone, die alten Roussillons, und die langversch.nten Champagnerflaschen entfesselten knallend ihre Pfropfen. Das Desert ward in einem großen Aufsatz, der Stückweise aneinander gesetzt die ganze Tafel bedeckte, aufgetragen. Niedliche und zierliche Gestalten hielten die Gelees und Eise von Erdbeeren, Ananas und frischen Datteln, Orangen und Granat-Aepfeln, kurz, Alles, was Luxus und Gaumenkitzel nur wünschten, die seltensten und verführerischsten

Leckerbißen waren in silbernen, goldenen, krißallenen, perlemutternen Gefäßen auf's Neue im Uebermaaß verschwendet. Und die ganze Ueberraschung des plötzlich neu gedeckten Tisches erschien den Augen der trunkenen Gäste eine doppelte, denn sie sahen Alles doppelt und schrieen als ob jeder zwei Stimmen habe. Alles schwatzte, raisonnirte, lehrte und bewies, ohne daß man das eigne Wort vernehmen konnte. Man erzählte unerhörte Geschichten und sie blieben ungehört; fragte, was nicht beantwortet wurde und antwortete, was nicht gefragt war; kurz, Jeder schwebte auf eigenthümliche Weise zwischen Thorheit und Vernunft. In diesem schien die Tollheit vernünftig, in Jenem die Vernunft toll geworden; über Alles hinaus aber erhob das Fest selbst seine schreiende Stimme und schwoll und schwoll wie ein Crescendo von Rossini; dann folgte plötzlich Stille. Der Wirth hatte sein Glas gefaßt und sich erhoben, die Gäste alle folgten seinem Beispiel. „Unser neues Unternehmen lebe, blühe und gedeihe!“ rief er und Unisono wiederholten es Alle. Dieser Toast schien der Schlußaccord der Lärm-Symphonie, denn eine Todtenstille von zwei Sekunden erfolgte. Jedermann trank.

Plötzlich lärmten Pauken und Trompeten. Eine Harmonie-Musik von Blech-Instrumenten stimmte ein schmetterndes Allegro an. Mit einem Male verschwand geräuschlos eine Draperie des Saales, der Tafel gegenüber, und alle Genüsse des Festes schienen zu erbleichen vor dem Anblick, der sich jetzt den Gästen bot.

Man blickte in das Innere eines türkischen Zeltes, das von Schmelz, Flittern und Silber mit seinen ringsumher laufenden Polstern wie aus Licht und Glanz gewoben schien. Ein Krißall-Kronleuchter warf über Alles ein so blendendes Licht, daß der Saal wie verdunkelt schien. Rings auf den Polstern lagen in reizender

Stellung Odalisken, die, wie allmählig die Musik sanfter ward, einander sich aufzumuntern schienen, aufzustehen und einen Tanz zu beginnen. Endlich ließen sich nur noch Flöten, Hoboen und Harfen vernehmen im zärtlichen Andante. Die Feengestalten begannen den langsamen Tanz und es schien, als wollten sie Arme und Leib in dem schimmernden Lichtmeer baden, das sie rings umfloß. Aber ihre leuchtenden Augen schienen dennoch den so künstlich hervorgezauberten Glanz zu überstrahlen und die Musik sich im zarten Muskelspiel der Arme und des Halses, bei jeder Stellung, die sie allmählig annahmen, zu wiederholen. Auch der Faltenwurf der leichten Kleider, der die weiche Fülle aller Formen bald hier, bald dort verrieth, schien mit in diesen Takt einzustimmen, den gleichsam Amor mit einem scharfen Pfeile schlug.

Eine Jede hatte sich nach ihrer Phantasie, oder auch wie ihre Schönheit es begehrte, oder vielmehr nach den Capricen ihrer einzelnen Reize, deren jeder sich geltend machen wollte, gekleidet. Hier diente ein kohlschwarzes Halsband auf die blendende Weiße eines Halses die Augen zu lenken, dort umflatterte ein feuerrother Gürtel die entzückende Taille einer Brünette; dort verrieth ein völlig zurückgeschlagener Aermel die Vollkommenheit eines Armes. Die Eine schien ohne Herz und Liebe alle Stellungen der Liebe und Zärtlichkeit im Tanze anzunehmen, nur um sich darüber lustig zu machen; die Andere schien sehr ruhig und behaglich ganz darin zu leben. Eine Dritte schien ängstlich den Empfindungen sich entziehen zu wollen, ward aber wider Willen darin festgehalten. Kurz, Alle thaten, erschienen, fühlten und geberdeten sich, wie es sie am besten kleidete, und lebten für den Augenblick in der Vollkommenheit ihrer selbst.

Mit weit aufgerissenen Augen hatten die Gäste dies Schauspiel angestarrt; Einer nach dem Andern wurde

sich des Zustandes seines Rausches bewußt und bemühte sich ihn zu bekämpfen. Einer nach dem Andern hatte allmählig den Sitz verlassen, seine Beine geprüft, und war dem Zelte immer näher und näher getre[illegible]; und während Alle bezaubert von den Künsten d[illegible] Tänzerinnen da standen — die in so unmittelbarer Nähe, wo Auge in Auge blickt, wo jeder Athemzug und jede Bewegung gleich ihr Ziel treffen, viel gewaltiger wirken als von der geräumigen Bühne herab, von wo aus man sie gewöhnlich nur halb bewundert — sprangen die Tänzerinnen plötzlich zu den Zuschauern hin. Eine Jede nahm einen oder zwei derselben bei der Hand und führte sie ins Zelt. Die Musik schwieg. Aus der Kunst gerieth man in die Wirklichkeit, die reizend costümirten Odalisken wurden längst gekannte Tänzerinnen, deren Freunde oder Anbeter oder Günstlinge, ja auch einige wenige Ehemänner, in der Gesellschaft sich befanden. Man ließ sich auf die Polster nieder: Kaffee und Liqueure, Mandeln und Zuckerwerk wurden aufgetragen, wonach vorzüglich diejenigen mit Begierde griffen, die sich nicht fest mehr auf den Beinen erfunden hatten. Man unterhielt sich mit den Tänzerinnen, machte ihnen den Hof und Complimente, ließ sich beglücken von einem geistigen Blick und sparte keinen Seufzer, kein Schmachten und keine Artigkeit. Es bildeten sich einzelne Gruppen, wo jedesmal eine ausgezeichnete Schöne wie eine Bienenkönigin in ihrem Stocke herrschte.

Eine hohe königliche Gestalt von stolzem Anstande und Wesen hatte Raphael und einen berühmten Portraitmaler bei der Hand gefaßt und neben sich zu den Polstern geführt. Ihr pechschwarzes, mit künstlerischer Nachlässigkeit geordnetes Haupthaar fiel in dichten Locken auf die starken und glänzenden Schultern. Arme, Hals und Nacken waren fast gänzlich entblößt. Ihre dunklen

großen Augen leuchteten matt aus den halbgeschlossenen Augenliedern, von langen Wimpern schwärmerisch beschattet, hervor, der weiche Mund war halb geöffnet und trotz ihrer majestätischen Gestalt lag sie matt und wie aufgelöst in dem schwellenden Sitze. Sie sprach kein Wort, aber ihre großen Augen ruhten immer verstohlen auf Raphaels Profil, der diese Blicke nicht beachten wollte. Es war die Schönste aller Anwesenden und die Schönheits-Aristokratie, die sich in Gesellschaften dieser Art leicht bildet, sicherten ihr die Huldigungen Aller, die sie wiederum nicht achtete. Sie war es, die Raphael zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit machte. Alle Blicke kehrten sich zu ihm hin. „Wer ist der junge Mensch dort unten?" fragte der kleine dicke schwarze Notar; „wär' es vielleicht Valentin, von dem sie mir so viel gesagt?" — „Was reden Sie von einem simplen Valentin!" antwortete dieser. Es war einer jener drei Freunde und hieß mit Vornamen Emil. Es ist ein von Valentin; Sprößling des griechischen Kaisers Valentinus, dem Ahnherrn aller Valentiner und Gründer von Valencia in Spanien und Valence in Frankreich!" — „So wünsch' ich ihm Geld und Truppen", entgegnete der Notar; „sein legitimes Eigenthum Constantinopel sich wieder zu erobern. Bis dahin mag er unser Journal redigiren." — „O!" bemerkte Emil; „er würde eben so leicht eine griechische Zeitschrift in Constantinopel, oder eine indische, ebräische oder eine englische, spanische oder deutsche Zeitschrift redigiren; denn wie gesagt ist er, was man ein Universal-Genie nennt. Reden Sie einmal mit ihm, seine erste Antwort wird Sie von Allem dem überzeugen. Sprechen Sie Deutsch?" — „Nein!" — „Schade! Er spricht Deutsch wie ein viereckiges Haupt von Geburt Er hat diese Sprache zuletzt getrieben und weil er alsdann auf den Geist, die Nationalität und Sitten eines

jeden Volkes mit Leib und Seele eingeht, ist er jetzt ganz Deutscher. Hat er nicht heut bei Tisch gegessen und getrunken wie ein Deutscher? und sehen Sie, die großen feurigen Becher, die Manchen von uns umwarfen, haben ihn nicht ein Mal lustig gemacht."

„Meine Herren"! begann der Notar laut zu aller Gesellschaft; „den Zweck unserer Zusammenkunft haben wir heute fast noch gar nicht berührt. Erlauben Sie mir zuvörderst, Ihnen den Chef unserer Unternehmung, den Redakteur des Journals, an dem die meisten von uns thätigen Antheil nehmen, in der Person des Herrn von Valenti vorzustellen, dem Enkel des griechischen Kaisers Valentinus, Erbauer von Valentia und Valence."

Raphael aber fühlte sich bei diesen Worten, so wenig ihnen auch eine Empfindung zu Grunde lag, von plötzlicher Begeisterung erfaßt. Das Bewußtseyn seiner neuen Thätigkeit kam über ihn und er sprach mit gerötheten Wangen: „Meine Herren, schenken Sie mir Gehör für einige Augenblicke! Zwar ist der Ort und die Umgebung für ernste Reden nicht geeignet; ich aber habe etwas Niegesagtes zu sagen, was lange schon meine Brust bedrängt und quält, das aus zu sprechen finde ich hier Gelegenheit und ergreife sie bei dem Stirnhaar. Hinweg mit Freuden, hinweg mit Sinnenrausch! der einen Mann von Geist nur reizt, so lange er ihn nicht kennt, so lange er mit Neulingsfurcht und Gewissensangst noch zu kämpfen hat. Was ich zu sagen habe fesselt den Geist mehr als irgend ein Kitzel, und es ist meine Pflicht, über meine Gesinnungen mich zu rechtfertigen und darzulegen: ob ich das Vertrauen verdiene, was man zu mir zu hegen scheint." —

Diese Worte waren von seltsamer Wirkung; die Männer horchten auf, die Damen, auf's innigste verletzt, zogen böse Gesichter, und nach einigem Schweigen

lichterten oder lachten sie laut, indem sie behaupteten: dergleichen Effronterieen noch nie erlebt zu haben. Sie konnten nur dadurch beruhigt werden, daß ihre Anbeter ihnen versicherten: der tolle Sonderling würde es sicher noch viel bunter und lächerlicher treiben und man müsse ihn nicht hindern, seinen ganzen auffälligen Wahnsinn darzulegen.

Nach einem ruhig verächtlichen Blick auf die Weiber fuhr Raphael fort:

„Nichts in der Welt kann mich bewegen, wider meine Ansichten zu handeln, und was ich meine Ansichten nenne, ist meine Ueberzeugung. Ich erkenne das Interesse, in welchem ich das Blatt redigiren soll, für das Interesse von ganz Frankreich an, und bin entschlossen, Wahrheit zu sagen; Wahrheit, die Frankreich noch nie gehört, deren es ungewohnt seyn und die es für Lästerungen halten wird, aber in diesen Lästerungen, so helfe mir Gott, spricht sich ein reiner, echter Patriotismus aus."

„Bravissimo!" rief der Notar, um die Gesellschaft wieder günstig für den Redner zu stimmen. „Frankreich zu lästern und zu schelten ist neu. Ein lästernder Patriotismus ist noch nicht da gewesen, er wird Glück machen!"

„Ja!" nahm Raphael das Wort; „alle Blätter bemühen sich, die Nation um ihre Julitage hochzupreisen und wir selbst finden ein Gefallen daran, uns zu schmeicheln, und unser eignes Lob über ganz Europa auszutrompeten. Selbstlob ist unwürdig, ja schimpflich! Jedwede Größe ist schweigend und bewußt. Laßt uns groß seyn! Es ist nicht zum ersten Male, in diesem Jahrhundert sogar, daß ganz Europa von unserm Ruhme widerhallt. Blicken wir auf unsere Kaiserzeit! das Heldenthum ist uns eigenthümlich, der Ruhm eine legitime Eigenschaft Frankreichs. Haben wir uns nur dreier großer

Tage in unserer Geschichte zu rühmen? Gelang uns nur diese letzte That? War dies Gelingen ein Almosen des Glücks, dem es wieder einfiel, Frankreich auf den geschichtlichen Schauplatz zu erheben? Sind wir solche Glückspilze der Größe, daß der Glanz einer einzigen gelungenen That dermaßen uns selbst verblendet, daß wir, seiner entwöhnt, über uns selbst uns wundern, und im eignen, selbstgeschaffnen Beifall uns berauschen? — Nein! laßt uns Wahrheit suchen, Wahrheit hören, wo sie laut wird, und fragen wir uns: was ist Frankreich, was bedeutet der Name Franzosen jetzt in Wahrheit! bezeichnet dieser Name immer noch den braven, edlen, hochherzig gesinnten Mann? — Ach nein! — Der Name ist außer Cours gesetzt, nicht von Ausländern, von uns Franzosen selbst. Der Franzose traut nicht mehr dem Franzosen; der Republikaner nur dem Republikaner; der Liberale nur dem Liberalen; der Bonapartist nur dem Bonapartisten. Und wenn ein Ausländer fragt: giebt's keinen Geist in Frankreich mehr, würdig des Vertrauens der ganzen Nation? oder ist die Nation nicht mehr fähig, einem ihrer Geister zu vertrauen? — was sollen wir darauf antworten? — Ja so ist's! und weil's so ist, muß es gewiß so seyn; vielleicht trägt die traurige Gegenwart in Zukunft gute Früchte. — Dem echten Patrioten aber zerschneidet es das Herz, daß die Nation, die den Namen der großen einst sich errang, jetzt all' ihre geistigen und physischen Kräfte zersplittert, verschwendet und vernichtet in einem Streben nach etwas, das nur durch Bescheidenheit, Vertrauen und Ruhe zu einem Ziele führt; durch Anmaßung, Parteisucht und im Rausch eines leidenschaftlichen Temperaments nur Unsinn und Unheil zuwege bringt."

„Bravo! Bravissimo!" riefen die älteren Mitglieder der Gesellschaft; „noch nie wurde die Mäßigkeit mit so unmäßigem Enthusiasmus verfochten!"

„Das ist's", fuhr Raphael fort; „was dem Autor zu sagen ziemt, der seine Zeit richten, nicht von ihr sich hinreißen lassen soll. Aber hier sitzen ja so manche Stimmführer der öffentlichen Meinung und sie wissen es selbst am besten, wie sie's treiben, auf welche Weise die Worte: Freiheit, allgemeines Wohl und Menschheit von ihnen gebraucht werden, wie sie den Journalismus zur Mode, Religion und Mode-Religion erheben, um als Priester der Göttin „öffentliche Meinung" all jene Pfaffenränke zu begehren, um deretwillen sie die Pfaffen und Jesuiten nicht genug anschwärzen und verdammen können. Wahrlich, es giebt Jesuiten der Aufklärung, wie Jesuiten der Finsterniß; die letzten sind nicht mehr gefährlich, und von den ersten, von Euch, Ihr Journalisten, steht zu wünschen, daß Frankreich Euer Treiben bald durchschaue. Ich möchte Euch fragen: ob Euer prahlerisches, ephemeres Streben Euch selbst nicht anwidert? Aber es giebt keinen Autor, keinen Dichter in Frankreich, der nicht ebenfalls nur Tages-Insekt wäre, der nicht löge, wo sein Interesse es begehrt, nicht aus Absicht, sondern aus persönlicher Befangenheit in seinem Interesse. Nennt mir den Franzosen, dess angeborenes Genie, der Zeit und allen Hindernissen trotzend, über sein Volk sich erhöbe, es zu beseelen, zu bessern und zu sich heran zu bilden! — Nein! All und Jeder dient der Zeit, der Gelegenheit und dem Publikum, zu dessen Sklaven er sich laut bekennt. Seinen Dichternamen macht er zur Handelsfirma eines Krämers; seine poetische Unsterblichkeit verkauft er für den Ruhm eines Fabrikanten, der kaufenswerthe und abgängige Waare liefert. Wie ein Banquier mit Staatspapieren, so spekulirt er mit seinen Versen und besingt allemal die Zeitereignisse, die den besten Cours haben. — Blickt umher, welche Genien unsere Nachbarländer gebaren! Frankreich hat keinen Shakespear, keinen Calde-

ron, keinen Dante. Ja! unſere älteren Dichter haben wir entthront, die höfiſchzugeſtutzte Alonge-Perücke Racine, den geiſtvollen Popanz Voltaire, und dafür gewonnen: was? — Etwa die franzöſiſche Auflage des Lord Byron, Caſimir de la Vigne oder de la Martine, der mit Krönungsſalböl ſchreibt, oder die poetiſche drapeau-blanc Chateaubriand! Kann Frankreich im Vergleich mit ſeinen Nachbarländern auf dieſe Genien ſtolz ſeyn? — Hier iſt das Feld, wo Frankreichs Dichter und Schriftſteller für Frankreichs Ehre zu ſorgen haben, und weil ſie Alle es hier verſäumen, laſſen ſie Alle Frankreichs Ehre und ihre eigene aus den Augen. Demungeachtet ſind ſie die lauteſten Wortführer und Eiferer, um der Nation zu lehren, was zu thun ſey. Wie voreilig! beweißt zuvörderſt Euer Genie, beweißt daß Ihr würdig ſeyd, die Nation zu belehren; denn obſchon einmal Gänſe durch Schnattern das römiſche Capitol retteten, ſo erfolgt daraus nicht, daß diejenigen Großes bewirken, die ſelber nicht groß ſind. — Und was lehren unſere Schriftſteller? Wir ſind die Geſetzgeber aller civiliſirten Nationen! Wir müſſen die Menſchenrechte für alle andern Völker verfechten! Um Gotteswillen, hört nicht auf dieſe pomphaften Anpreiſungen unſeres Unglücks!

„Seit den vierzig Jahren, daß wir revolutioniren, haben wir uns nur für das ganze civiliſirte Europa die Finger verbrannt. Wir waren nicht Märtyrer, die ſich für alle Welten opferten; wir hatten den eigenen Vortheil im Auge, während wir uns Wunden ſchlugen, von denen zu geneſen es der Jahre bedurfte. Freilich! In dieſer vernünftigen Welt kann man nicht vollkommen ſinnlos handeln. In der göttlichen Weltgeſchichte geſchieht nichts gänzlich zweckwidrig. Aber das Gute und Nützliche was geſchieht läßt ſich nicht immer den Handelnden zurechnen. Laßt uns

endlich aufhören, in Thaten zu rasen, laßt uns denken, lernen; es thut Noth! Der bessre Geist muß in Frankreich erwachen, das ist die Aufgabe, die jetzt seine Geschichte ihm stellt. Der Geist, der befestigt, beruhigt und kräftigt für alle Ewigkeit, er allein ist das Heil! Kann er auch jetzt zu diesem Ziele nicht gelangen, — bedenkt Franzosen, wir hatten die Kraft Europa zu erobern, jedoch nicht den Geist, das Erworbene festzuhalten — führt Frankreichs jetziger Meinungskampf auch zu keiner Wahrheit, dann ist's geschehen um unsere zukünftige Größe, und unsere Geschichte, auf die wir bisher stolz seyn durften, reicht nur bis zu den Julitagen, wo wir Freiheit erkämpfen konnten, die wir aber von Neuem nicht zu würdigen noch zu erhalten vermögen.

Wohlan, Freunde! — Dies laßt uns dem Volke sagen, und sind wir mehr mit Geist begabt als unsere Landsleute, da wir als Dichter und Künstler unter ihnen gelten, so laßt uns dies göttliche Geschenk zu etwas Besserem als zum Broderwerb benutzen. Die Schutzgeister unseres Volkes müssen wir seyn! Und in den Staub mit unsern Gegenfüßlern, mit den Dämonen, die eine Herrschaft sich anmaßen; mit den journalistischen Schreiern allen! Die Wahrheit steht auf unserer Seite und Wahrheit verkünden heißt siegen. Jene Macht dagegen ist schon untergraben. Mit dem Sturz der absoluten Monarchie, mit der Freiheit der Presse ist der Gegenstand ihnen geraubt, und das Recht sich laut zu machen. O glaubt nur, dieser Herbst ist auch der Journalisten Herbst; sie werden schreien um sich tod zu schreien und erfrieren im allgemeinen Europäischen Frieden, den der Himmel uns bald bescheeren mag zu unserm Sommer!

Seyd mit mir! und euch Allen steht eine herrliche Zukunft bevor. Denn vernehmt: ein Genius wird nächstens unter euch auftreten, ein Genius groß in Allem;

groß als Staatsmann, Feldherr und Dichter. Und sein Erscheinen blos, die Sensation allein, die sein erstes Auftreten erregt, wird hinreichen, den Zeitenschwindel zu beruhigen. Wie jeder Neuheit wird man nur ihn der Aufmerksamkeit für werth halten, aber er ist ihrer werth und wird alle Theilnahme immer und ungetheilt sich rege zu erhalten wissen.

O glaubt mich nicht unbescheiden, weil ich auf diese Weise mich selbst ankündige. Ich bin im Besitz eines wunderthätigen Talismans und nicht mein Ich, der Besitzer solch eines Talismans spricht jetzt aus mir!

Ja, dies ist die Aufgabe meines Lebens und so bin ich des Glückes werth, die Elendshaut zu besitzen. Ja! was ich euch sage ist wahr! Mein Eldensfell unterwirft Fortuna mir als Sclavin, mit deren Beistand selbst Unmögliches gelingt. Wohlan! ich werde Frankreich die Constitution geben und die Reform, wodurch es glücklich wird für immer! und werde, dies zu vermögen, wie Salomo von Gott Weisheit, so Genie von meiner Elendshaut erbitten."

Ein kreischendes Gelächter unterbrach hier den Redner. Das unglückliche Wort „Elendshaut" hatte, zum ersten Mal ausgesprochen, nur Befremden erregt, und Emil, der sich erinnerte, schon vorhin das seltsame Wort von seinem Freunde vernommen zu haben, blickte mit Aengstlichkeit auf ihn. Da aber sprach es Raphael zum zweiten Mal aus und man unterdrückte das Lachen noch aus Achtung für den kraftvollen und begeisterten Redner. Endlich aber hieß es zum dritten Mal: das Elendsfell, aus dem Frankreichs ewiges Wohl hervorgehen sollte, und jetzt hatte es eine gellende Explosion zur Folge, die den Redner nicht wenig kränkte.

Er streckte die Arme aus und rief wie ein Beschwörer: „Ei, so lacht bis euch der Athem vergeht! Ich will

es so!" Und das Lachen hielt eine gute Weile an, ohne daß irgend wer noch ahnte, woher er lachte. Da aber merkte eine Dame, welche garstige Linien das Lachen im Angesicht ihrer Nachbarin zog und deutete mit dem Finger auf sie hin. Diese, welche dieselbe Bemerkung über jene Lacherin machte, antwortete mit gleicher Geberde. Eine dritte machte die Gruppe auf eine ähnliche eigenthümliche Art vollständig, eine vierte, fünfte, sechste und zuletzt die Uebrigen lachten eine über alle. Die Herren aber waren in die weichen rings umher laufenden Kissen gesunken und hielten sich die Bäuche; von ihrem convulsivischen Gelächter schien das ganze Zimmer zu beben. Der kleine, dicke Notar schrie endlich: „Ich muß platzen, ich muß platzen!" und mühte sich ab, seinem Lachen zum Trotze das Zimmer zu verlassen. Draußen empfingen ihn die Diener, die, erschrocken über das furchtbare Geräusch im Saale, herbeigeeilt waren. Kraftlos sank er in ihre Arme und sein Gelächter widerhallte fürchterlich in der Wölbung des Peristyls, wie das Gebrüll eines wilden Thieres. Im Saale indessen schien die Lachlust immer noch heftiger zu werden, jemehr man jetzt angefangen hatte, sich dawider zu sträuben. Die Damen fielen einander zu Füßen und flehten und beschworen sich, mit Lachen inne zu halten; denn jede glaubte nur vom allgemeinen Lachen angesteckt zu seyn. Tausend Flüche erhoben sich wider Raphael, der immer so ernsthaft in die allgemeine Qual hinein schaute, daß man nur noch heftiger lachen mußte, wenn man ihn ansah; die Männer krümmten sich auf ihren Sitzen und beklagten laut ihre Unmäßigkeit im Essen und Trinken; und schon waren vom Lachen nur noch die Mienen da, und das Gekreisch war das der Angst und Verzweiflung, als Emil und Aquilina endlich, welche Raphael in seine Verschwörung nicht mitbegriffen hatte, obschon sie Anfangs

mit eben so herzlichem Lachen in den lustigen Auftritt einstimmten, diesen zu besänftigen vermochten, daß er der Gequälten schone und seine Wundermacht nicht an Wehrlosen ausübe.

„Ich ergebe mich", sprach Raphael endlich, von diesen Bitten gerührt. „Jetzt wißt Ihr, daß ich mich keiner Kräfte rühme, die ich nicht besitze." Augenblicklich erfolgte Stille, die nur von den tiefen Athemzügen und dem Röcheln der erschöpften Lungen unterbrochen wurde.

„Dennoch", fuhr Raphael fort; „welche Beruhigung ist es mir, Euch von meiner Macht überführt zu haben? Warum überhaupt legte ich Euch meine Pläne dar! Ihr könnt diese eben so wenig verstehen, als jene würdigen! — Schlaft Alle ein!" fügte er unwillig hinzu, indem er von Neuem die Arme beschwörend ausbreitete. „Ich kann Eure Gegenwart nur ertragen, wenn Ihr schlaft; oder vielmehr: Ich will allein seyn mit meiner Macht und meinen Gedanken!" — Auf der Stelle fielen allen Anwesenden, bis auf Emil und Aquilina, die Augen zu, von Neuem sanken sie in die Polster zurück, und ihre starken Athemzüge verkündeten einen festen und tiefen Schlaf.

Noch einmal winkte Raphael und aus dem Boden schossen Stämme und Stauden hervor, die, sich anmuthig verschlingend, über die Häupter der drei Wachenden eine Laube bildeten. Dort goßen Granat- und Orangen-Blüthen ihre Kelche von Wohlgerüchen über sie aus; hier schlängelte sich eine Rebe mit großen dunkelblauen Trauben an einem Stock von weißen Rosen empor. Dazwischen wankten Pyramiden von Glockenblumen und Alles änderte die Farben: die weißen Rosen fingen an zu glühen wie Rubin, die Trauben glichen ganz Perlen von unschätzbarer Größe. Am Boden aber wucherten allerlei saftreiche und üppige Pflanzen, deren breite Blätter

und große, prächtige, bunte Blumen die Schläfer ganz und gar bedeckten.

„Träume ich?“ fragte Emil, der diese Wunder mit zweifelhaften Blicken anstaunte. — „Kehre Dich nicht an dieses Blendwerk!“ sprach Raphael mit vornehmer Freundlichkeit; „Du siehst meine Macht ist mehr als Traum. Emil! ich halte Dich für besser und klüger als irgend einen meiner Bekannten, darum sollst Du das Geburtsfest meiner neuen Macht und Herrlichkeit feierlich mit mir begehen. O Theuerster! Ich bin sehr glücklich! Ein Selbstgefühl webet in dieser Brust, was in eigner Macht und Freiheit, in selbstbewußter Seligkeit schwelgt. Ich habe nie geglaubt, daß man auf Erden sich so göttlich fühlen könnte; ich muß, muß einen Freund haben, der Theil nimmt.“

„Schönes Mädchen!“ wandte er sich zu Aquilina, an deren langen dunkeln Wimpern große Tropfen hingen. „Empfindung muß Dir zugestehen, wer Dich sieht; wie aber soll ich Deine Thränen deuten? Weiber weinen gar so leicht; Thränen sind die erste Zuflucht des oberflächlichen Gefühls und stehen der Empfindungslosen am ersten zu Gebot.

Aquilina aber entgegnete mit klangreicher und empfindungsvoller Stimme: „Wer bist Du, Jüngling mit der Göttergestalt, dem solche Wunderkräfte gegeben sind, und dessen Wort so tief ergreifend alle Angelegenheiten der Menschen und ihre Fehler und ihre Schwäche nennen, schätzen und strafen kann? Muß ich nicht vor Ehrfurcht weinen, weil ich Dich solche Wunder thun sehe? Gern will ich Dir glauben, daß meine Empfindung, mit der Deinigen verglichen, nur oberflächlich seyn kann, doch immer wirst Du, was ich fühle, Gefühl nennen müssen. O, glaube nur, mein Gefühl ist schärfer als all' meine andern Sinne; denn längst hat es in Dir

geahnt, wovon sich später erst Ohr und Auge überzeugten, und Du" — fuhr sie fort, indem sie schmeichlerisch seine Hand ergriff — „hast auch gemerkt, wie ich Dir gesinnt war, denn nicht umsonst hast Du vor allen Andern mich ausgezeichnet und nicht gleich ihnen mich eingeschläfert, sondern mich wach um Dich erhalten." — „Du liebst mich?" fragte Raphael mit finstern Blicken. — Plötzlich lag Aquilina weinend zu seinen Füßen und verbarg ihr Antlitz an seinen Knieen, die sie umschlang.

„Stille, stille, gutes Mädchen!" sprach Raphael sehr ernst und nachdenklich. „Wisse! Es ist nicht freie Wahl Deines Herzens, mich zu lieben; Du siehst, ich bin mit der Macht begabt, all' meine Wünsche zu erfüllen, und ich gestehe Dir, ich wünschte vorhin geliebt zu werden von einem Wesen Deiner Art. Als ich so wünschte, kannte ich Dich noch nicht, sonst hätte ich mit Deinem Herzen so nicht gespielt. Doch steht es in meiner Macht, Dich von dieser Leidenschaft zu befreien!"

„Ich will nicht befreit seyn", seufzte Aquilina; „wenn Du mich auch nicht wieder liebst!

„Du hast Recht!" entgegnete Raphael. „Die nichterwiederte Liebe ist die glückliche; die unglückliche, die Gegenliebe findet, denn sie geht zu Grunde. Man liebt nur ein Mal, diese Bestimmung unsres Herzens, nur ein Mal erlebt sie sich, und wer diese Erfahrung gewonnen, ist unfähig, sie sich zu erneuen. Nur ein Mal sieht man im Weibe die Göttin, und gewitzigt durch Enttäuschung, sehen wir in Zukunft in der Göttin nur das Weib. — Auch ich habe geliebt und wohl mir deswegen. Ich liebe jetzt wie ein Dichter in der Ahnung, nicht mehr wie ein Jüngling. Meine Liebe war ein Wesen mit aller Vollkommenheit geschmückt, des Geistes wie des Körpers; aus Vollkommenheiten bestehend, nur ohne Seele! Sie war ein Kunstwerk; die Vollkommenheit, die ihr

Wesen bildete, war Werk eines göttlichen Meisters: sie selbst an sich war nichts. Und ich, ein Pygmalion, wünschte dies Steinbild belebt; wie thöricht! Die Liebe ist besser wie ihr Gegenstand, die Ahnung einer Göttin mehr als das wirkliche Weib; letzteres lernen wir in glücklicher Liebe kennen, jenes behaupten wir in unglücklicher Liebe. — Nicht so, Aquilina? Verstehst Du mich?

„Mir ahnte es wohl, daß ich, nicht mehr als ein Weib, Dir nicht genügen würde!“ seufzte Aquilina.

„O Mädchen“, rief Raphael; „dieser Auftritt lehrt mich, welch reiner Mensch der seyn muß, der seiner Wünsche Erfüllung begehren darf. Ich fühle mehr und mehr, wie ernst meine Bestimmung ist, und wie wenig ich mit Leichtsinn und Willkühr mich befassen darf. Vernimm, Aquilina, Du würdest ganz mein Herz empfangen, könnte ich mich nur mit dem Gedanken versöhnen, daß ich meine Liebe bei dem Schicksal bestellt. — Hinweg damit! Sey meine Freundin! Unsere Freundschaft laß aus freiem Willen uns auswechseln!“

Aquilina reichte ihm die Hand und Emil fragte: „Wer aber, Raphael, ist das geheimnißvolle Wesen, das Bild aller Vollkommenheiten; der Inbegriff aller Scheintugenden und wirklichen Laster, von der Dir hin und wieder unzusammenhängende Worte entschlüpften; der Du, wie wir Alle merkten, Zeit, Vermögen, Herz und Geist opfertest, um — Alles zu verlieren?“

„Und das Leben obendrein!“ antwortete Raphael. „Es ist noch nicht sechs Stunden, daß meine Verzweiflung kein anderes Ziel kannte, als den Grund der Seinen; nur ein Wunder konnte mich retten.“

„So oft wir baten“, fiel Emil ein, „uns die Geschichte Deiner Qualen mitzutheilen, entgegnetest Du: Hier ist nicht Ort und Zeit, angemessen meinen Empfindungen und Schmerzen. Doch dieser Ort und dieser

Abend werden ihrer würdig seyn und Du kannst meine Bitte mir nicht länger verfügen.“ — „Du hast Recht!“ sagte Raphael. „Heut und hier sollst Du Alles erfahren, und keine Falte meines Herzens bleibe Dir unenthüllt. Der gute Mensch darf Alles entdecken, denn er ist besser als die, welche ihn betrügen; er ist besser wie sein Geschick. Komm denn, Freund, laß uns schwelgen in Erinnerung vergangener Leiden und aus den eigenen bitteren Erlebnissen die Mysterien des irdischen Daseyns erfassen.“

„Es fehlt noch zur Vollkommenheit dieses Abends!“ rief Emil. „Welch' ein Abend! — Bedenk' nur! Erst das schwelgerische Mahl mit dem Desert und der süßeren Ueberraschung eines Ballets; dann der geistige Aufschwung, den Deine Rede uns gab; dann die tolle Lustigkeit aller Gäste: ein Sokrates hätte mitlachen müssen. Dann ging Alles in's Wunderhafte über, und nun sitzest Du hier, umgeben rings von magischer Pracht und Vollkommenheit, um mit Deinem Freunde und Deiner liebenswerthen Freundin — Dir mehr als freundschaftlich gesinnt — ganz Deines Selbst, Deines herrlichen Schicksals und Daseyns Dir bewußt zu werden.“

„Emil! Emil! was sagst Du!“ fuhr Raphael plötzlich auf. „Welch ein tückischer Dämon gab Dir diese Worte ein, die alle meine Begeisterung plötzlich tödten. Emil! ich wollte mich berauschen an Gedanken und Empfindungen; ich wollte es, und in diesem Rausch habe ich bis hierher mich getäuscht. Du hast mich geweckt, in dem Du sagtest: Hier ist Alles nun erfüllt. Und meinen eignen freien Willen wußte das Elendsfell zu benutzen, um meine eignen Wünsche zu erfüllen. O was ist Schicksal und Geschick! Ein Rechenexempel, aus dem Gang der Gestirne heraus zu punktiren. Wir werden geboren mit unseren Multiplicatoren, Divisoren, Quotienten und

Hacken, und unsere Gedanken und Gefühle sind Traumzahlen und eingebildete Größen. Ich wollte Weisheit erbitten; — o besser ist's zu rasen, wie zu rechnen. Fort mit der Rechenkunst! O Feodora, ich bin derselbe noch, der am Abend deinetwillen sich in die Seine stürzen wollte! — verflogen ist der Rausch, der mich über mich selbst und meine Liebe erhob. Dein bin ich wieder! Dein! du böser, schöner Dämon! Was hilft das Sträuben, wo die Natur ihre Rechte fordert, die mich an Dich gekettet?! Ich muß Dich lieben oder tödtlich hassen, und ich gehorche meinem Schicksal. Willst Du aus freien Stücken mir nicht Gegenliebe schenken, so gebrauche ich meine Macht, auf's elendeste Dich zu verderben."

„Um Gotteswillen, Freund! welche Anwandlung?" rief Emil, „wo sind alle Deine großen Pläne?"

„Ach, es waren Träume! Ein Rausch des Geistes trieb mir diese Blasen in's Gehirn, sie platzten vor Deinem Spruche. Meine Sterne wollen nicht, daß ich groß sey in der Geschichte. Ich bin ja nichts als ein lyrisches Gedicht auf Feodora! Ein Seufzer, der, statt in Sonettform, auf zwei Beinen mit Kopf und Händen einhergeht!" —

„Kleinmüthiger! Dein Wille macht Dich groß."

„Hast Du Lust, groß zu seyn? Ich will zu einem Xerxes oder Bonaparte Dich machen, daß Du mit jedem Athemzug tausend Menschenleben vernichtest, wie die Pest oder ein hundertfaches Schaffot. Willst Du aber lieber mit Völkerglück spielen, so sollst Du ein Minister werden; oder willst Du es mit Licht und Farbe, Empfindungen oder Gestalten, so mache ich Dich zum Künstler. Nein, Du ziehst vor mit Gold und harten Thalern zu spielen. Nicht? dies ist auch meine Wahl, der einzige Sinn des Lebens! — Hinweg mit der Laube; erwacht, ihr Schläfer! — Ich will nichts als jährlich Millionen Franken! Herbei damit, vermaledeites Elendsfell! sogleich!"

Die Laube ſchwand, die übrige Geſellſchaft ward wieder ſichtbar und ein lautes Pochen an der Thür ließ ſich vernehmen.

„Oeffne, Emil!“ rief Raphael; „ich habe vorhin die Thüre verſchloſſen; öffne, meine Millionen kommen an!“

„Raphael“, entgegnete dieſer ängſtlich; „bald iſt's auch um meinen Verſtand geſchehen!“

„Es iſt Alles Eins! Niemand entgeht ſeinem Schickſal. Und will Dein Schickſal um Deinen Verſtand Dich bringen, ſchenke ihm denſelben, das Leben wird um ſo leichter. Was mich betrifft, ich trage mein Stück Schickſal hier in der Taſche!“ — Er zog das Elendsfell hervor und erblaßte, denn es war fürchterlich eingeſchrumpft.

„O Gott, was iſt Dir?“ rief der beſorgte Emil.

„Nichts, Freund, nichts! wenigſtens werde ich bald ſo viel ſeyn. Wenn Du Indiſch verſtändeſt, ſo würdeſt Du leſen können, daß ich mit meiner Lebenszeit die Erfüllung jedes Wunſches bezahle. Ich habe dieſe Nacht fürchterlich darauf los gelebt und ſiehſt Du wohl, mir bleibt keine Zeit, ein großer Mann zu werden. Will ich's ſeyn, ſo kann ich nur mein Teſtament machen.“

Immer lauter war das Pochen geworden und Emil öffnete endlich. — Indeß ward's auch auf den Polſtern lebendig. Man ſtöhnte, gähnte, ſeufzte, brummte, reckte knackend die Arme, dehnte und wälzte ſich. Die Frauen hatten ihren eleganten Kopfputz vernichtet, und ihre Kleider zerdrückt; ihre Augen waren matt und trübe, ihre Haut hatte die Friſche und Weiße verloren; manche geheime Toilettenkünſte verriethen ſich und entſtellten ihre Gebieterin, und mit den Herren ſtand es noch viel ſchlimmer. Sie klagten über Kopfſchmerz, Unbehagen und ihr Ausſehen, wie lebende Leichen, klagte dies Alles viel beſſer. Noch wußte Keiner, was mit ihm geſchehen; Je-

der schämte sich und suchte sich den Blicken der Uebrigen zu entziehen.

Endlich war die Thür geöffnet und Tageshelle drang in den Saal, dessen Lichter zu erlöschen drohten. Der Notar trat ein, bat um Schweigen und als dieses erfolgt, begann er:

„Ich bringe hier Jemandem aus dieser Gesellschaft zwanzig Millionen Franken.“ Es entstand eine Pause des Erstaunens und ehrfurchtvollen Schweigens. „Mir!“ sagte Raphael fest. — „Wissen Sie schon? Ich erhielt die Nachricht mit einem Expressen. — Ihre Mutter, ist sie eine geborne O Flahaty?“ — „Ja, Barbara Maria Charlotte, geboren zu Tours.“ — „Haben Sie Ihren und Ihrer Mutter Geburtsschein zur Hand?“ — „Ja!“ — „Wohlan, Martin O Flahaty, gestorben am 15. August zu Calcutta, hat Sie zum Universal-Erben seines Vermögens von zwanzig Millionen Franken eingesetzt.“ — „Der lange verloren geglaubte Bruder meiner Mutter!“ entgegnete Raphael ruhig; „wie Alles, was ich wünsche, von selbst sich fügt, als sympatisirte mein Begehren gänzlich mit der Ordnung der Dinge; hängt aber auch eben so genau mein Tod damit zusammen? — Fruchtloses Grübeln! Ich hätte Weisheit erbitten sollen und wozu? Um die Trostlosigkeit des ganzen Daseyns zu erfahren: Alles, was ich gelernt, seit ich im Besitz des Elendsfells bin, bezieht sich nur auf einen solchen Sinn, und den Kern der Weisheit habe ich schon gefunden.“ Er wollte sich entfernen, aber der Wirth hielt den Gedankenvollen zurück.

„Wohin, Herr Marquis von Valenti? Wünschen Sie nicht ein kleines Frühstück erst einzunehmen?“ — „Ich wünsche nichts!“ sprach Raphael fest, und verließ das Gemach.

„Der hat sehr bald schon alle Vornehmheit eines

reichen Mannes sich anzueignen verstanden!" rief einer der jungen Leute ihm nach. — „Er kann Alles, was er will", versicherte Aquilina; „er hat einen Talisman, den er Elendshaut nennt, und der Alles vollbringt, Alles! Erinnern Sie sich nur, meine Damen, daß Sie alle gestern lachen mußten, daß Sie einschliefen und eben erst wieder erwachten, geschah auf sein Geheiß!"

Anfänglich schüttelte man ungläubig die Köpfe, mehr und mehr wurden aber Thatsachen angegeben, die das Wunder außer Zweifel stellten. Man erschöpfte sich in Verwünschungen und Scheltworten gegen Raphael, der andere Leute zu lachen und zu schlafen zwänge, wie es ihm einfiele. Als man aber gewahrte, daß Emil noch gegenwärtig sey, der Freund und Vertraute Raphaels, beruhigte man sich ein wenig. Eine Dame wollte sogar fest überzeugt seyn, daß der liebenswürdige und großherzige Marquis von Valenti den Schabernack, den er getrieben, Jedem reichlich ersetzen würde. „Was mich betrifft", fuhr sie fort; „so werde ich um eine große Schnur echter Zahlperlen bitten, und" — fügte sie mit einem schmelzenden Blick auf Emil hinzu — „Sie haben sicherlich die Güte, ihm dies plausibel zu machen. Er darf ja nur wollen!"

„Freilich! freilich!" sprach ein junger Mann. „Der Marquis von Valenti wird kein Knicker seyn. Ich bin fest überzeugt; er bezahlt meine Schulden!" — „Er wird meinem großen bagern Oheim einen Schlagfluß zusenden, damit ich ihn beerbe!" rief ein Zweiter. — „Wenn er mich nur vom Podraga befreite!" rief der Wirth. — „Wenn er doch mir zu Liebe die griechischen Papiere steigen ließe!" ein Rentier. — Eine schöne junge Tänzerin behauptete zuversichtlich: „Wenn ich ihn wiedersehe, muß er mir eine Equipage mit zwei englischen Pferden schenken." — Aquilina sprach: „Ich bin bescheiden, ich wünsche nur einen echttürkischen Shawl, ihm zum Andenken."

„Meine Herren und Damen!" sprach Emil; „mein Freund besitzt auch die Gabe der Weissagung und er hat mir zuvor eine Antwort auf alle diese Bitten ertheilt." — „Geschwind, geschwind, welche?" tönte es von allen Seiten. — Er sagte: „der Weise wünscht nichts und um weise zu seyn bedarf man keines Elendsfells!"

II.

Die Herzlose.

Aus Raphael's Papieren.

Erstes Blatt.

Der Dichter, der sein eigenes Leben beschreibt, liefert gleichfalls ein Kunstwerk, ein wahrhaftes, naives und lehrreiches, was aber freilich nur leicht und flüchtig ausgeführt ist. Seine Schilderung ist wahr, denn er schildert das Leben selbst, das nur insofern die künstlerische Reorganisation erleidet, als es aufgefaßt ist von einem dichterischen Gemüth. Im eignen Leben die Hauptfigur, sieht er Alles um sich in wundersamer vieldeutiger Beziehung stehen: die ihn umgebenden Nebenfiguren, den bunt ausstaffirten Vorgrund, die Landschaft, die Form, die Wolken und die Luft. Da ist kein Licht, keine Farbe, noch Schatten, Tinte, Helldunkel unnütz. Ein absichtsvoller Geschmack wollte das tiefsinnige Räthsel des einzelnen Daseyns in alles berücksichtigender Dialektik erklären, aber die Massen waren zu groß; nur mit kecken, fast gebieterischen Strichen ließ sich die wundersame Lösung andeuten. —

Unsere Kindheit ist nur ein Schlaf, ein embryonisches Geistes-Daseyn. Erst zwanzig Jahre später gebiert sich der Geist, schmeckt zuerst die Weltluft und schreit über das schneidende Weh, erblickt zum ersten Mal das Weltlicht und muß geblendet das Auge schließen. Ja, ja! Blendung und Weh sind die Symptome dieser Geburt und es gilt die Augen weit aufzureißen. Wem Kraft, Muth oder Wille fehlt, der läuft Gefahr, dem frühen

Grabe oder dem Tollhause anheim zu fallen oder er sinkt auch in den fühllosen Blödsinn zurück, dem er zu entkommen nahe war.

Von meinen ersten zwanzig Lebensjahren weiß ich selbst nicht viel mehr als nichts. Ich lebte, lebte wie jeder Andere, jenes Schul-Leben, von der die Altklugheit späterer Jahre behauptet, es sey das glücklichste Daseyn.

Mein Vater hielt mich in strenger Zucht. Ich bewohnte ein Zimmer, Wand an Wand neben dem seinen. Ich mußte früh um fünf Uhr aufstehen, mußte um neun Uhr zu Bette und einschläfen. Ich hatte thörichte und lustige Gedanken, wie jedes andere Kind, aber das Wort: „Vater" konnte mich so ernst und bedächtig machen, wie er selbst es immer war.

Mein Vater, ein dürrer hagerer Mann, bleichen Angesichts, kurz von Worten, lebte einen Tag, wie den andern nach der Uhr, lachte nie, arbeitete stets, war in seinem ganzen Wesen eigen und in all seinem Thun und Handeln eigensinnig. — Ich weiß nicht wie es kam, daß mir oft in seiner Nähe das Herz schwoll und ich Lust fühlte, mich an seinen Hals zu werfen, um mit einem innigen Freudenschrei: Vater! Vater! ein grenzenloses Glück zu feiern. — Es geschah nie, denn ich befürchtete eine Thorheit zu begehen. — Gedenke ich noch dieser lichten Kinder-Augenblicke, so steht mein Vater vor mir, wie er leibt und lebt, schmal und kerzengrade, im kastanienbraunen Ueberrock; oder ich bilde mir ein, er sitze arbeitend im Nebenzimmer, hinter jener Wand dort, und es wird mir räthselhaft, ich kann es nimmermehr fassen, daß er todt und begraben seyn soll.

Als ich mein zwanzigstes Jahr erreicht, versprach er, in die Welt mich einzuführen. Vier Wochen drauf nahm er mich mit auf einen Ball. Ein Verwandter von mir, der Herzog * — gab ihn.

Ich war sehr blöde und verlegen, wußte weder mich zu benehmen, noch etwas zu sagen, noch zu beantworten, was mir gesagt wurde. Ich setzte mich still in einen Winkel und verschlang mit den Augen alles Neue; zumal die schönen Damen, wie sie tanzten oder Gefrornes aßen. —

Zum ersten Mal sah ich hier Damen im Ballstaat! — Wo das Leben poetisch wird, übertrifft es die Kunst, die, wo sie erscheint, den Abdruck eines fremden Geistes uns entgegen trägt; dahingegen die Poesie des Lebens ein süßeres und allgemeineres Herumschweifen und Ihren gestattet. — Als Kunstwerke, eigenthümliche und wirklich lebende, erschienen mir die Tänzerinnen und jede Eigenthümlichkeit war eine Anmuth und ihr Leben das heitere Bewußtseyn derselben. Jede Schleife, jedes Band, der Kopfputz, der Besatz des Kleides, die Ohrgehänge, der Schmuck des Halses, des Busens und der Arme: Alles deutete auf dieses innere Glück. Es blinkte in den Augen, lächelte in den Wangengrübchen, schwatzte aus den Purpurlippen, regte, drehte und bog sich in tausend zierlichen Wendungen. — Es war eine schuldlose Welt von Engeln, die sich mir in reizender Festlichkeit erschlossen und nur die Herren ärgerten mich, die, neben diesen besseren Wesen, so vertraulich, zuversichtlich und eitel sich geberdeten, ihnen allerlei Unbedeutendes, Albernes vorschwatzten, selbstgefällig darüber lachten, mit ihren Ringen, Dosen, Stöckchen spielten oder gar zum Tanz sie aufforderten und ihre zarten Hüften dreist umschlangen, ohne das Glück zu achten, um das ich wer weiß was gegeben hätte, wenn ich den Muth, danach zu greifen, in mir gefühlt. — Jene aber schienen, mit überird'scher Anspruchslosigkeit und Huld, nicht einmal befremdet über so empfindungslose Dreistigkeit.

Ich sing endlich mit offnen Augen, und Alles um

mich her wahrnehmend, zu träumen an, oder vielmehr ich entfeſſelte meine Gedanken zum kühnen Spiel mit der erſten Wirklichkeit, die mir bedeutend aufging! — Wie — dachte ich — wenn erſt die Poeſie des Schmerzes dieſes mannigfach reizende Leben erhöht, wenn jedes dieſer zierlichen Geſchöpfe, ſtatt ſich zu freuen, empfindet, wenn all dieſe glücklichen Augen, verklärt vom Schmerz, emporblicken, das Schmachten des Weh's den lieblichen Geſtalten Tiefe und Bedeutung giebt und die Allgewalt der Gefühle eben ſo mannigfach ſich verkörpert, wie jetzt das oberflächliche Glück der Anmuth! Der Zerſtörungstrieb liegt tief in unſerer Seele, wir können, ſo ſcheints, nur mittelſt dieſes Triebes genießen. Ich verſtand mit einem Male den Don Juan, ich war es ſelbſt, und alle meine Geliebten, die rings um mich tanzten, hatte ich jede auf beſondere Art erobert, entzündet, zerſtört; nur in mir war ich derſelbe, der Alles glühend verdirbt, um ſelbſt in Gluthen zu verderben und zugleich der Gluthen und des Mitleids ſpottet, das er dennoch für ſeine Opfer fühlt, die ſeines Lebens Speiſe ſind, ſein Daſeyn hinhalten. — So kühn dachte ich, als eine Dame neben mir ihr Schnupftuch fallen ließ. Der Anſtand erforderte, es ihr aufzuheben, aber ich hatte nicht den Muth dazu, ſie mußte ſich ſelbſt danach bücken und auf ihren flüchtig ſtrafenden Blick hatte ich keine entſchuldigenden Worte zu erwiedern.

Da trat mein Vater zu mir. „Mein Sohn", ſprach er, „es ſcheint, Du findeſt weder an dieſem Feſte noch an Frauen-Geſellſchaft Gefallen. Das iſt mir lieb. Jedoch eine Leidenſchaft hat der Menſch, in jenem Zimmer wird Bank gehalten, vielleicht findeſt Du beim Spiel mehr Zerſtreuung." — Eine ſchwere Börſe lag in meiner Hand und fort war die Phantaſie. Seltſame Macht des Geldes! — ich fühlte nur das Gewicht. Ein Geſetz der Schwerkraft, was noch kein Newton beobachtet

und dennoch: ein Welt-Geſetz. — Wunderlich aber war's, daß mein Vater denken konnte, ich fände nicht Geſchmack am Feſt und an Damen-Geſellſchaft: ich hatte eben mit ganzer Seele mich darin vertieft.

Ich betrat das Spielzimmer und ſetzte mich an den grünen Tiſch, vom Spiel verſtand ich gar nichts. Ich ſah das Gold hier- und dorthin geben, hier- und dorther kommen, ich ſah es an, wie man etwas Sinnloſes mit anſieht. Ein alter, verlebter, bepuderter Kahlkopf warf ſtets zehn Goldſtücke auf einmal auf den grünen Tiſch, und der Banquier legte ihm allemal zehn Goldſtücke hinzu, die er einſtrich. Alles Uebrige ſchnellten die Croupiers mit weißen Stäben auf einen großen Haufen hin. — Ich ſollte ſpielen, zog ein Goldſtück aus der Börſe und warf es auf den Tiſch. „Ungrade?“ fragte der Banquier und ſchob es zurecht. Ich hatte keine Antwort! — Bald wich meine Aufmerkſamkeit vom Spiel auf jenen alten, gepuderten Herrn. Er ſtrich immerfort Gold ein und meine Gedanken wünſchten ſich ſein Glück. — Ich ſah mich als Beſitzer eines unermeßlichen Vermögens, fein gekleidet, in einer ſtattlichen Equipage, einen goldſtrotzenden Diener hinter mir, zur Seite ein edles, herrliches, junges Weib, zu Very fahren, um dort zu ſpeiſen — als der bleiche, gepuderte Herr mich anſtieß. Er deutete auf einen Haufen Goldſtücke, auf der Stelle, wohin ich mein Goldſtück geworfen. Es wird gefragt: wem das Goldſtück gehört. — „Riskiren Sie es und laſſen Sie es noch ein Mal ſtehen?“ — Ich verſtand wohl, daß ich das Alles gewonnen hatte, bevor ich mich aber mit dieſem Gedanken vertraut gemacht und den Muth gewann zuzugreifen, ließ der Banquier von Neuem die Kugel rollen und der glänzende Haufen ward eingeſtrichen. „Das war vorher zu ſehen“; meinte der Gepuderte. „Acht Mal hintereinander hat ungrade gewon-

nen.“ Ich ſetzte ein neues Goldſtück; — der Banquier warf ein zweites hinzu. „Laſſen Sie es wieder ſtehen?“ fragte er. Da ich nun wohl merkte, was zu thun ſey und nicht länger Luſt hatte, mich als Neuling verlachen zu laſſen, ſtrich ich die Goldſtücke ein und ſpielte nicht weiter. Im Verlauf des ganzen Abends hatte ich die bitterſte Langeweile.

Bei unſerer Nachhauſekunft gab ich meinem Vater die Börſe zurück; er ſchüttete den Inhalt auf's Kamin aus und überzählte. „Du haſt nicht geſpielt?“ fragte er; ich glaubte mit „nein“ antworten zu dürfen. „Gut!“ fuhr er fort, und hielt nach ſeiner Art bei jedem Worte mehr oder weniger bezeichnend inne. „Mein Sohn — Du zählſt nun zwanzig Jahr — und ich — bin mit Dir zufrieden. — Du biſt ein Mann — Dich lockt nicht Gold, noch Spiel, noch Weiber — das iſt mir lieb! Du mußt jetzt mit Geld umgehen lernen“ — bis auf den heutigen Tag hatte ich nicht einen Heller in Händen — „mußt ſparen lernen — mußt kaufen lernen — von heut an erhältſt Du monatlich hundert Franken zu Deiner Verfügung. — Hier iſt für's erſte Quartal!“ — Bei den letzten Worten überreichte er mir ein Goldröllchen.

Seine Güte hatte ſich mir noch nie offenbart, und jetzt — ich hätte zu ſeinen Füßen ſinken mögen. Ich dünkte mich ein arger Sünder, unwerth ſolch eines Vaters! Was hatte ich gethan, das zu verdienen? Lag es an mir, daß ich nicht als zweiter Don Juan im rohſinnlichen Genuß, im Verzehren des Erdenſtaubes mich zu Grunde richtete? Ein Glück nur, daß meine Zaghaftigkeit eben ſo groß war als die ausſchweifende Kühnheit meiner Wünſche. Ich wollte mich in ſeine Arme ſtürzen. „Vater!“ wollte ich rufen, „ich bin ſo gut nicht wie Du denkſt, ich bin aufgelegt zu allem Böſen; nur Feigheit, Blödigkeit und Mattherzigkeit halten mich zurück und

das ist's, was Du lobst. Ich bin ein Lügner obendrein, denn ich habe gespielt!" — Die Umarmung hinderte mein Vater und Schaam und Thränen raubten mir die Sprache.

„Liebes Kind!" nahm er das Wort, „was ich hier thue, ist gering und einfach und begehrt keinen Dank — trockne Deine Thränen. — Wenn ich ein Recht auf Deine Erkenntlichkeit habe, Raphael — so ist's, weil ich vor einem Verderben Dich sicherte, was alle Jugend in Paris verzehrt. — Jetzt bist Du ein Mann. Raphael! ich habe Dich geprüft und bewährt gefunden. — Künftig reden wir nicht mehr wie Vater und Sohn, sondern wie Freunde. In einem Jahr bist Du Doktor der Rechte. Du hast nicht ohne Mühseligkeit, und Entbehrung so mancher Freuden gründliche Kenntnisse Dir erworben. Du hast Genie, Fähigkeit, Kopf und Herz, liebst die Arbeit — und das ist ein Glück und wesentlicher Vortheil im Leben. — Du wirst mich kennen lernen, Raphael; ich wollte nie einen simpeln Advokaten aus Dir bilden, sondern einen Staatsmann, der den Ruhm seines verarmten Hauses mit neuem Glanz verherrlicht. — Morgen sollst Du mehr hören."

Mit diesem geheimnißvollen, gütigen Winke verließ er mich, und von jener Stunde an schenkte er mir sein ganzes Vertrauen, was ich an keinem Tage weniger verdient zu haben glaubte. Aber freilich, ich erkannte damals weder mich, noch meinen Vater, noch die Welt mit jener Welt-Erkenntniß, die erst später kömmt. Ich wollte Alles mit dem eignen Herzen erkennen, das ewig mit sich selbst im Hader liegt und stets sich selbst verdammt.

Zweites Blatt.

Meine Mutter hatte ich früh verloren. Mein Vater, letzter Sprößling eines geschichtlichen, jetzt fast vergessenen Hauses der Auvergne, begab sich früh nach Pa-

ris, gelangte unter Ludwig dem Sechszehnten zu Macht und Ansehen, verlor beides in der Revolution, heirathete zur Kaiser-Zeit die Erbin eines reichen Hauses und sah sich von Neuem auf den Punkt, seinen Namen im alten Glanze herzustellen, als die Restauration, obschon sie meiner Mutter beträchtliche Güter zurückgab, ihn abermals zu Grunde richtete. Er hatte mehrere Landgüter, welche der Kaiser seinen Generalen geschenkt, an sich gekauft und stritt nunmehr schon zehn Jahre lang mit Liquidatoren und Diplomaten, mit preußischen und bayerischen Tribunalen herum. In dieses unerforschliche Labyrinth endloser Processe, von dem unsere ganze Zukunft abhing, weihte mein Vater mich ein. — Wir liefen Gefahr, nicht nur den Proceß zu verlieren, auch alle von den Gütern erhobenen Gelder und selbst das Holz, was wir, von 1814 bis 1817, hin und wieder gefällt hatten, erstatten zu müssen. Dann aber reichten die Güter meiner Mutter kaum hin, die Ehre unseres Namens zu retten. Es galt einen Streit, schlimmer wie der Kampf auf dem Schlachtfelde. Tag und Nacht mußte ich aufmerken und ausharren, mußte Staatsmänner besuchen, ihre Gesinnung erforschen, sie für mich einzunehmen, für meine Sache zu gewinnen suchen, sie und ihre Weiber, Diener und — Hunde. O es war ein trauriges Geschäft und mußte obendrein in eleganten Kleidern und mit der Miene angenehmen Scherzes verrichtet werden. Mir ward's klar, woher die matte, dürre, lebensmüde Gestalt meines Vaters!! —

Etwa ein Jahr lang arbeitete ich so, mit unerhörter Anstrengung, lebte äußerlich wie ein Weltmann, innerlich gar nicht; als Herr de Villele ausschließlich für uns ein kaiserliches Dekret erneute, das unserer Rechte uns verlustig machte und uns zu Grunde richtete.

Ich unterzeichnete den Verkauf meiner Güter, behielt

nur eine einzige kleine Insel auf der Loire, die nichts enthielt als die Asche meiner Mutter und fühlte mich groß bei dieser Handlung, ja groß! voll Feuer und Liebe. Mein Notar nannte sie eine Thorheit, aber mein Vater hatte eine Thräne im Auge, der kalte, starre Mann eine Thräne!

Seine Gläubiger waren zufrieden gestellt, der Name gerettet und — mein Vater starb zehn Monat darauf vor Gram und Sorgen um mich. — So lange er lebte, hatte er sich rauh und kalt gegen mich erwiesen; nur ein einziges Mal, wie ich erzählt, hatte er mich sein Kind genannt, was mich zerschmelzt in Rührung — und er starb aus Gram um mich, weil ich verarmt und unversorgt dastand in der Welt! — Schmerzen machen uns groß, das fühlte ich jetzt; vielleicht ist's Stolz auf ein gutes Bewußtseyn, vielleicht auch Trotz, wenn wir den Fügungen uns gewachsen fühlen, die uns das Schicksal auferlegt. —

„Gott ist mein Zeuge, edler Vater!" sprach ich laut, dem Leichnam die kalten Augenlieder schließend; „ich habe dich geliebt, so trocken, dürr und hölzern du dich auch mir zeigtest. So lange du lebtest, durfte ich nicht ein einzig Mal dich umarmen! Thörichte Scham! die mich oft zurückhielt. Das Leben ist voll dummer, sinnloser Fratzen. Um nichts fährt man mit diesen Stangen wohl tausend Mal durch die Luft, und ich, ich habe nicht ein einzig Mal den Wunsch erfüllen können, den Vater an mein volles Herz zu schließen. — Doch ein Mal nannte er mich sein Kind, ein Mal weinte er eine Freudenthräne um mich! Sieh, Vater, eine bessere Erbschaft hinterläßt du mir als die mütterliche, die ich deinethalben hingab. Ruhe sanft, du kalter, müder Mann!"

Es war im Frühling des Jahres 1826 und ich zählte zwei und zwanzig Jahr, als ich ganz allein meinen Va-

ter, meinen ersten einzigen Freund zu Grabe geleitete. — Wenigen Jünglingen begegnet es wohl, so ganz einsam, bis auf ihre Gedanken, solch einem Sarge zu folgen. Aussichten, Hoffnungen hatte ich nicht. Eine Waise, ein Findling darf auf das Mitleid der Menschen zählen, der Tagelöhner verrichtet niedre, grobe Arbeit und weiß, nicht Jedermann wird sie verrichten; doch so zu hoffen versagte mir mein Stolz und dennoch — keinen Augenblick noch graute mir vor der Zukunft.

Indeß kam's auch besser als ich erwartet. Kurze Zeit nach jenem ernsten, verhängnißvollen Gang übergab mir ein Gerichtsbote: elf tausend ein hundert und zwanzig Franken, so viel war liquidirt aus dem ganzen Nachlaß. — Freilich war alles Mobiliar mit verkauft und auch das darunter, was ich ungern mißte, weil sich so manche liebliche Erinnerung der Kindheit daran knüpfte. — Ein alter Kammerdiener, der mir sehr zugethan war und dem meine Mutter noch eine lebenslängliche Pension von vier hundert Franken ausgesetzt, sagte mir, in Thränen Abschied nehmend: „Seyn Sie nur ja recht sparsam, Herr Raphael!“ — „Das verspreche ich Dir, alter, ehrlicher Bertram! Du siehst ja! einen Verschwender will das Schicksal nicht aus mir bilden.“

Aber ist der nicht der eigentliche Verschwender, der sich freudig dem Nichts gegenüber stellt? der Alles verloren hat und sagt: nun bin ich der Sorgen ledig! — Das Haus, in welchem ich wohnte, war schon nicht mehr mein; die Säle und Zimmer waren öde, meublellose Vierecke. Ich besaß kein wirkliches Eigenthum, außer dem Grabe meiner Mutter, und meines Herzens Besitzthum lag im Grabe meines Vaters. Ich war wie losgeschält von der Welt, Niemand kümmerte sich um mein Leben, so wenig wie mein Tod Jemand bekümmert haben würde, und gleichgültig und fremd, wie ich allen

Menſchen, waren alle Menſchen mir. — Doch war mein jetziges Daſeyn erfreulicher als mein Akten-Leben! — armer Vater, die Sorge für das Deinige verödete dein Leben! Meine Habſeligkeiten packte ich in einen Mantelſack und ſollte Frankreich noch eine Revolution, Kaiſerthum, Reſtauration und Invaſion erleben, wer kann leichter fliehen mit all dem Seinen, als ich! Selbſt meine Theater, Soirés, Kunſt-Ausſtellungen, Unterhaltungen, Zerſtreuungen, meine Freunde, Freundinnen, Geliebten, meine Gattinnen, meinen Harem konnte ich mit mir nehmen: einen kleinen Bücherbord mit engliſchen, ſpaniſchen, italieniſchen und deutſchen Dichterwerken.

Ich hatte ſtets mit Eifer fremde Sprachen getrieben und vor allem Engliſch und Deutſch. Dort fand ich die Heimath der Romantik! — Romantik — thörichtes Wort! auch die Claſſicität war zu ihrer Zeit eine Romantik.

Die Dichter lernt man erſt lieben und erkennen, nachdem man Schmerz und Mißgeſchick erkennen und lieben gelernt. Drei Dichter jetzt — ich darf ſagen — machten mir mein Daſeyn lieb. Shakespear, der den Weiſen-Stein der Poeſie gefunden, der Alles in Gold verwandelt und ſtets ſich jung erhält. Er fühlte die höchſten Schmerzen und gab ſie hin, daß ſelbſt Fühlloſigkeit ſie nachfühlen muß; nachfühlen in aller Shakespearſchen Schmerzensfreude, in aller Shakespearſchen Erhabenheit des Troſtes. Er hat gewiß auch viel im Leben geduldet, getragen, erlitten, aber niemals wollte er Theilnahme für Unglückliche einflößen, ſondern eine gewiſſe Leidens-Weisheit, nicht Mitleid, ſondern menſchliches Mitgefühl. Er klagte nie, wie Lord Byron etwa und deſſen Nachahmer, er triumphirte ſtets in Freuden und in Leiden, die allen Zeiten, Menſchen, Völkern angehören.

Goethe dagegen lehrt uns das Eigene, Selbſter-

lebte lieben: Alles sey uns theuer, selbst unsere Verirrungen, unsere Versäumnisse. Der selbstmörderische „Werther", der verzweifelnde „Faust" sind Gedanken, Besitzthümer, die sorgfältig und sauber, und geschützt wider jegliche Zerstörung, in dem Schrein der Erinnerung aufbewahrt werden. Er ist ganz Deutscher! — die deutsche Nationalität ist aber eine Zersplitterung, darum konnte ein deutscher Shakespear nicht ganz erstehen, er mußte sich zersplittern in den nationalen Goethe, zu national, um ganz Dichter zu seyn, und in dem poetischen Tieck zu sehr Dichter, um so ganz national zu werden.

Tieck ist der Absolutist im Dichter-Staate. Er ist nur für Dichter Dichter, und ergötzt nur seines Gleichen. Andere Dichter muß man studiren, er giebt die Erholung nach solchen Studien; eine Erholung, bei der man kaum merkt, daß man eigentlich nur seine Studien repetirt. Dichter werden geboren, Tieck gebar sich noch einmal in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aus allen andern Dichtern, die er mit geschmeidigem Geiste durchlief. Man träumt, schwärmt, phantasirt, lächelt, lacht und faselt bei ihm und stets mit Vernunft und Weise.

Was sind unsere französischen Dichter gegen diese! Ein wirklich poetisches Talent haben nur drei: Scribe, Dümas und Balzac, für Lustspiel, Tragödie und Novelle. Ihre Werke sind aber nur quantitativ, nicht qualitativ. Erfindung, Stoffe sind genial, die Ausführung ist matt, seelen- und geistlos. Sie gleichen ganz dem Leben, sie produciren tausendfach, aber der ordnende Geist fehlt, die Eigenheit des Kunstwerkes, wodurch es sich über der Zeit für alle Zukunft erhält. Denn das nur Geborne muß wieder vernichtet werden; aber der Geist ist ewig und das einzige Präservativ wider Zerstörung. Keinem unserer Dichter ist es noch eingefallen, wie absurd und kleinlich es ist, einen welthistorisch wichtigen Mo-

ment in ein Compliment an die Zuschauer auslaufen zu lassen, und ein angeregtes menschlich-wichtiges Interesse in einem mächtigen Theatercoup lächerlich abzubrechen. Wie das Leben, was sie vor sich sehen, und über welches sie noch nicht hinaus sind, paaren sie Bedeutendes mit Unbedeutendem, Sinn mit Unsinn, Erhabenes mit Gemeinem. Und woher gleichen sie und gehören sie ganz und gar dem Leben an? Weil sie für das Leben selbst dichten, für das Händeklatschen des Parterre, für das Amüsement der Damen in den Rängen. Drum keine Lorbeeren ihnen! keine Bildsäulen, keine Unsterblichkeit! — d[illegible]eklatsche von Mäuner-Händen, Weiber-Zungen und Journalisten-Federn zahlt ihre Verdienste; die Menschheit ist an ihnen quitt. Auch Aristophanes huldigte seinem Volke, in all dessen Eigenheiten, doch — als Dichter, der seinen Charakter behauptet, dem das Volk wiederum huldigen muß. Nur der darf die Gebrechen der Zeit rügen, der sich frei davon weiß. Doch alle unsere Dichter und selbst die Satyriker und Epigrammatisten huldigen, die Gebrechen der Zeit verspottend, den Gebrechen der Zeit. — Die französischen Novellisten sind treffliche Kenner des Lebens, aber ohne Lebensweisheit; sie betrachten scharf die Welt, doch fehlt ihnen jede Weltanschauung. Sie lassen das Leben vielgestaltig, musivisch-zerstückt, heterogen, verworren, trivial und unsittlich wie es ist: denn wo Dichtergeist, Phantasie und Seele anfangen, sind sie zu Ende. Was giebt es Lächerlicheres, als jene allgemeine Sucht zu portraitiren, zu bezeichnen und zu beschreiben?! Ein Dichter muß den ganzen Charakter in all seinen Eigenheiten fühlen lassen. Das Beschreiben ist eine allzubequeme Art — der Maler hat nur äußere Gestalten, aber er weiß die innerste Seele darin abzudrücken. Wäre es nicht ein Unsinn, wenn er die

Seele einer Gestalt durch allerlei kleine Symbole andeuten wollte? — Mindestens ist es des Dichters eben so unwürdig, Rock, Nase, Schuhschnallen und Manchetten einer Nebenperson, die dem Helden eines Romans nur die Thür öffnet, oder die Schuhe putzt, oder einen Brief ihm überbringt, oder überhaupt von gar keiner Bedeutung ist, zu beschreiben. Freilich hier ahmen die Novellisten wieder ganz das Leben nach, denn eine Person, die uns auf der Straße begegnet, trägt ebenfalls einen Rock von gewisser Farbe, hat eine gebogene oder spitze Nase, Manchetten, Schuhschnallen u. s. w. Diese Fehler alle hat sich freilich auch Balzac oft zu Schulden kommen lassen, ja nicht mit Unrecht werfen ihm die Kritiker Unsittlichkeit vor. Aber das war Musik in seinen Ohren; denn nicht umsonst hat er gesagt: er schriebe nur um gelesen zu werden, er entziehe sich jeder Kritik. Bisher schilderte er nur das äußere Leben, und Sittlichkeit lebt nur inwendig. Darum gestehen seine unkeuschen Heldinnen ein: sie leben für's Hospital! Darum sind seine vollkommnen Weiber, Mädchen und Hausfrauen Puppen, die man an- und auszieht, und er beschreibt, was sie an- und ausziehen; die man zu Bette bringt und wieder aufnimmt, und er beschreibt ihre Schlafkammern und Bettvorhänge und Betten. Darum baut sich bei ihm alles Lebens- und häusliche Glück auf eine tüchtige Jahresrente und das allerliebst eingerichtete, tapezirte, dekorirte Haus, und er beschreibt jede Litze, jeden Nagel, alles Hausgeräth: Tassen, Tischzeug, Silber; Alles modisch, in neuster Facon, mit Angabe des Ateliers, wo es zu haben. — O seine Kritiker waren nur allzu gütig gegen ihn; er ist unsittlich durch und durch: denn der Dichter ist es, der nur die geistlos äußere Lebenshülle zum Ziel seines Schaffens setzt — aber gebt acht, gebt acht! — er wird auch sittlich dichten!

Drittes Blatt.

Ich hatte früher schon eine Uebersetzung des „Sturm" von Shakespear, der „Runenburg" und des „Liebeszauber" von Tieck und der „Melusine" von Goethe begonnen. Es war ein schwieriges Unternehmen. Ich ließ es liegen, weil es meine Kräfte zu übersteigen schien, doch mit erneutem Muth dachte ich jetzt an diese Arbeiten. — Balzac bürgte mir dafür, daß Frankreich nicht ganz poetisch verwahrlost sey. Ich versprach mir Erfolg; wo nicht, so hat doch mancher Maler sich gebildet, indem er die Muster seiner Kunst copirte. Uebersetzen ist Copiren. Doch nur in Paris durfte ich hoffen, mein Dichtertalent geltend zu machen, und im schlimmsten Falle verließ ich mich auf meine elf tausend ein hundert und zwanzig Franken.

Mit freudig schwindelndem Kopfe und hochschlagendem Herzen durchirrte ich ganz Paris, besonders aber die entlegensten Winkel, um eine Wohnung mir zu finden, freundlich, frei, und angemessen meinem Leben und meiner Beschäftigung. So kam ich eines Abends in die ru· des Cordiers. Der Himmel war heiter, die Lüfte wehten lau; vor allen Thüren saßen Männer und Weiber auf Bänken, Stühlen, schwatzten mit einander oder arbeiteten. Woher diese Dorfsitte, fragte ich, mitten in Paris? Aber die Straße war vollkommen einsam und entlegen. An der Ecke der Straße Cluny spielten mehrere Kinder Federball. Ein kleines Mädchen von etwa vierzehn Jahren zog besonders alle Blicke der Nachbarn wie auch die meinigen auf sich. Es giebt eine Mädchenschönheit, in ihrer Unreife der Formen himmlisch, weil sie dem frischgefallenen Schnee, dem diamantklaren Eise gleicht, das, einmal nur erwärmt, den Glanz der Makellosigkeit verliert. Es giebt keine Göttin der Unschuld, sonst hätte ich diesem Mädchen ihren Namen gegeben.

Ja wohl! die Bildnerkunst muß bei der Natur in die Schule gehen; wenigstens die Gestalt der Unschuldsgöttin kann sich nur in natürlicher Naivheit zeigen, wo obendrein jede freudige Bewegung, jedes Lächeln des Kinderglücks zur Bestätigung ihres Wesens dient. Man liebte dies kleine Wunder, wie man es sah, aber leidenschaftund fast empfindungslos; man betrachtete es mit einer Regung von Zärtlichkeit, aber sein eigen wagte Niemand es zu nennen. Unschuld ist überhaupt ein schwieriges Künstlergefühl.

Während ich so denkend dastand, fiel mir ein, daß Rousseau in dieser Straße gewohnt haben müsse. Ich suchte nach dem Hotel St. Quentin, aber ich stand davor. Es schien sehr verfallen und sicher konnte ich ein billiges Stübchen in demselben finden.

Ich betrat ein niederes Gemach. Blank gescheuerte kupferne Leuchter mit ihren Lichtern versehen, und die Schlüssel daneben, hingen in der Reihe an den Wänden. Ueberall herrschte Reinlichkeit und Ordnung; das Ganze, mit seinen Möbeln, Geräthen, dem blauen Bett und den alterthümlichen Vorhängen, gewährte den Anblick eines Genre-Gemäldes. Ich hatte nach der Wirthin gefragt, und eine Frau von etwa vierzig Jahren erhob sich und kam mir entgegen. In ihren Zügen lag tiefer Gram und Leid, und ihr Auge schien durch vieles Weinen verfinstert. Ich sagte ihr, zu welchem Preise ich ungefähr wohnen möchte. Sie schien über die geringe Angabe nicht verwundert und suchte still nach einem Schlüssel.

Sie führte mich mehrere Treppen hinauf in ein Zimmer mit einer weiten Aussicht über Dächer, Hotels mit finstern Höfen und deren Nachbargebäuden, über Grasplätze, bedeckt mit Wäsche zum Bleichen, und auf einen großen weiten Himmel. Die Wände waren durch die Biegung des Daches verunregelmäßigt, aber sie ge-

währten Raum genug für ein Bett, einen Tisch und Stühle. — Ich hatte meine Heimath gefunden.

Die kleine Pauline, so hieß das liebe Kind, welches gleichsam mich hieher gebracht, war die Tochter meiner Wirthin. Ihr Anblick gewährte mir, so oft sie mir auch erschien, Freude und dies freute wiederum sie und ihre Mutter. Beide gewannen mich lieb. Pauline ließ es sich schon nicht mehr nehmen, alle kleinen Dienste um mich zu verrichten; auch die Mutter fing an, als ihren Schützling mich mit Allem aufs Beste zu versorgen und war auf keine Weise zu bewegen, einen Lohn dafür anzunehmen.

Eines Abends erzählte mir Pauline mit kindischer Offenheit ihre Geschichte. Ihr Vater, Rittmeister der Grenadiers à cheval der kaiserlichen Garde, ward an der Beresina von den Russen gefangen. Napoleon wollte ihn auswechseln, vergebens aber suchten ihn die Russischen Behörden in Sibirien. Nach der Aussage einiger Mitgefangenen war er entkommen und sollte den Vorsatz gefaßt haben, nach Indien zu gehen. Seitdem hatte Madame Gaudin, so nannte sich meine Wirthin, nichts von ihm gehört. Die unglücklichen Jahre von 1814 und 1815 hatten ihr all ihr Vermögen geraubt. Sie mußte, um sich und ihre Tochter zu ernähren, ein Hotel garni miethen, hoffte aber immer noch ihren Mann wiederzusehen. — Ihr größtes Leid war, daß Pauline nicht eine ihrem ehemaligen Stande gemäße Erziehung genoß. Die Prinzessin von Borghese war ihre Pathin, so vertraute mir Madame Gaudin und fügte mit bitteren Thränen hinzu: „Pauline entspricht wahrlich einem Schicksal, wie solche Beschützerin es ihr gewähren konnte, und gern gäbe ich den Adelsbrief darum, der meinen Mann zum Reichsbaron macht, gern die Rechte, die wir noch an das Gut Witschnau haben, könnte ich nur mein Kind zu

St. Denis erziehen lassen. O Gott! — lebte nur der Kaiser noch!"

Jetzt sah ich eine Gelegenheit, für so viel mir erwiesene uneigennützige Sorgfalt mich dankbar zu zeigen. Ich beschloß, Paulinen zu unterrichten. Am ersten paßlichen Abend beschäftigte ich mich nur oberflächlich und gesprächsweise mit ihr; aber es reichte hin, ihr die Lust zu wecken, alle die Eigenschaften, die in den Augen der Mutter so begehrenswerth erschienen, sich anzueignen. Ohne weitere Verabredung stellte sie sich am folgenden Abend wie von ohngefähr wieder ein, und so fort, bis uns Allen eine Gewohnheit daraus ward. — Ich hätte damals nie gedacht, einst von ihr belehrt werden zu können, obschon ich oft, ihr lehrend, lernte.

Viertes Blatt.

Die vollendete Arbeit ist für den Augenblick dem Autor selbst eine todte. Nur so lange er zu bessern hat, kann er in den Geist sich hinein fühlen; ist Alles gut, sind auch die Freuden aus, der Gedanke will frisch genossen seyn. Was uns in einem Moment begeistert, entzückt uns im folgenden nicht noch einmal. Wir müssen es zurücklegen, vergessen, um nach geraumer Zeit von Neuem davon überrascht zu werden. — Auch zur mühseligen Grundlage einer andern Arbeit findet man sogleich nicht Lust, denn die Freude, etwas gethan zu haben, will auch erst genossen, ausgekostet und vorüber seyn. Dem Autor bleibt in solchen Zeiten nichts — als wie ein Acker brach zu liegen. — Selbst meine Uebersetzungen, die nun vollendet, nöthigten mich jetzt müßig zu seyn, und meine Freude hatte ich auch daran, denn ich durfte mir sagen: so einfach, kräftig und gefühlvoll sey das Französische noch nie gesprochen worden.

Es war zu Anfang Dezembers, das Wetter winterlich heiter, und ich durchirrte die lebhaftesten, geräuschvollsten Gegenden der Hauptstadt, deren buntes und lautes Leben, Lärmen und Treiben mir einigermaßen wieder neu erschien. Mitten im Gedränge begegnete mir einer meiner ehemaligen Bekannten, Rastignac, faßte ohne Umstände meinen Arm und erkundigte sich mit sehr zudringlicher Herzlichkeit nach meinem Befinden, Leben, Thun und Treiben. — Ich hatte keine Ursache, irgend etwas zu verheimlichen.

„Also ein Dichter willst Du seyn?" fragte er lautlachend. — „Und warum nicht?" — „Es heißt so viel, als wollest Du nichts seyn. Heutzutag ist Jeder Dichter; daß heißt: er verachtet alle Dichter bis auf sich selbst, denn nur seine vielfältigen wichtigen Geschäfte und Sorgen halten ihn ab, seine sämmtlichen klassischen Werke zu schreiben. Du aber willst alle wichtigen Geschäfte und Sorgen des Lebens hintansetzen, um für Andere das zu seyn, was sie zu seyn verschmähen: genial, empfindungs- phantasie- und ideenreich? Welche Anmaßung!" — „Dennoch hat man nie mehr das Bedürfniß nach Dichtern und Künstlern gefühlt als heute. Wann wurde je so viel gelesen, wann galten Theater, Concerte, Kunst-Ausstellungen so viel in allen Salons, Zeitungen und Gesprächen?" — „Also in die Reihe der Scribe, Rossini, Paganini, Sontag und Taglioni willst Du treten? Ja! das ist ein Anderes und läßt sich besser hören. Der Erste gewinnt 100,000 Franken jährlich mit seinen Lustspielen; der Zweite das Zweifache mit seinen Opern; der Dritte das Dreifache mit seiner Geige; die Vierte das Vierfache mit ihrer Kehle und die Fünfte das Fünffache mit ihren Fußzehen. Da gehört's denn freilich nicht blos zur Mode, zum Ton, sondern zur Kultur, hinzugehen, um solche wunderbare Kehlen, Finger und Füße sich anzu-

ſehen, die in einem Abend ſo viele ſilberne Frankenſtücke und goldene Napoleons ausmünzen, nebenbei auch zu berechnen, wieviel Sous davon auf jeden Buchſtaben, jede Note, jeden Entrechat kommen. Zugleich ſind das auch die Wunder der Zeit, in der keine Todte mehr lebendig werden, keine Gelähmten mehr ihr Bett auf den Rücken nehmen und davon gehen, und keine Felſen mehr Waſſer geben, wenn man mit dem Stabe daran ſchlägt. Man wundert ſich jetzt darüber, daß, wenn von 100,000 Menſchen jeder zwei Franken einem Künſtler giebt, dieſer eine Summe von zwei Mal hundert tauſend Franken ſogleich zuſammen hat; und wer wollte da mit zwei Franken knauſern, um einer derjenigen zu ſeyn, die dies merkwürdige Experiment mitmachen: ob es ſich denn auch wirklich beſtätigt? Uebrigens weiß Jeder, daß Kunſt und Künſtler etwas ganz Anderes ſey, als man da zu ſehen, zu hören und zu leſen bekömmt. Aber Gedanken ſind zollfrei, und da die Hörer, Leſer und Zuſchauer den Künſtlern das baare Gold gönnen, überlaſſen dieſe, aus angeborner Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit, Jedem, der dafür bezahlt, ſein eigenes Urtheil. Andere Beurtheiler, die ſich bezahlen, haben freilich dieſe Gedankenfreiheit nicht, das aber gehört nicht hierher; denn es heißt: leben und leben laſſen; und wenn der Künſtler leben will, muß er die Journaliſten loben laſſen. — Und dennoch ſagt man die Zeit ſey nicht wunderthätig? — O es findet nur kein Wunderglaube ſtatt, ſonſt müßte die Zeit vor Verwunderung närriſch werden, ſtatt närriſch zu ſeyn, ohne ſich drüber zu verwundern!" — „Und deshalb ſollte ich nicht Dichter ſeyn wollen?" — „Dichter ſeyn? was willſt Du damit ſagen? Freund! gewöhne Dir eine Sprache an, die ein ehrlicher Mann verſteht. Denke, Du beträteſt einen Salon! Wer iſt der feine Jüngling? fragen die Damen. Antwort: Ein Dichter! — aber das iſt kein

Antwort; denn es heißt: er ist kein Banquier, Diplomat, Schauspieler, Baron, Kammerherr u. s. w.; nach Genie wird nicht gefragt. — Und es kann gefragt werden: wer protegirt ihn? Ist er der Gemahl einer Sängerin oder Tänzerin, oder der jüngere Bruder eines Majoratsherrn, oder sonst ein mauvais sujet? — Nichts von Allem; er hat 10,000 Franken, die er in einem Dachstübchen rue des cordiers verzehrt, wo er, der Menschheit zu Liebe, Shakspeare und Goethe übersetzt. — Was? Aber der junge Mensch ist toll? Warum nicht den Walter Scott oder Lord Byron?"

„Und mit diesen Reden" — fragte ich — „die nicht ohne Poesie sind, willst Du das Dichterthum verdammen?" — „Verdamm' ich's denn? — Ich tadle nur Deine Art es anzugreifen. Der Dichter, der in Paris Glück machen will, muß sich in die Mode bringen, muß ganz Paris von sich füllen und dazu nützt Unsinn mehr als Sinn. Du, ein Jüngling aus so gutem Hause! Bist Du nicht Marquis?" — „Ja!" — „Ein Jüngling, ganz gemacht, alle Weiberherzen einzunehmen, Du mußtest in der elegantesten, modischsten, kleidsamsten Tracht als Marquis von Valenti in allen Salons erscheinen, Deines Talents nur ganz flüchtig erwähnen, so beiläufig sagen: mit dem ungeheuern Erfolge, den Deine ersten flüchtigen Versuche erwarben, sey'st Du nicht unzufrieden. Unsere Welt ist viel zu gebildet, um Jemandem in den Ansprüchen, die er macht, entgegen zu seyn, wenn gleich kein Jota davon wahr ist. Was würde aus allen unsern Künstlern werden, wenn sie nicht solche Ansprüche, und zwar im Luxus, in der Eleganz, in Wagen, Pferd und Dienerschaft, geltend machten." — „Und reicht mein Vermögen dazu aus?" — „Was? willst Du ein Capitalist seyn und vor Sorgen und Bedenklichkeit nicht essen, trinken, schlafen, und dennoch beim Fall der Staatspa-

piere, oder durch einen Bankerott, Alles auf einmal einbüßen? Ei, brauch' Dein Geld; esse, trinke, reite, fahre, tanze, und ist es unvorhergesehener Weise, oder durch einen sonstigen Zufall all geworden — heirathe eine reiche Frau, geh' in's Kabinet über, werde ein Gesandter oder eine andere Sorte Muße- und Wohlhabender. Uebrigens hast Du Dir während eines solchen Lebens reiche, mächtige Gönner und Protektoren erworben, denen an einem so lustigen Gesellschafter und rastlosen Theilnehmer an jeder Gattung von Ausschweifung so viel liegt, daß sie ihn schon werden unterzubringen suchen. Was? Willst Du mit Deinem Genie auf die Nachwelt und kannst nicht einmal durch die Mitwelt damit? Ei, wer ein Künstler seyn will, der sey genial!"

„Ich würde mich selbst verachten, wenn ich so leben wollte; auch weiß ich, daß es schwer hält, von reichen angesehenen Leuten irgend eine Gunst zu erlangen, wenn man nicht ihren Schwächen und Lastern huldigt!" — „Höre, Freund! Du fängst schon an, dumpfig und gedrückt, wie die Luft in einer Dachstube, zu denken. — Du mußt in die Welt. Ich bitte Dich, laß Dich heut einmal von mir irgend wohin führen!" — „Von Dir?" — „Wunderts Dich? Zu Jemand, der Dich rascher zu Deinem Ziele, welches es auch sey, fördert, als irgend ein Anderer: zur Fürstin Feodora. Gefällst Du ihr, so ist Dein Glück gemacht in ganz Paris, und Du kannst erreichen, was Du willst." — „Wer ist Feodora?" — „Du kennst nicht Feodora, das weibliche Wunderwerk, die Zierde des sechsten Schöpfungstages und das Schlußwerk des lieben Herrgotts, der nun nichts Besseres thun konnte als die Hände in den Schooß legen und Sabbath machen?" — „Ich habe nie sie nennen hören." — „Die schön ist, daß keine Pariserin schöner zu seyn wünschen kann, tugendhafter wie keine Russin (denn sie ist ein Zwitter-

„Geschöpf, geboren in Rußland und gedeihend in Paris) wie keine Russin tugendhafter seyn kann und steckte sie im Schnee bis an die Oberlippe? — die reicher scheint als irgend Jemand reich scheinen kann; um die Jeder sich bewirbt und die Niemand bekommt; der man Herz, Hand, Rang, Vermögen, Adel, Würde, Protektionen, Menschen- und Völkerglück zu Füßen legt und die nichts nimmt? — außer was man ihr schenkt und was sie begehrt, und dies nur, aus purer Weisheit, weil sie selbst am besten weiß, was ihr nützlich ist, und aus purer Güte, um den armen Erdensöhnen Gelegenheit zu vergönnen, ihr zu huldigen und zu opfern; Feodora endlich kennst Du nicht — denn diese Periode muß zu Ende, so unendlich auch Feodorens Lobpreisung seyn mag — die tugendhafte Aspasia, die keusche Lais von Paris, vor der sich Helden, Staatsmänner, Fürsten und Künstler beugen? — Aber weißt Du wer Lais war?" — „Ja!" — „Und weißt Du wer Aspasia?" — „Ja!" — „Nun, wenn Du die möglichen Vollkommenheiten Beider in einer Person kennen lernen willst, nebst so viel Reizen an Seele und Körper, um ihrer noch ein Dutzend damit auszustatten, wenn Du die Macht sehen willst, die heut zu Tage die Welt regiert, die heutige Weltallmacht, so suche mich diesen Abend in meiner Wohnung auf; — wo nicht, so bleib' in Deinem Dachstübchen bei Deinen römischen und griechischen todten Huren und (um mit Shakespear zu reden): laß Dich hängen! Lebe wohl, denn wir verstehen uns nicht mehr: Du hast Feodora nicht gesehen, und ich, ich habe sie gesehen!" Nach diesen Worten drehte er mir den Rücken zu und ging. Aber er hatte mir genug gesagt, um meine Neugier rege zu machen.

Abends suchte ich meine Ballakleider hervor, die seit geraumer Zeit unbenutzt im Schrank gehangen, und machte meine Toilette mit größerer Sorgfalt, als je im

Leben. — Liebte ich etwa Feodora wirklich ſchon, blos nach Raſtignac's zuverſichtlicher Lobrede, deſſen Gascognaden ich ſchon kannte? — Gewiß nicht! Aber ich ſuchte mir einzubilden: das Glück habe ihn mir in den Weg geführt, mich raſch zum Ziele zu geleiten. Ein einziger Erfolg im Salon einer ſchönen Fürſtin, die en vogue war, konnte von Entſcheidung ſeyn. Und ich wollte, da ich zum erſten Mal wieder in einem neuen Charakter die Welt betrat, den Dichter auch äußerlich vertreten. Schon meine Erſcheinung ſollte den edleren Geſchmack verkünden, der ſich aller Sitte, jeglichem Gebrauche fügt, ohne irgend kleinlich zu ſeyn. — Unſere jetzige Kleidung iſt nicht ſo ganz unpoetiſch als ſie im Vergleich zu allen früheren erſcheinen dürfte. Freilich, ſie entgöttert den Apoll, den Athleten macht ſie gemein; dem Cäſar nimmt ſie die Großheit, dem Apoſtel das Ehrwürdige; den Ritter würde ſie zu einem Räuber, und den Hofmann unter Ludwig dem Vierzehnten zu einem Affen umgeſtalten, weil ſie Individualität und Charakter erlöſcht, ja in ihr das Ungewöhnliche, Markirte entſtellt und lächerlich erſcheint. Sie iſt einförmig in Form und Farbe, und ſtrebt daher allem Auffallenden entgegen. Dennoch hat ſie etwas Ideales, was freilich von dem Antik-Idealen himmelweit verſchieden iſt. Die Antike iſt **nackte** Natur. Ein ſchöner, modern gekleideter Mann kann für ein ſittliches Ideal gelten. Feinheit, Einfachheit, Vornehmheit, Reinheit, bilden den ſittlichen Geſchmack. So entſpricht das Coſtüm dem Geiſt des Jahrhunderts; denn im Allgemeinen mag dies auch wohl der Geiſt ſeyn, wonach zu ſtreben die Aufgabe der Zeit iſt, und es geſchieht am Ende auch unbewußt in aller Verkehrtheit, Unſinnigkeit und Wildheit des Lebens. — Als ich mich im Spiegel ſah, war ich mit meinem Ausſehen zufrieden. Mein arbeitſames Leben hatte mir einen Ausdruck verliehen, der mich, mei-

ner Meinung nach, nicht entſiellte. Und war es eine verdammliche Eitelkeit, die mir dies Alles zuflüſterte? Wer freut ſich nicht, ganz ſo zu erſcheinen, daß ſein Aeußeres ſchon für ſein Inneres bürgt? Pauline und Madame Gaudin erwieſen mir große Ehrfurcht, als ich ihnen gute Nacht wünſchte und meinen Fiaker beſtieg.

Raſtignac lächelte über meine Metamorphoſe, ſagte aber nichts und gab mir nur — wie er es nannte — Verhaltungs-Maßregeln für den Abend. „Sie iſt“, ſo beſchrieb er die Fürſtin, „habſüchtig, gefallſüchtig und mißtrauiſch. Allein habſüchtig, um die höchſte Pracht rings um ſich zu verbreiten; gefallſüchtig in ſcheinbarer Beſcheidenheit, mit einer Anſpruchsloſigkeit, worin der auserwählteſte Geſchmack ſich kund giebt, und mißtrauiſch, wenn ſie ganz Herz und Seele ſcheint. Sey auf Deiner Huth in Allem was Du ſprichſt und thuſt, denn ſie vergißt nie. Sie iſt geſchickt genug, um einen Diplomaten zur Verzweiflung zu bringen, und ſcharfſinnig genug, die Wahrheit, die er verbirgt, aus der Art, wie er ſie verbirgt, zu errathen. Endlich war ſie, unter uns geſagt, nie verheirathet; auch mit ihrer Fürſtlichkeit ſteht es nur ſo ſo! Der ruſſiſche Geſandte lachte mich aus, als ich der Fürſtin Feodora erwähnte; auch ſieht er ſie nicht bei ſich, und grüßt ſie nur ganz obenhin, wo er ſie trifft. Allein man findet ſie in den Aſſembleen der Madame von F..., der Herzogin V..., der Vicomteſſe G..., der Marſchallin B.... Letztere ſogar, die hochfahrendſte der Bonapartiſchen Sippſchaft, bittet ſie jedes Mal zur Saiſon auf ihr Landhaus. Kurz, in Frankreich iſt ihr Ruf entſchieden unantaſtbar. Viele junge Gecken, ſogar der Sohn eines Pair von Frankreich, einige junge Grafen, alte Deputirte und Diplomaten haben ihr Hand, Herz und Vermögen geboten; ſie hat aber Alle auf die niedlichſte Art von der Welt abgewieſen. Und ſomit weißt Du Al-

les, denn mehr kann ich Dir nicht sagen, deshalb, weil wir an Ort und Stelle sind. Je nun! Du wirst Dich in diese verführerische Syrene nicht verlieben; ein Mal bist Du zu solide dazu, zum andern Mal fehlt Dir Muth und Unternehmungsgeist, und endlich bist Du ein Dichter, das heißt: ein melancholischer Ideal-Elephant, der höchstens bis an die Knöchel in den Sand des Lebens watet und dem der Anblick des gewöhnlichen Erdengewürms nur Bauchgrimmen verursacht!"

Der Wagen hielt, wir betraten das Peristil und erstiegen die breite, blumengeschmückte, mit herrlichen Teppichen belegte Treppe. Ueberall herrschte die ausgesuchteste englische Comfortablität. Wie war mir das Alles so neu geworden, wie wundersam stimmte es mich wieder! Was können doch drei in einem Dachstübchen verlebte Monate aus einem Menschen machen!

Fünftes Blatt

Umgeben von Herren, die einen Halbkreis um sie bildeten, saß Feodora anmuthig hingegossen auf der Ottomane. Bei unserm Eintritt erhob sie sich, mit ihr ein ganzer Himmel, denn eine reizend majestätische Erhabenheit entwickelte sie. Ihre Formen, voll und weich, weckten südliche Gluthen; aber der Schnee des Nordens hatte seinen schönen Zauber drüber hingegossen. Ihr hellblondes Haar, zu reich für einen künstlichen Putz, war im Nacken zu einem natürlichen Knoten gewunden, den eine einfache goldene Nadel hielt. Zu beiden Seiten der reinen Stirn war es schlicht geglättet. Sie trug ein schneeweißes Kleid, das aber von ihrem Angesicht, Brust, Nacken und Armen überstrahlt ward. Ihre Haut war von einer Weiße und Zartheit, die wunderbaft, fremdartig, vielleicht auch echt nordisch nur erschien: ein wächserner Glanz, halbdurchsichtig. Es war eine Juno.

Großäugig, lilienarmig, verwirklichte sie in göttlicher Einfalt alle Homerischen Beiworte. Bis auf einen Blick koketter Milde schien ihr streng regelmäßiges Gesicht kalt und fühllos. Ja die kleine, stolzgeröthete Unterlippe verachtete Alles um sich her und eine grenzenlose Herablassung schien es, wenn sie zu Jemand sich hinneigte, um auf ihn zu hören.

Diese Göttin nahte sich und bewillkommnete uns, ein klein wenig gnädig lächelnd. Emphatisch lobte mich ihr Rastignac als einen Mann von Talent. Ich hätte keine Worte und begnügte mich mit einem, mir durch Gewohnheit eigenen Anstand. — „Stell' Dich doch nicht so verwundert über die Prinzessin!" flüsterte Rastignac mir zu, als sie den stolzen Rücken uns wandte; „oder bist Du es, laß es wenigstens nicht merken!" — Feodora nahm wieder Platz auf der Ottomane und das Gespräch ging seinen Gang fort. — Rastignac hatte Recht. Man soll sich über nichts wundern, keineswegs im Horazischen Sinne, nur in guter Gesellschaft nicht, die sich zum Stoicismus verhält wie Glätte zur Kälte. Ich nahm nicht Theil am Gespräch. Jeder huldigte ihr, wie einer Königin, und sie nahm den schuldigen Tribut huldvoll in Empfang, belohnte ihn hie und da mit einem süßen Gesellschaftsblick. Jeder erschöpfte seinen Vorrath von Neuigkeiten, Tagesvorfällen, Bonmots und Epigrammen. Man pointirte, witzelte, kritisirte, faselte und klatschte. — Solch eine Unterhaltungsgabe war mir nie eigen; wäre sie's gewesen, längst hätte ich sie im Hotel St. Quentin vergessen. Ich saß stumm unter Allen, die sich bemühten Feodora zu unterhalten, von denen Keiner aber wußte, ob er seinen Zweck erreichte, denn — sie gähnte zuweilen verstohlen und mich entzückte sie damit.

Als die Gesellschaft so zahlreich geworden, daß man auf den Einzelnen nicht mehr achtete, nahm ich Gelegen-

heit, die eleganten und geſchmackvoll dekorirten Säle zu betrachten. — Jedes Zimmer hatte einen eigenen Charakter: ein Luxus, der ſich höchſtens bei den reichſten Engländern zeigt. Ein gothiſches Zimmer, mit Schnitzwerk von Eben- und Lindenholz ausgelegt, hatte runde Fenſter mit Glas-Malereien. In einem modernen Zimmer war Alles luſtig, leicht und vergoldet. Ein herrlicher Blumenflor duftete und blühte von allen Seiten. Ein drittes Zimmer repräſentirte den Geſchmack Ludwig des Vierzehnten, und paſſende ausgeſuchte Gemälde hingen überall an der rechten Stelle, daß man nach dem erſten oberflächlichen Eindruck auch den Geſchmacks-Ernſt der Beſitzerin wahrzunehmen Anlaß hatte. — Da erſchien Raſtignac, faßte mich geheimnißvoll ſchweigend bei'm Arm und führte mich durch eine Reihe von Zimmern in Feodorens Schlafgemach. Ein ſchwerer Teppich-Vorhang mußte zurück geſchoben werden und zwei Marmor-Statuen geboten dem Eintretenden Schweigen —: eine weibliche, mit leiſe aufgehobener Hand, eine männliche, die mit ſtreng gebieteriſchen Zügen den Zeigefinger an die Lippen legte. Das Bett war in Form einer großen Muſchel, mit Perlemutter ganz ausgelegt und mit goldenen Rändern eingefaßt. Sie ruhte auf dem ſchuppigen, grüngoldigen Leib eines See-Ungeheuers, das mit ſcharfen Klauen und ſpitzgezähntem Rachen den Schlaf der Göttin vertheidigen zu wollen ſchien. Eine Draperie von ſeegrüner Seide ſchwebte leicht wie Nebel darüber. Das Gemach ſelbſt ſtellte eine Grotte oder Meereshöhle dar. Es war mit blinkendem Erz rauh bekleidet und koſtbare Muſcheln, Korallenſtauden und Schnecken bildeten groteske Borten und Verzierungen. Raſtignac lüftete den über das wollüſtig weiche Bett hingebreiteten türkiſchen Shawl ein wenig. „Nun? heißt das nicht unverſchämt kokettiren? — Ihr Bett den Blicken eines Jeden preis

zu geben! Hier auf dies Heiligthum der Göttin, wo sie ruht wie eine Perle in der Schale, möchte und kann Jeder seine Karte hin legen — das ist aber auch Alles.“ — „Wirklich?“ fragte ich nicht ohne Eifersucht. — „Die Kühnsten und Geschicktesten haben hier ihre Verführungskünste verschwendet, gestehen es ein, bleiben ihr treu, und sind aus ihren verschmähten Liebhabern zu ihren ergebensten Freunden umgewandelt; merkst Du's, Freund, das vermag Schönheit! — Aus epikuräischen Wüstlingen macht sie platonische Freunde. O Gott, wenn Mann und Weib eine gespaltene Einheit sind, wie geht da heut zu Tage die Mannheit in die Brüche, und welch' ein schlechter Rechenmeister war, der dies sagte: Plato. Feodorens platonische Hälfte macht allein ein ganzes Regiment aus, wo sollen da alle Männer herkommen, die übrigen platonischen Bataillone, Compagnien oder Rotten zu completiren!“ — „So hat sie noch Keinen dem Andern vorgezogen?“ — „Noch für Keinen gefühlt, das ist authentisch!“

Wir verließen das Gemach, um nach dem Saale zurück zu kehren. Im gothischen Zimmer begegnete uns Feodora. Ein anmuthiges Lächeln gebot mir zu verweilen. Rastignac ging. Sie erkundigte sich nach meinen Arbeiten. Ich sprach mit Wärme, sie schien lebhaften Antheil zu nehmen, und bat sich Proben aus, um selbst darüber zu urtheilen. Wer war froher als ich? — das Glück kam mir auf halbem Wege entgegen, und aus Feodorens Händen wünschte ich es zu empfangen.

„Rastignac“, sagte ich auf dem Heimwege, „unmöglich ist sie die leichtsinnige Kokette, die Du in ihr siehst; sie fühlt, aber für Keinen in ihrer Umgebung, denn Keiner ist würdig, daß eine Feodora für ihn fühle.“ — „Bedanke mich“, entgegnete Rastignac; „denn was mich betrifft, so gehöre ich auch zu ihrer, solcher Empfindung

unwürdigen Umgebung. Aber, Raphael, iſt's Dein Ernſt, könnteſt Du ſo unklug ſeyn, bei Deiner, glimpflich zu reden: Pauvrität, um die Liebe einer dem Anſchein nach reichen Fürſtin zu werben, und bei Deinem Verſtande nicht einſehen, daß Deine Liebe den Weg alles Fleiſches geht, weil nichts als Fleiſch und keine Seele in ihr geliebt werden kann; um trotz aller Deiner Dichtergaben Dich zu irgend einem merkwürdigen naturhiſtoriſchen Exemplar herzugeben, womit dieſe Circe ihre nur allzu vollſtändige Menagerie bevölkert!? Biſt Du, der im Hotel St. Quentin eine Dachſtube bewohnt, den Shakespeare dort für Frankreich überſetzt, ſich für einen Dichter hält und von Nachruhm träumt, nicht als zweiter Ulyß, mit den Kräutern des Merkur verſehen, nun, ſo mag Minerva wie Butter am Ofen ſchmelzen; Tugend ſey die Erbſchaft eines Verſchwenders, auf die er Schulden macht, eh er ſie noch beſitzt, und Unſchuld ſey ein ſchlechtgeflecktes Schuhwerk, was man ſich bei dem erſten beſten Regenwetter abläuft."

Er verließ mich bald. Ich hatte noch einen weiten Weg bis nach Haus, zwiſchen dem Fauxbourg St. Honoré und der rue des Cordiers liegt ganz Paris. Dennoch dünkte der Weg mich kurz.

Sechstes Blatt.

Zu meinem erſten Debüt hatte ich Tiecks „Runenburg" und „Liebeszauber" beſtimmt; — ſie glichen in Etwas den beliebten Hoffmannſchen „Contes phantastiques". Wir Franzoſen haben von dieſer Höhe der Poeſie, der Fülle in Wort, Ausdruck, Charakter, Gedanken, Empfindung und Phantaſie kaum eine Ahnung. Um aber den Hörer ganz in die, das Kleinſte durchdringende Begeiſterung mit hin zu reißen, muß der Leſer durch Ton und Ausdruck das Kleinſte auch geltend zu machen wiſ-

sen. Ich übte mich Tagelang, Alles, was ich aus dem Original getreulich in meine Mutterſprache hinein gelegt, auch mittelſt der Stimme wieder zu geben, und ich glaube eine nicht unbedeutende Virtuoſität in Nachahmung der Affekte und Töne der Leidenſchaft, wie überhaupt eine ziemliche Biegſamkeit des Organs zu beſitzen. —

Am Abend vorher las ich Paulinen meine Ueberſetzung vor. Mitten darin ſtürzte ſie weinend mir in die Arme. „Liebſter Herr Valenti", rief ſie ſchluchzend; „bei ſolchen Gedanken und Träumen müſſen ſie ja ſehr unglücklich werden!" Ich umfing die Kleine, die ſich gar nicht beruhigen wollte, zärtlich, und nahm ihre Angſt und ihr Weinen für ein gutes Omen. Mein einziger erſter Leſer war für mich gewonnen, mein ganzes vorhandenes Publikum lag weinend an meiner Bruſt.

Der entſcheidende Abend brach an, wo ich, mit den Manuſcripten in der Taſche, zaghaft-hoch geſtimmt, in tauſend Hoffnungen fürchtend, mich nach dem Faubourg St. Honoré begab. — Ich fand eine zahlreiche Geſellſchaft von Herren und Damen. Raſtignac hatte Alles trefflich eingeleitet. Ich war der Gegenſtand der geſpannteſten Neugier, ſo ſehr ich mich auch zu verbergen bemühte und in den Hintergrund mich zurückzog.

„Auf ein Wort" — flüſterte Raſtignac mir zu und zog mich aus meinem Winkel in ein Nebengemach. — „Bis hieher habe ich Dich gebracht;" — begann er ein wenig feierlich — „in einer kleinen Stunde, Freund! ſtehſt Du auf dem Punkt, wo Du Deiner Arbeiten Erſtlingsfrucht erndteſt. Für dieſe kurze Zeit noch thu' mir die Liebe, zu befolgen, was ich Dir anempfehlen werde. Dein erſtes Erſcheinen hier war von Erfolg. Man hat Deine Geſtalt, Deine Mienen, Dein ganzes Ausſehen edel und geiſtreich gefunden und gelobt. — Dennoch, Raphael,

wie konntest Du heut eine weiße Weste anziehen! Schwarz, Freund! schwarz sey die Kleidung des Vorlesers, bis auf Halstuch, Chemisett und Manchetten, die in makelloser Weiße erscheinen müssen; denn des Lesers Mimik liege in Gesicht und Händen, alles Andere trete in Nacht und Hintergrund zurück. Auch Dein Halstuch sollte minder regelmäßig sitzen; durch kleine Nachlässigkeiten deutet der Dichter gleichsam an, daß er sich über die Gebräuche der Salons hinwegsetzt. Freilich ist es schwer, hier Maaß zu halten und den richtigen Schwebepunkt zu treffen, auf dem vornehme Verachtung zwischen Befolgung und Nichtbefolgung sich erhält. Das allergeringste „Zuviel" ist verwerflich, weil es auf das Nicht-Vertrautseyn mit diesen Gebräuchen könnte schließen lassen. Dies Alles ist leider heut nicht mehr zu ändern und Du mußt nun in der weißen Weste und dem regelrechten Halstuche, wie sehr es auch dem guten Geschmack widerstrebt, vorlesen. Willst Du nun ferner nicht aller guten Meinung, die ich von Deinem Genie habe, entgegen handeln, so stelle Dich, mir zu Liebe, abseits, aber verstecke Dich nicht, wie Du bisher gethan, sondern Jeder muß in Deiner Einsamkeit Dich sehen können. Nimm eine gedankenvolle Miene an, hole stark Athem, aber ohne zu seufzen. Blicke etwas stier immer nach einem Punkte, das kleidet Dich gut, weil Du dunkle Augen hast, und ist außerdem echt poetisch. Zuweilen streiche Dir auch die Locken aus der Stirn, aber nicht Dich zu frisiren, sondern um die Wolken der Schwermuth, die sich darüber gelegt, in weicher Resignation zu verjagen. Diese Bewegung muß überhaupt der Stirne mehr wie den Locken gelten. Tritt Jemand zu Dir, weichst Du ihm aus; redet er Dich an, erwiederst Du kurz, zerstreut, unzusammenhängend, einsylbig. Ist es keine besonders vornehme Person, so laß sie drei, vier Mal ihre Worte wiederholen, bevor Du

Deine halbe Antwort giebst; ist sie vornehm, sprich mit bescheidenem Ernst; achte sie, durch Bescheidenheit, Dich selbst noch höher durch Deinen Ernst. Das ist das einzig nothwendige, unentbehrliche Benehmen eines jungen obscuren Dichters, der die Aufmerksamkeit und Neugier rege machen muß. Zuvörderst stell' er selber sich, als ob er mit ganzer Seele an dem hänge, woran, wie er wünscht, alle Andern ebenfalls mit ganzer Seele haften sollen! Wo nicht? — für Genie und Talent im Salon geb' ich noch keinen rothen Pfifferling!"

„Freund, spare Deine Worte!" erwiederte ich. „Du weißt nicht, wie mich ganz und gar erfüllt, was ich vorzutragen gedenke und wie die Stimmung, die ich für die einzig nothwendige halte, um Dichtern, wie den meinigen, nachzufühlen, im Widerspruch steht mit Geist, Wesen, Gesprächen, Convenienzen, Thun und Treiben des Salons. Wenn nicht dieser Widerspruch von selbst mich zu einem zerstreuten und schüchternen Benehmen, wie es meiner Lage natürlich und verzeihlich ist, veranlaßt, wahrlich! mit Vorsatz kann ich's mir nicht aneignen. Es ist so schwer zu wirken, wie ich wirken möchte, daß man für diese kleinen Aeußerlichkeiten wenig Aufmerksamkeit übrig behält."

„Bravissimo!" rief Rastignac; „und wie Du zu mir jetzt sprichst, im selben Geiste rede auch zu Andern, mehr wird ja von Dir nicht begehrt. Was schadet's, ob Du diese Charlatanerien, Koketterien, oder wenn Du's lieber hörst, Aeußerlichkeiten, bedarfst, um Dich selbst in der Stimmung zu erhalten, wohin Du Andere versetzen willst, oder ob Du mit Absicht sie Dir aneignest! — genug, daß Alles dies vorhanden ist. In der That, Raphael, ich bekomme eine große Idee von Deinem Genie, das in seiner Unschuld Alles dasjenige trifft, was mir erst durch mannigfache Erfahrung und Anschauung aufgegan-

gen. Nun, ſey ganz Dichter, um es ganz zu ſcheinen. Was kümmern mich Deine Beweggründe? Das Aeußere, dies bedenke, wirkt, und was Du denkſt und fühlſt iſt nichts, wenn es nicht auf anſtändige und vornehme Art ſich darlegt.“

Feodora trat zu uns und ich ſtand, ganz Auge! Sie trug eine japaniſche Friſur, ihr Haar war ganz aus dem Antlitz geſtrichen und oben zu einer thurmhohen Flechte vereint, in welcher rothe, blaue, ſilberne und goldene Glockenblumen wankten. Ihr Kleid von bunter Seide war mit Litzen mannigfach beſetzt. Ein goldner Gürtel umſchlang ihren herrlichen Leib. Sie trug goldene Armbänder und vielfach goldene Ketten um den Hals. Mit einem Worte, ſie ſchien ſo phantaſtiſch-ſüß in einer ſo bunten Fülle bizarrer, faſt thörichter Reize, daß mir war, als trete die Muſe meines Lieblingsdichters, ſeinem jüngſten Werke friſch entſprungen, leibhaftig mir entgegen.

„Die romantiſche Poeſie, Freund!“ flüſterte auch Raſtignac mir zu. „So närriſch hat ſie ſich für Niemand noch gekleidet. Das Glück iſt mit Dir! wohlauf, ſey klug!“

Er ging: Feodora trat zu mir, ſie ſagte mir viel Artiges und Verbindliches, ich führte ſie zur Geſellſchaft zurück und hatte ein Selbſtvertrauen, einen Stolz gewonnen, daß ſelbſt Raſtignac mir verſtohlene Beifallszeichen gab. — Sie mußte mich verſtehen, unſre beiden Weſen mußten im tiefſten heimlichſten Innern eins ſeyn. Sie kleidete ſich nicht nur, ſie lebte für mich. Es war mir, als ſey ich in der großen, glänzenden Aſſemblee nur mit ihr allein; wie Halbmenſchen, Puppen, Affen erſchienen mir die übrigen Anweſenden, ich mochte auf ſie nicht achten. —

Endlich ſchritt man zur Sache; ich mußte auf einem Lehnſtuhl vor einem kleinen Tiſch Platz nehmen, zwei

silberne Armleuchter brannten auf demselben. Aller Augen wandten sich zu mir, vor den meinen stand aber nur Feodora, als ich begann.

Der leichte mährchenhafte Anfang der „Runenburg" ergötzte sie; in dem schönen Waldweibe, das man ohne Liebeswahrsinn nicht betrachten konnte, schien sie eine Anspielung auf sich zu finden, obschon das Costüm, welches ihr der Dichter gab, Befremden erregte. Als aber die ersten Spuren des Wahnsinns, wie vom Zufall hergeleitet, sich einstellten, bei dem Liede von den Blumen, bei dem mineralisch-starren Wahnsinn, ward sie kälter und immer kälter. Jemehr das Interesse wuchs, desto auffallender ward ihre Theilnahmlosigkeit. Sie bewegte sich, machte Geräusch, um so auffallender, weil ringsum Grabesstille herrschte. Alle Augen starrten, weitaufgerissen, mich an. Hin und wieder funkelte eine Thräne darin. Auch Rassignac saß ernst und wie leblos da. — Nie hatte ich mit solchem Feuer gelesen; ich wunderte mich über mich selbst. Nie genügt man sich, wenn man im stillen Kämmerlein die Kräfte übt; doch die eigne Wirkung auf Hörer deutlich wahrzunehmen, belebt, ermuntert, begeistert, ermuthigt. Alles gelang mir und doch blieb Feodora kalt; kalt bei der letzten herzzerreißenden Wahnsinns-Starrheit, die für immer vom Leben scheidet, um im Häßlichen und Todten sich zu berauschen, wenn die verrückten Sinne des höchsten Daseyns Wonnen zu sehen vermeinen. —

Unwillig schwieg ich. — Man trat zu mir, überhäufte mich mit Lobsprüchen, nur Feodora sagte kein Wort und — Rassignac. Ich bat in meiner Verzweiflung, auch noch das zweite Mährchen vorlesen zu dürfen. Mit einstimmiger Freude wurde es gebilligt. Feodora warf mir einen strengen, fast strafenden Blick zu, aber sie vermochte dem allgemeinen Wunsche nicht entgegen zu seyn.

Tiecks „Liebeszauber" ist eine weibisch verzärtelte Poesie voll Idiosynkrasien weiblicher Nervosität, mit instinktartigen Antipathien, plötzlichen Schauern und Schrecken, Gefühls-Launen und Eigensinn der Empfindung, in all diesen Eigenthümlichkeiten besteht aber grade ihre Liebenswürdigkeit, und nachdem die Muse hinlänglich in delikater Weiblichkeit kokettirt hat, wird sie sich plötzlich ihrer überirdischen Natur bewußt, und zerstört ihr Geschaffenes im dämonischen Hochgefühl. — Besonders die kleinen Empfindlichkeiten wußte ich mit der Stimme gut wieder zu geben und ihre Verwandtschaft mit dem Humor. Die Tollheiten der lustigen Person erregten allemal Gelächter; aber auch die lieblichen Schilderungen entzückten und die Schrecken spannten. — Ich blickte auf Feodora — ach! auffallender Mißmuth entstellte ihre schönen Züge. Vergebens bot ich alle meine Kräfte auf, die trostlose Gefühls-Ueberschwenglichkeit des Helden, der grellbunten Armseligkeit gegenüber, zu schildern. Wie nah lag mir das Alles! — ich las nicht, ich lebte Alles durch. Ich war erschöpft, meine Stimme ward heiser, sie reichte kaum aus zu dem geheimnißvollleisen Flüstern des Entsetzens, das allmählig seine gespenstischen Schwingen entfaltete und zu dem Schrei des Entsetzens, worin das Ganze schloß.

Ich war selbst ergriffen. Die Stille währte eine Weile fort. — Ich erhob mich, überlaut tönte von allen Seiten mein Lob. Die Kraft des Dichters, der wunderliche Reiz der Composition, die Sprache, der Vortrag, man wußte nicht, was man am meisten loben sollte. Ein berühmter Bonmotist behauptete: ich hätte als Vorleser geleistet, was Paganini auf der Geige. Diese pfiff, schnarrte, heulte, näselte, klimperte, knirschte und kreischte und war doch immer voll glockenreiner Lust, Liebe, Gefühl, Zerknirschung und Entsetzen. — Warum denn wei-

gerte sich Feodora anzuerkennen, was mir das Ziel und Höchste im Leben war?

Es wurde noch viel über classische und romantische Poesie gesprochen und vor Allem pries man die deutschen Dichter. Ich hatte mich näher zu Feodora gedrängt, die, mich gewahrend, behauptete: die romantische Poesie sey gar keine Poesie; es sey ein idealisirter Unsinn, der sich allmählig zum lichterloben Wahnsinn steigere; eine platte Absurdität, die in starre verstockte Tollheit ausarte. Kein einziger Gedanke sey ihr in beiden Mährchen begegnet; nirgend hätte sie Geschmack oder nur den Beischmack von Geschmack verspürt. Die deutschen Poeten hätten wohl Talent, aber Frankreich allein habe Dichter, wogegen alle ausländischen Dichter sich verhielten, wie Gassenbuben zu Hofleuten. — Das Wort „Gassenbuben" erregte allgemeine Mißbilligung. Es war eine Beleidigung, auf die sich nichts erwidern ließ, und ich mußte sie hinnehmen. Das Gespräch war abgebrochen; Keiner getraute sich, mir irgend noch etwas Verbindliches zu sagen, um so größer aber war die Achtung, mit der man mich behandelte, und die angesehensten Personen erwiesen mir in einem gewissen Grade ihre Zuvorkommenheit. Ich fühlte aber wohl, daß ich mich entfernen mußte, und nahm die erste Gelegenheit wahr, wo ich mich unbemerkt glaubte. — Feodora eilte mir nach. „Wollen Sie schon gehen, Herr Marquis?" fragte sie schmachtend — „doch gehen Sie, gehen Sie, böser Mensch!" fügte sie schmollend hinzu. „Sie haben mich für den ganzen Abend mit ihrer fatalen Poesie zerstört. Mein Gott, Damen dergleichen derbe Deutschheiten vorzulesen! Ich werde diese Nacht nicht schlafen können. Aber ich weiß wohl, das ist ihr Triumph; wenn sie ein ahnungloses, sanftes Geschöpf, wie mich, aus all ihren Sinnen herausschrecken, o! da dünken sie sich groß und wunder-

thätig. Von jeher haben die Männer sich bemüht, uns unsere Herzen zu rauben; sie fangen gar an, unsere Empfindungen zu verwildern, unsere Sinne sich selbst abwendig zu machen." — „Feodora!" rief ich überrascht. — „Gehen Sie! gehen Sie! — denn muß ich nicht fürchten, daß Sie plötzlich selbst in eben solch ein Schreckbild sich verwandeln, wie tausendfach in Ihren Poesien geschieht!" — „Fürstin!" — „Ich sage, gehen Sie, doch" — fügte sie mit unbeschreiblich reizender Freundlichkeit hinzu — „kommen Sie bald, recht bald wieder! denn wenn es zu wissen Ihnen der Mühe werth scheint, Ihre Bekanntschaft hat mich sehr überrascht und erfreut." — Hiemit wandte sie mir den Rücken und verließ mich; — mir blieb jetzt nichts als zu gehen, und es war das Beste was ich thun konnte; denn nach diesem Auftritt bedurfte ich der Einsamkeit: Ich hatte mich nicht geirrt in Feodora: nur Alltagsmenschen nehmen neue Gefühle, wie all und jedes Neue hin; Wesen wie Feodora, selbst auch wie die kleine Pauline, fühlen sich mit dem Ungeahneten in Widerstreit, und lange währt's, eh man sein Selbst an solche bedeutungsvolle Momente gewöhnt. Auch ich ja suchte jetzt das Freie, um Feodorens Worte tausendfältig zu überlegen und mich ihrer in allen möglichen Bedeutungen, die sie haben konnten, zu erfreuen.

Wem jemals die kühnsten Wünsche plötzlich sich verwirklichten, wer in einem einzigen Abend die Lieblingsträume rasch und leicht in's Leben überschreiten sah, wer sich bewußt ist, den ganzen Zauber durch sein Selbst bewirkt zu haben, der ahnt, welche Hochgefühle mich bis in die feinsten, fernsten Nerven durchbebten. Ich ging nicht, ich flog nach Hause; Paris hatte sich für mich verengt, und hoch über Alles rief eine Stimme in mir: Feodora liebt, liebt mich! Wir nur verstehen uns ganz, von Allen die uns bewundern, und unser Verständniß ist

Liebe! Nur ein Wesen giebt's auf Erden meiner würdig und ich, ich bin der Einzige ihrer werth! — Der Morgen graute schon als ich immer noch mit großen Schritten mein Zimmer maß.

Siebentes Blatt.

Noch am selben Morgen besuchte mich Rastignac. „Glück zu, Freund! Du hast gesiegt! Das nenne ich mir einen Erfolg! so rief er, ins Zimmer hüpfend, mir entgegen. „Was, bist Du noch in Deinen Kleidern? Du warst also nicht zu Bett, hast nicht geschlafen? Nun in der That, daß Du Dich freust, ist verzeihlich, und was mich betrifft, so habe ich mich in Dir geirrt, das hätte ich nimmermehr Dir und Deinem stillen Dachstuben-Wesen zugetraut. Mensch, wo hast Du diese Mund-, Schwatz- und Stimm-Biegsamkeit und Fertigkeit her? Doch das ist Talent und angeboren. Komm, laß Dich umarmen!" — Er that's, und bevor ich noch Zeit fand, etwas zu erwiedern, hatte er von Neuem das Wort genommen. — „Ja! Du hast Recht, Deinen Triumph so aus den Augen leuchten zu lassen. Weißt Du auch, was Du erreicht? Alle Damen sind auf Deiner Seite, allgemein hat man Feodorens ungebührliches Benehmen gemißbilligt. Aus ihren Salons bist Du verwiesen, allein die Marschallin B—, die Vicomtesse G—, die Herzogin W—, Mesdames v. F— und N— wünschen Dich bei sich zu sehen, und haben mir den Auftrag gegeben, Dich einzuladen." —

Hier machte Rastignac endlich eine Pause des Nachdrucks und ich durfte fragen: „Woher weißt Du so genau, daß ich aus ihrem Salon verbannt bin?" — „Was sonst? Hat sie Dich nicht wegwerfend behandelt, darfst Du füglich wieder bei ihr erscheinen?" — „Gesetzt aber, sie hätte mir schon Alles abgebeten?" — „So geschah es

unter vier Augen, gedemüthigt wurdeſt Du aber vor einer ganzen Geſellſchaft!“ — „Die Stimmung für mich geſtimmt war; ich durfte die Beleidigung verachten, und fand am Ende in Feodorens Unwillen, o glaube mir, den höchſten und begehrenswertheſten Erfolg.“ — „Freund! ſo wenig wie zwei Hähne auf einem Hofe ſich vertragen, ſo wenig kannſt Du mit ihr in einem Salon beſtehen. Ihr macht Beide dieſelben Anſprüche auf ausſchließliche Bewunderung. Sie kokettirt mit ihren Reizen, wie Du mit Deinem Genie; wie die Sachen jetzt ſtehen, mußt Du entweder ihr Anſehen ſtürzen oder ſie untergräbt Deinen Ruf, der nur noch auf ſchwachen Füßen ſteht.“ — „Bei Gott! ich thu' ihr nichts Leides, was ſie auch gegen mich beginnen mag; ich ſeh' auch nicht ein, wie ich's könnte.“ — „Biſt Du raſend?“ — „Vielleicht! und wenn ichs bin, aus Liebe zu ihr!“ — „Das hätte ich nicht erwartet!“ ſprach Raſtignac zornig. „Leb wohl!“ — „Wohin?“ — „Einen Narren ſeinem Schickſal überlaſſen, oder vielmehr ſeiner Narrheit; denn das iſt das Geſtirn, ſo über ihn waltet.“ — „Raſtignac: Jetzt will ich ſtolz reden! Wofür ſoll ich's halten, daß die, die für Niemand noch empfand, in einer Aſſemblée meinethalben gänzlich ſich vergaß, eine auserwählte Geſellſchaft hintanſetzte, um ihrer Bitterkeit gegen mich Luft zu machen! — Glaube nur, die Erſtlingsblüthe der Liebe entkeimt einem herben Kelche; Jungfräulichkeit haßt den Gegenſtand, der ſie zwingt, ſich in ſich ſelbſt anzufeinden. Verlaß Dich drauf, Feodora hat beſſer mich verſtanden als Du oder ſonſt Jemand im Salon!“ — Raſtignac ſchlug eine laute Lache auf. „Du biſt der eitelſte Geck, den je die Sonne ſah!“ — „Eine ſehr freundſchaftliche Ueberführung!“ erwiederte ich gereizt. — „Jetzt ſeh' ich ein, woher Genies es im Leben zu nichts bringen!“ — „Es giebt Ausnahmen!“ — „Wunder haſt Du geſtern

gethan, aber wahrlich nicht durch Deinen Verstand. Euch Genies wirft eure wunderliche Constellation zuweilen Gewinner in den Schooß, um die sich andere ehrliche Leute lebenslänglich und fruchtlos abmühen. Ihr aber habt nichts Besseres damit vor, als sie aus der Tasche zu verlieren. O Raphael! Du machst mich noch aus Bosheit und Raserei zu einem gescheidten Manne, der sich hinstellt und Reflexionen über Menschenleben macht, trotz einem Schulmeister. Von jeher herrschte in Salons Langeweile. Der gute Ton begehrte sie, dies Urgesetz der großen Welt, wider dessen Heiligkeit sich zu empören noch keines Menschen leisester Gedanke sich erkühnte. Ein Wortspiel, ein Bonmot, eine Neuigkeit gingen von Mund zu Mund, wie das brennende Hölzchen, bis sie erloschen. Es waren die Oasen in der grenzenlosen Wüste, worüber die hungrigen Kameele her sich stürzten, bis sie abgeweidet. Ein Künstler, der sich hören ließ, ein Dichter, der seine Verse deklamirte, bewirkte nur musikalische oder rhythmische Langeweile, statt der gewöhnlichen. Du, der Erste, der ergriff, hinriß, begeisterte — o es ist unerhört, so lange es Salons giebt! — und hätte ich gestern Mittag noch gewußt, was und wie Du vortragen würdest, ich hätte Dir gesagt: Freund! das Alles ist gut, aber für diese Gelegenheit unpassend. — Du jedoch hast Glück gehabt, kannst Dir einen Dichterruf jetzt begründen; wodurch aber? Blos durch Dein Genie? O das ist keine Salon-Pflanze und früher oder später kömmt man darauf: dies ist nicht für uns. — Nein! — reden muß man von Dir und nur von Dir reden. Du kannst jetzt der Held des Tages werden, Du bist der Liebling der Damen, deren Eitelkeit und Neid in Dir den Rächer sieht, der Feodorens Macht trotzt. Auch alle Männer müßten Dich achten, wenn Dir gleichgültig ist was sie anbeteten, und — Du liebst Feodora! Die Damen

werden in Dir einen Undankbaren, die Herren nur ihres Gleichen ſehen! — Was, biſt Du ein Dichter und Dein Fleiſch iſt Dir mehr als Dein Dichterthum? Du glaubſt, um Deinetwillen, aus Liebe zu Dir habe Feodora geſtern wider allen Ton und Lebensart verſtoßen? Keineswegs! Lerne ſie kennen! Trotz ihrer Schönheit, dem vornehmen Nimbus, den ſie um ſich verbreitet, trotz ihrem prahleriſchen Luxus und ihrer bis ins Kleinſte getriebenen Prachtliebe, iſt ſie nur eine — Abentheurerin! — Ihr Anſehen in der großen Welt, ihr Königinnenthum auf jedem Feſte iſt ihr Alles, ihr Kapital, ihr Landgut, ihre Renten, ihre Exiſtenz. Du haſt es gewagt, in ihrer Gegenwart zu glänzen, haſt Gefühle, Thränen, Gemüthserſchütterungen bewirkt, die nicht ihr galten. In ihrer Exiſtenz haſt Du ſie angegriffen, und darum war ſie empfindlich, darum zeigte ſie — nichts als Egoismus und entlarvte ſich, zum erſten Mal in ihrem Leben, als Abentheurerin! — Mit Unhöflichkeit kann höchſtens fürſtliches, ſehr vornehmes, uraltes Geblüt imponiren; wo dies zweifelhaft iſt, ſelbſt der Reichthum unbegründet, da erhalte man ſich um Gotteswillen in der Höflichkeitsglätte. Doch freilich! gekränkte Eitelkeit raubt wohl die Beſinnung und wir bleiben unſerer Selbſt nicht mehr mächtig!" — „Feodora eine Abentheurerin?" — „Ja, Freund! Ein Geſchöpf, wie es heutigen Tages Viele giebt, die von dem Kapital ihrer Schönheit leben, ſo leben, wie Du ſiehſt, daß Feodora lebt. Sie ſind keuſch und tugendhaft, denn der Rentier darf ſein Capital nicht angreifen. Nur die Unbeſiegte lockt. Sie iſt die ſchönſte Frau in Paris, mithin in der Welt, und ihr den Hof zu machen iſt Mode. Darum ſeufzt die ganze elegante Welt bei ihr. Das ganze diplomatiſche Corps liegt ihr zu Füßen und jeder Mann von Anſehen und Macht wünſcht wenigſtens ſie kennen zu lernen, was immer der erſte Schritt iſt.

Um ihren Hofſtaat zu vermehren, tauchen Schwärme von Glücksrittern aus ihrem Nichts empor, ſetzen all das Ihrige zu, um die Rolle unglücklicher Liebenden vor ihr zu ſpielen, und ſinken, wenn ihr Brennöhl, ihr Gold nämlich, verzehrt iſt, in ihre urſprüngliche Nacht und Finſterniß zurück. — Daß Feodorens Einfluß auf dieſe Weiſe ſich über die ganze civiliſirte Welt erſtreckt, iſt keine Frage. Wer etwas durchſetzen oder erlangen will, wendet ſich an ſie. Iſt die Vermittlung einer hohen Perſon, die ſie noch nicht beſucht, dazu nöthig, ſo finden ſich zwanzig gute Freunde, ſie einzuführen und ſie lächelt und lächelt immer wieder, bis der große Hans geſchmeidig wie ein Aal zu ihren Füßen liegt. Nur Wenige haben verſucht, ihrer Macht zu widerſtehen, und dieſe wenigen Bären hat ſie alle zu ihren eifrigſten Anbetern gemacht, ſie bilden ihre Leibwache. — Zwar beſtechen läßt ſie ſich nicht, um Jemand zu dienen, ſie dient aus Freundſchaft; aber die Freundſchaft kommt theuer zu ſtehen. Erkauft kann dieſe nicht werden, aber gewonnen — durch Geſchenke. Klein dürfen dieſe Geſchenke nicht ſeyn, um eine ſo prachtliebende Dame damit anzubinden, und reiche Geſchenke hat ſie ſchon mit einem Händedruck belohnt. Bei dieſer Gelegenheit haben alte Herren auch wohl einen Kuß erhalten. Gefühl aber hat ſie bisher immer nur den Geſchenken erwieſen.“ — „Die Unglückliche! ich bemitleide ſie faſt mehr als ich ſie verachte.“ — „Ich rathe Dir zu keinem von beiden; vielmehr ſollteſt Du Dir ein Beiſpiel nehmen und ihr nachahmen; Du biſt vielleicht als Mann eben ſo ſchön als ſie, kannſt in der Damenwelt bedeuten, was ſie den Männern.“ — „Biſt Du ein Menſchenkenner und empfiehlſt dergleichen mir?“ — „Dein Dichterthum an ſich bringt Dich nicht aus dieſer Dachſtube, wo Du Zeitlebens nur ein Sonderling bleibſt. Du gefällſt den Damen: laß von Allen Dir huldigen und ſey

fühllos und kalt gegen Alle wie Feodora, bis sich einige Millionen Dir zu Füßen legen. Die nimmst Du auf sammt der reichen Erbin, der sie gehören, und stellst damit Dein Haus in seinem alten Glanze her. Ganz eben so wird es Feodora machen, und das ist das Ziel und der Endzweck Deines und ihres Spiels." — „Es ist meiner unwürdig! mein ganzes Herz empört sich dawider, denke ich an dergleichen." — „Hast Du ein so egoistisches Herz, das wider Welt und Schicksal anschreit? Gott sey Dank, daß ich kein solches habe; ich schnitte es mir sogleich aus dem Leibe und kochte Tinte draus; auf dem Papier könnte es schreien so viel es wollte, dahin gehört sein Geschrei, da trägt es Lohn und Früchte ein." — „So gönne auch mir einmal als Menschenkenner zu fragen: was gewinnst Du, wenn ich solch eine Rolle spiele?" — „Wie so?" — „Ist Vortheil die Losung, welch ein Vortheil erwächst Dir daraus, wenn ich Deinen Rath befolge?" — „Auf Ehre! nicht der mindeste; nur daß ich einen Gefährten mir gewinne. Jedem gefällt die Haut, in der er steckt; Jeder ist eingenommen von seinem System, freut sich seiner Gedanken, dünkt sich was mit seinen Gesinnungen und ist stolz zu empfinden, wie er empfindet. — Ich habe einmal zur rosigen Fahne des Lebens geschworen; willst Du mein Kamerad seyn, gut für Dich! — wenn nicht — so verliere ich nichts. Doch genug der Worte! daß Deine Liebe zu Feodora ein Unsinn ist, der zu nichts führt, wirst Du einsehen; daß Du, um Dich nicht lächerlich zu machen, ihr nicht huldigen darfst, versteht sich von selbst. Und sind wir nur darin einig, so findet sich das Uebrige schon. — Nächste Woche liest Du bei der Marschallin F.; das wird Dein zart Gewissen Dir erlauben, und wie höchst nothwendig Du jetzt Aufwand machen mußt, hat Dir sicherlich Dein Verstand schon gesagt. Daß Du Geld bedarfst

und wo es zu holen ist, weiß ich! — Wie wär's, wenn Du vor der Hand eine kleine Buchhändler-Arbeit, die aber sehr lohnend ist, übernähmest?" — Ich zuckte die Achseln. — „Doch das läßt sich besser bei einem Frühstück abmachen. Sey dieser Tage mein Gast, ich hole Dich in meinem Wagen!" Hiermit verließ er mich. — Ich war aus allen Himmeln herabgestürzt. Feodora eine Abentheurerin! — ich nur der Uebersetzer alter Dichter; mein Erfolg nichts als eine Jünglings-Eroberung. Mir graute vor der Alltäglichkeit des Lebens.

Achtes Blatt.

Rastignac holte mich eines Morgens in seinem Tilbury ab, und wir kutschirten keck und lustig, wie je zwei Glücksritter, die von eingebildeten Kapitalien lebten, geradewegs zum Café de Paris. Hier nöthigte er mich auszusteigen und für heut bei ihm vorlieb zu nehmen. Er bestellte ein glänzendes Frühstück. — „Aber sage mir, Rastignac, wo liegen Deine Güter, deren Einkünfte Deinen Aufwand bestreiten?" — „Im Monde, auf jener Seite, welche die Astronomen noch nicht observirt; in einigen noch unentdeckten Welttheilen, auch zerstreut in allen vier Himmelsgegenden, und auf dem Nordpol, wo die Engländer schon seit Jahren sich bemühen, sie aufzufinden. So antworte, wenn Du danach gefragt werden solltest. Für mich und meine Freunde aber habe ich statt liegender Güter: Kopf; Capitalien, die ich nicht besitze, finde ich bei Andern, und statt der Einkünfte habe ich Schulden; wen diese mehr kümmern als mich, der mag sie bezahlen; denn ich habe wenig Lust dazu, und weniger noch drüber reden zu hören. Willst Du übrigens meinem Rath folgen, so frühstücke; es ist das Zweckmäßigste wider den Hunger, auch beurtheilt man Alles viel richtiger, wenn man satt ist. Was mich betrifft, so hasse

ich besonders das nüchterne Urtheil, welches Dir leider sehr anklebt, mein Raphael!" — Er schien empfindlich und ich schwieg. — Viele elegant gekleidete junge Leute, wie sie kamen und gingen, schienen ihm bekannt. Er grüßte rechts und links in einem fort und jedesmal bewunderte ich seinen leichten Anstand und seine vornehme Haltung.

Als unser Mahl geendet war, und wir Kaffee zu uns nahmen, stieß er mich leise an, deutete mit den Augen auf einen eintretenden Dandy, der eine wunderschöne Cravatte trug und sagte: „Dies ist Dein Mann, jetzt wird der Goldbrunnen fließen." Der Eintretende suchte sich einen Platz; Rastignac winkte ihm näher zu kommen. — „Dies Subjekt", flüsterte er mir zu, „gilt für den Verfasser mehrerer Werke, die er selber am wenigsten versteht. Er ist Chemist, Historiker, Novellist, Publicist; hat, ich weiß nicht wie viel halbe, drittel und viertel Antheile an einer Menge von Bühnenstücken. Er ist kein Mensch, sondern eine Pseudonymität, eine Etiquette für das große Publikum; ist dumm genug zu einem Maulesel des Don Miguel, und klug genug, um bei einem Congreß für den Verfasser seiner Werke zu gelten; denn er schweigt zur rechten Zeit und macht nur Ansprüche geltend gegen Nichtkenner. Es ist ein so halbrechtlicher Halbschurke, der, weil er Geld hat, von den Menschen ein achtbarer Mann genannt wird."

Der Fremde mit der schönen Halsbinde kam näher und nahm an einem Tisch dicht neben dem unsrigen Platz. — „Nun, theuerster, edler Freund! Achtbarer Mann! Wie befindet sich Dero Berühmtheit?" fragte Rastignac. — „Pah, nicht gut, nicht schlecht, überhäuft mit Arbeiten. Ich habe gegenwärtig alle Materialien, und zwar ganz merkwürdige, zu geschichtlichen Memoiren. Aber wem soll ich sie zuschreiben? Damit martere ich mich Tag

und Nacht, denn in Wahrheit, die Memoiren fangen an aus der Mode zu kommen." — „Sind Sie aus der neusten oder einer früheren Zeit? Betreffen Sie den Hof?" — „Den Halsbandprozeß." — „Nun, das nenne ich ein wunderbares Zusammentreffen!" rief Rastignac, mich bei dem Aermel zupfend. „Mein Herr! Erlauben Sie mir Ihnen hier den Marquis von Valenti vorzustellen, dessen erstes Auftreten in dem Salon der Fürstin Feodora von einem an Wunder grenzenden Erfolge war. Seine Tante, Frau von Montouron, galt ehemals viel bei Hofe und auch er beschäftigt sich seit zwei Jahren mit einer Geschichte dieses Prozesses!" — Leiser fügte er hinzu: „Er hat Genie aber keine Erfahrung. Er schreibt Ihnen die Memoiren seiner Tante für hundert Thaler den Band." — „Der Handel gilt!" entgegnete der Fremde, die Halsbinde sich zupfend. — „Aber ich erbitte mir fünf und zwanzig Louisd'or Commissionsgebühren, und der Herr Marquis empfängt das Honorar des ersten Bandes auf Abschlag." — „Ich gebe nur funfzig Thaler, damit ich mein (!) Manuscript um so früher erhalte." Diese Verhandlung wiederholte mir Rastignac von Wort zu Wort und ohne meine Zustimmung abzuwarten, rief er: „Wir sind einig! Wann sollen wir zu Ihnen kommen und abschließen?" — „Ei! meine Herren, ich erwarte Sie morgen Abend um sieben Uhr hier zu Tische." — Wir erhoben uns; Rastignac warf dem Garçon die carte à payer hin und wir gingen.

Als wir wieder im Tilburn saßen, fing er aus vollem Halse zu lachen an. „Siehst Du's nun, wo meine Güter liegen und woher ich meine Einkünfte beziehe? Da hast Du nun zwei bis vier hundert Thaler, nebst fünf und zwanzig Louisd'or Commissionsgebühren, denn an armen Freunden will ich mich nicht mästen." — „Aber wie werde ich die Memoiren zu Stande bringen?" —

„Ei, ſchreib von Deiner Tante, was Du weißt und nicht weißt, ſetz' aus alten Anekdoten, Hiſtorien, Sagen, Erzählungen und Begebenheiten etwas Artiges zuſammen, was für Deine Tante paßt.“ — „Bevor ich aber den Namen meiner Tante beſchimpfe —“ — „Närrchen! was Tante? Du haſt Memoiren zu ſchreiben, ſind ſie fertig, ſo machſt Du Schwierigkeiten, ſie unter dem Namen Deiner Tante herauszugeben. Wetter, ich denke, die Frau von Montcouron, mit ihrem Wappen, ihrer Tugend, ihrer Schminke, ihrem Anſehen und ihrem Fußzeug iſt mehr als ein Paar hundert Thaler werth. Entweder der Buchhändler bezahlt Dir Deine Tante auf Heller und Pfennig — wo nicht? ſo muß irgend ein alter St. Ludwisritter oder irgend eine alte verwitterte Gräfin ausgefunden werden, um Deine Memoiren zu unterzeichnen!“ — „Aber wohin fahren wir?“ fragte ich, als unſer Tilbury faſt die Barrieren von Paris erreicht. — „Nach dem Bois de Boulogne“; antwortete Raſtignac. „Du ſollſt einmal meine kleine runde Schwäbin kennen lernen, eine reizende junge Wittwe, eine Gräfin, deren Händchen und Füßchen das Niedlichſte iſt, was man irgend ſehen kann. Sie iſt ſehr blond, folglich hat ſie einen zarten Teint und veilchenblaue Augen. Sie disponirt über ein Vermögen von 25,000 Franken jährlicher Einkünfte und um kurz zu ſeyn: ſie iſt meiner werth, ich werde ſie heirathen oder vielmehr: ſie mich. Du glaubſt nicht, Freund, wie zärtlich und innig wir uns lieben. Meine Dorothea ließt den Kant, Schiller und Jean Paul und verſteht ſich trefflich auf Hydraulik.“ — „Auf Hydraulik?“ fragte ich lachend. — „Ja, und auch ich habe bereits große Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft gemacht. Sie fragt mich ſtets nach meiner Meinung und da muß ich denn freilich die Miene annehmen, als hätte ich die ganze deutſche Empfindſamkeit inne. Dies wird mir leichter als D

denkst. Ich merke mir gewöhnlich eine oder die andere ihrer Lieblingssituationen, die ich bei vorkommenden Gelegenheiten stattlich anzuwenden verstehe. Vergangenen Sommer lagen wir eines Nachmittags im Fenster, als gerade ein Gewitter aufzog. Dorothea schwatzte Allerlei über die schweren finstern Wolken. Ich aber unterbrach ihren rührenden Sermon, indem ich auf ihre zierliche kleine Hand die meine legte und sagte: „Klopfstocke!“ *) Da schloß sie mich zärtlich in ihre Arme, nannte mich ihren innigst geliebten Mann, und gab mir mehrere sehr wohlschmeckende Küsse. Halt! dachte ich, werd' ich für die Anstrengung, einen solchen barbarischen Dichternamen auszusprechen, schon so reichlich entschädigt, so darf es hiemit sein Bewenden noch nicht haben. „In diesem Augenblick, o Geliebte“, so fuhr ich fort; „laß mich eine lang gehegte Bitte wagen; hast Du das Herz, sie mir zu verweigern?“ — „Gewiß nicht! wenn dieser Moment Dich veranlaßt, sie auszusprechen.“ — „Versprich mir, mit keinem Manne zu walzen, außer mit mir!“ entgegnete ich dreist. „Herr Goethe hat Recht, zu sagen, der Walzer sey ein gefährlicher Tanz.“ — Sie sprach kein Wort, drückte stumm meine Hand und erhob das feuchte Auge zum Himmel; und nie ist ein Versprechen ernster gehalten worden, als dies stumme. Ja! ja! sie ist ein vollkommenes Geschöpf, und nur weil auf dieser Erde nichts absolut Vollkommenes existiren soll, und alles Ueberirdische demnach gleichsam seinen irdischen Beischmack behält, muß meine himmlische Dorothea ihre blüthensüßen, mondscheinduftigen Empfindungen in einem Dialekt verkünden, wo „mon ange“ wie „mon anche“, „voulois“ wie „foulo-ar“ klingt.“ — „Wie aber hast Du ihre Bekanntschaft gemacht?“ — „Schon im vorigen Jahre! Damals lebte noch ihr Mann, der selige Herr Graf, der

*) Klopfstock; eine Situation aus „Werthers Leiden.“

vor einigen Monaten die Gefälligkeit hatte, an der Bruſtwaſſerſucht, (er ſoll unmäßig getrunken haben) zu ſterben und ſeine 25,000 Franken jährlicher Einkünfte ihr zu hinterlaſſen. Er hatte ſie als ein armes Fräulein ihrer Schönheit halber geheirathet, lebte aber ſehr unglücklich mit ihr. Ich gewann ihr Herz, weil ich mit großer Theilnahme und Geduld ihre Klagen über das rohe Gemüth und gefühlloſe Weſen ihres Gatten anhörte. Sie nannte mich oft einen der Beſſeren meines Geſchlechts, und erwies mir Hinſichts ihrer Klagen ein unumſchränktes Vertrauen. Mit einem Worte, unſere Herzen hatten ſich ſchon damals gefunden und ſie verlebt nur noch ein züchtiges Trauerjahr — denn Schwarz läßt allen Blondinen ungemein gut — um ſich dann nebſt ihren 25,000 Franken ewig mir zu verbinden. Auch von Dir, Freund, und Deinem Erfolge bei dem Vortrag deutſcher Dichterwerke hat ſie gehört und mich gebeten, Dich einmal zu ihr zu führen! Sag', Raphael! ſetze ich nicht großes Vertrauen in Dich? Iſt es ſo ganz gefahrlos, einen Mann Deiner Art perſönlich in ſeine Attachements einzuführen? Aber wie geſagt, ich habe Vertrauen zu Dir, das Vertrauen, daß Du mir nicht ſchaden kannſt bei ihr. Sie wünſchte Deine Bekanntſchaft und jeder ihrer Wünſche iſt mir ein Befehl. Vor allen Dingen aber liegt mir daran, dieſen ihren Wunſch zu erfüllen, der an ſich mir bei weitem gefährlicher ſchien, als ſeine Erfüllung. Ihr werdet einander ſehen, einander mißfallen; Du biſt romantiſch, ſie klaſſiſch geſtimmt, nicht einmal ein Anknüpfungspunkt zum Geſpräch findet ſich zwiſchen Euch, Ihr könnt Euch nur mit einander langweilen." — „Und ſoll ich's Dir etwa Dank wiſſen, daß Du zu ſolchen Bekanntſchaften mir verhilfſt?" — „Freund, es muß ſeyn, meinethalben! Mir zu Liebe mach' Dich heut nur unausſtehlich — nun, nicht mehr und nicht weniger, als Du von Natur es biſt."

Wir kamen an vor einem unscheinbaren ländlichen Gebäude mit einem Strohdache. In der schwarzgekleideten Blondine, die uns empfing, erkannte ich, nach Rastignac's Beschreibung, die schwäbische Gräfin. Sie nöthigte uns über den mit hartem Lehm gepflasterten Flur in ein ländliches Zimmer, dessen Dielen mit feinem weißen Sand bestreut und dessen Möbel nur von gewöhnlichem Holze waren; an der Decke sah man die Queerbalken. Außer einer gewissen holländischen Reinlichkeit fand sich nichts, was dem Zimmer irgend hätte zum Schmucke dienen können. Rastignac stellte sie mir als seine Braut vor und sie fing an mit Vorwürfen ihn zu überhäufen, daß er, ihrer Sehnsucht spottend, so lange auf sich warten ließe. Er entschuldigte sich mit seinen gewöhnlichen Gascognaden, erzählte von hohen Personen und Gesandten und seinen Unterredungen mit ihnen, und schloß jedesmal mit dem Seufzer: wie die Sehnsucht nach der Geliebten ihm alle Lust an Geschäften raube.

Mir aber standen lebhafter als je Feoderens herrliche Zimmer und Säle vor Augen. Die Pracht ist nicht so ganz Aeußerlichkeit des Lebens, gewissen Charakteren ist sie nothwendig eigen. Feodora war geschaffen, die Luft, in der sie weilte, rings mit Reichthum zu vergolden. Prachtliebe ist edel und keusch. Die mystische Heiligkeit ihres Schlafgemachs, war sie etwa bedeutungslos? Nichts Menschliches durfte sich ihr nahen, hatte sich ihr je genaht! Hier war's umgekehrt. — Die gute trauernde Blondine, die sich ohne Rückhalt schon einem Rastignac hingab, konnte nur in alltäglicher und der allergeringsten Umgebung Figur machen. Dennoch aber darf Gewöhnlichkeit, die nicht ahnt, was zu Ansprüchen reizt, Ansprüche nicht verdammen wollen. Dem Nichts ziemt Anspruchslosigkeit, aber es darf in dieser Anspruchslosigkeit nicht Ansprüche begründen; dies ist ein Vorrecht der Größe.

Ein Friedrich, ein Bonaparte durften Aeußerlichkeit verachten und hintanſetzen. Es will mir deshalb auch nicht gefallen, einen König und deſſen Miniſter in bürgerlicher Tracht zu ſehen. Bürgerliche Eleganz iſt nur ein Incognito, worin Größe ſich verſteckt, Alltäglichkeit aber mit geheimnißvoller Wichtigkeit prunken kann. Ich bin überzeugt, daß der erſte Bürgerkönig, der ein wahrhafter König iſt, die alte Kronenpracht des Königthums wieder herſtellen wird; vielleicht nur, um perſönlich, wie ein Bonaparte oder Friedrich, den ringsum verbreiteten Glanz zu verachten.

Aus dieſen Träumereien erweckte mich die Gräfin mit der Frage: was ich zu Goethe's „Herrmann und Dorothea" und der „Luiſe" von Voß meinte. — Ich mußte zu meiner Beſchämung bekennen, daß ich das erſtere Gedicht zwar in früher Jugend geleſen, mich aber wenig davon angeſprochen gefühlt, das andere aber zum erſten Mal nennen hörte. — „Meine Lieblingsgedichte!" rief ſie mit glänzenden Augen und das Geſpräch ſchien hiemit abgebrochen. Wollte ſie ſich mit einem Menſchen, der dieſe Gedichte nicht kannte, weiter nicht einlaſſen? Oder wußte ſie nur über dieſe Gedichte zu reden? oder war ſie ganz Auge und Ohr für Raſtignac? — Dieſer begann endlich: „Im Vortrag zeigt ſich, wer den Dichter verſteht. Auch meine Braut trägt Gedichte vor und nicht nur deklamatoriſch; ſie ſingt auch! — Es wird Dich nicht gereuen, ihr eines meiner und ihrer Lieblingslieder auf dem Pianoforte zu begleiten." — Ich war bereit dazu, die Gräfin machte Umſtände. „Theureſte Dorothea", rief Raſtignac, „ich beſchwöre Dich! — Der Herr Marquis iſt von all meinen Bekannten der würdigſte, Dich zu hören! Auch ihm iſt das Concert-Gegurgel und Getriller verhaßt, auch er liebt die Einfachheit, die Naivetät der Kunſt, mit der Dein Geſang ſo eigenthümlich bezau-

bert.“ — „In der That“, bemerkte Dorothea; „nichts iſt mir mehr zuwider als unſre jetzigen Opern und Concerte. Auch die Mozart'ſchen und Gluck'ſchen Meiſterwerke höre ich deshalb nicht mehr, weil die erhabenſten Momente durch die unbeſcheidenen Cadenzen und Coloraturen unſrer Sänger verdorben werden. Aber der Herr Marquis ſind vielleicht andrer Meinung. Indeß, ich darf mich nicht ſträuben, es ließe ſonſt wie Anſprüche.“

Sie ſetzte ſich an's Klavier und ſang, zu meiner Begleitung, auf Deutſch: „Namen nennen dich nicht!“ und „Herz, mein Herz“. Beſonders im letzten Liede ward das viel zu langſam genommene Tempo immer noch langſamer. Raſtignac ſaß mit einer maleriſchen Phyſiognomie verloren im Horchen da. Sie ſchwieg und Thränen perlten in ihren Augen. — „Daß ich Goethe wäre!“ ſagte Raſtignac. „Ich bin ſelbſt auf die Empfindungen, die ein ferner Dichter in Dir weckt, eiferſüchtig. Süße Dorothea! warum bin ich kein Dichter? Aber ich will ein Dichter werden, ich muß ein Dichter werden und ſollte es mir auch nur wie jenem Cantor gehen, deſſen Gedichte immer kürzer wurden, und die er ſich doch um ſo theurer bezahlen ließ. Als man ihn nach der Urſach fragte, verſicherte er: je kürzer die Gedichte wären, um ſo größerer Werth ſtecke darin und nächſtens würde er ein Gedicht von einem einzigen Worte machen, das unbezahlbar ſeyn ſolle. Solch ein Gedicht, von einem einzigen Worte, habe ich gemacht, nur hatte ich immer noch keinen Muth es niederzuſchreiben.“ — Die letzten Worte hatte er ausſchließlich an mich gerichtet, ſo daß ich fragen mußte: wie ſein Gedicht denn laute. — „Ich will es meiner Braut leiſe ſagen“; fuhr er fort und flüſterte ihr ziemlich vernehmbar in's Ohr: „Dorothea!“ Sie wandte ſich lächelnd und verſchämt und gab ihm einen leiſen Backenſtreich.

Wir gingen zu Tiſche; das Mahl beſtand aus einer

Milchsuppe, Fischen, Gemüsen und Eiern und entsprach vollkommen der Umgebung. — „Aber Du ißt ja nichts?“ fragte die Gräfin den Rastignac. — „Wundert's Dich? Bin ich nicht ein Bräutigam, schickt es sich für einen Liebenden, starken Hunger zu haben?“ — „Aber auch Sie, Herr Marquis, genießen so wenig! Freilich, unser frugales Mahl ist nicht nach Ihrem Sinne. Der böse Rastignac ist Ursach, der mich mit einem so seltenen Gaste dermaßen überraschte, daß mir keine Zeit blieb zur geziemenden Vorbereitung.“ — Eben wollte ich die Schuld auf das kopiae Frühstück schieben, wozu mich Rastignac eingeladen. Aber der Unverschämte rief: „Schweig nur! Mein Freund! wir wissen, daß auch Du liebst und wen Du liebst, und für wen Du, Trank und Speise verschmähend, seufzest. Vergieb! ich war indiscret, aber ich bin nun einmal mit meiner holden Braut ein Herz und eine Seele. Nun denn! Feodora!“ fuhr er fort und hob sein volles Glas. — Ich wollte eben anklingen, als Dorothea unwillig fragte: „Wie! das kalte, seelenlose Geschöpf?“ Ein einziger verächtlicher Blick streifte sie. Ich fühlte, wie Zorn glühend aus meinen Wangen strömte. — „Vergieb, Freund,“ nahm Rastignac das Wort, „die Aufwallung eines guten Herzens; Du bist freilich jetzt nicht gestimmt, dergleichen gern zu hören, und dennoch ist's die Stimme eines Engels, die so Dich warnen muß. O“ — fuhr er in gerührtem Tone fort — „wirst Du denn nimmer begreifen, daß Liebe nicht in prächtigen Pallästen heimisch ist, wo Ehrgeiz, Habsucht und Intrigue weilen; daß sie sich nach einem stillen abgeschiedenen Plätzchen sehnt, sich gänzlich selbst zu leben? Sich uns Beide!“ Er ergriff Dorotheens Hand. „Eines ist dem Andern Alles: ja oft überrascht es uns, wie wir so ganz für einander geschaffen sind. Oft fällt mir selber ein, was Dorothea so eben ausspricht, oft fühle ich, was ganz

ihrer Bruſt entnommen ſcheint! Welche Augenblicke haben wir ſchon mit einander verlebt! Weißt Du noch, Geliebte, vorgeſtern, wie wir in ſternheller Nacht da ſaßen und Du die Bemerkung machteſt: — daß es die Nachtwächter im Winter doch gut hätten: Worte, die Du mir geradezu aus dem Munde nahmſt? wie wir da überein kamen, daß wir zwei gleiche, ganz für einander geſchaffene Hälften ſeyen? als mir da plötzlich beifiel (denn wer mag ſtets an ſolche Alltäglichkeiten denken), daß unſer Vermögen nicht ganz gleich ſey; worauf Du erwiederteſt: Du freuteſt Dich, eine Probe von Uneigennützigkeit der Liebe ablegen zu können; worauf ich erwiederte: warum muß ich Dir dieſe Probe ſchuldig bleiben, was doch ſonſt meine Sache nicht iſt. Du entgegneteſt: „Neidiſcher!“ Ich: „o Deine Liebe iſt in ihrer Ueberſchwenglichkeit grauſam.“ — Dorothea weinte. — „Und wem ſage ich das?“ fuhr Raſtignac noch weinerlicher fort. „Dem, der von ſolchem Glück nichts wiſſen will, der das Herz nicht anerkennt und nur phantaſtiſch raſen kann und ſchwärmen. Ach, Raphael! — nicht Jeder iſt der Liebe fähig, ſie wohnt nur in fühlenden Herzen; Du Unglückſeliger liebſt eine Bildſäule!“ — Bei dieſen Worten fing er wirklich und heftig an zu weinen; laut ſchluchzend erhob ſich Dorothea und verließ das Gemach. Ich wußte nicht, ob ich mich über dieſe Unverſchämtheit ärgern, oder lachen ſollte. Er trocknete ſeine Thränen und fuhr im weinerlichen Tone fort: „Habe ich Dir nicht geſagt, meine Braut verſteht ſich trefflich auf Hydraulik und ich habe auch bedeutende Fortſchritte darin gemacht.“

Nach einiger Zeit erſchien die Gräfin mit rothgeweinten Augen wieder. Schweigend vollendeten wir das Mahl, während ich die traurigſte Figur von uns Dreien ſpielte. — Wie froh war ich, als Raſtignac mit einem

langanhaltenden Händedruck von seiner Braut endlich Abschied nahm und wir wieder das Tilbury bestiegen.

„Und mit diesem albernen, geschmacklosen Geschöpf willst Du Dich auf ewig verbinden?" — fragte ich, als wir im Freien waren. „Respekt vor meiner Braut!" gebot er. — „Ich dachte mir wohl, daß es so kommen würde; schon bei Deinem Eintritt lag der auffallendste Mißmuth in Deinen Zügen und sie hat mir zum Abschied zugeflüstert: ich sollte ihr den steinernen, vornehmthuenden Gast aus den Augen schaffen. — Uebrigens hoffe ich sehr glücklich mit ihr zu leben und ich liebe sie in der That, mit der Liebe, deren ich fähig bin. Du bist viel zu sehr Enthusiast, um in der Hinsicht mich zu verstehen. Es geht mir wie so Manchem, der sich frühzeitig allen Genüssen ergiebt; ich kann nur verliebt seyn, wenn ich mir einbilde, ich sey es. Auch ihre Empfindungen sind keine wahrhaften, doch hat sie vor mir voraus, daß sie daran glaubt. Sie ist schön, etwas corpulent, und das gefällt mir; eine Deutsche, also zärtlich, sanft und naiv. Sie ist sehr weinerlich und das rührt mich jedes Mal; sie merkt nie, daß ich mich über sie lustig mache und ich empfinde eben am tiefsten, wo ich mich über meine Empfindung lustig mache. Ernsthaft zu seufzen ist mir nicht gegeben."

„Und Dich erfreut eine Rolle, die Dich einem Betrüger und Bösewicht nahe bringt?" — „Schone Freund! Weise mir eine Beschäftigung im Leben nach! Ein so gutherziges Wesen wie ich hat das Privilegium, sich über Welt und Menschen lustig zu machen. Ich mag nicht leugnen, daß meine Grundsätze jesuitisch werden können, sobald man sie mißverstehen oder entstellen will; ich aber bin wenigstens kein Sklave aus Vortheil, Geistesstumpfheit oder versteckten Herzen, sondern meines Temperaments und Blutes halber. Wäre meine

Schelmerei strafbar, woher stehen denn die ganze Welt und alle Menschen im geheimen Einklang mit ihr? Diese Schelmerei ist der Scharfblick, der mich stets richtig leitet, vermöge dessen ich den Charakter, die Sitten, Pläne, Schwächen und Lächerlichkeiten eines Jeden augenblicklich errathe. Selbst die Freude an der leblosen Natur begründet sich auf diese Schelmerei. Man kann als Kind nur der Natur sich freuen. Sie ist keck, unüberlegt, zuversichtlich, wunderlich, mit einem Worte: ich begreife nicht, wie es möglich, sie erhaben und rührend zu finden. Das gehört aber in jene Zeit, wo man an Götter glaubte, nichts von der Chemie wußte, und keine Maschinen hatte. Man nennt mich witzig, lustig, aufgeweckt: aber ich zweifle ob ich's bin. Denn die Welt und die Menschen nur sind rings um mich her so übertrieben komisch, und Jeder könnte dies, so gut wie ich, wahrnehmen, hätte er nur nicht so wichtige und ernste Geschäfte mit sich und Andern. Wollte ich mein Talent zur Intrigue benutzen, o, was hätte aus mir schon werden können! Aber ich mache von nichts Profession, will mich keinem Zwecke, Plane oder Geschäfte widmen, sondern leben und müßig gehen; und manche achtbare Männer, unbeschadet ihrer Gewissenhaftigkeit, erlauben sich, um zu ihrem Amt oder Glück zu gelangen, mehr als meiner bequemen und sorglosen Lustigkeit je in den Sinn kommen wird. — In meinen Reden schildere ich mich oft schlechter als ich wirklich bin; denn wie sollte ich auch anders mit mir umgehen. Wenn ich aber gesagt habe, daß ich meine Dorothea ihres Geldes halber nehme, so habe ich mich selbst damit beleidigt, nicht meine Moralität, sondern meinen Geist, denn vermöge meiner Geschicklichkeit könnten sich wohl reichere Partieen noch für mich finden. Muß man denn immer das Ideale lieben wie Du? Streng genommen ist dies egoistisch, denn man liebt sich in seinen Idea-

len nur selbst, sucht sein Selbst in der ganzen Welt und klagt: es nicht zu finden! Such' Dir Dein Ideal und dann besieh es Dir genau! Ich nehme nun einmal mit dem Vorhandenen vorlieb, sey es auch abgeschmackt oder absurd, mit einem Wort: ich hänge an Welt, Wirklichkeit und Leben." — „Und bis wohin denkst Du mit diesen Ansichten zu kommen?" — „Durch's Leben unstreitig! und weil sie vielleicht nicht geradezu selig machen und in den Himmel fördern, bin ich nebenbei auch guter Katholik."

Neuntes Blatt.

Das Geschäft mit dem pseudonymen Herrn war nach Wunsch zu Stande gekommen; ich eilte, mit dem Vorschusse meine Garderobe zu vervollständigen und mit dem, was ich noch zu erwarten hatte, vermochte ich an Eleganz mit allen Stutzern, die Feodora je umschwärmt, es aufzunehmen. Wie sehnlich wünschte ich eine Gelegenheit herbei, mich ihr zu zeigen! Da lief eines Morgens ein Schreiben von ihr ein: sie wünschte mich diesen Vormittag noch und so bald als möglich zu sprechen. Der Commissionair wartete auf Antwort. Ich hieß ihn gehen: bevor die Antwort auf diesem Wege eintreffen konnte, wollte ich selbst schon vor ihr stehen. Hastig warf ich mich in meine neuen eleganten Kleider, begab mich auf den Weg, nahm das erste beste Cabriolet und der Kutscher empfing den doppelten Lohn, um möglichst schnell mich zum Ziele meiner Neugier und Unruhe zu fördern —

Ich ward sogleich vorgeführt. Sie saß im modernen Boudoir, von bunter Frühlingspracht umgeben, bei der Toilette und ließ sich frisiren. Das heißt: ihre Kammerfrau fuhr unaufhörlich mit einem großen weißen Kamm durch ihr blondes Haar. Soll ich sagen, daß

sich die alten Mährchen meiner Kindheit mir verwirklichten? daß ich wähnte, Perlen, Edelsteine und Diamanten aus ihren Haaren fallen zu sehen, oder daß sie der Frühling mich dünkte, weil ihr reizendes Leben mitten im strengen Dezember solch prangenden Flor um sich erzeugte? So abgenutzt diese Sprache ist, Liebe gebraucht sie dennoch immer wieder. Es begiebt sich mit uns Liebenden derselbe Proceß, und wir treten mit den Frühlingsmächten, welche die Erde verjüngen, Bäume, Felder und Wiesen neu bekleiden und Alles zur heiteren, entzückenden Daseynsfreude aufmuntern, in enge Verwandtschaft. Liebe ist die Geburt, der Frühling der Empfindung und alle jene Mährchen- und Zauber-Phantasieen von Elfen, Feen, Genien, Göttern sind ihre ersten Kinderspiele, die sie erlebt; denn emsig, ernsthaft spielen Kinder! Ach, daß dieses Gefühls-Daseyn vom Leben am wildesten angefeindet wird! — bald muß es sich in seinen eigenen Gluthen verzehren und daraus kommen jene unselige Heroen, jene halb ausgebrannten Gefühls-Krater, die nur in Sünden wieder aufleben. Oder das eisige Klima dieser Welt erstickt solche Keime in der Geburt, und das werden die trefflichen Kaufleute, Banquiers, Staatsmänner und Handwerker, die bei ihren Verwandten, Freunden und Nachbarn als Muster-Menschen gelten; aber ich möchte das Geheimniß kennen, das Herz zu erziehen, diätisch es zu pflegen und unbeschädigt, unverletzt in ein gesundes Alter hinzuleiten! Nur einzelnen Auserwählten unter ganzen Generationen wird dies zu Theil: es sind die Dichter!

„Es ist genug, Maria!“ sprach Feodora zur Kammerfrau und legte das Buch hin, worin sie bis jetzt gelesen. Maria drehte ihr Haar in den gewöhnlichen Knoten zusammen, befestigte es mit der großen goldenen Nadel und ging. — Erst nachdem Alles in Ordnung war, wandte

ſie ſich zu mir. — „Ach, Herr Marquis, was wollte ich doch eigentlich und warum ließ ich Sie rufen?“ — Ich ſchwieg. — „[illegible] nicht ſeltſam, ich hatte Ihnen etwas Wichtiges [illegible]n und nun iſt's mir ganz und gar entfallen; — aber was iſt Ihnen? Sie reden ja kein Wort!“ — „Ich bin gekommen, Ihre Befehle zu vernehmen.“ — „Warten Sie, vielleicht fällt es mir wieder bei.“ — Es entſtand eine lange Pauſe, die ich mich zu unterbrechen hütete. Schweigen paßt zu Allem: zur Empfindung, zur Welt, zur Achtung, die man behaupten und Andern erweiſen will. Wir ſelbſt fühlen uns im Schweigen wohl, verletzen ſchweigend Andere nicht, ſetzen uns dem Betruge nicht aus, und geſtatten ſchuldloſem Vertrauen uns zu erraten. Ich lernte bei Feodora heut alle Wohlthaten des Schweigens. — Endlich ſchien es ſie zu verdrießen, daß ich mir gar keine Mühe gab, ſie zu unterhalten. „Ich kann mich durchaus nicht d'rauf beſinnen“; begann ſie unwillig ihren Stuhl zurückſchiebend. Auch ich erhob mich, empfahl mich und ging. — Bevor ich [illegible] das Ende der breiten, duftenden Treppe erreicht, ward ich zurück gerufen. — „Da fällt mir ein, was ich [illegible] wollte!“ — redete ſie mich an. — „Ich beſuche [illegible] Abend das Theater, mir fehlt ein Begleiter und ich [illegible] auf Ihre Gefälligkeit.“ — Stumm verbeugte ich mich, aber ich glaube das Entzücken leuchtete aus meinen Augen. Sie trat näher und mit einer Miene voll unbeſchreiblicher Huld fuhr ſie fort: „Ich meine es [illegible] nicht böſe mit Ihnen, lieber Marquis, und daß ich Sie heut zum Begleiter wähle, geſchieht nicht ganz ohne [illegible] Abſicht. Ein neues Stück von Victor [illegible] wird gegeben. Sie ſollen unter meiner Aufſicht von Anfang bis zu Ende es mit anſehen und daraus lernen, wie man angenehm, gefällig, liebenswürdig und intereſſant für

Jedermann dichtet. Sie böser, wilder Mensch! Mit Ihrer Fülle von Gefühl, Geist, Poesie und Begeisterung erschrecken, quälen, peinigen, foltern Sie die Menschen. Hoffentlich wird Sie der heutige Abend lehren, wie man seine Gefühle und Gedanken gehörig breit treten und ausdehnen muß, um sie den Zuschauern mit aller Gemächlichkeit beizubringen. Ein einziges Ihrer Gefühle oder ein Gedanke, werden Sie einsehen lernen, reicht schon zu einer ganzen Tragödie hin. Ich muß mich wahrlich Ihres Talentes annehmen, denn bei Ihrer jetzigen deutschen Ueberfülle verzehren Sie Ihre poetische Kraft in einem einzigen Jahre und sind im folgenden bankerott." — Ich betrachtete verwunderungsvoll und entzückt die Reizende, wie sie schalkhaft verbindlich vor mir stand, halb als wolle sie entfliehen, halb als wolle sie hinsinken. Doch jede ihrer Bewegungen, und sie mochte annehmen welche Stellung sie wollte, hatte diesen weichen üppigen Reiz. Ein freundliches Lächeln, eine Bewegung der kleinen Hand und des runden, nackten Armes verabschiedeten mich. — Zum zweiten Mal stieg ich die Treppe hinab und mit ganz verwandelten Gefühlen. — Sie liebte mich! Es konnte nicht anders seyn; wie ganz hatte ich ihren anfänglichen, beleidigenden Empfang mißverstanden! —

Feodorens Erscheinen im Theater erregte wie immer Aufsehen. Mit einem einzigen Blick musterte sie das Haus, wie mich dünkte, um sogleich alle ihr gebührende Huldigungen in Empfang zu nehmen. Dann neigte sie sich sogleich zu mir und sagte: „Die Frau v. F — und die Vicomtesse G — sind auch hier!" — „Und Sie haben sie in diesem Augenblick schon erkannt?" fragte ich erstaunt. — „Sie richten ihre Gläser hieher" — fuhr sie fort; — „gehen wir zu Ihnen, die Loge dicht dabei ist noch unbesetzt." — Wir verließen die Loge, sie reichte

mir von Neuem ihren schönen Arm, den ich ganz leise an mich drückte. Ich wäre so gern den ganzen Abend allein mit ihr in einer Loge geblieben, und dennoch freute es mich auch, an ihrer Seite mich in jener Gesellschaft zu zeigen. — Leise wurde die Thür zur leeren Loge geöffnet und wir standen noch im Hintergrund, als wir Rastignac's Stimme vernahmen, der zu den in der Nebenloge anwesenden Herren und Damen folgendermaßen redete: „Ich schwöre es Ihnen! daß mein Freund ihr keineswegs den Hof macht. Wir haben diesen Mittag noch mit einander gefrenst, und er erklärte mir mit der Kälte eines Advokaten oder Notars, der seinem Clienten ein Rechtsmittel oder einen Contrakt-Artikel definirt (denn er ist ein Jurist, und hat bedeutende Kenntnisse und Geschicklichkeit in diesem Fache): daß, so wenig das Benehmen der Fürstin ihm auch eine Aufmunterung dazu gebe, er dennoch nicht unterlassen würde, ihre Bekanntschaft auf's eifrigste zu suchen." — Ich war im Begriff, durch eine geräuschvolle Bewegung den Schwätzer auf unsere Gegenwart aufmerksam zu machen, allein Feoderens Ellbogen berührte meine Seite nicht ganz sanft. — Jener fuhr fort: „Diese Dame — sagte der Marquis — ist eine psychologische Merkwürdigkeit, ein weibliches Räthsel, ein interessantes physisches Phänomen. Fünf und zwanzig Jahr zählt die Fürstin" —, „O nicht doch", unterbrach ihn die Vicomtesse; „sie zählt kaum zwanzig!" — „Aber ich muß nach erzählen, was mein Freund Valenti sagte. Ganz richtig, sieben und zwanzig Jahr zählt die Fürstin mindestens — sagte er." — „Es kömmt immer besser!" lachte die Vicomtesse. — „Auch ich widersprach ihm; da behauptete er aber: er sähe mit gleichgültigen Augen sie an, und urtheile sicher und unparteilich. Wer zu sieben und zwanzig Jahren nicht liebt, der liebt niemals; woher aber liebt Feodora nicht? Es giebt Blinde, Stumme,

Taube! Ist sie eine Blinde, Stumme, Taube in der Liebe? Ist ein Desorganismus der Grund dieser unweiblichen Erscheinung? Oder hat sie etwa einmal unglücklich geliebt? Dann aber muß eine gewisse Bitterkeit, ein Männerhaß nachbleiben und den würde ich schon entdecken! Wäre es vielleicht auch nur Eitelkeit, und will sie mit mütterlichen Sorgen und Pflichten ihre schöne Taille nicht verderben? Oder zwingt sie etwa eine körperliche Unvollkommenheit zur Tugend wider ihren Willen; oder dünkt sie sich zu stolz und gut, um irgend einem Manne anzugehören. Kurz — so schloß er seine Rede — nichts existirt in der Welt ohne einen vernünftigen Grund und diesen getraue ich mich innerhalb acht Tagen zu erforschen. — Sie sehen, mit welchem Eifer er sich an's Werk machte; ja ja, stille Wasser sind tief. Da sitzt er schon neben ihr in der Loge. — Aber wo sind sie denn geblieben?"

Rastignac schwieg. Ich glühte vor Schaam und Zorn. „Trauen Sie mir dergleichen zu?" fragte ich die Fürstin auf Russisch. Sie stand stolz und kalt, machte jetzt ein Geräusch und trat in den Vordergrund der Loge. Complimente und Begrüßungen wurden gewechselt. Man errieth aus meinem Angesicht, daß wir Alles gehört. Die Damen machten keinen Hehl aus dem Scherze des Herrn von Rastignac, wie sie es nannten. Dieser suchte sich zu entschuldigen; Feodora aber versicherte: „Ich habe nichts gehört und hätte ich etwas gehört, ich hätte nicht darauf geachtet, und hätte ich darauf geachtet, ich hätte Ihnen mein Haus verboten." — Rastignac ward über und über roth; ich betete die Erhabene an.

Nach dem zweiten Akt begegnete er mir im Foyer. „Einen angenehmen Auftritt hatte ich Deinethalben!" sagte er empfindlich. — „Rastignac, ich habe Ursach Dir dankbar zu seyn, doch was wirfst Du Dich in allen Stücken zu meinem Vormund auf?" — „Weil Du ein Kind von

ſchwacher Einſicht biſt. Nach Allem, was ich von Feodora Dir geſagt, läßt Du Dich von ihr in's Theater ſchleppen, damit alle Welt erfahre, wie geduldig Du an ihrem Triumphwagen ziehſt. Denkſt Du, ſie hätte aus einem anderen Grunde mit Dir ſich im Theater gezeigt, als um dort mit Dir geſehen zu werden? Alle Welt wunderte ſich darüber, den gekränkten, beleidigten Dichter neben ſeiner ſtolzen Feindin als dienenden Ritter zu ſehen, und mußte ich dieſen dummen Streich, weil ich Dein Freund bin, nicht entſchuldigen? Obendrein erſcheinſt Du mit ſo unzweideutigen zornigen Blicken auf mich. Du haſt mich compromittirt, nicht Feodora!" — „Du magſt recht haben!" erwiederte ich kleinlaut; „und ich habe mich von Neuem in Feodora getäuſcht. Dennoch ſollteſt Du mich nicht gewaltſam zu einem Spiele zwingen, zu dem ich mich nie verſtehen kann." — „Sie hat Dich wohl ungemein huldvoll eingeladen, ihr Begleiter zu ſeyn?" — „Ach!" ſeufzte ich und ſtampfte mit dem Fuße. — „So macht ſie es ſtets; ſo iſt ſie im Anfang gegen Jeden die Liebe ſelbſt, bis ſie ihn auf den Punkt gebracht hat ſich zu erklären. Leb wohl! ich bedaure Dich, und habe alle Luſt verloren, Dir ferner hülfreich beizuſtehen!" —

„Sie haben mit Rastignac geſprochen!" fragte mich Feodora, als ich wieder in der Loge erſchien. — „Ja!" — „Ich leſe es in Ihren Mienen! Die Ausſprache dieſes Mannes bilden ganz eigene Züge in Ihrem Geſicht, ich habe dies ſchon öfter beobachtet."

Die Vorſtellung war zu Ende. — „Sie werden mich nach Hauſe begleiten!" ſagte Feodora. Wir verabſchiedeten uns und gingen.

Im Wagen war Feodora zerſtreut und gedankenvoll. Fragen, die ich an ſie richtete, wurden zerſtreut oder verſtändlich beantwortet, zum Theil auch überhört. Ich mußte von Neuem zum Schweigen meine Zuflucht nehmen.

Wir kamen in ihrem Hotel an und setzten uns zum Kamin. Der Kammerdiener zündete die Wachskerzen an und ging! — Eine ziemliche Zeit nahm Keiner von uns das Wort. Ich fühlte, daß es zu einer Erklärung kommen mußte; aber ihre Gesinnungen waren mir verdächtig geworden; wie heiß ich sie auch liebte: ich fühlte, daß meine Worte verschwendet seyn würden. — Feodora brach das Schweigen.

„Marquis! Ich habe eine gute Meinung von Ihnen und gestehe Ihnen daher: ich weiß, daß man gesucht hat mich Ihnen verdächtig zu machen. — Wenden Sie nichts ein; Offenheit ist Ihnen angeboren und Sie sind unfähig, sich zu verstellen! Ich achte Sie darum und indem ich mich vor Ihnen zu rechtfertigen suche, gebe ich Ihnen den Beweis. Die Verläumdungen eines so lockeren Menschen wie Rastignac verachte ich, und darf es. Hören Sie mich an. — Seit ich in Frankreich bin, hat Viele schon der Glanz meines Reichthums verlockt, dreist um meine Hand zu werben; ich habe Erklärungen erhalten, die meiner Eitelkeit schmeicheln dürfen, auch traf ich Männer, deren Zuneigung ernst war. — Aber Jeder empfing den Bescheid, daß ich entschlossen sey, mich nie zu vermählen, und folglich durfte auch mit Liebe sich Keiner mir nahen. Neue Titel, neue Reichthümer bieten mit jedem Tage sich mir und ich muß stets zur selben Sprache meine Zuflucht nehmen, die mir durch öfteres Wiederholen so nichtssagend vorkommt, daß ich einen Mann wie Sie nicht damit belästigen mag. Auch genügt das Resultat. Aber warum sage ich Ihnen dies Alles? — Rachael, ich wünsche mir einen Freund! Sollte Freundschaft zwischen verschiedenen Geschlechtern nicht möglich seyn? Ich liebe für mich! Aber wären alle Männer zum Eigennutz und zur Leidenschaftlichkeit verdammt — ich habe in der Hinsicht keinen vortheilhaften Begriff von Ihrem

Geschlechte — Sie nehme ich aus — oder vielmehr, ich will es mit Ihnen wagen. — Wohlan, Raphael, wollen Sie mein Freund seyn? Sie sind ehrlich und gut! Sagen Sie aufrichtig: halten Sie sich für so rein, daß nie eine unlautere Empfindung zwischen uns sich eindränge? Sie sehen" — fuhr sie mit reizendem Lächeln fort — „ich ertheile im Voraus den Korb einer Huldigung, die jedenfalls schmeichelhaft ist. Allein Schmeicheleien sind mir zuwider und am verdrießlichsten von Ihnen. — Nun, Hier ist meine Hand! Wollen Sie, oder vielmehr können Sie dieser Freund seyn? — Sie schweigen? Doch Sie haben recht. Prüfen Sie sich, damit ich im schlimmsten Falle Sie immer hochachten darf. Gute Nacht, lieber Raphael! Ich bin heute sehr müde und sehne mich nach meinem Bett. Sagen Sie mir recht bald ihre Antwort. — Nein, sagen Sie mir nichts, es bedarf keiner Worte zwischen uns. Vermögen Sie nicht, um was ich Sie bitte, verbannen Sie selbst sich von hier, so ist es Ihrer würdig; — vermögen Sie es jedoch, nun, so sehe ich Sie wieder — und nicht wahr? — recht bald!" — Ich ergriff ihre schöne Hand, preßte sie an meine Lippen; ein zarter Gegendruck versenkte mich in Wonne. — Sie ging in ihr Schlafgemach. — Vor meinen Augen stand die wunderbare Grotte, das heilige Schweigen an der Schwelle. In kostbar-stiller Meeres-Tiefe sie selbst die größte Kostbarkeit, süß und ehrwürdig bewahrt von unheimlicher Umgebung. Welch ein Selbstgefühl der Schönheit erfand diesen Tempel des keuschen reinen Schlafes! — o, und mein trunkenes Ohr hörte ihre Kleider rauschen, sah das entfesselte Haar, seinem Knoten entwunden, wie ein goldwallender Mantel die Strahlende umfließen! „Das Waldweib in Tiecks Runenburg!" rief ich, und Thränen traten in meine Augen, des Schmerzes, der Sehnsucht — und der Wuth. — Wußte ich etwa nicht,

daß sie ein absichtsvolles grausames Spiel mit mir trieb — daß Sie meine Liebe erkannt und, sophistisch mich abstoßend, mich an sich fesselte? — Das ist das Leben! Für die alle meine Pulse schlugen, die jeden Nerv meines Körpers schmerzlich belebte, die mußte meine Seele, mein besseres Selbst verachten! — So auch wars mit der Freundschaft. Rastignac liebte mich, sein Rath war richtig und gut — und auch diesen mußte ich verschmähen, — verwerfen! — Mein ganzes inneres und äußeres Leben war grauenhaft verwirrt. Muß man ein Stoiker seyn für das Leben? O wo erwirbt sich dieser feine, höhere Stoicismus? — Ich frage noch? — Habe ich nicht meine Kunst und jugendliche Künstlerkraft! „Es ist aus!“ rief ich und verließ entschlossen Feodorens Platz auf der Ottomane, wo ich weinend bisher gesessen; „das Leben ist mir nun gleichgültig; ich will es nur in all seinen Beziehungen benutzen für mein Streben! — Leb wohl, Feodora! betrügerische Göttin, göttlicher Betrug und des Betruges Göttin! Du hast mir eine fürchterliche Lehre gegeben, doch gern bezahle ich Sie mit meines Herzens Zerrissenheit; nun bin ich von der Wahrheit meiner Poesie, der romantischen und ihrer Dichter, überzeugt, und was die Ideale der Classiker betrifft, so möchte ich jedem derselben Feodora zeigen, ganz wie sie heute zu mir sprach, und ihnen zurufen: Seht eure göttlichen Träume! Wenn sie das Leben gebiert, sind es Lügen! und eures Herzens schöne Wünsche verkündend, erschafft ihr Formen für den Betrug und lehrt ihn sein häßliches Wesen hinter euren Adel, eure Würde verstecken!“

Zehntes Blatt.

Unter diesen Umständen war mir die Bearbeitung der Memoiren höchst willkommen. Es war eine Arbeit, wobei ich Gefühl und Gedanken entbehrte; sie ging un-

glaublich rasch von statten. — Auch Rastignac besuchte mich nach einiger Zeit. — „Nun, Freund! Du bist eingeweiht?" — „In was?" — „In den großen Orden der Federen-Ritter!" — Ich erzählte ihm was vorgefallen und wie ich entschlossen sey, sie nicht wieder zu besuchen. — „Bei dem Allen muß ich Dich achten"; erwiederte er. „Es ist Consequenz in Dir und das freut mich. Leute, die etwas Ganzes sind, gehören in einer Zeit wie die unsre zu der seltensten Sorte von Ausnahmen."

Ich las in derselben Woche noch Goethes „Melusine" bei der Marschallin F.. Besonders der zweite Theil gefiel, als ungemein anziehend und artig. — Rastignac überhäufte mich mit Lobsprüchen über mein jetziges Benehmen. „Diese Manier der Gleichgültigkeit", sagte er, „diese Miene des Alles-geben-lassens charakterisirt vollkommen den Mann von Welt und Geist." — Einen ungleich edleren Erfolg sollte ich indeß bald darauf erleben. Ich hatte ein Lustspiel geschrieben, ganz darauf berechnet, mein Vorleser-Talent ins höchste Licht zu stellen; dies trug ich zur großen Zufriedenheit meiner Hörer vor. Auch einem Buchhändler wußte mich Rastignac zu empfehlen, der dieses Manuscript für tausend Franken an sich kaufte. — Den ersten Gebrauch, den ich von all dem gewonnenen Gelde machte, war der Madame Gaudin's Lieblingswunsch zu erfüllen und Paulinen in die Erziehungs-Anstalt von St. Denis zu bringen. Ich zahlte für sie das erste Semester voraus und sagte Beiden: eine vornehme Dame meiner Bekanntschaft bestritte auf meine Empfehlung die Kosten aus einem dazu ausgesetzten Legat. Es ging der Kleinen nahe, sich von der Mutter, mir, dem Hause, der Straße, von allem Gewohnten zu trennen. Sie hätte mich gerührt, wäre ich eines Gefühls für Wirklichkeit noch fähig gewesen. Aber so geht's!

Hat uns das Leben die garstige Kehrseite zugewendet, haben wir uns in das zauberische Bereich der Poesie hingeflüchtet, so sind wir nur illusorischer Eindrücke fähig. — Allmählig fing ich an mich wieder behaglich zu fühlen. Meine Arbeiten trösteten mich, gewährten mir reichen Lebens-Unterhalt, machten mich angesehen in der Welt, die sich gern gefallen ließ, von mir sich unterhalten zu sehen, zumal da ich sonst keine weiteren Ansprüche machte. Inzwischen war der Frühling angebrochen. Rastignac, dessen freundschaftliche Hülfe ich schon entbehren konnte, besuchte mich seltener und Feodora hielt ich für vergessen.

Da lief eines Morgens ein Brief ein, der mich nach ihrem Hotel beschied und die Versicherung enthielt, daß ich einen wichtigen Dienst ihr leisten könne. Ich weiß wohl, ich hätte lieber alle Vorwände, Entschuldigungen und Ausflüchte ersinnen und erlügen sollen, als hingehen. Ich hätte geradezu erklären müssen: „Fürstin, ich liebe Sie, und weil Sie selbst es wünschten, bleibe ich fort.“ — Mit welchem Rechte durfte ich mich für den Besseren halten, worauf gründete ich mein Recht, sie verachten zu dürfen, wenn ich außer Stand war, meine Leidenschaft in ihr zu bekämpfen? Aber es war meine erste und unglückliche Liebe: eine doppelte Allmacht! Und der Trost, den mir bisher mein künstlerisches Streben gewährt, ward mir mit einem Mal zu einer elenden Selbstgenügsamkeit. Ich dürstete wieder nach der Welt, wollte in verbotem Leid, in Freuden mich berauschen. Und ich verachtete mich nur in meinem Herzen: es war nicht gefühllt genug zur Bosheit.

Ich ward ungemein freundlich empfangen! — „Mein Wagen ist angespannt, haben Sie Lust mich nach dem Jardin des Plantes zu begleiten?“ fragte sie, mit ihrer jugendthümlich reizenden Mimik sich zu mir neigend. — Ich bejahte. Wir stiegen ein, langten an und durchirr-

ten schweigend Arm in Arm die frischbegrünten Laubgänge. — „Ich habe eine Bitte an Sie", begann Feodora und faßte flehend und fest mich in's Auge. — „Reden Sie!" — Wir gingen einige Schritte, dann begann sie leise und seufzend: „Eine Angelegenheit, die mein Vermögen, vielleicht auch (sie machte eine lange Pause) meine Ehre betrifft, bewegt mich, bei einer hohen Person in Rußland Gerechtigkeit zu suchen. Die Protektion des Herzogs von N— kann mir sehr nützlich seyn. Er ist Ihr Vetter." — „Was ich vermag, soll geschehen." — „Wie gütig Sie sind!" sprach sie, zärtlich mich anblickend; dann wandte sie sich wieder. Schweigend gingen wir eine ganze Weile neben einander her, da hörte ich sie seufzen, sah Thränen von ihren Wimpern tröpfeln, und ich fragte besorgt: „Was fehlt Ihnen, Feodora?" Sie stand still und weinte bitterlich. — „Raphael!" begann sie feierlich und bewegt, „ich bin nicht so glücklich als ich scheine! diese Thränen eines schwachen Augenblickes weihen Sie in mein Geheimniß ein; vernehmen Sie daher, mein Schicksal droht eine traurige Wendung zu nehmen und mehr als je bedarf ich des Rathes eines uneigennützigen Freundes. Außer Ihnen finde ich keinen in ganz Paris und keiner ist in dem Grade wie Sie unfähig, Vertrauen zu mißbrauchen!" — „Ich darf mich rühmen, eines unbedingten Vertrauens werth zu seyn." — Feodora eröffnete mir jetzt ihre Lage. Ich wage nicht dem Papier anzuvertrauen, was ich hörte; Folgendes nur mag genügen. Ihr Vater, der Fürst, hatte in einer verbrecherischen Angelegenheit den Unterhändler abgegeben. Der Plan ward verrathen und er bekam von einer hohen mitschuldigen Person die zeitige Warnung, alle Beweise zu vernichten und zu fliehen. Er sandte hierauf seine Tochter mit ansehnlichen Summen und Kostbarkeiten über die Grenze, er selbst aber zögerte ihr zu folgen, unter dem

Vorwande, seine Güter zu Gelde zu machen. Vermuthlich aber hatte er ein zweideutiges Spiel getrieben; — eines Morgens fand man ihn ermordet in seinem Bette, all' seine Schränke und Pulte waren erbrochen und seine Papiere fehlten. Das Verbrechen war vereitelt, aber die Missethäter konnten nicht entdeckt werden und alle Schuld fiel auf den Todten. Schon seit mehreren Jahren führte Feodora einen Prozeß mit der russischen Regierung. Er nahte sich seinem Ende und bedrohte sie mit Verlust des Vermögens, vielleicht auch der Freiheit. — — Ich versprach ihrer Angelegenheiten mich anzunehmen. Mein Lohn war ein sanfter Händedruck. Sie weinte; ich suchte sie zu trösten. Wir kehrten heim; auf dem ganzen Wege ruhte ihre Hand in der meinen. Eine Unebenheit des Weges gab dem Wagen einen Stoß, sie sank auf mich, ich wagte es sie zu umschlingen; weinend ruhte sie an meiner Brust.

Sie hatte mir ein großes Vertrauen bewiesen, hatte ihren Ruf, ihr Glück in meine Hände gelegt. Sie mußte mich um meines Genies und meiner Geschicklichkeit willen achten, denn sie übertrug mir, woran die Künste von Zwanzigen schon gescheitert. — „Das Alles vermag keine niedrige Seele!" sagte ich mir, so oft mein alter Argwohn erwachen wollte. Sie war schön und unglücklich, mithin mußte ich ihr helfen!

Ihre Angelegenheiten nahmen auf längere Zeit alle meine Kräfte in Anspruch. Ich führte wieder ein Leben wie bei meinem seligen Vater; ach, trauriger noch! Ich will nicht mein Studium fremder Rechte in Anschlag bringen, auch nicht die Qualen des Argwohns; aber erniedrigen mußte ich mich fast, bei einem Besuche des Herzogs N—, meines Vetters. Er empfing mich mit jener kalten Höflichkeit, die an Beleidigung grenzt, sprach zweideutig von meinem künstlerischen Streben, und spielte,

in erheuchelter Theilnahme, auf meine Armuth an; — der Mann, wie sollte er auch freundlich gegen mich seyn, da er so manches Unrechtes gegen mich sich bewußt war! — wie es so in der Welt ist: Verwandte gegen Anverwandte. — Ich klagte Feodoren Alles. — „Ertragen Sie es mir zu Liebe!" flehte sie mit einem unbeschreiblichen Blicke. —

Der Herzog von N — erschien. Es war am Tage, wo ich die erste glückliche Hoffnung ihr gebracht. Daß sie ihn zu ihrem Sklaven machte, braucht wohl nicht gesagt zu werden, wohl aber, daß sie in seiner Gegenwart mir eine stolze Zurücksetzung erwies. — Heftig stellte ich sie deshalb zur Rede; — ein Kuß verschloß mir den Mund. „Dies für die Beleidigung, die ich meinem treusten Freunde wider meinen Willen zufügen mußte. Kann ich auch den bäurisch-stolzen Mann für mich gewinnen, wenn er weiß, wie ich Ihnen gesinnt bin?" — Wie zauberisch hatte meine Phantasie den Wunder-Moment ihres ersten Kusses ausgemalt! — „Feodora!" sagte ich, „kein Vortheil und keine Rücksicht in der Welt kann mich bewegen, einen Augenblick die Achtung, die ich einem theuren Gegenstand schuldig bin, zu verleugnen.

Alles ging indeß noch erträglich, bis Rastignac mich besuchte. „Aber zum Teufel, was treibst Du?" rief er. — „Man spricht davon, Du ständest Dich besser als je mit Feodora, und weil ihr die romantische Poesie mißfällt, hättest Du Dich zur Classicität entschlossen." — „In Wahrheit, Rastignac, Dein Eintritt erschreckte mich. Du kommst stets, aus einem glücklichen Traum mich zu wecken. Vor Deinem glatten Lächeln fliehen die Engel und Seraphe auf ihren bunten lichten Wolken, aus denen dem Einsamen Melodien des Trostes ertönen." — „Steht es so mit Dir?" fragte er mit einer trübseligen Grimasse. — „Rastignac! darf man dem Argwohn unumschränk-

ten Spielraum gestatten, darf Klugheit sich anmaßen, das Allerheiligste der Menschenseele durchdringen zu wollen?" — „Mit Unterschied, bei Menschen Deiner Art, nein; bei Menschen ihrer Art, ja!" — „So giebt es auch Menschen, die nur die Personification ihrer eigenen Umstände sind, und Intrigue und Diplomatie ist ihr ganzes Geistesvermögen. Sie fühlen sich nur als das, was sie in den Augen Anderer gelten; sind klein im Glück, weil ihre Umgebung ihnen von selbst alle Ehrfurcht erweist; im Unglück groß: sie müssen das Mitgefühl aller Welt erregen, deren Augen auf sie gerichtet sind." — „Bravo! Bravissimo! und daher waren Ludwig der Sechzehnte und Maria Antoinette wie Märtyrer groß auf dem Schaffott. Armer Freund! welch Unglück hat Dich zu diesen Wahrheiten geführt?" — „Still, still, ich weiß genug! Du siehst, wir verstehen uns; dringe nicht weiter in mich, schone meiner!"

Er hatte mich kaum verlassen, als ich zu Feodora eilte. Ich fand sie allein. — „Was führt Sie zu mir, doch keine schlimme Nachricht?" — „Keine!" — „Also eine gute?" — „Ich sage: keine." — „Ich muß Ihnen nur den Mund öffnen!" — sie küßte mich. „Nun, bezahlen Sie mir den Kuß mit einer guten Neuigkeit." — „Feodora! Ich komme Sie zu fragen — ob Sie mich lieben? Sagen Sie ja oder nein!" — „Raphael!" — „Um Gotteswillen: Ja oder nein!" — „Muß ich meinethalben nicht wünschen, Sie nicht zu lieben?" — „So liebst Du mich, Feodora, weil Du wünschest, mich nicht zu lieben; würdest Du auch mich küssen, würdest Du, so ganz Hingebung, in meinen Armen ruhen, wenn Du mich nicht liebtest?" — Plötzlich riß sie sich zornig aus meinen Armen, entfloh ins Nebenzimmer und verriegelte die Thür. Trotz meines Bittens, Dringens, Flehens ward mir nicht geöffnet. — Mit Schlangenklug-

heit mich Feodora auch ferner meiner Gluth und jeder Erklärung aus, wenn schon ihre Zärtlichkeit, ihre Hingebung stets dieselbe blieb.

Da erschien der Tag, wo meine letzten Arbeiten geendet waren. Ich wußte, daß Zeit, Mühe und Arbeit verloren; mein kleines Vermögen war ebenfalls schon in der ersten Zeit durch die bedeutenden Kosten ihres Prozesses drauf gegangen. Ich mußte einmal sogar sie um Vorschüsse bitten; sie reichte sie mir mit mißtrauischen Blicken als fragte sie: Bist auch Du nicht so reich, wie ich glaubte? — und bald gesellte sich das Gefühl drückender Noth zu meiner rettungslosen Verzweiflung.

Ich mag nicht ferner schildern, wie von nun an ihr Benehmen sich gegen mich änderte; meine Feder empört sich dawider, zu verrathen, wie ich um ihre unentbehrlich gewordenen Gunstbezeugungen mich bemühte, mich erniedrigte, und welche elende Kleinigkeiten allmälig mich zu der längst zuvor geahnten Verzweiflung brachten. Nur so viel genüge: ein Courier überbrachte mir eines Morgens die glückliche Entscheidung. Es war mein Todesurtheil und ich selbst überbrachte es zur Vollziehung.

Mit marmorkalten Mienen stand ich vor ihr. Die Freude eines Raubthiers leuchtete aus den Augen, womit sie las. Triumphirend stand sie da, gleichsam ausdrückend: jetzt bin ich, was ich seyn muß! Auf ihren uneigennützigen Retter fiel kein Blick. — Da begann ich, zerrissen von trostloser Selbstanklage: „O Feodora! Es giebt zweierlei Elend. Das eine geht in Lumpen unverschämt durch die Straßen, ahmt unbewußt dem cynischen Philosophen in der Tonne nach, den es nicht kennt, lebt von nichts und ist damit glücklich, glücklicher als der Reiche; sorgloser mindestens. Es nimmt das Leben da auf, wo der Reiche es nicht mehr begehrt. Das andere Elend weiß ich mit Namen nicht zu nennen. Es ist ein spanisches

Elend, verbirgt seine Bettelhaftigkeit hinter Titel; ist stolz, befiedert, elegant. Ersteres ist das gemeine Elend, das andere das der Könige, der Großen, der Glücksritter und des Talents. Ich gehöre nicht zur Hefe des Volkes, auch nicht zu den Königen, den Großen und am wenigsten zu den Glücksrittern. Wenn ich daher nicht ganz und gar eine Ausnahme bin, so darf ich sagen: ich habe mein Talent, meine Zeit, mein Vermögen Ihnen geopfert. Erinnern Sie sich, Madame, als Sie vorige Woche mit mir zum Gymnase dramatique fuhren? — Der Wagen kostete meine ganze Baarschaft. Der Commissionair, der mit dem Schirm sie in den Wagen geleitete, weil Regen fiel, erhielt von mir zur Antwort: mein Freund, ich habe kein klein Geld! — ich hatte nichts." Sie, ohne auf meine Bitterkeit zu achten, fragte: „Aber warum sagen Sie mir das erst heut? was bin ich Ihnen schuldig?" — „O Madame!" entgegnete ich empört: „mehr als ein König bezahlen kann." — „Sie sind Jurist", fuhr Feodora mit seiner Verbindlichkeit fort; „der Jurist schätzt Alles und ich darf Sie nicht unbelohnt lassen!" — Ich wandte ihr den Rücken, ging, und hatte nur ein Gefühl, einen Gedanken: Rache.

Elftes Blatt.

Eine glänzende Gesellschaft hatte sich versammelt. Ich erschien spät, man hatte längst schon mich erwartet, und war begierig auf das Werk, an dem ich Monate lang gearbeitet. So hatte ich erzählt und Feodora, in deren Interesse es lag, zu maskiren, was ich in der Zeit wirklich gethan, hatte diese planvolle Lüge nach Kräften unterstützt. Ihr „endlich!" als ich eintrat, ihre Vorwürfe, so spät zu kommen, und wie sie dem Diener Lichter und Lesepult aus den Händen nahm, um selbst für mich den Tisch zu bereiten — eine unerhörte Auszeichnung! —

hätten mich faſt gerührt, obſchon ich wußte, wie berechnet und zweckmäßig Alles war, was ſie that, zumal vor einer großen Geſellſchaft. „Sie ſehen, wie hoch unſere Erwartung geſpannt iſt", ſprach ſie, verbindlich lächelnd. „Und dennoch ahnen Sie nicht, was ich bringe!" entgegnete ich tückiſch." — „Ich verſpreche mir viel davon!" — „Und dennoch das nicht!" — Ich ſetzte mich und zog mein Manuſcript hervor; Raſtignac ſagte mir ſpäter, mein Weſen habe ihm Grauen eingeflößt: es ſey das eines Sterbenden geweſen, der ſein eigen Teſtament lieſt.

Zambinella. Eine Novelle.

Verſenkt in tiefe Träume, wie ſie auch der Genußſüchtige hat mitten in rauſchenden Feſten, hörte ich es Mitternacht vom Thurm Eliſée Bourbon ſchlagen. Ich ſaß am Fenſter, verborgen hinter den faltenreichen Moiree-Vorhängen und blickte hinaus auf die Gärten hinter jenem Hotel, wo ich den Abend zubrachte. — Die halbverſchneiten Bäume unterſchieden ſich nur wenig von dem grauen, wolkigen Himmel, den das Mondlicht ſpärlich erhellte, und erſchienen wie Gerippe, die, ſchlechtverhüllt in ihre Leichentücher, zu einem rieſigen Todten-Tanze weithin ſich die Arme reichten. — Und wie ich das Auge wandte, konnte ich den Lebens-Tanz wahrnehmen; im glänzenden Saale zwiſchen Wänden von Gold und Silber, von prangenden Kronleuchtern beſtrahlt, umſchimmert und umflimmert von tauſend Kerzen. Und es wimmelte, regte und webte von reizenden, vornehmen, ſtolzen, prächtigen, diamant-glänzenden Damen. Blumen ſchmückten ihre Häupter, ihre Bruſt, ihre Gewänder. Aus den Guirlanden der Säume lauſchten die zierlichſten pariſer Füßchen hervor und ſtreiften im neckenden Spiele den Boden. Leiſe rauſchte die Freude durch die feinen Spitzen und Blonden, durch die Seide und den Muſelin, welcher

die schlanken Hüften umgab. Blicke flogen hier- und dorthin, und überleuchteten die vielfach sich durchbrechenden Lichtstrahlen und das von ihnen geweckte Diamanten-Gefunkel. Sie fachten die schon brennenden Herzen an; ein süßes Mienenspiel begleitete sie, die Anbeter ermuthigend, den ernsthaften Gatten den Ernst verweisend. Dazwischen tönte das Geräusch des Spiels, das Rollen und Klingen des Goldes und eine flüsternde Unterhaltung der tanzenden Paare stimmte harmonisch leise zum Klang der Musik. Die wollüstig bewegte Luft war mit Weihrauchdämpfen erfüllt und vollendete die allgemeine Sinnestrunkenheit.

So hatte ich zur Rechten: Winter, Grab, Nacht, Tod, zur Linken ein zartes Bachanal des Lebens. Hier schlug mein linker Fuß den Takt zur Freude und der Rechte ward vom rauhen Ost, der durch die Scheiben drang, eisig angehaucht. — Oft bietet Paris solche ergötzlich erschütternde Contraste und oft sitzt man mitten d'rin, als mathematischer Punkt der Berührung zweier Extreme. — Wer aber, der je auf solcher Grenze saß, sprach wie ich: der Tod ist groß, das Leben klein. Du strenger, kühler Wind unter grauem Himmelsbogen, wie erweitert der Gedanke an dich meine Brust, die hier ein parfümirter Menschenduft beengt. Barmherziger Gott! bin ich hier im Paradies des Lebens und es gewährt nur das; und die gottähnlichen Menschen begnügen sich mit dem?

„Herr de Lanty besitzt dies Haus noch nicht gar lange!" — „Ei! bereits vor zehn Jahren hat es der Marschal S— ihm verkauft." — „Nicht möglich!" — „Die Leute müssen unermeßlich reich seyn!" — „Wahrhaftig, ja!" — „Welch ein Fest, ein wahrhaft unverschämter Luxus!" — „Halten Sie die Lanty's für eben so reich, wie etwa Roy oder Aligre?" — „Wohl mög-

lich!“ — Dieſes Geſpräch ward dicht neben mir geführt. Es waren Individuen jener Pariſer Neugier, die ſich ausſchließlich mit dem: warum? wie ſo? woher? wer ſind ſie? was haben ſie? was thun ſie? beſchäftigt.

Nie hatte ſich ein lockenderer und zugleich undankbarerer Gegenſtand dieſen Geheimnißſpürern dargeboten, als die Familie Lanty. Niemand wußte, aus welchem Lande ſie herſtammte, noch was ſie trieb, oder welchem Straßen-, Seeraub, oder welchen Erbſchaften ſie ihr ungeheures Vermögen verdankte, das mindeſtens auf einige Millionen anzuſchlagen war. Alle Glieder dieſer Familie ſprachen Franzöſiſch, Italieniſch, Spaniſch, Engliſch, Deutſch, mit einer Geläufigkeit, als hätten ſie in all den Ländern wenigſtens Jahrelang gelebt. — „Und wären ſie aus der Sippſchaft des Teufels, man ſieht ſich bei ihnen gut aufgenommen!“ meinte ein junger Politikus. „Und wenn's auch Juden ſind“, meinte ein Philoſoph, „ich ſetze mich über das Vorurtheil hinweg und heirathe Mademoiſelle de Lanty!“

Mir aber hätte die reiche, ſchöne Marianina, die einzige Tochter, die reiche Erbin, nicht gern geheirathet, die ſo allerliebſt ſingen, wie eine Malibran trillern, wie eine Sontag flöten und den Ton wie eine Fodor hallen laſſen konnte? Freilich war ſie nur eine Taſchen-Ausgabe aller dieſer Sängerinnen, und ihre Stimme paßte nur für's Zimmer. Aber ſie hatte Schule trotz allen Dreien und die Kunſtſtücke, die ſie Allen nachahmte, ſind auch eigentlich Zimmerkunſtſtücke; die großen Hallen neuerer Opernhäuſer müſſen ſo kleiner Kunſt ſich ſchämen. — In welcher Schule aber hatte ſie ſingen gelernt? — man ſah ja keinen Lehrer ein- und ausgehen. Doch dies war das Mindeſte, was die Wißbegierigen kümmerte. Ein ganz anderer und völlig unergründlicher Gegenſtand hatte die Frechheit, ſich mitten in Paris zu zeigen; mitten in Pa-

ris, wo die Leute zu wissen begehren: wo man seinen Wandleuchter kauft, wie hoch man in der Miethe steht, und wie viel Pfund Rindfleisch man zu seiner Bouillon verbraucht. — Die seltsamsten, abentheuerlichsten und spaßhaftesten Mährchen entstanden über diese Räthsel-Erscheinung, und doch war es kein Vampir, kein Kobold, kein Faust, kein Samiel, oder was sonst noch die große Pariser Welt von den kleinsten deutschen Schriftstellern aufgeschnappt. — Es war nichts als ein simpler Greis.

Einige der hauptstädtischen, oder Capital-Jünglinge, gewohnt bei'm Frühstück das Schicksal Europas zu entscheiden, hatten schon ausgesagt: es sey ein vornehmer Verbrecher, der sich mit seinen Reichthümern hier den Händen der Gerechtigkeit entzogen. — Einige Romantiker erzählten auch schon seine Abentheuer mit bewundernswürdiger Genauigkeit, und berichteten insbesondere die unerhörten Grausamkeiten, die er als Fürst von Mysore begangen hatte. Die Bananiers, in Allem schon viel reeller wie die Romantiker, sagten: „Pah!" und zuckten die breiten Achseln. „Es ist ein genuesischer Kopf!"

„Mein Herr! wenn es erlaubt ist zu fragen, was ist ein genuesischer Kopf?" — „Sehen Sie, mein Herr! ein genuesischer Kopf ist ein Mensch, an dessen Leben ungeheure Capitalien hängen und an dessen Wohlseyn der Reichthum der Familie sich knüpft, woher die Lantys auch diesen Alten wie ihren Augapfel lieben." — Letzteres zeigte sich in der That, so oft der Greis erschien, was sehr selten geschah. — Ein Magnetiseur endlich bewies durch sehr weitläuftige urkundliche Thatsachen: daß dieser, gleichsam unter Glas von der Familie Lanty bewahrte Alte Niemand anders sey als Joseph Balsamo, genannt Cagliostro. Er hatte den Stein der Weisen gefunden,

um dem Tode zu trotzen und zum Vergnügen seiner Kinder und Kindeskinder Gold zu machen.

„Da! da ist er!“ — Man ruhte eben vom Tanze, und schlürfte Eis, Sorbet, Punsch in allen Ecken. Die schöne Marianina war an's Klavier getreten und hatte, umlauscht von einem aufmerksamen Kranz galanter Herren, Rossini's göttliche Cavatine aus dem Tankred mit ihrem süßen Stimmlein begonnen, als jener unheimliche Spuk sich auf der Schwelle zeigte.

„Mich friert seit einigen Augenblicken!“ sprach eine Dame nahe bei der Thür. Der Greis entfernte sich — sie athmete auf. „Gott sey Dank, nun ist mir wieder wohl! Sie halten mich vielleicht für abergläubisch, wenn ich Ihnen versichere, daß jener feingekleidete alte Herr Kälte verbreitet.“ — Ihr Nachbar wunderte sich.

Das Erscheinen des Alten erregte indeß immer große Bewegung in der Familie, gleichwie ein hochwichtiges Ereigniß. — Herr und Madame de Lanty, Marianina und ein alter Diener, der mit ihnen gekommen, schienen allein bevorrechtet, den Unbekannten zu unterstützen, wenn er gehen, sich erheben oder niederlassen wollte. Sie Alle bewachten mit zärtlicher Aufmerksamkeit seine Bewegungen.

Der Geheimnißvolle trug einen schwarzen Frack und schwarzseidene Beinkleider, die wie ein eingerafftes Segel um die fleischlosen Lenden herum schlotterten. Eine weiße goldgestickte Weste, nach alterthümlichem Schnitte, hing d'rüber. Sein Chemisett war glänzend weiß und mit englischen Spitzen verziert. Ein großer Diamant von unermeßlichem Werthe funkelte drauf. Sein Antlitz war voller Winkel und Zacken. Das Kinn stand weit hervor, die Schläfen waren gänzlich eingefallen. Die Kinnbackenknochen lagen fast blos und waren beständig in einer Art pulsirender Bewegung, die Haut war ungewöhn-

lich stark und dicht gerunzelt, in den Vertiefungen kreisförmig wie ein Wasserstrudel und sternartig auf den hervorstrebenden Knochen. Was aber seinen Anblick besonders grauenhaft machte, war die dick aufgetragene rothe und weiße Schminke, und die große hellblonde Perücke mit dicken langen, weit über den gekrümmten Rücken hinwallenden Locken. Auch trug er lange goldne Ohrgehänge; seine Knochenfinger waren über und über mit kostbaren Ringen besteckt und reiche Steine blitzten dran. Eine lange goldene Kette umschlang mehrmals seinen Hals und verlief sich zu beiden Seiten in die Uhrtaschen, an welcher ebenfalls äußerst kostbare Gehänge blitzten. — Wie ein Blödsinniger, seiner Loge im Irrenhause entsprungen, stand er da; man fürchtete, seine zarten feinen Knochen würden unter ihm zusammenbrechen. Er starrte mit leblosen Augen vor sich hin und schien nichts von Allem zu gewahren. Madame de Lanty war herbeigeeilt, um ihm behülflich zu seyn, sich zu setzen, oder vielmehr sie setzte ihn, wie man eine Puppe setzt, der man Glied für Glied biegen muß.

Der Zufall fügte, daß eine sehr schöne junge Dame, vielleicht die schönste des Festes, den Stuhl dicht neben dem Alten inne hatte. Seine dünnen Beinchen streiften ihr Gazekleid und dessen Blumenbesatz. Er wandte seine matten, in tiefen gelben Ringen verlornen Augen auf sie, und starrte im bewußtlos stummen Eigensinn, wie es dem wieder kindisch gewordenen Alter eigen zu seyn pflegt, unausgesetzt sie an.

Seine Nachbarin, eine herrliche Blondine, blühte in fast kindlicher Frische noch. Ihre glänzende Haut schien einem feurigen Blicke wie klares Eis durchdringlich. — Sie trug Arme, Hals und die halbe Brust entblößt, ihre Augen strahlten von Feuer. Ihre Locken wallten in besonderer Schwere, ihr Athem wehte balsamisch; Alles an

ihr war Lebensblüthe, weibliche Anmuth und Fülle. — Ich hatte eben erst Leben und Tod im seltsamen Contrast wahrgenommen — hier wiederholte sich dasselbe.

Ich setzte mich zu der Schönen. Sie ergriff ängstlich meine Hand. „Ich fürchte mich" — flüsterte sie mir zu — „vor jenem Gespenst. Unausgesetzt starrt es mich an, mit todten Fischaugen. Sehen Sie nur, sein Mund kaut immerfort und lächelt so dumm dazu. Es ist kein Mensch, ein garstiges Automat!" — „Reden Sie lauter, er hört nicht!" — „So kennen Sie ihn?" — „Ja!" — Sie blickte von Neuem nach ihm. „O Gott, spüren Sie nicht den Grabesduft?" Sie preßte meinen Arm an sich, als wolle Sie meines Schutzes sicher seyn. In der That verbreitete der Alte einen wundersamen Bisamgeruch, wie etwa wenn ein Kleider-Inventarium einer alten längst verstorbenen Herzogin geöffnet wird. — Aengstlich athmete meine Nachbarin. „Ich bleibe nicht, mir ist's als säße der Tod neben mir!" — Ich reichte ihr meinen Arm; sie erhob sich, doch ihr Gazekleid hatte sich an die goldene Kniespange des Alten fest gehakt. Mit einer Bewegung des Entsetzens stieß sie sein Knie fort. — Ein gläserner Schrei entschlüpfte der ausgetrockneten Kehle des Grauenhaften, und sogleich folgte eine Art Kinderhusten, von ganz besonders hellem Klang. Herr und Madame de Lanty eilten auf ihn zu; Marianina brach mitten in einer Roulade ab und kam herbei. Aller Augen ruhten auf uns. Die Schöne wünschte sich fern auf eine Südsee-Insel; sie klammerte sich fest an meinen Arm und zog mich fort. Ueberall wich man uns aus und wir gelangten endlich in ein kleines zirkelförmiges Kabinet, was noch unbesetzt war. Hier warf sie sich in eine Ottomane und klagte und weinte beinah. — „Was ist Ihnen so Entsetzliches denn begegnet?" begann ich. — „Kann ich dafür"; entgegnete sie weinerlich, „daß die Lanty's Ge-

spenster in ihren Salons herum irren lassen?" — „Sie werden doch den Alten nicht für ein Gespenst ansehen!" — „Schweigen Sie!" gebot sie mit jenem liebenswürdigen Trotz einer Schönen, die recht behalten will. — Es entstand eine lange Pause. „Ein schönes Boudoir!" begann sie endlich wieder, „blaue Seide nimmt sich doch immer am besten für ein kleines Zimmer aus. Es ist kalt hier!" — Sie hüllte sich in ihren Shawl und erhob sich, um ein Portrait zu betrachten. — „Was soll dies vorstellen?" fragte sie. — „Einen Adonis." — „Das Bild hat den Fehler, daß es für einen Mann zu schön ist." — „Es ist ein Portrait." — „Ein Portrait? Solch ein Jüngling lebt, und Sie sind nicht eifersüchtig auf ihn?" — „Ich bin keine Dame, die Profession davon macht, schön zu seyn." — „Aber ich bin eine solche! haha! diese Sottise verräth Ihre Eifersucht!" — „Sie, Madame, Sie? Es giebt allerdings solche Geschöpfe, die Alles gethan zu haben glauben, wenn sie schön sind; und da unsere genußsüchtige Zeit sie anerkennt, für sie seufzt aus Langeweile, darf ich mich kaum auf des unsterblichen Raphaels Meinung berufen, der sich so oft beklagte, keine schönen weiblichen Formen zu finden. Aber Sie, Madame, eine hochgestimmte erhabene weibliche Seele, begeistert und schwärmend für alles Große, Schöne und Gute, die Sie den Mann und Manneswerth zu schätzen wissen und nur Cäsare und Catone in ihrer Umgebung wünschen, wie könnte ich sie mit solchen Geschöpfen verwechseln?" — „Mein Gott, kennen Sie auch diese Seite an mir? Mich dünkt ich habe niemals Gelegenheit gefunden, sie Ihnen zu offenbaren."

Leichte Weiberschritte und das Rauschen eines seidenen Kleides ließen sich vernehmen. Die artige Marianina erschien und führte langsam und mit zärtlicher Sorgfalt den eleganten gebrechlichen Spuk herein, um dessent-

willen wir den Saal verlaſſen. Sie gewahrten uns nicht; mit Mühe gelangten ſie an eine verborgene Tapetenthür, Marianina pochte leiſe an, ſie ward geöffnet und ein groſſer hagerer Mann erſchien, den kleinen Alten in Empfang zu nehmen. Bevor jedoch Marianina ihn ſeinem ſtummen Wächter anvertraute, küßte ſie ehrfurchtsvoll ſeinen bebenden Mund und rief mit klangreicher Stimme: „Addio, addio!" Der Greis ſtieß wieder einen gläſernen Schrei aus, fing wieder an zu huſten, und ein geheimes Räderwerk in ihm ſchien in Bewegung geſetzt; er erhob die zitternden Arme, ſuchte mit einer Hand die andre zu haſchen, zog einen koſtbaren Ring von ſeinem Knochenfinger und ließ ihn in Marianinas Buſen gleiten, die ihn lachend hervorzog und über ihren Handſchuh auf den Finger ſteckte. Hierauf hüpfte ſie mit aller ihrem Alter eigenen Tanzluſt in den Saal zurück, wo das Präludium zu einem Contretanz begonnen hatte. Der Greis verſchwand in der Tapetenthür mit ſeinem Wärter und noch lange hörte man ſein helles feines Huſten.

„Was iſt das?" fragte meine Schöne. „Wo bin ich, träume ich? Wäre es Marianina's Gatte?" — „Nein!" — ſagte ich. „Nun denn, was bedeutet dies Alles, heraus damit, ich will es wiſſen!" — „Morgen ſollen Sie es erfahren." — „Aber ich will es gleich erfahren!" — „Sie wiſſen, wie ich mich beſtrebe, Alles zu thun, was Sie erfreuen kann; Ihren Launen aber gehorche ich nicht." — „Wie begierig ich auch bin, das Geheimniß zu vernehmen, wenn Sie jetzt Luſt haben ſollten, es mir zu erzählen, werde ich keine haben, Sie anzuhören. Gute Nacht!" — Sie eilte in den Tanzſaal zurück, walzte bald darauf mit einem jungen, bildſchönen Adjutanten, nahm ſeine Huldigungen gnädig auf, Alles, um mich eiferſüchtig zu machen. Sie vermochte indeß nur mich zu verſtimmen.

„Sehe ich Sie morgen?“ fragte sie, flüchtig an mir vorbeistreifend. Das Fest war beendet, man schickte sich zur Heimkehr an. — „Ich könnte böse seyn, allein ich will mich Ihrer Neugier erbarmen.“ — „Haha! Sie rechnen sich diesen Dienst wohl sehr hoch an?“ — „Vielleicht, Madame“, — entgegnete ich ernst und aufgebracht über diese Art mit mir zu spielen — „ist Neugier Ihre höchste Sehnsucht. Ich mag mit keiner Sehnsucht spielen, das soll Ihre Sache bleiben.“ — „Gute Nacht!“ sprach sie gähnend, „Sie sind sehr langweilig.“

Am folgenden Abend saßen wir, sie auf der Ottomane, ich zu ihren Füßen auf einem Schemel, vor dem hellodernden Kaminfeuer. Eine Astral-Lampe beleuchtete traulich das elegante Zimmer. Auf der Straße war es still, ihr Auge hing an meinen Lippen und ich begann: „Madame! ich wage viel bei meiner Erzählung. Sie werden vielleicht das Mäschen darüber rümpfen und „pfui“ sagen. Aber was ich Ihnen vortragen werde, ist wahr, hat sich in Rom ereignet und wird noch heutigen Tages dort öfter nacherzählt. Sie wünschen Aufschluß über die räthselhaften Erscheinungen von gestern und Sie erhalten obenein eine Lehre in den Kauf, die ich wohl zu benutzen bitte.“ — „Zur Sache, wenn's beliebt!“ — „Ich gehorche! Meine Erzählung oder Novelle heißt: „Zambinella“.

„Ein junger Maler war seit vierzehn Tagen in Rom. Madame! können Sie fassen was es heißt: erst vierzehn Tage in Rom seyn, wo die schönsten, edelsten Menschenträume leben und weben, der Traum einer Weltherrschaft in stolzen Ruinen verwittert, und ein ähnlicher Traum in fanatischer Pracht hin und wieder noch von lebenden Menschen aufgeführt wird? — Wir, Madame! wenn wir die Louvre-Gallerie durchirren, fühlen uns ermattet und betäubt und wir betrachten die Kunst nur

mit conventionellen Salon-Blicken, unser Herz, unsere Wünsche haben nichts damit gemein! Anders ist es mit dem Künstler, dem das Unsterbliche in jeder Kunstvollkommenheit entgegen tritt und der mit Wünschen, Herz und Seele daran hängt und in gedankenvoller, erhabener Lebensgluth seine Existenz daran setzt. Das ehrliche, bescheidene Talent, darf es in Rom nicht verloren sich wähnen? rettungslos untergegangen im Meere der Unsterblichkeit? Was hofft man noch zu leisten nach den Berufenen, Auserwählten, die geboren, gebildet und erstanden sind in dem malerischen, kunstbegeisterten Jahrhundert? — Dem jungen Künstler, von dem ich rede, erging es noch trauriger. Er glaubte wahrzunehmen, sein Enthusiasmus sey nur Kunstfeuerwerk, seine Originalität prahlerische Grillenhaftigkeit, und sein Beruf eine traditionelle Einbildung, aus dem Leben großer Meister entlehnt. Er galt in seiner Jugend für ein Wunderkind; man hatte früh schon die Kinderstirne mit männlichen Lorbeeren geschmückt und seine Sucht, Aufsehen, Bewunderung, Erstaunen zu erregen, hatte die Unmittelbarkeit der Empfindung, die natürliche Ehrlichkeit der Kunst in ihm erstickt. Weder seine Werke noch sein Ruhm genügten ihm mehr. Er fing an sich sehr unglücklich zu fühlen, und sowohl um seiner innern Trübseligkeit zu entfliehen, als auch um sich für irgend eine neue Schöpfung zu exaltiren — ein Aberglaube vieler geistreicher Männer — begann er ein wüstes, schwelgerisches Leben. Er war schön und blond; das Letztere lieben die Italienerinnen zum Rasendwerden. Es fehlte ihm daher nicht an Liebeshändeln, die er anknüpfte, abbrach oder fortsetzte, ganz wie seine geniale Laune es ihm eingab.

Einst ging er dem Theater Argentina vorüber, vor welchem ein großes Gedränge statt fand. Er erkun-

digte sich nach der Ursache desselben und erhielt nur zur Antwort: „Zambinella — Jomelli". — Auch er nahm sich ein Parterre-Billet und traf es noch ziemlich gut, denn obschon zwischen zwei corpulenten Abate's eingeengt, saß er doch nahe dem Proscenium. Die Symphonie begann, er hörte zum ersten Mal die Tonschöpfungen Jomelli's, und weil sie alle Welt entzückten, fühlte er sich mit entzückt. Der Vorhang rollte auf, die ersten Scenen gingen vorüber; da erhob sich ein Beifallklatschen, als solle das Haus bersten. Er war ganz Aufmerksamkeit und jede Faser lauschte. Die Prima Donna trat auf, schritt in den Vordergrund und grüßte das Publikum mit ausnehmender Zierlichkeit. Das blendende Bühnenlicht, die scenische Illusion, vor Allem aber der Enthusiasmus eines ganzen Volkes, die Künste einer damaligen Toilette — zu ihrer Zeit verführerisch genug — Alles dies beschwor das herangewachsene Wunderkind, sich für die holde Sängerin zu begeistern. — Er sah einen ausdrucksvollen Mund, Augen, aus denen Liebe leuchtete, eine blendend weiße Haut, kurz Alles, was ein Maler wünscht, und ward nicht müde, die Zierlichkeit jeder Bewegung, die herrliche Rundung ihres Halses, das harmonische Muskelspiel der Arme, die zarte Wölbung der Brust, das vollkommene Oval des Antlitzes, die feine Nase, die Reinheit der Züge, die wundersam gewölbten Brauen, die wollüstig langen Wimpern und mehr noch das zarte, weibliche Ebenmaß, was ihre Reize alle vereinte, zu bewundern. Es ist eine Göttin, eine Gestalt, erhaben über alle Kritikasterei, ich mahle sie! so dachte er. — Wenn sie sang, herrschte Todtenstille, wenn sie schwieg, erhob sich rasender Beifallsruf, und er hätte auf die Bühne springen mögen, das Original seines zeitgemäßen, allen Wünschen entsprechenden künftigen Kunstwerkes an's Herz zu schließen.

Als er das Theater verließ, war er betäubt, fühlte ganz in sich die Leere, die einer heftigen Gemüthsbewegung folgt. Ihm war zu Muthe, wie dem vom Fieber Genesenen, der, nach den glühenden Fieberträumen, sich phantasielos sieht.

Am folgenden Morgen bereitete er kostbare Farben; ihr Bild ward als Psyche entworfen und mit niederländischem Fleiße beschloß er es auszuführen; Jedermann sollte über seine Kunstfertigkeit staunen. — So oft sie sang, miethete er sich eine Loge, legte sich dort auf das Sopha, um, wie ein Türke im Opiumrausche, so in den Vollkommenheiten Zambinella's zu schwärmen. Dies Benehmen erregte Aufmerksamkeit; das war ihm lieb. So oft Zambinella auf- oder abtrat, blickte man nach der Loge des närrischen Malers, wie man ihn nannte. Er hatte nichts dawider. Aber auch Zambinella wandte sich dahin und mancher zärtlich-feurige Blick flog in die Loge, sie sang, sie spielte dem Anschein nach nur für ihn! — Er ward geliebt, es war kein Zweifel, der glückliche Maler! Geliebt von der gefeiertesten Sängerin und ganz Rom eifersüchtig! „Ja!“ rief er, „ich will leben, kann ich die Glorie des Nachruhms nicht erringen, will ich doch allen Glanz und alle Rosen der Freude um mich sammeln.“ —

An einem solchen glücklichen Abend ließen sich drei leise Schläge vor der Logenthür vernehmen. Er öffnete. Ein altes Weib trat geheimnißvoll näher. „Jüngling!“ sprach sie; „bist Du klug, und willst Du glücklich seyn, so hülle Dich in Deinen Mantel, drücke den Hut tief in die Stirn und stelle Dich Punkt zehn Uhr auf dem Corso ein, vor dem Hotel des spanischen Gesandten.“ — Es war zu viel des Glückes für den armen Maler. Er ließ zwei Goldstücke in die harten, gefurchten Hände der Alten gleiten, und vermaß sich hoch

und theuer zu kommen und wenn die Hölle selbst, sammt allen teuflischen Legionen, ihm in den Weg träten. Zambinella sang eben. Er bog sich aus der Loge, seufzte und blickte sehnsüchtig sie an; sie schlug die Augen nieder und lächelte verschämt.

Als er das Theater verließ, trat ihm ein Fremder in den Weg. „Nehmen Sie sich in Acht, Signor!" warnte er. „Es geht auf Leben und Tod, der Cardinal Cicognara ist Zambinella's Beschützer!" — „Sprichst Du zu Liebenden von Gefahren?" fragte der Kühne. — „Poverino!" rief achselzuckend der Unbekannte und ging.

„Aber was hat denn dies Alles mit dem gestrigen Gespenst zu schaffen?" unterbrach mich meine Schöne. — „Es ist ja die Geschichte des Gespenstes, und meine Autor-Eitelkeit fühlt sich sehr geschmeichelt, daß Sie den Schluß noch nicht errathen!"

Der Maler machte jetzt auf's Sorgfältigste seine Toilette. Ein kostbarer Degen, das Geschenk dieser, eine herrliche Tabatiere, das Geschenk einer andern Geliebten, die alle nunmehr verschmachten mußten; die mit Edelsteinen besetzten Uhren und ihre goldene Ketten, die Schnallen, Ringe, Brustnadeln, Hemdenknöpfe, seine Weste von Silberbrokat und sein gestickter Sammetfrack, Alles hatte Schränke, Koffer und Behälter verlassen und er putzte sich damit, wie ein junges Mädchen, das ihrem ersten Geliebten auf einem Ball entgegengeht. — Zur festgesetzten Stunde stand er, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Mantel bis über die Nase gezogen, auf dem bestimmten Platz. Die Alte wartete seiner schon. „Ihr habt lange gezögert, Signor!" sagte sie; „nun so kommt denn!" — Sie durchschritten mehrere Nebengassen und gelangten endlich vor ein ansehnliches Gebäude. Er folgte seiner Führerin durch ein Labyrinth von Corridoren, Treppen und Gängen bis zu einer Thür, hinter deren Spal-

ten Lichter blitzten und mehrere freudige Stimmen vernehmen ließen.

Auf das Losungswort der Alten öffnete sich die Th und geblendet stand er da. Er befand sich in einem gl zend erleuchteten, herrlich meublirten Saal, in de Mitte eine wohlgedeckte Tafel, mit Flaschen, Silberz und Lichtern blitzte. Er erkannte die Sänger und S gerinnen des Theaters nebst mehreren andern schö Frauen, bereit ein künstlerisches mezza-notte zu fei — Zwar hatte er auf ein schwach erleuchtetes Zim gerechnet, wo seine Geliebte auf einem weichen Di seiner harrte, die Ueberraschung eines Nebenbuhlers fü tend, während er zärtlich mit ihr tändelte, ihren Ath an seinen glühenden Wangen, ihre Augen in den sei ihr Herz an seinem Herzen fühlte. Einem tapf Schwelger ist jedoch niemals ein mitternächtliches Orgi unwillkommen. „Es lebe die Thorheit!“ rief er. „S nori e belle donne, Sie erlauben mir später Reva zu nehmen und ich begnüge mich, Ihnen jetzt mei Dank abzustatten für die Gastfreiheit, mit der Sie Unbekannten empfangen.“ — Man bewillkommnete ihn möglichster Freundlichkeit, denn Alle kannten ihn nur v Ansehen; er aber drängte sich zur Bergère, auf wel Zambinella in reizender Stellung lag. — Wie schlug i sein Herz, als er ihren zarten Fuß in den spitzen P töffelchen mit hohen Absätzen gewahrte, wie sie zur Ludwig des Funfzehnten Mode waren.

Zambinella hatte ihr Costüm mit einem Halb-P gligée vertauscht, sie war a la Dubary frisirt und Puder kleidete sie allerliebst. Sie lächelte den Maler z lich an, der sich zu ihr setzte, und von Musik zu re begann, um ihr ausgezeichnetes Talent und ihren G sang zu loben. Seine Stimme bebte vor Furcht u Hoffnung. — „Aber was fürchten Sie?“ fragte Z

gliani, der berühmteste Sänger der Truppe, „Sie finden unter uns keinen Nebenbuhler!“ Spöttisch lächelte er und dasselbe Lächeln war auf allen Lippen. — Darüber fühlte der Maler sich tödtlich verletzt. „Ihre Gunst wird käuflich seyn!“ dachte er, „und Sie verlachen mich, weil ich so ängstlich darum werbe.“

Indeß waren die Speisen aufgetragen und man ging zu Tische. Der Maler setzte sich neben Zambinella. — Im Gespräch verrieth sie Geist und Feinheit, in manchen Stücken aber auch auffallende Unwissenheit, Bigotterie und Aberglaube. Vitagliani öffnete die erste Champagnerflasche, sie erbebte über den Knall und hätte fast aufgeschrien; den Liebenden entzückte diese ausnehmende Zartheit und Empfindlichkeit. Sie aß wenig, trank noch weniger und war überhaupt äußerst zurückhaltend. — Entweder sie spielt hier auch noch Komödie, dachte der Maler, oder ich begreife das vorige Lächeln nicht. Er war ganz Aufmerksamkeit für sie, glücklich neben ihr zu sitzen, sie zu bedienen und hin und wieder ihren Arm, ihren Leib zu berühren. Auf seine übrigen Tischgenossen merkte er kaum, merkte nicht wie der Wein seine Wirkungen äußerte, wie Vitagliani ihm ein Glas nach dem andern einschenkte und wie jeder Tropfen Oel ward in seiner Flamme.

Man fing an zu singen: Calabresische Volksgesänge, spanische Seguadillen, neapolitanische Canzonetten, und aus den Augen der Musik, den Herzen der Stimmen ergoß sich Trunkenheit, Liebe und Freude. Die Scherze und verliebten Blicke schnellten sich wie Federbälle herüber und hinüber; Gelächter, Flüche und Anrufungen aller Heiligen durchkreuzten sich von allen Seiten. — Zambinella indeß saß still und gedankenvoll; vergebens bot ihr Nachbar seine glänzende Unterhaltungsgabe auf, sie kritzelte still mit ihrer Gabel auf dem Teller. Will sie

etwa heirathen? dachte der Maler, meinethalben! Er trug ihr Herz und Hand an, aber vergebens, er konnte nicht einmal sie aufheitern. Da ersah er einen Augenblick allgemeiner Verwirrung: vom Widerstand entflammt faßte er die Geliebte und trug die Federleichte in das anstoßende Kabinet.

Die Italienerin war mit einem Dolche bewaffnet. „Wenn Sie mich nicht lassen, zwingen Sie mich Ihnen diese Waffe in's Herz zu stoßen!" — „Zambinella!" flehte der Maler; — sie aber bot ihre ganze Kraft auf, ihm zu entkommen, eilte in den Saal zurück, wo man sie mit einem kreischenden Gelächter empfing. — Sie sank vom ungewohnten Aufwand aller Kräfte bleich und erschöpft in die Bergère. „Er wird mich tödten!" hörte der Maler sie Vitagliani ins Ohr flüstern. Er setzte sich zu ihr, beruhigte sie, entschuldigte sich mit seiner überaus heftigen Liebe und betheuerte seine tugendhaften Absichten.

Der Morgen brach an und eine Dame schlug eine Spazierfahrt vor. Vitagliani ging um Wagen zu miethen. — Unser Maler hatte das Glück, Zambinella allein in einem Phaeton zu fahren. Als man die Stadt verlassen, erwachte neue Fröhlichkeit, Männer und Weiber schienen dieser Lebensart gewohnt, bis auf Zambinella, welche niedergeschlagen dasaß. — „Was fehlt Ihnen?" fragte der zärtlich Besorgte. — „Ich bin zu schwach, solche Ausschweifungen zu ertragen." „Wie Sie zart sind!" erwiederte er liebevoll, ihre feinen Züge betrachtend. — „Auch meine Stimme muß ich schonen!" — „Hier sind wir allein!" nahm er wieder das Wort, „und Sie haben von meiner Heftigkeit nichts mehr zu fürchten, gestehen Sie darum, daß Sie mich lieben." — „Wozu? Sie werden mich nimmermehr so lieben wie ich es möchte!" — „Und wie denn?" — „Leidenschaftlos! Ich bedarf eines Freundes, die Welt ist mir öde. Ein

Fluch ruht auf mir. Ich bin verdammt, ein Glück zu ahnen, zu fühlen, darzustellen, was mir nie zu Theil werden kann; — Sie sollen mich nicht lieben." — „Wie vermag ich das? Ach, Zambinella, begehren Sie von mir was Sie wollen, Name, Vermögen, Ruhm, selbst meine Kunst bringe ich Ihnen zum Opfer. Reden Sie, und ich bin nicht länger Maler!" — „Rechnen Sie nicht auf mein Herz, ich habe keines; das Theater, wo sie mich gefunden, meine Tonkunst, der Beifall, den man mir schenkt, macht mein Daseyn aus. Ich bin nur ein Phantom!"

Die Wagen hielten, der Maler hob die Geliebte aus dem Phaeton — sie schrie laut auf. —, „Was ist Ihnen?" — „Eine Schlange!" rief sie entsetzt. Es war eine Viper und er tödtete sie mit einem Fußtritt. „Wie beneide ich Sie um Ihren Muth!" sprach Zambinella, immer noch mit Widerwillen das todte Thier betrachtend. — „Wie liebe ich Sie!" rief der entzückte Maler. „Alle Ihre Schwächen, Zärtlichkeiten, Empfindlichkeiten, unausstehlich wären sie mir an einer Andern, und Sie muß ich darin anbeten. Hinweg mit den Heroinen, den Sapphos, den muthigen, leidenschaftvollen Weibern! verhaßt sind mir Alle! Ich bin der Sklave des sanftesten, liebenswerthesten Geschöpfes." — Zambinella fing bitterlich an zu weinen und entfloh. Den ganzen ferneren Tag wich sie ihrem verliebten Verfolger sorgfältig aus, und als man sich zur Heimkehr anschickte, bestieg sie eine vierssitzige Berline; der Maler mußte in seinem Phaeton allein zurückkehren.

Bei seiner Heimkehr tröstete er sich einigermaßen mit seinem Bilde, das nun bald vollendet war. Er machte freilich die Anmerkung: daß seine Psyche etwas unreif in die Welt hinein blickte und daß ihr eine gewisse seelenvolle Milde fehlte; dafür war es aber auch wie aus dem Spiegel gestohlen ähnlich, und, wie er sich selbst gestehen

mußte, meisterhaft ausgeführt. Er hoffte demnach bei der nächsten Ausstellung den Preis zu erringen. Er arbeitete ja „con amore" wie Keiner!".

Es begann zu dunkeln; er mußte seine Arbeit einstellen, in seinem Atelier ward's ihm zu eng. Er beschloß seine Geliebte zu besuchen; noch wußte er ihre Wohnung nicht einmal und ging sie zu erforschen. — Vor der Thür begegnete ihm ein Freund. — „Finde ich Dich endlich!" redete er ihn an; „ich war schon einmal diesen Morgen in Deiner Wohnung, um Dich im Namen unseres Gesandten diesen Abend zu ihm zu bitten. Du mußt wissen, es ist groß Concert und Zambinella singt." — „Zambinella!" rief der Glückliche; „ich eile!" — Und er eilte nach Hause, um von Neuem Toilette zu machen und fast glänzender noch als gestern.

Lange mußte er vor dem Spiegel zugebracht haben, denn als er bei dem Gesandten anlangte, war er der Letzte, und alle Säle waren schon mit Gästen gefüllt. Er hatte Mühe sich durchzudrängen, um Zambinella, welche schon sang, mit sehnsüchtigen Augen zu betrachten. — „Geschieht es vielleicht aus Rücksicht für die anwesenden Cardinäle, Bischöfe und Abate's", fragte er einen alten Marquese, seinen Nachbar, „daß sie Mannskleider, einen Degen, und das Haar in einem Netz verborgen trägt?" — „Sie? welche sie?" entgegnete der Marquese. — „Die Zambinella!" — „Die Zambinella? wer sind Sie? woher kommen Sie? wollen Sie mich zum Besten haben? oder wüßten Sie wirklich nicht, daß kein weibliches Geschöpf im Kirchenstaate das Theater betritt — und was für Creaturen diese Rollen spielen? — Ja, mein Herr! mir verdankt Zambinella seine Stimme. Ich habe ihn dazu beredet, ich habe Alles bezahlt und glauben Sie, daß der Narr seitdem einen Fuß über meine Schwelle setzt? — Mir verdankt er sein ganzes Glück, auch seine

Ausbildung zum Musico bestritt ich aus meinem Beutel und er kann mich nicht vor Augen sehen. Das nenne ich Undankbarkeit!"

Der Maler stand wie versteint: eine fürchterliche Wahrheit war ihm in seine Seele gedrungen. Wie ein Wahnsinniger starrte er Zambinella an: „Und müssen solche Wesen alle weiblichen Formen gewinnen, und, um die höllische Lüge zu vollenden, singen wie die Syrenen?" — Zambinella gewahrte seiner, ward ängstlich, zitterte, detonirte. Ein Geflüster regte sich rings, sie stockte und mußte halb ohnmächtig sich setzen.

Der Cardinal Cicogna spähte nach der Richtung hin, welche die Blicke seines geängsteten Schützlings nahmen; bemerkte den marmorstarren Maler, erkundigte sich bei seinen Untergebenen nach dem Namen desselben, faßte ihn noch einmal scharf in's Auge, rief einen Abbate herbei und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, worauf dieser sogleich verschwand.

Zambinella indessen erholte sich, begann nochmals die Arie, sang schlecht, aber brachte sie zu Ende. Unwirsch warf er die Noten weg, und war durch die inständigsten Bitten aller Anwesenden nicht zu bewegen, etwas Anderes zu singen. Es war zum ersten Mal, daß er sich öffentlich so grillenhaft und launisch zeigte. Später ward er dadurch nicht minder berühmt, als durch seine Stimme.

Immer noch stand der Maler wie versteint, als Jemand ihn bei'm Aermel zupfte und höflich bat, in ein anstoßendes Kabinet zu gehen, wo ein Bekannter seiner warte. — Zambinella war's. „Mein bester Signor", sprach er, „Vergebung! Ich habe groß Unrecht wider Sie auf mein Gewissen geladen und kann mich deshalb nicht zufrieden geben. Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, meine Kameraden haben mich dazu angestiftet. Zum

Glück sind Sie kein Italiener, sonst wäre ich, alles Abbittens ungeachtet, meines Lebens nicht sicher.“ — „Wozu angestiftet?“ — „Man sah wofür Sie mich hielten, und um einen Spaß mit Ihnen zu treiben, mußte ich mich verkleiden.“ — „Du bist also —?“ — „Ein unglückliches, verachtetes Geschöpf, dessen gutmüthige Nachgiebigkeit auf einen Scherz einging, der am meisten ihn selbst verhöhnt! — Gehen Sie!“ Unwirsch wie ein verzogenes Kind wandte er ihm den Rücken und langsam verließ der Maler das Hotel. Drei Männer in dunklen Mänteln folgten ihm und kaum hatte er einige hundert Schritte zurückgelegt, als sie mit Dolchen über ihn herfielen und ihn niederstachen. — „Der Cardinal Cicogna läßt grüßen!“ rief einer der Mörder, bevor er entfloh. — „Ich danke ihm!“ ächzte der Sterbende — „er hat mir wohl gethan! Vergeben sey ihm die Sünde, ein solch verkehrtes Nichts aus der Welt zu schaffen. fast wie ein Christ hat er an mir gehandelt!“ — Nach diesen Worten gab er seinen Geist auf und die Geschichte ist aus.

„Und was hat diese garstige Geschichte mit dem gestrigen Spuk gemein?“ fragte meine schöne Zuhörerin.

„Das ist die Zambinella, Madame, und meine Geschichte ist wahr! Zambinella war so eitel, das Bild der Psyche aus dem Nachlasse des Malers an sich zu kaufen, und weil auch ihm die Unreifheit und Seelenlosigkeit darin auffiel, ließ er es als Adonis umändern. Sie sehen, Madame, daß es wirklich Männer von solcher Schönheit giebt, diese leben noch heut, aber ich bin auf sie nicht eifersüchtig. — Vermöge Ihres Scharfsinns werden Sie einsehen, daß Zambinella Marianina's Onkel ist, woher die Lantv's so große Stücke auf ihn halten, woher sich ihr Reichthum schreibt, und woher sie seine Quelle aller Welt verbergen: denn in der That, wenn es bekannt würde, daß —.“

„O stille, stille!“ rief die Schöne außer sich. „Sie machen mich an meinem Daseyn irre. Alle Liebe, Zuneigung, Leidenschaft, wird mir widerwärtig, das ganze Leben erscheint mir als ekelhafter Spuk.“

„Wirklich, Madame, wirklich?“

Hier hielt ich mit dem Lesen inne, die gefährliche Stelle war vorüber, an der ich zu scheitern fürchten mußte. Noch herrschte Theilnahme und Spannung, der Moment der Rache war da. Meine Blicke suchten Feodora; all mein Zorn, mein Ingrimm, sammelten sich in meine Brust, ich stieß ein fürchterliches Gelächter aus und fuhr mit Donnerstimme fort:

„Nun, bei Gott, Madame! dahin wollte ich Sie bringen und ich bedurfte solch eines schnöden Mittels, wie diese Erzählung, gegen Ihre rasende Selbstsucht! Obschon ein Weib, gleichen Sie nicht jenem Zambinella? Treiben Sie nicht dasselbe Spiel mit allen Männern, was jener mit dem verkehrten Maler? und nicht aus Scherz; aus Selbstsucht, Habgier, niederer Eitelkeit! O Madame, es giebt auch eine moralische Geschlechtslosigkeit: Weiber, die ihr zur Liebe, Güte, Milde, Wohlthätigkeit geschaffenes Herz durch Bosheit, Geiz und Selbsucht entweiben; die nichts sind und seyn wollen als parfümirtes, geglättetes, aufgeputztes Fleisch, um Gründlinge zu ködern; Männern widern sie an. Der Orden dieses neuen Lasters nennt sich Koketten! Fluch ihnen, wo sie auch immer sich fügen mögen; in Theatern, in Kaffeehäusern, in Salons! Fluch der niederen Genußsucht, die des Lebens Höchstes ihnen giebt! Fluch der Zeit, in Sünden so gesättigt, daß Weiber jetzt mit Keuschheit buhlen, daß Männer nun ohne Erhörung für sie seufzen, nur um noch seufzen zu können!“

Ich hielt inne, und eine ganze Last war mir vom Herzen. Ich fühlte mich so wohl, so groß und erhaben,

wie ich all die erschrockenen Gesichter betrachtete, die ängstlich zu spähen schienen: ob dies Scherz oder Ernst, ob zu weit getriebene Extase; oder ob ich, von eigener Phantasie berauscht, beim Lesen toll geworden sey. — Ich riß sie endlich aus dem Traum, nahm mein Manuscript und zerriß es in hundert Stücke, die ich wegschleuderte und den Saal verließ.

Was weiter geschah, weiß ich nicht und Rastignac hat es mir nie gesagt. Ich glaube Fedora war in Ohnmacht gesunken, und alle Welt tröstete sie und verwünschte und verdammte meine Ungezogenheit in so beleidigenden Ausdrücken, daß er es füglich nicht mir erzählen konnte. — Natürlich! darauf war es ja abgesehen. Ich hatte meinen Muth an ihr und dem ganzen Salon mit gekühlt.

Nach meiner Meinung durfte sie sich, auf solche Weise gedemüthigt, in der großen Welt nie wieder zeigen; ich bedachte nicht, daß diejenigen, die dort figuriren, eine eiserne Stirn haben. Der Muth, schlecht seyn zu wollen, ist größer als der Muth, eine üble Nachrede zu ertragen. Vielleicht sagt denen, die solch ein Spiel treiben, das Gewissen mehr als irgend erfundene Medisance erfinden kann.

„So macht Gewissen Feige aus uns Allen!“

Wer seinem Gewissen trotzt, trotzt Allem und wer so roh ist, diese innre Stimme zu überhören, hat sicher nicht das Zartgefühl, sich um die Meinung Anderer zu kümmern. — Aber theuer, fürchterlich theuer, mit meinem ganzen Selbst mußte ich den augenblicklichen Triumph bezahlen. — Mein Vermögen hatte ich geopfert; meine Arbeiten widerten mich an! — Denn wird man es mir glauben? — verliebter als je war ich in Fedora, der bittersten Reue und Selbstanklage gab ich mich preis, gegen das schöne, holde, und — wehrlose Weib also mich

vergangen zu haben, und — o wunderbares Phänomen des menschlichen Gemüths — je verwerflicher, schlechter ich sie mir schilderte, desto liebenswerther dünkte sie mich — und je edler, tugendkräftiger ich selbst mich darzustellen bemühte, desto mehr in Liebe zu ihr fühlte ich mich entbrannt. — Ich stand an einem Abgrund, wo man von dem Leben und der Welt sich ergriffen sieht, die kein Geist der Wahrheit beherrscht, sondern der rohe Dämon der Begier und Sinnlichkeit; — da sagte ich denn meinem guten Genius Lebewohl, und ward der ärgste Schwelger und Schlemmer. Mit solcher Energie erfaßte ich das Lotterleben, daß ich es bald zu einer traurigen Berühmtheit darin brachte. Meine Spießgesellen achteten mich noch, und das that mir wohl. Madame Gaudin sah mit theilnehmenden Blicken, mit ihren von Gram gefurchten Zügen wehmüthig mich an, wenn ich nach Mitternacht heimkehrte, und wenige Stunden bis zur Dämmerung blieb. Ich mißhandelte sie durch Spott und Hohn. Dies Leben setzte ich fort, bis meine Schulden nicht mehr zu vergrößern waren, bis von all meinen Kostbarkeiten mir nichts mehr übrig blieb als der Werth eines einzigen Goldstücks. — Und doch hatten die armen Leute, denen ich schuldete, mir ein unbegrenztes Vertrauen erwiesen, doch hatten sie stets von meinen Lügen sich hinhalten und beschwichtigen lassen, und ich verachtete diese Gutmüthigkeit, dieses Vertrauen. — Nur einmal gehorche an dem wilden Menschentriebe, der Gereiztheit unserer Brust — man habe dann auch noch so sehr auf Recht und Fug und Werth, dünke sich noch so tugendkräftig ergrimmt und edel, — der rohe Dämon, einmal entfesselt, hält nicht eher, als bis er uns zur tiefsten Stufe menschlicher Versunkenheit gejagt; vor Allen die, die etwas nützen seyn wollen. Er macht uns zu Mördern an uns selbst, oder Andern.

Eines Abends ſagte ich meiner Wirthin: „Gute Nacht, Madame Gaudin! Meinen Dank für Ihre Freundſchaft und Sorge! Ich bin Ihnen Geld ſchuldig, machen Sie ſich bezahlt mit Bett und Möbeln. Meine Guitarre gehört Paulinen die ſie mir zum Andenken bewahren mag; denn ich verlaſſe Paris für ewig.“ — „Um Gotteswillen, Herr Raphael!“ rief ſie und Thränen ſtürzten aus ihren Augen; ſie ſank ſchluchzend in ihren altväteriſchen Lehnſtuhl. — Ich war ärgerlich, weil Sie mich faſt gerührt hätte. „Schonen Sie ſich, weil Sie hyſteriſch ſind“, ſagte ich trocken. Ich ging, mein letztes Goldſtück in der Taſche und —

Wohin er ging, weiß der Leſer.

III.

Die Gutherzige.

An einem regnigten Dezembertage wanderte ein min-
ſtens ſechszigjähriger Greis durch die rue de Varenne
nd blieb, des ſchlechten Wetters ungeachtet, vor jedem
otel ſtehen, um nach der Adreſſe des Herrn Mar-
is von Valenti emſig zu forſchen. Der Alte ſchien
n Leiden nicht minder als von Jahren niedergebeugt
d in den Runzeln und Furchen ſeines, vom langen
eifen Haare ſpärlich umflatterten Angeſichts lag Be-
rrlichkeit, Ernſt und Starrheit. — Er hatte endlich
n Ziel gefunden und pochte an die Pforte eines präch-
en Hotels. „Iſt Herr Raphael zu Hauſe?“ fragte er
betreßten Schweizer; dieſer tauchte eine bedeutende
tterſchnitte in eine große Pohle Kaffee, ſchob ſie lüſtern
den Mund und gab ſchmatzend zur Antwort: „Der
r Marquis empfangen Niemand.“ — Der Alte deu-
auf eine völlig angeſchirrte Equipage, die unter ei-
n hölzernen, zeltartigen Schauer hielt: „Da ſteht ſein
gen“, ſagte er, „ich will warten bis er einſteigt.“ —
a könnt Ihr bis Morgen und noch länger warten“;
iederte der Schweizer. „Ein Wagen ſteht beſtändig
den Herrn in Bereitſchaft, wenn er auch nicht aus-
t. Aber gebt! gebt, guter Vater, ich bitte Euch ſehr,
ich verliere eine Leibrente von jährlich ſechs hundert
ken, wenn ich ohne ſeinen Befehl Jemanden einlaſſe.“
Indem erſchien ein alter, in feinem Schwarz gekleide-
Diener und ſchritt haſtig und lautlos die mit Decken
ten Treppen herab. Ueberhaupt herrſchte im ganzen

Pallast eine unheimliche Stille. „Da ist Herr Jonathan", sagte der Schweizer; „reden Sie mit dem!"

Jonathan's ernstes Ansehen schien mit dem Geheimniß des öden Pallastes in naher Beziehung zu stehen. Als Raphael nämlich die unermeßliche Erbschaft seines Oheims erhoben hatte, war es seine erste Sorge gewesen, jenen alten Diener, der so wohlwollend damals ihm rieth: „Seyn Sie nur recht sparsam, Herr Raphael!" auszufinden und zu sich zu nehmen. Jonathan weinte vor Freuden, seinen jungen Herrn wieder zu sehen, was er nimmermehr gehofft, und weinte vor Freuden, als dieser ihm die wichtige Funktion eines Intendanten übertrug. Seitdem schaltete er über das ganze Vermögen seines Herrn, übte dessen Befehle blindlings, streng und pünktlich aus, und war gleichsam der Vermittler zwischen diesem und der Welt, Raphaels sechster Sinn, der ihn mit den Erscheinungen des Lebens in Beziehung brachte.

Der greise Diener und der greise Fremde betrachteten sich aufmerksam und nicht ohne Ueberraschung. Sie schienen sich zu kennen. — „Mein Herr, ich wünsche sehr, den Herrn Marquis zu sprechen." — „Sprechen? den Herrn Marquis? das darf ich kaum, mein Herr! und habe ihn doch auferzogen und meine Frau hat ihn gesäugt!" — „Aber auch ich habe ihn auferzogen, mein Herr, und wenn Sie ihn an die Brust ihrer Frau gelegt, so legte ich ihn an die Brüste der Weisheit und der Musen." — „Wären der Herr etwa Herr Professor Perriquet?" — „Freilich! aber, mein Herr —!" — „Stille!" rief Jonathan in die Küche hinein, wo zwei Mägde sich viel zu laut für das heilige Schweigen des Hauses machten. — Befremdet über die Geheimnisse fragte der Greis: „Der Herr Marquis sind doch nicht krank?" — „Bester Herr Perriquet", nahm Jonathan wieder das Wort, „weiß der Himmel, was ihm fehlt. Vor etwa

zwei Monaten kaufte er dies Haus; ein Herzog und Pair hatte es vor ihm beſeſſen. Für das Ameublement gab er dreimalhunderttauſend Franken aus. Eine ſchöne Summe, dafür iſt aber auch jedes Zimmer ein Wunder. Gut, dachte ich bei mir, er macht's wie der ſelige Herr, ſein Vater, und wird den ganzen Hof, die ganze Stadt bei ſich ſehen. Aber nein! Niemand ſieht er bei ſich und führt ein ſeltſames und unbegreifliches Leben. Täglich ſteht er zur ſelben Stunde auf; nur ich darf ſeine Gemächer betreten und Winters und Sommers öffne ich Punkt ſieben Uhr und ſage: Herr Marquis, ſie müſſen aufſtehen und ſich ankleiden. Dann reiche ich ihm ſeinen Schlafrock, lege ihm die Zeitungen ſtets auf denſelben Fleck, barbiere ihn zur beſtimmten Minute und der Koch würde ſein Gehalt verlieren, wenn nicht Frühſtück und Diner präcis auf dem Tiſche ſtehen. Iſt das Wetter gut, ſo komme ich und ſage: Herr Marquis, ſie müſſen ausfahren! worauf er dann antwortet: ja oder nein; ſagt er ja, ſo ſteht hier ſchon ſein Wagen und die Pferde ſind angeſchirrt; der Kutſcher wacht unerbittlich mit der Peitſche daneben, wie ſie hier ſehen. — Punkt acht Uhr iſt er wieder zu Hauſe und Punkt Elf geht er zu Bette. Die übrige Zeit hindurch lieſt und ſchreibt er immerwährend. Ich muß alle neue Werke kaufen, damit er ſie am Tage ihres Erſcheinens auf dem Kamin finde; von Stunde zu Stunde muß ich nach dem Feuer ſehen und nach Allem, damit es ſchon da iſt, bevor er's begehrt. Ich habe ein kleines Büchlein, worin all meine Funktionen verzeichnet ſtehen und was ich wie den Katechismus auswendig gelernt habe. Sommers muß ich durch Eisſtücke die Luft kühlen, Winters die ſtets gleichmäßige Temperatur erhalten und von Zeit zu Zeit überall friſche Blumen hinſtellen. Ach! man ſollte es kaum glauben, wie weit er ſeine Sonderbarkeit treibt! — ſo zum Beiſpiel

liegen seine Gemächer alle in einer Reihe und keine Thür hat eine Klinke; wie er auf die Schwelle tritt, öffnen sie sich durch Springfedern und wenn eine Thür sich öffnet, öffnen sich alle und er spaziert, ohne eine Thür zu öffnen, durch alle seine Zimmer. Das ist bequem, nicht wahr? Je nun, er ist reich, er hat an tausend Thaler täglich zu verzehren. Das arme Kind, er weiß auch was Armuth ist; es fehlte ihm eine Zeitlang am Nöthigsten. Und sehen Sie nur, er ist so gut! er hindert Niemanden, man hört kein lautes Wort von ihm. Welche Stille zum Beispiel hier im Hause, hier im Garten, und doch geht Alles seinen richtigen, pünktlichen Gang. Aber, Herr Perriguet, Freude werden Sie nicht an ihrem Schüler erleben. Er hat so manche ausländische Sprache bei ihnen gelernt, und konnte ehemals, wie die Apostel zu Pfingsten, in allen Zungen reden. Aber was hilft das, er gewöhnt sich das Sprechen ganz ab; wenn's so fort geht, müssen Sie von vorn wieder mit ihm anfangen." — „Nicht doch", fiel der Professor ein; „Sie sagen ja, der Herr Marquis liest und schreibt den ganzen Tag." — „Freilich und kümmert sich um nichts, denn ich bin gleichsam Herr im Hause. Jonathan! sagte er im Anfang zu mir, sorge für mich wie für ein Kind in den Windeln. Denk Du an alle meine Bedürfnisse, damit ich es nicht brauche. Warum? Er ist Herr und ich bin Diener, mehr begreife ich nicht davon, und das Uebrige mag Gott wissen." — „Er dichtet!" rief der alte Professor. — „Meinen Sie? Aber er sagt ja, daß er ein Pflanzenleben führe! Neulich brachte ich ihm eine kostbare Tulpe, aufmerksam betrachtete er sie — es war gerade beim Ankleiden — und sagte: „Mein armer Jonathan, sieh da mein Leben!" — „Dies Alles, Herr Jonathan, beweist mir", sagte der Professor mit pedantischer Strenge, der Jonathan großen Respekt erwies, „daß Herr Raphael,

mein Zögling, wie ich mir zu Ruhm und Ehre schätze, carus alumnus, wie der Lateiner sagt, gegenwärtig an einem großen und wichtigen Werke arbeitet; weil er sich in dasselbe vertieft, will er mit den alltäglichen Lebenssorgen nichts zu schaffen haben, denn ein Gelehrter vergißt über seine Gedanken Alles. Der berühmte Newton —." — „Newton, Newton! so heißt keiner der Bekannten meines Herrn!" — „Newton", nahm der Professor das Wort, „war ein großer Philosoph und Mathematikus" —. „Ganz richtig! Ich kenne ihn also nicht!" — — „und hatte einst, sein Haupt gestützt auf den Ellenbogen, vier und zwanzig Stunden in Nachdenken verbracht, als er endlich aus demselben erwachte; er glaubte noch am gestrigen Tage zu leben und konnte es nicht begreifen, daß man einen Datum weiter zählte." — „Das konnte ein so großer Gelehrter nicht begreifen?" — „Je nun! weil er ganz in Gedanken vertieft dagesessen hatte und aus denselben wie aus einem Schlafe erwachte. Aber ich will zu meinem Zögling, denn ich werde ihm nützlich seyn können." — „Einen Augenblick!" rief Jonathan, „und wären Sie der König von Frankreich, ich meine den neuen, so kämen Sie nicht herein, ohne die Thür zu sprengen oder einen Weg sich über meine Leiche zu bahnen; aber ich will zu ihm und sagen: Professor Perrignet! dann sagt er ja oder nein. Niemals sage ich: befehlen Sie, wünschen Sie, wollen Sie; dergleichen Worte sind aus unserer Hausſprache gestrichen, und da mir etwas Aehnliches einmal entfuhr, fragte er mich zornig: Soll ich vor Langeweile umkommen? — Seitdem aber bin ich auf meiner Huth." — Ohne Umstände ließ hierauf Jonathan den Professor stehen, dem all das Gehörte zu folgenden Gedanken Anlaß gab: „Ohne Zweifel hat der Styl meines Eleven eine Tacitaniſche Gedrungenheit. Je nun, er ist reich und Tacitus war es auch.

Wir armen Schulmänner, die wir von unseren Schriften leben, und nach dem Bogen bezahlt werden, müssen uns schon der Ciceronianischen Schreibart befleißigen."

Jonathan kehrte bald mit einem günstigen Bescheid zurück, und geleitete den Alten zu einer Reihe kostbarer Gemächer, deren Thüren alle offen standen. Im letzten gewahrte der Professor seinen Schüler an der Ecke eines Kamins im weichen Armstuhl sitzen. Er erhob das Auge von dem Buche, worin er las: ein klares Auge voller Güte, Liebe und Leid, dessen leuchtende Blicke wohl und weh thaten. — „Sieh da, Vater Perriguet!" sprach er zu seinem alten Lehrer. „Nun, wie gehts?" — „Mir, ziemlich gut, jedoch Ihnen?" — „Je nun! ich hoffe, wohl!" — „Sie haben ohne Zweifel ein großes Werk unter Händen!" — „Es ist vollendet!" — „Und mit der barbarischen Sprache jener neueren Schule haben Sie doch sicher nichts zu schaffen?" — „Ich folge den Eingebungen meines Innern!" — „Gut gesagt! Demungeachtet, liebes Kind, ist ein lauterer, fließender Styl, die Sprache des Fenelon, des Herrn von Büffon und Racine immer etwas sehr Wesentliches und Nothwendiges." — „Aber was führt Sie zu mir?" unterbrach ihn Raphael mit gerunzelter Stirn.

Er warf einen Blick auf das Elendsfell. Seinem Sitze gegenüber war es auf einem rothen Tuche angebracht und eine schwarze Linie umgab seine wunderlichen Umrisse, um jede Verminderung sogleich merklich zu machen. So sollte der fürchterliche Talisman stets ihn mahnen, seine in Wünschen verschwendete Zeit nachzuholen, um geltend zu machen, was der Himmel ihm an Talent und Geist verliehen. Er war schon gewohnt worden, in jedem Augenblick würdig sich beschäftigt zu wissen, und jener Alte führte ihm wieder die ganze Unbedeutendheit des Lebens vor Augen. Er bereute es schon, ihn vorgelassen

zu haben, hätte ihn gern dahin gewünscht, wo der Pfeffer wächst; aber das drohende Elendsfell verwies ihn mit unerbittlicher Strenge zur Geduld und er wagte es nicht einmal zu seufzen.

„Ja, mein Kind!“ antwortete der Professor; — „fast hätte ich vergessen, was mich zu Dir führt und welch ein Zweck meinem Besuche zu Grunde liegt.“ Hiemit begann er eine lange Erzählung, welchen Verfolgungen er seit der Juli-Revolution ausgesetzt war. Der gute Mann wollte eine kräftige Regierung und hatte den frommen Wunsch geäußert: die Gewürzkrämer möchten auf ihre Comtoire, die Staatsmänner an's Ruder der Geschäfte, die Advokaten auf ihre Bänke und die Pairs in den Pallast Luxembourg zurück kehren. Ein populairer Minister des Bürgerkönigs hatte ihn deshalb des Carlismus beschuldigt, ihn vom Catheder verbannt und ihn amt-, brod- und hülflos gemacht. Das Alles schilderte er mit weitschweifiger Eleganz und Genauigkeit und mit langen rednerischen Umschreibungen, woran seine lange Professur ihn gewöhnt. Er wollte nicht einmal in seine Stelle wieder eingesetzt werden, sondern nur das Rectorat in einer fernen Provinz, und nicht einmal seinetwegen, sondern seines Adoptiv-Sohnes wegen, der, unversorgt, bisher bei ihm gelebt und jetzt mit ihm darbte. Sein ehemaliger Schüler konnte vielleicht ein gutes Wort bei dem Minister für ihn einlegen.

Mit vollkommener Resignation hatte Raphael bis hier ihm zugehört. „Wie aber kann ich Ihnen helfen?“ unterbrach er den Flehenden; „ich stehe in keiner Beziehung zu dem neuen Minister.“ — „Ach, wenn Du nur wollte!“ sprach der Greis, wehmüthig den Kopf schüttelnd. Mit gutmüthigem Eifer rief Raphael: „Kennen Sie mich noch nicht besser, Vater Perriguet? denken Sie, ich lasse mich bitten, wenn mein Wille was vermag? In

diesem Falle seyn Sie versichert, hätten Sie heute, spätestens morgen, ihre Bestallung.“ — Mit einem plötzlichen Schrei unterbrach er sich. Das Elendsfell vor seinen Augen zeigte ihm einen Streif zwischen seiner Kante und der schwarzen Linie. — „Zum Henker mit Dir, alter Geck!“ rief er dem Greise zu, und der Zorn hatte sein Gesicht zu Marmor erstarrt, seine Augen wetterleuchteten. „Ja freilich wirst Du nun Rektor werden; doch hättest Du eine Leibrente von zehn tausend Thalern gefordert, ich hätte sie Dir lieber gegeben, und es hätte mich nichts gekostet — zum Teufel, es giebt hunderttausend Aemter in Frankreich und ich habe nur ein Leben und wiegt nicht ein Menschenleben alle Aemter der Welt auf? Jonathan!“ — Jonathan kam. — „Schurke! halbtod sollte ich Dich prügeln und fortjagen. Was führst Du jenes graue Scheusal her, das mir mein Leben stiehlt. Noch ein solcher Streich und Du kannst mich dahin geleiten, wohin ich meinen Vater geleitet.“ — Scheu und zitternd standen beide Greise vor dem Wüthenden. Aber sein Zorn war gebrochen, er sank in seinen Sessel zurück, schlug die Hände vor die Augen und klagte heftig weinend: — „O Du schöne Lebenszeit! — Saatenschooß menschlicher Größe und Unsterblichkeit, o gottgegebenes Leben, dessen werth zu seyn das höchste Ziel unserer Thätigkeit heißt! Ich strebte nach der Grabschrift: er hat nicht umsonst gelebt, und es wird von mir heißen: er hat gar nicht gelebt. Nun dann, gehe es wie es mag! Ich bin einer fürchterlichen Macht anheim gefallen, sie feindet das Höchste in mir an und trotz ihrer Uebermacht foppt sie mit kleinlichem Hohne. Nun, es sey! da Niemand doch seinem Schicksal entgehen kann!“

Sein Blick fiel auf die Anwesenden, die immer noch erstaunt und furchtsam dastanden. — „Ich sehe“, fuhr er fort, „Ihr begreift nicht, was mich bewegt, und haltet

mich für rasend. Je nun! das Uebel ist einmal geschehen. Morgen oder heut, Herr Perriguet, werden Sie Rektor. Gehen Sie, Mann des Unglücks! Jonathan, füg' eine reiche Gabe hinzu, daß ihn Zeitlebens kein Mantel mehr nöthigt, meine Fürsprache zu erbitten." — Es lag so viel Milde in Raphael's Stimme, und der plötzliche Uebergang von grenzenloser Wuth zur sanften Herzensgüte war so rührend, daß beiden Greisen Thränen in den Augen standen. Auf den Lippen des Professors schwebte schon eine klassische Dankrede, aber mit komischer Besorgniß hielt ihm Jonathan den Mund zu und schleppte ihn mit Gewalt durch die ganze Zimmerreihe fort, so sehr er sich sträubte und durch Gestikulation auszudrücken suchte, was sein Mund gehindert war auszusprechen.

Dem Befehle seines Herrn gemäß händigte Jonathan draußen dem Professor eine Rolle mit hundert Louisd'or ein. „Mein armer Zögling!" rief Perriguet gerührt; trotz seinem Wahnsinn hat er ein gutes Herz, und sein Wahnsinn dient gleichsam zur Folie desselben, als Contrast krankhafter Wildheit mit einem gesunden Herzen auf einem rechten Fleck. Im Grunde ist es nicht Wahnsinn, was ihn quält, sondern nur eine fixe Idee, und es giebt viele Beispiele von Gelehrten, die in allen andern Stükken ganz vernünftig waren, nur wenn sie auf einen gewissen Punkt zu sprechen kamen, sich als Narren erwiesen. Schon zwei hundert Jahr etwa vor Christi lebte in Rom —." — „Stille, stille, guter Vater!" unterbrach ihn Jonathan; „habt Ihr nicht gehört, wie mein Herr gesagt — Ihr stehlt mit Euern Reden den Leuten die Lebenszeit? Ich bin ein alter Mann und habe auch keine Zeit überflüssig. Uebrigens seyd Ihr hier in einem Hause, wo Alles still und schweigsam zugeht." — Der Professor meinte: dies wären gelehrte Sachen, die Keiner,

der nicht von Jugend auf d'rin eingeweiht wäre, verstände, und ging.

Längst schon hatte die Stunde geschlagen, wo die Vorstellung im Théatre italien ihren Anfang nimmt, als noch schnellen Laufs eine prächtige Equipage in der rue Favart daher rasselte und vor dem Portal stille hielt. Zwei Lakaien, in reicher Livree, sprangen zur Erde, öffneten den, mit dem Wappen einer alten und edlen Familie gezierten Schlag und ließen den Tritt herab. Ein Jüngling, blond und stolz, entstieg dem Innern, aber seine Brauen waren gerunzelt und in seinen Zügen lag der Mißmuth des Reichthums; aus dem festgeschlossenen Munde und den dunkeln, träumerischen Blicken sprach eine tiefe Melancholie. Eine neugierige Menge mit neidischen Blicken gaffte ihn an. „Und womit verdient der es denn, so reich zu seyn?" fragte ein armer Musikus, weil ihm der Thaler zu einem Billet mangelte, den er gern für Rossini's neue Oper: „Semiramis", gegeben hätte. —

Langsam durchschritt der vielfach Beneidete die Corridore und versprach sich kein Vergnügen; nicht einmal eine Zerstreuung hoffte er zu finden, der sein verzweifelnder Mißmuth so sehr bedurfte. Der erste Akt war zu Ende; die Foyers füllten sich. Er ließ die Menge an sich vorüberstreifen und durchirrte die Gallerieen, unbekümmert um seine Loge, die er noch gar nicht betreten hatte. Endlich lehnte er sich an einen der Kamine im Foyer und ließ die junge und alte elegante Welt seinen Blicken vorüber sich durchkreuzen. Neue und alte Minister, Pairs ohne Pairschaften und Pairschaften mit zweifelhafter Erblichkeit, wie die Juli-Revolution sie hingeworfen und ausgestrichen, kurz eine ganze Welt voll Spekulation und Journalismus bewegte sich friedlich durch einander. End-

ch feſſelte eine ungewöhnliche Geſtalt ſein Auge. — Sie
atte Haar und Backenbart und Henriquatre ſchwarz ge-
ärbt, und die Runzeln des Angeſichts mit dicker rother
nd weißer Schminke übertüncht. Zu dieſem jugendli-
en Colorit contraſtirten die ältlichen Formen des Ge-
chts, die dünnen Schläfen, das ſpitze Kinn, die, trotz
em falſchen Gebiſſe eingeſchrumpften Lippen, ſeltſam und
rauenhaft. An einigen Stellen des Geſichts war der
berzug ſchadhaft geworden und die bleifarbige Haut
m zu Tage; überhaupt bildeten ſich gar wunderliche
üancen und Tinten bei'm Lichtwechſel, wo durch die
eiße und rothe Laſur der dunklere Grund hindurchſchim-
erte. Dieſer unechte Jüngling trug eine Halsbinde,
chürzt nach der neuſten Mode, zierliche Stiefelchen,
ren lange Sporen zu jedem Tritte klirrten. Sein ele-
nter Frack war gepolſtert und zugeknöpft, daß eine
rt von Taille entſtand, und er verſchlang ſeine Arme,
ätſchte ſeine Beine ſo trotzig, als wolle er irgend einen
ildner auffordern, einen Herkules nach ihm zu modelli-
n. — Immer anziehender wurde dem Jüngling dieſe
endige Puppe; er verglich ſie mit einem alten rauch-
rdorbenen Rembrandt, von irgend einem Pfuſcher re-
arirt, gefirnißt und neu berahmt. Jener bemerkte jetzt
n Jüngling, und betrachtete ihn ſeinerſeits eben ſo ge-
u. — Lebensluſtiges Alter, — ſchwermuthvolle Jugend
plötzlich belebte ſich dem Jünglinge das Gedächtniß,
erweckte Erinnerung trat klar aus dem Nebel: er kannte
en erbärmlichen Greis. Es war der unheimliche Kunſt-
ndler vom Quai de Voltaire, der, befreit vom dro-
den Elendsfell, ſeinen Philoſophenbart bis auf einen
gen Henriquatre abraſirt, ſeinen morgenländiſchen
chlafrock mit einem modern eleganten Frack vertauſcht
d aus einem boshaften Stoiker ſich zu dem lächerlich-
n epikuräiſchen Narren umgewandelt hatte, den je die

Welt oder die Grille eines Tollhäuslers erzeugen konnte. — Das Ueberraschende einer so plötzlichen Entdeckung mochte wohl in Raphaels offenem Angesicht sich spiegeln und ein satanisches Lächeln jener Gestalt schien auszudrücken: „Jetzt bist Du der Greis, die Jugend ich!“

„Dahin also führt die praktische Lebensweisheit?“ fragte sich Raphael. — „Ist die unreife geckenhafte Jugend, die tölpisch nach dem Schlamm des Lebens greift, das höchste Glück? — Ich stehe mit meinem poetischen Gemüth in einer Wüste; die Welt dünkt mich ein Tollhaus. — Sie ist ein Tollhaus und wie man Blödsinnige und Verrückte zur Arbeit anhält, damit sie ihre Wildheit und ihren Ideen vergessen, so mag vielleicht die Industrie, welche die ganze Menschheit jetzt beschäftigt, und ohne die sie verhungern müßte, eine weise wohlthätige Anordnung des Weltgeistes seyn; eine Tollhaus-Kur, damit die heutigen ausgetrockneten Gehirne alle nicht allzusehr ausschweifen.“ Je länger er aber den Greis betrachtete, desto weniger belachenswerth und desto widriger und gehässiger ward er in seinen Augen. — „Ist es möglich, daß ein kunstsinniges, kunstliebendes Alter solche Abgeschmacktheiten begeht, und so wenig ahnt, daß es sie öffentlich zur Schau trägt? Doch nein; es ist jener boshafte Egoismus, der im Widersinnigen sich offenbart und gefällt, sich freut, Neid, Verdruß und Aerger zu erregen, und deshalb Reichthum und Lebenskraft zur Schau tragen will. Kann ich jemals so unglücklich werden als dieser Greis, der sich freut?“ — So dachte er und fühlte sich getröstet!

Da trat eine junge Opernsängerin, eben so berühmt durch ihre Kunst wie durch ihre Häßlichkeit, zu dem Alten. Nach Art auffallend häßlicher Leute war sie bunt und in schreienden Farben gekleidet; eine echte Schnur großer orientalischer Perlen umschlang mehrmals ihren

aamlos entblößten Hals. Mit frechen Blicken sprach
zu dem Greise, um aller Welt die Quelle ihres Reich-
ums zu zeigen, und wie sie über die unermeßlichen Schätze
es alten Liebhabers unumschränkt gebiete. — Auch sie
en sich zu freuen, Neid, Verdruß und Widerwillen
erregen. — „Ein herrliches Paar!“ dachte Raphael;
„Häßlichkeit und Unsinn! Ihr Egoismus macht sie
er des Andern werth, bestimmt sie für einander.“
es fiel ihm jetzt ein, daß er ja nur die Erfüllung ei-
ausgesprochenen Fluches sähe. — „So wird durch
rlichkeit übertroffen, was Raserei und Verzweiflung
s Selbstmörders fluchen kann. O ich war ein Stüm-
im Fluchen; zum Fluchen gehört Kenntniß der Welt
Keiner vermochte besser zu fluchen als der größte
nschenkenner Shakespear. Beten lehrt uns das Herz
seine Gottnähe; aber was wir Welt und Leben nen-
, kann in Beziehung zur Gottheit nur als der Fluch
iben gedacht werden.“

Der Greis lächelte jetzt mühsam unter der dicken
mmle seine Schöne an und sie zwang ihr schielendes
zu verliebten Blicken. Mit einer raschen Bewegung
ihr den Arm, mit einer zierlichen empfing sie ihn.
spazierten drei bis vier Mal im Salon auf und nie-
und erndteten behaglich die spöttischen Blicke, das
drückte Lachen, die sarkastischen Bemerkungen ein,
r Anblick erzeugte.

„Da geht der ewige Jude!“ rief ein kecker Comtoi-
„Und die ihm zur Seite ist Lea, womit sein Stamm-
der erste spitzbübische Israelit, so gaunig betrogen
s“ fügte sein Gefährte hinzu. — „Auf welch einem
f hat sie den Leichnam ausgescharrt?“ fragte eine
mit allen Zeichen des Ekels. „Und welchem Schnei-
er die häßliche Kleiderpuppe gestohlen?“ entgeg-
ihr Führer darauf. „Nicht wahr, Herr Marquis“,

fragte ein Dichter aus der romantiſchen Schule Raphael; „das iſt Pandora mit der Büchſe, worin alle mögliche Uebel enthalten?“ — „Oder das geflickte Lumpen-Königspaar, was Goethe im Hamlet ſehen will!“ antwortete Raphael. — „Plait-il, Monsieur le Marquis?“ Raphael wiederholte das Geſagte und der Romantiker verſtand ihn nicht. — „Ei, ſieh da, Herr Marquis!“ redete plötzlich der widerwärtige Greis ihn an. „Erinnern Sie ſich noch unſeres letzten Zuſammentreffens? Großmüthiger Mann! Sie haben mich dem Leben wieder gegeben und, wie Sie ſehen, hole ich nach, was mein böſes Schickſal ſo lange, bis auf den leiſeſten Wunſch, mich zu meiden zwang. Ach! ich bin ſo glücklich, wie ein ſiebzehnjähriger Knabe. Alle Thorheiten, Lappalien, Spielereien des Lebens ſind mir wieder neu geworden. Es hat ſein Gutes, hier die Natur umzukehren. Die Jugend verlebt im Schnee und der Strenge des Alters, das ſtählt die Lebenskräfte und macht ſie dauernd; das Alter dagegen verjüngt, pflegt und conſervirt ſich in den Roſenträumen und Frühlingsfreuden der Jugend. Ich kann Ihnen kaum ſagen, wie glücklich ich bin, und mein letzter Lebenshauch ſoll noch ein Liebesſeufzer ſeyn, der den Inbegriff der Daſeynswonne erſchöpft!“ — Er ging. — „Armer Mann! Du willſt mich höhnen und tröſteſt mich!“ ſagte Raphael.

Das Orcheſter präludirte zum zweiten Akt und rief die Zuſchauer auf ihre Plätze zurück; das Foyer leerte ſich und auch der Marquis ſuchte ſeine Loge auf. — Das Haus war ſehr gefüllt. Feodora war ebenfalls in einer Loge des erſten Ranges erſchienen. Sie nahm den Shwal ab, um ihren blendenden Hals zu entblößen und machte alle die tauſend Umſtändlichkeiten einer Kokette, welche, bevor ſie ſich niederläßt, bemerkt ſeyn will. — Ein junger Pair war ihr Führer. Sie hatte ihm ihre Lorgnette aufzuheben gegeben und ließ ſie ſich jetzt von ihm rei-

chen, ganz wie an jenem Abend von Raphael, als er sie begleitet hatte. Und mit einem einzigen Blicke hatte sie wieder das ganze Haus durchmustert, konnte über das unkleidsame Barett einer Polin, über den unmodischen Anzug einer Italienerin und den auffallenden Hut einer Banquiers-Tochter sich lustig machen, und that es lächelnd, um ihre perlenweißen Zähne zu zeigen. Rastlos regte sich ihr schönes, blumengeschmücktes Haupt und ihre ganze Gestalt und jede Bewegung drückte die Seeligkeit aus: die schönste, eleganteste und am geschmackvollsten gekleidete Dame im ganzen Hause zu seyn. — Raphael betrachtete ihren jungen Führer: „Ob auch sein redliches Herz an ihrer Kälte verzweifeln wird? ob sie auch sein edles Vertrauen mit Schlangenklugheit zum Werkzeug ihrer Plane mißbrauchen wird? — oder ist er vielleicht nur einer der Alltags-Anbeter, dem es genügt, an ihrer Seite Aufsehen zu machen und über tausend Nebenbuhler zu triumphiren, bis ein neuer über ihn den Sieg davon trägt?" — Gelassen betrat er den Vordergrund seiner Loge und ließ sich auf die erste Bank nieder. Feodora erblickte ihn und erblaßte. Sein ruhiges Auge wirkte schlimmer als zwei Blitze auf sie. Es war das Gefühl der Schaam und des Zornes, demjenigen sich gegenüber zu sehen, der so beissend sie pasquillirt, so schonungslos sie entlarvt hatte; und von allen ihren tausend Anbetern war es keinem eingefallen, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Sie hatte alle so zahm gemacht, daß jeder sein Blut sparte. Der Einzige, der sie so geliebt, um im ersten Augenblick unbedenklich als ihr Ritter aufzutreten, der — hatte ihr die Kränkung bereitet, die solche Liebe nur bereiten konnte. — Ihre Augen suchten jetzt einen Gegenstand, das fatale Vis à vis zu meiden und mußten stets wieder dahin zurück. Dennoch blieb ihr ein Trost. — „Ich bin auch heut wieder die Schönste der Welthauptstadt!" durfte sie

sich sagen. — Aber auch dieser Trost sollte ihr entführt werden. —

Aus dem Orchester rauschten die Schluß-Accorde der Ouvertüre zum zweiten Akt. Der Vorhang hob sich wieder. Da öffnete sich leise die Thür zu Raphaels Loge. — Staunen, Murmeln, Geflüster verbreitete sich im Parterre. Das ganze Meer von Menschenköpfen wandte sich zur Loge und schoß Blicke der Neugier und des Staunens hinein. Die Damen in den Rängen bewaffneten sich mit ihren Lorgnetten; die alten Herren wischten mit Handschuhen die angelaufenen Brillengläser rein. „Welch ein Engel!“ flüsterte der dicke Banquier, der jenes schwelgerische Nachtmahl gegeben, in einer Nebenloge und drehte der Scene den Rücken zu, um ganz Auge für die neue Erscheinung zu seyn. Aquilina, in einer Parterre-Loge, winkte Raphael zu, sich umzusehen, und Rastignac, gebannt an seine schwäbische Gräfin, zerdrehte verzweiflungsvoll seine Handschuhe: weil er höchstens einen verstohlenen Blick auf die reizende Fremde wagen durfte. — Nur der Besitzer des Elendsfelles saß mißmuthig da und verstimmt. „So viel Lärm und Aufsehen um ein Weib!“ dachte er und war fest entschlossen, als nächster Nachbar, sie keines Blickes zu würdigen.

Die Schöne hinter seinem Rücken schickte sich an, neben ihm Platz zu nehmen. Er drängte sich ganz in den Winkel, nach der Bühne zu, bog sich weit über die Brüstung und starrte nach der Scene. Aber die ungesehene Schöne machte sich hinter ihm noch viel zu schaffen. Er fühlte ihren Athem durch seine Locken streifen, geheimnißvoll rauschten ihre Gewänder und schienen die seinigen zu berühren. Er empfand schon die belebende Wärme ihres Körpers, ward immer verdrießlicher, zorniger — da flüsterte es mit Silberstimme: „Sind Sie es denn wirklich, Herr Raphael?“ Er mußte sich umsehen, und

erschrack. — Pauline, zur Jungfrau gereift und ausgebildet, schwebte wie ein Engel über ihm und lächelte mit reizend milden Wangengrübchen auf ihn hernieder. „Pauline!“ rief er und sprang auf, und seine nächsten Worte waren: „Wie hold, wie wunderschön sind Sie in so kurzer Zeit herangewachsen!“ — „Auch Sie scheinen mir verändert“, antwortete sie, „und doch trübt Ihr Anblick ein wenig die unverhoffte Wiedersehens-Freude. Sind Sie glücklich, Herr Raphael?“ — „Bei Gott, jetzt bin ich's! — doch in der vorigen Minute war ich's nicht!“ fügte er schwermüthig hinzu. — „Hinweg den düstern Blick!“ sprach sie in holder rücksichtsloser Hingebung. „Sagen Sie noch einmal, jetzt bin ich's, damit ich daheim der Mutter erzähle: Herr Raphael lebt, ist reich, ist glücklich, ich habe ihn gesehen, gesprochen, der gute Gott hat unsere Gebete für sein Wohl erhört.“ — „Pauline!“ begann Raphael gerührt, „ich bin glücklich, weil ich Sie wiedersehe.“ — „So auch ich“, entgegnete sie herzlich und heiter. „Doch meines Bleibens ist hier nicht“, fuhr sie lebhaft fort; „mein schlichter Anzug unter all den hochgeputzten Damen fällt gar zu sehr auf.“ Sie erröthete bei diesen Worten über die Unwahrheit, wie über die Wahrheit, die sie enthielten. Auch Raphael verwünschte die neugierigen und spähenden Blicke, welche unbeweglich auf Beiden ruhten. „Haben Sie einen Wagen?“ fragte er. — „Mein Fiaker ist erst um halb elf Uhr bestellt.“ — „Darf ich Ihnen den meinen anbieten?“ — „Ich nehme es mit Dank an.“ Sie erhob sich. Raphael reichte ihr den Shawl und öffnete die Logenthür. „Sie bemühen sich um mich?“ fragte sie hold und anspruchslos. — „Wollen Sie dies Recht mir streitig machen?“ — Als er schweigend sie durch die Gallerien führte und ihre Hand leicht in seinem Arm ruhte, war ihm so wohl, so wehe, er mußte sie öfter anblicken, gleich als

wolle er fragen: „Gewiß bist Du auch der Engel, der Du scheinst.“ Sie lächelte leise, und schlug erröthend die Augen nieder.

Ein Kommissionair schaffte den Wagen herbei. Pauline wunderte sich keineswegs über dessen Pracht. Die Diener schlugen den Tritt nieder und standen gewärtig ihres ersten Schrittes, um sie in den Wagen zu heben; aber Raphael wieß sie zurück, um selbst den Dienst ihr zu verrichten. — Sie bestieg die erste Stufe, wandte sich dann zu ihm zurück und fragte bittend: „Auf Ihren Besuch dürfen wir wohl nicht mehr rechnen?“ — „Ich komme morgen, morgen um elf!“ — „Darf ich glauben, was ein so vornehmer, reicher Mann mir verspricht?“ — „Pauline!“ — „Nein! Sie wissen, welche innige Theilnahme Sie uns eingeflößt und unsere Liebe und unser Dank wird Ihnen nicht lästig seyn.“ — Sie schlüpfte in den Wagen. „Gute Nacht, liebes Kind!“ rief Raphael hinein. Sie reichte ihm die Hand hinaus, heftig preßte er sie an seine Brust und bedeckte sie mit heißen Küssen. Sie wand sich wie erschrocken los und versteckte sich ängstlich im Hintergrunde des Wagens. Raphael schloß den Schlag. „Rue des Cordiers, Hotel St. Quentin!“ rief er dem Kutscher zu. Der Wagen rollte fort und Raphael dünkte es, als würde eine Seligkeit ihm entführt. — „Pauline!“ rief er bei sich; „Pauline, Zauberin, Wundergeschöpf, warum erkenne ich jetzt erst meinen guten Engel in Dir!“ Thränen entstürzten seinen Augen, noch lange stand er im Freien und weinte, bis er bedachte, wie nothwendig es dem guten Rufe Paulinens sey, sich wieder in seiner Loge zu zeigen.

Alle Köpfe aber waren schon wieder der Scene zugewendet. Die gute Gesellschaft, von der Bewunderung des Ungewöhnlichen zurückgekommen, saß wieder da in aristokratischer Alltäglichkeit und hörte auf die Rossinische

Musik, um sie, wie es der Ton und die Mode begehrte, zu bewundern. — Nur Raphael — wäre ihm nicht das Wünschen bei Leib und Leben untersagt gewesen — hätte auf einem jungen, muthigen Rosse durch Sturm, Nacht und Unwetter jagen mögen, statt in seiner Loge zu sitzen, und als die Handlung auf der Bühne sich belebte, die Musik zu jenem beliebten Rossinischen Lärm schwoll, der Mund mehrerer hundert Sänger ein vollkommenes O bildete, hundert Musiker aus Leibeskräften dazu arbeiteten und nur der pausbackige Trompeter und der begeisterte Paukenschläger noch über den chaotischen Lärm hinausstreben konnten, war er in süße und wehmüthige Träume versunken und dachte bei dem Lärm, des Staunens einer Welthauptstadt würdig, an eine holde, weibliche Seele: wie sie mit tiefblauen Himmelsaugen ihn angeschaut, und wie sich diese Seele weniger in Umrissen und Körper und Farbe als in zarter, holder Fülle gestaltete und nur ein warmer Rosenhauch die lilienweiße, keusche Haut durchschimmerte. Die ihn als Kind schon eine Unschuldsgöttin gedünkt, die edlere, bessere Schwester Amors, welche die Antike nicht kannte, die schien ihm jetzt als Jungfrau ein süßes, menschliches Geheimniß zu verwirklichen. Ihr Wesen hatte etwas Seraphartiges gewonnen, was augenlose Bildnerkunst nie erreichen konnte, was nur dem Zauberspiel von Licht und Farbe zugänglich bleibt. Und wie diese Erscheinung ihn angelächelt, nur mit einem leisen, wehmüthigen Zug um die Oberlippe und mit den reizenden Wangengrübchen: darum hätte er Thränen — der Liebe und des Lebensgefühls weinen mögen.

Plötzlich fiel sein Blick auf Feodora, — und befreit von allen Zaubern, die ihn an sie fesselten, fühlte er sich. Ein stattliches Weib nur dünkte sie ihn, aber er liebte, er haßte sie nicht. Auch seine Rache, um die er so manchen stillen Vorwurf sich gemacht, konnte er sich vergeben.

Es war das Werk einer rasenden Verblendung. Aber in seiner Raserei hatte er Wahrheit verkündet, in seiner Verzweiflung Recht gesprochen: „Abgewaschenes, aufgeputztes, parfümirtes Weibersleisch, zur Schau getragen, um Gründlinge zu ködern.“ Obendrein saß sie jetzt mit einem Ausdruck niedrer Wuth der gekränkten Eitelkeit in den zuvor regelmäßigen Zügen, in einem so unedlen Mißmuth da, als fühle sie selbst, im eigenen Innern, Alles was ihr Beobachter aus ihrem Anblick schloß. — „Wie kam ich darauf, Liebe diesem Wesen abdringen zu wollen“, fragte sich Raphael, „die sie weder je gefühlt hat, noch irgend ahnen wird. Liebte ich etwa nur diese Körperreize? — Gewiß nicht! Es war daher eben so unrecht als unverständig, sie zu mißhandeln, weil sie mir nicht entgegen kam, wie ich es wollte. Sie selber empfindet nicht für sich, wie ich thörichter Weise für sie empfinden wollte. Sie könnte ja sonst so unglücklich nicht darüber, weil es eine Schönere giebt als sie, wenigstens eines solchen Grundes halber wäre sie nimmermehr in meiner Achtung gesunken, wie sie jetzt in ihrer eigenen.“ — Er hütete sich wohl unter diesen Betrachtungen, nach der Aermsten, der sie galten, hinzublicken, er bemitleidete sie, und wollte ihren Grimm nicht vermehren. Erst nach einer guten Weile, da er sich erhob, um das Theater zu verlassen, schweifte ein flüchtiger Blick über die Loge hin, und sie war leer.

„Jonathan“, fragte Raphael bei seiner Heimkehr; „hast Du heut eine ganze Loge für mich genommen?“ Dieser antwortete nach der ihm anbefohlenen lakonischen Weise: „Alle Plätze fort — nur englische Familie — abgereist — Loge zurückgesandt.“ — „Aber ich war in meiner Loge nicht allein!“ — „Sockisch ich! Ein Billet weggeben — an eine Dame, noch nie im Theater gewesen, wollte nicht Freude verderben und zurückfordern.“ — „Und ich habe diese Freude ihr verdorben!“ klagte Ra-

phael und schüttelte wehmüthig das Haupt; „aber jeder Blick der Menge auf uns peitschte mein Herz, wie mit brennenden Nesseln. Auch ziemte es ihr ja nicht, allein bei mir in der Loge zu sitzen.“ — Er blickte nach dem Elendsfell, beträchtlich hatte sich der Zwischenraum bis zur schwarzen Linie vermehrt. — „Sie liebt mich!“ rief er triumphirend; „doch“, fügte er bedenklich hinzu: „ich muß mich hüten, meinen stillen Seufzern Worte zu verleihen. Nein“, — fuhr er fort und stampfte mit dem Fuße — „und ist's mein Ende! ich liebe Sie, und kann nicht anders!“ — Mit sorgenvollen Blicken betrachtete ihn Jonathan. — „Guter Mensch“, wandte sich Raphael zu ihm, „es ist bald aus mit mir; aber meine letzten Lebenstage vollbringe ich süß, ich bin ausgesöhnt mit dem Leben, wie mit dem Tode. Einen Engel nenne ich mein, ein Wesen, der Inbegriff alles Lieben und Guten dieser Welt. Soll ich warten, bis der Zahn der Zeit ihre Reize benagt, bis ein zerstörendes Alter die liebe Gluth ihres Herzens erkaltet? Es ist süß, jung und geliebt zu sterben!“ — Dem greisen Diener standen die hellen Thränen im Auge. — „Mein treuer Diener!“ — fuhr Raphael fort — „Du hast eine schöne Ueberraschung mir bereitet. Du verstehst mich nicht, das begreife ich wohl, aber Du liebst mich, das weiß ich. Hier nimm diesen Ring.“ — Jonathan zögerte, den kostbaren Solitair, den sein Herr ihm bot, anzunehmen. — „Nimm, Schurke, augenblicklich!“ rief Raphael. „Soll ich etwa an Dir auch mein Leben verzehren und sterben, weil ich Dir, weil ich aller Welt gut bin?“ — Erschrocken leistete Jonathan Gehorsam. — „Bin ich nicht, bei meinem Elendsfell der glücklichste Mensch auf Erden?“ fuhr Raphael fort; „wär' es doch nur morgen um zehn Uhr, dann Jonathan — so lange will ich schlafen — dann ist es Zeit aufzustehen, mich anzukleiden und zu ihr zu fahren.“

Im selben Augenblicke dünkte es Raphael, als riefe Jonathan. „Herr Marquis! Es ist zehn Uhr, Sie müssen aufstehen, sich ankleiden und ausfahren.“ — „Wie komme ich entkleidet in's Bette?“ fragte er, „habe ich denn wirklich geschlafen?“ — „Elf Stunden!“ antwortete Jonathan; „gestern Abend um elf Uhr schlafend mir in die Arme gesunken, entkleidet — zu Bette gebracht — nichts gefühlt — seit sieben Uhr an der Thür gelauscht — immer fest geschlafen!“ Raphael blickte scheu nach seinem fürchterlichen Talisman und ward sehr ernst.

In der rue des Cordiers erregte die prächtige Equipage nicht wenig Aufsehen. Als sie gar vor dem verfallenen Hotel St. Quentin hielt, eilte die ganze Nachbarschaft an Fenster und Thüren, die Kinder auf der Straße verließen ihre Spiele und gafften starr den vornehmen, jungen Herrn an, der ungeduldig ausstieg und an die morsche Thür pochte.

Erst als Raphael in's Zimmer getreten war, wo Pauline und ihre Mutter ihn hocherfreut empfingen, fühlte er sich wieder erheitert. — „Aber, Herr Raphael —!“ holte die Alte weit aus. — „Stille, Mutter!“ fiel Pauline bittend ihr in's Wort; „Du weißt, was Du mir versprochen.“ — „Es muß mir vom Herzen“ — brach jene in Thränen aus — „es war nicht recht von Ihnen, Herr Raphael! auf solche Art uns zu verlassen! Sie verspotteten meine aufrichtige Theilnahme, doch das vergebe ich Ihnen, denn Sie schienen mir damals sehr unglücklich. Allein Sie sind es nicht mehr, sind ein vornehmer, reicher Herr geworden, und kümmerten sich um uns so wenig, daß nur Ihr zufälliges Zusammentreffen gestern mit Paulinen sie endlich bewog, über Ihr Schicksal uns zu beruhigen. Obschon wir verarmt und in den Augen der Menschen, die nur auf Geld und Titel sehen, erniedrigt sind, hätten wir doch diese zarte Rücksicht von Ihnen erwartet.

Uebrigens stehen Ihre Meubel oben noch, wie Sie sie verlassen. Nur Pauline hat flugs nach Ihrer Guitarre gegriffen, und trotz meinem ernstlichen Verbot sie als ihr Eigenthum behauptet. Sie widersprach mir stets, wenn ich sagte: Sie hätten sich entleibt; sie meinte, daß Sie einer so gottlosen That — vergeben Sie, Herr Raphael! — unfähig wären. Seitdem habe ich das Zimmer nicht wieder vermiethet. Glauben Sie nur, ich hätte gern mein Bischen Armuth mit Ihnen getheilt, nur um sie um mich zu sehen! Wahrhaftig, ich liebe Sie einmal wie einen Sohn! und Sie! — vergeben Sie, es muß heraus! — Sie haben mir gerade die Schmerzen bereitet, die ein ungerathenes Kind seinen Eltern verursacht." — Die Alte war von diesen Worten so ergriffen, daß Raphael selbst dann ihr nicht hätte zürnen können, wenn er es auch gewollt. —

„Wäre doch jene Zeit!" rief er, „wo ich in meinem Stübchen droben lebte, wo Pauline früh mich weckte und mir das Frühstück brachte; ja! das möchte, wollte ich", — rief er wild — „und diesen einzigen Wunsch versagt mir mein boshaftes Geschick!"

„Vergeben Sie meiner Mutter", — bat Pauline gutmüthig — „es ist einmal so ihre Art, jeder Empfindung durch Schelten Luft zu machen, und der Freude, Sie wieder zu sehen, müssen Sie ihre harten Worte vergeben." — „Nein! nein! ich fühle, wie sehr ich diese Vorwürfe verdiene", — sagte er — „und kann meinen Fehler kaum dadurch wieder gut machen, daß ich mich ausschließlich der Sorge für Ihre und Paulinens Zukunft widme. — Ja, Pauline", — wandte er sich zu ihr — „deshalb sehen Sie mich hier. Schönes Mädchen! je mehr ich Sie betrachte, desto geneigter bin ich, an Wunder zu glauben. Sie sind so ungewöhnlich schnell zur Jungfrau herangereift, erblüht in so milder Vollkommen-

heit, in aller Holdſeligkeit lichter Herzensgüte — ein Wunder heißt, wo Gottes unmittelbare Schöpferhand eingriff in die natürliche Ordnung; die rohe, willenloſe Natur hat Sie nicht geformt." — „Herr Raphael!" gebot Pauline verweiſend und ſanft erröthend. — „O Pauline, ich ſchmeichle nicht. Mein Leben iſt ſo fürchterlich ernſt, daß mir kein Athemzug zu einer albernen, erniedrigenden Galanterie übrig bleibt. Ihre Mutter war es, die bei unſerm unverhofften Wiederſehen, nach langer Trennung, den Anfang machte zu ſagen: was wir für einander fühlen und von einander denken; ich folge ihrem Beiſpiel. — Pauline! Sie wiſſen welch allſeitiges Staunen ihr flüchtiges Erſcheinen geſtern im Theater erweckte; — doch was rede ich von dem rohen Erſtaunen der Menge? Pauline, ein Unglücklicher ſah Sie, und Ihr Bild war ihm ein Troſt für ſein geaudltes Daſeyn. Höchſtens ein Jahr hat er noch zu leben, doch gebietet er über Millionen. Er hat nicht Freunde noch Verwandte, weiß Keinen, der ihm gleich empfindet und Keinen, der ihn liebt. Dieſer Unglückliche möchte Sie zur Erbin ſeiner fürſtlichen Reichthümer machen, wenn Sie ſich entſchließen, mit Ihrer Nähe ſein einziges Lebensjahr ihm zu verſüßen. Sey es als Gattin, Schweſter, Tochter, Freundin, nur Ihr Wille gilt. Der Unglückliche, von dem ich rede, hat keinen Willen, ſondern nur Ergebung in ſein Geſchick und in den Tod."

Madame Gaudin ſchlug die Hände zuſammen. „Iſt es möglich, Herr Raphael, reden Sie wahr? Doch in ſolchen Angelegenheiten ſcherzt man nicht." — Pauline ſchien von dieſen Reden tief gekränkt. Sie ſah Raphael mit ſchmerzlichem Befremden an, wie ein holdes, gutes Kind, was ſich empfindlich beleidigt ſieht und weder begreifen kann, woher es die Kränkung verdient, noch wie man zu ſolch einem Vorſatz kommt. — „Ach, theures,

liebes Kind!“ rief die Mutter; „warum so betrübt dastehen? Höre nur Herrn Raphael an, er hat recht; Du bist bezaubernd schön und sicher hat er gut für Dich gesorgt. Daß ich an Dir noch solche Freude erleben werde! — und nun können wir ja auch nach dem theuren Vater forschen, und ihn aus den Eisgruben Sibiriens oder Indiens glühenden Zonen erlösen; und Du, mein Mädchen, bist wieder eine Reichs-Baronesse und, Dank sey es Herrn Raphaels Güte und Deinen Anlagen, Du machst keiner Gesellschaft Schande. Holdes Kind, als ich Dich geboren und zum ersten Male an meine Brust legte, da sagten Deine lieblichen Züge mir, Du seyest zu einem herrlichen Loose auserſehen.“ — Sie hielt weinend inne. — Pauline gewann die Sprache und mit einem Tone schmerzlichen Vorwurfes und indem ihre Lippen leise zuckten, als kämpfe sie gewaltsam wider das Weinen, begann sie: „Herr Raphael, jetzt hält's an mir zu sagen, was ich denke und fühle! — Ich sehe wohl, daß ich Ihnen auf unerklärliche Art zuwider bin, und daß Sie sich meiner entledigen, wo Sie mich finden. Als Sie hierher zogen, wandten Sie Ihr erstes Geld an, mich in eine Pension zu schaffen. Als Sie mich gestern im Theater trafen, sandten Sie mich in einer prächtigen Equipage heim. Kaum wissen Sie mich wieder in Paris, so eilen Sie, mich mit einem alten, lebensſatten Greise zu verbinden, dessen Gefährtin sich sicher zu dem Loose einer glänzenden Gefangenschaft verdammt sieht. Je nun! Sie haben Ihren Willen erreicht, denn ich weiß was ich meiner Mutter und meinem Vater schuldig bin. Nur das noch mögen Sie sich sagen: auch um Sie würde es besser stehen, wenn Sie mich nicht stets auf so vornehme Weise verstießen!“ Zwei große Thränen, die sie bisher zu verhalten sich bemüht, glitten an ihren zarten Wangen nieder. —

„Pauline!“ rief Raphael. „Können Sie so mich mißverstehen? Ich selber bin ja der Unglückliche, der Sie bittet, die letzten Lebenstage ihm zu verherrlichen, der sich in Wünschen nach Ihnen verzehrt und mit jedem Seufzer, jedem Pulsschlage wörtlich seine Lebenskraft nach Ihnen ausbaucht!“ — „Sie?“ fragte Pauline in ihren Thränen lächelnd. „Sie wollen sich ewig mit mir verbinden.“ — „Ewig?“ rief Raphael verzweiflungsvoll; — „ewig?“ — Müssen auch Sie, holder Engel, an mein todtbringendes Geheimniß mich mahnen!“

„Sie reicher, vornehmer Mensch!“ fuhr Pauline in reizender Freude fort; „Sie haben sich eine Sprache angewöhnt, so glatt und fein und glänzend, wie Ihre Kleider. Ein armes Mädchen wie ich versteht Sie nicht mehr. Warum reden Sie nicht offen, ehrlich, einfach, gleich mir. Ich sage, obschon es mir vielleicht nicht ziemt: von Herzen gern bin ich Ihre Schwester, Freundin, Geliebte, Braut, Gattin, Ihre Dienerin, Ihre Sklavin, nur um stets um Sie zu seyn.“ Das sanfte Geschöpf schien heftig bewegt nach diesen Worten, ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, sie rang schluchzend nach Athem. — „Wie, was sagen Sie, Pauline?“ rief Raphael und umschlang die Weinende und zog sie an seine Brust. Beklommen und schaudernd aber betrachtete er das süße Gift, das in seinen Armen ruhte. „Ja! ja!“ rief er mit Todesgrauen; „meine Wünsche sind erfüllt.“

Kurze Zeit nach diesem Auftritt las man in den Zeitungen Raphael, Marquis de Valenti uud Pauline, Baronesse von Gaudi, als neuvermähltes Paar angezeigt. Die holde Erscheinung in der Loge, am Abend der Aufführung der „Semiramis“, schwebte Allen noch frisch im Gedächtniß, man berieth und bespöttelte den Zusammenhang, machte sich über die extemporirte Heirath lustig, bis ein neues Ereigniß wieder alle Aufmerksamkeit, allen

Witz und alle Zungen in Anspruch nahm. Die damaligen politischen Stürme übrigens waren wichtig genug und beschäftigten zu sehr alle Gemüther, als daß man nicht bald eines einzigen Liebespaares vergessen hätte, das obendrein sich weder sehen noch von sich hören ließ.

Raphael saß eines Morgens allein und trauernd in seinem Arbeitszimmer. Eine Uebersetzung des ersten Fragments von Goethe's „Faust" lag vollendet vor ihm, und er blickte nach dem heillosen Talisman ihm gegenüber, der, welk und zusammengeschrumpft, kaum noch zu erkennen war. „Meine letzte Arbeit!" sagte er laut vor sich hin; — „wiegt die Summe meiner Thätigkeit nun den Werth des Lebens eines Mannes auf, verlohnt sich's deshalb der Mühe, den Beschwerden des Daseyns sich zu unterziehen? Und ich habe mehr gedacht, mehr gefühlt, als so mancher Mann in Frankreich. Was wollen denn die Menschen auf der Welt und wozu hat Gott Herz und Geist geschaffen?" — „Und bin ich glücklich?" fuhr er nach einer langen, trüben Pause fort. — „Einst dachte ich, der Besitz der reizenden Pauline könnte meine Rechnung mit den Lebensfreuden schließen, auf den Tod mich vorbereiten, meine verwegenen Wünsche sättigen und stillen. — Aber vergebens seufzte ich mein Daseyn sehnsuchtsvoll in ihren Armen hin, sah stündlich, augenblicklich den Barometer meines Lebens sinken. Es versiegt nunmehr und ich war nicht glücklich! — Nimmer schlossen zwei so ungleiche Geschöpfe das ewige Bündniß. Wir möchten uns Beide lieben, doch wir können's nicht, wir verstehen uns nicht! — Als ich zum ersten Mal in jenem glücklichen Dachstübchen das deutsche Mährchen ihr vorlas, sank sie aufgelöst in Weh und Thränen an mein Herz, nannte mich unglücklich, meines Dichterthums halber: denn eine Seelenfolter, eine Hölle der Pein und Schmerzen sind diese Wonnen ihr. Beginne ich nur von

dem zu reden, was mich ganz und gar erfüllt, so erbleicht sie, ihre Augen füllen sich, sie athmet ängstlich und beklommen. So stehe ich immer noch einsam wie sonst. Ach, Vater! immer sehne ich mich zu dir! du hast nicht wohlgethan, meine Jugend ganz von allem Leben zu trennen; vielleicht hätte ich doch einen Freund gefunden. Aber als Kind schon stimmte mich die Einsamkeit zur Schwermuth, nirgends finde ich den heiteren, zum Leben unentbehrlichen Leichtsinn der Daseynsfreuden. Niemand liebt, Niemand kennt mich, und wenn ihr stillreizendes Wesen zum schwärmerischen Liebeswahnsinn mich erregt, ist diese Allgewalt der Gluth ihr ein Grauen. Sie erschrickt, sie kämpft gegen mich oder fleht weinend um Schonung. Ich muß Sanftmuth heucheln, damit sie vor meinen Liebkosungen sich nicht ängstige." — „Verfluchter, trügerischer Talisman!" rief er wild und zornig gegen das Elendsfell. — „Was verschrumpftest du so gräßlich, als ich gestern dir gebot: Pauline soll mich lieben? Ist Liebe nicht Tausch der Seele um Seele, der Gluth um Gluthen? — reicht deine Macht nicht hin, ihr Seele und Gluth einzuflößen, so ist unser Pakt gebrochen; meine Wünsche sind höher als deine Macht! Aber ich trotze dem Leben und dir! Noch einmal gebiete ich: Pauline soll mich lieben, mich verstehen, mit mir fühlen. Der Talisman blieb diesmal unverändert. Raphael hatte die schwarze Linie, so oft er sich verringert, wieder erneuert, aber nirgends wollte heut der rothe Streif durchschimmern." — „Wäre dieser Wunsch schon erfüllt?" fragte er befremdet. Er öffnete die Seitenthür, und alle Thüren des ganzen Flügels sprangen auf, bis zum letzten Zimmer, Paulinens Schlafgemach. Er betrat es. Sie ruhte noch im sanften Morgenschlummer, ihr Haupt war auf den linken ausgestreckten Arm gestützt, die Hand hing schlaff über den Rand der Bettstelle. Mit der Rechten schien sie bemüht,

ſelbſt im Schlafe keuſch, die rothſeidne Decke über Schulter und Bruſt zu ziehen, welche athmend die Hüllen fortſtieß. Da lag ſie, weißer als der Schnee der Kiſſen, die geſchloſſenen Augen mit den langen Wimpern gaben dem holdſeligen Antlitz, vom Schlafe verſüßt, etwas unwiderſtehlich Rührendes. Raphael betrachtete wehmüthig die zarten Glieder, das Aetheriſche des Ganzen. „Unglückſelige Semele!“ ſagte er, „unglückſel'gerer Jupiter ich! Ein hölliſcher Fluch waltet über mir, mit olympiſchen Flammen die Zarte zu vernichten.“ — Plötzlich raffte er ſich auf, eilte in ſein Zimmer zurück und außer ſich rief er, zum Talisman gewendet: „Pauline ſoll mich überſchauen, Pauline ſoll tiefer empfinden als ich!“ — Aber wieder nicht regte ſich das Elendsfell. — Da ſtieß er ein höhniſches Lachen aus. „Welch ein Zauber kann ein Inneres höher ſtimmen als das meine?“ rief er triumphirend; „habe Dank, Du böſes Hexenwerk, für dieſen Troſt! Aber unſer Pakt iſt gebrochen; mehr Geiſt, mehr Gefühl, als ich beſitze, kann im beſchränkten Menſchenthum nicht hauſen. Ich habe gewünſcht, was Du nicht erfüllen kannſt. Hinweg mit Dir! und tritt nicht eher wieder vor meine Augen, als bis Pauline tiefer fühlt, höher denkt als ich!“ — So ſprechend, riß er den Talisman von der Wand; noch war's ihm als ob ein leiſes Verſchrumpfen die Haut ſeiner innern Hand ſtreifte; doch er achtete nicht darauf, eilte hinab in den Garten und warf den Talisman in einen tiefen Brunnen.

„Jetzt bin ich frei!“ rief er, als er zurückkehrte; „wohl mir, daß jene Wand dort rein! Die Furcht vor dem Tode brachte dem Grabe mich näher als der böſe Zauber.“ — Da aber ſtiegen quälende Zweifel in ihm auf. „Bin ich auch wirklich frei, waltet kein Mißverſtändniß?“ fragte er. „Furchtbares Ding! haſt Du noch Macht über mich, ſo beantworte mir die Frage, gieb

rgend ein Zeichen, hörbar, sichtbar, fühlbar! Werde ich jetzt noch lange leben?" — Alles blieb still und regungslos, kein Lüftchen streifte durch die Vorhänge! „Wie viel Jahre noch?" — fragte er weiter. Immer noch regte sich kein Laut. — „Wie viel Monden?" — Die Grabesstille dauerte fort. — „Wie viel Wochen?" fragte Raphael immer muthiger, — Welt und Leben schienen erstorben ringsum. — „Wie viel Tage?" — Eben wollte Raphael aufjauchzen, da rasselten die Räder einer kostbaren Zimmeruhr. „Gott im Himmel, nur acht Tage noch?" rief Raphael trostlos. Er hatte sich geirrt, nur drei Schläge that die Uhr, noch eine Viertelstunde fehlte zur achten Stunde. — Leblos sank er zu Boden. —

Am dritten Tage, an einem heiteren Morgen des Februar, da anhaltend gutes Wetter Frühlingshoffnungen verhieß, saßen Raphael und Pauline in einem kleinen Gartensaal, von Blumen rings umgeben; die Luft war so überaus mild, daß die Glasthüren, die in ebener Linie auf den weitläufigen Garten gingen, weit offen standen. Raphael war seit wenig Tagen sehr reizbar und verstimmt und Pauline, weil sie ihn damit zu erheitern glaubte, hörte ihm zu, indem er seine neueste Uebersetzung vorlas.

Eben hatte Raphael seine Vorlesung geendet. „Nun", fragte er, „diese Poesie scheint mehr als irgend eine frühere Dir zu gefallen?" — „In den Versen liegt etwas Trauliches und Heiteres, ich habe dergleichen noch nie gehört." — Raphael lächelte zufrieden. „Die Nachahmung also ist gelungen; was sagst Du aber zu dem Gedicht?" — „Lieber Mann, bin ich denn nicht zu unwissend, um darüber zu urtheilen?" — Verdrießlich über diese Ausflucht entgegnete er: „Wie es Dich angesprochen, wirst Du sagen können, aber Du hast nicht Acht gegeben; was ich früher wohl Dir vorlas, verstimmte Dich, Du läßt

mich daher ruhig lesen und hörst nicht!" — „Raphael!" verwies Pauline sanft. „Ich habe wohl Acht gegeben und was ich verstanden, scheint mir tief natürlich und wahr; Alles mußte so kommen, wie es kam; die Menschen selbst haben an ihrem Elend Schuld, der Teufel ist fast überflüssig!" — Raphael blickte sie an. „Wahrhaftig, sehr sinnreich geurtheilt, fahr nur fort!" — Pauline, erfreut ihn erheitern zu können, schwatzte sorglos weiter. — „Was soll daraus werden, wenn zwei Geschöpfe, wie Faust und Gretchen, sich zu lieben glauben? Die ganze Menschheit liegt zwischen ihnen und trennt sie. Er ist so verwegenen kühnen Geistes, als sie einfältig und albern, nur eine Art von Irreligiösität haben sie mit einander gemein: er die Irreligiösität des Geistes, sie jene der Dummheit; daher das wunderliche Gespräch über Christenthum, was den horchenden Teufel recht belustigen mag." — „Und Du findest Gretchen nicht reizend, nicht der Theilnahme werth?" — „Reizend? sie mit der garstigen rauhen Hand, die nichts kann als fegen, stricken, kochen, waschen, Kinder warten? — wie kömmt er darauf, die Hand ihr küssen zu wollen." — „Und ihre Liebe zu dem ungestümen Manne und ihr Unglück rührt Dich nicht?" fragte Raphael entrüstet. „Pauline! die nicht sündigen können, die kaltes Blut im Herzen tragen, sollten nicht die Sittenrichterinnen spielen." — Sie stutzte, betrachtete ihn ängstlich und da sie seinen Unwillen gewahrte, sagte sie sanft und bescheiden: „Ich bin Deine Gattin, Raphael, nicht Beurtheilerin ausländischer Dichter, und als Deine Gattin habe ich mich über Gretchen's Leichtsinn, über den Betrug gegen ihre Mutter, um ihren Geliebten einzulassen, der sie zur Mörderin macht, noch nicht so weit beruhigen können, sie zu bemitleiden. Ich dachte Dir einen Gefallen zu thun, indem ich rede; weil es Dich kränkt, laß mich jetzt schweigen!" — „Du

hast Dein eigenes Urtheil gesprochen!“ fuhr Raphael schmerzlich fort, „wir sind Faust und Gretchen, die ganze Menschheit liegt zwischen uns. Du hast mich nie geliebt, Du kannst nicht lieben und duldest nicht einmal, daß ich Dich liebe, so gern ich's möchte.“ — „Ist das Dein Ernst? sprichst Du vom Herzen?“ — Er schwieg, in tiefen Schmerz, wie es schien, versunken. — „Mindestens solltest Du geflissentlich mich nicht kränken“, fuhr sie klagend fort; „wärst Du nicht ungerecht gegen mich, so würdest Du eingestehen, daß ich Alles, was ich Deinen Augen absehe, Dir zu Liebe thue. Doch ich will Dir keine Vorwürfe machen; Du quälst mich, weil Du selber leidest. Ich sagte Dir an jenem ersten Abend schon, wo Du mir das deutsche Mährchen vorlasest, daß Du in solchen Gedanken nicht glücklich seyn kannst; Du bist es nicht und deshalb bin ich's auch nicht. Gedenkst Du jenes Abends noch? Ich weinte die ganze Nacht. Das Mährchen hatte mein kindisches Herz zu einem Weh der Verzweiflung aufgereizt. Alle Menschen, das ganze Daseyn, selbst die Thiere schienen mir des tiefsten Mitleids werth, blos weil sie lebten, und allen Schmerzen und Betrübnissen der Welt ausgesetzt waren. Vor Allem aber weinte ich um Dich, denn in Deiner Brust glaubte ich das Weh des ganzen All's vereint. Aber Du achtetest meiner nicht, gewahrtest nicht, wie ich mit verdoppeltem Eifer mich um Dich bemühte, nur um einigermaßen und so viel ich vermochte, mit Deinem unglückseligen Daseyn Dich auszusöhnen. Gleichgültig warst Du bei meinen Thränen, als ich Abschied nahm, um nach der Pension zu gehen. Ach, ich erinnere mich noch immer Deines Lächelns: Du spottetest der Theilnahme eines Kindes. Du aber gleichst dem Faust sehr, und findet Faust je eine weibliche Seele, die ihn liebt, so, Raphael, mag sie für ihn fühlen, wie ich, die damals Abschied von Dir nahm. Ich war kein

Kind mehr! Du wundertest Dich, daß ich so schnell herangewachsen: ach, Kummer macht vor der Zeit alt; schon damals liebte ich Dich, und in der Pension sah Jeder es mir an, welch ein tiefer Schmerz mein junges Herz belastete. Hier hast Du die Lösung dessen, was Du ein Wunder nanntest." —

Allmählig war Raphaels Unmuth in Verwunderung übergegangen. Sie hatte sich vom Sitze erhoben, in leichter anmuthiger Stellung stand sie vor ihm, blickte wehmüthig und mit feuchten Augen ihn an und er hatte die Hände gefaltet und betrachtete sie staunend und andächtig. „Laß mich Dir Alles sagen"; fuhr Pauline bittend fort. „Ich durfte als Reformirte an dem Religions-Unterricht nicht Theil nehmen, aber ein würdiger alter Greis, ein Schweizer, schon unter Ludwig dem Funfzehnten Prediger der reformirten Gemeinde, belehrte mich und noch zwei andere Kinder. Er erzählte uns die Geschichte des Heilands und der Apostel. O das sind andere Geschichten als Du, sammt Deinen deutschen Dichtern, je zu Wege bringen wirst. Ich war getröstet, ich konnte andächtig weinen und beten. Meinem alten achtzigjährigen Lehrer fiel es auf, ein Kind so tief ergriffen zu sehen. Er fragte mich in der Beichte. Du warst damals unerklärlich verschwunden, meine Mutter sprach — o mich schaudert's! — von Deinem Selbstmord! — Ich hatte keine Ruhe mehr, ich durchsuchte Deine Papiere, ich fand Dein Leben verzeichnet, Deine Liebe zu einer gewissen russischen Fürstin. Hatte ich mich getäuscht, Raphael? warst Du jener Unglückliche nicht, den ich bei Deinem Mährchen in Dir erkannte? — Jetzt, Raphael, vergieb — die Angst um Dich und Deine Seele bewog mich, Dein Geheimniß zu entweihen. Mein Lehrer erhielt Deine Papiere und — verdammte Dich. Er sprach viele harte Worte, die mich bebend machten. Mit tausend Thränen flehte ich um Gnade für

Dich, als hinge es an ſeinem Ausſpruche, daß Gott die Seligkeit Dir wiederſchenke. So wunderwirkend iſt der Mund, der zuerſt das Heil uns lehrt. — Er fragte mich mit ſcharfem Ernſt: ob ich Dich, ob ich jene Fürſtin nicht haſſe. Ich geſtand ihm, daß ich um ſo mehr Dich liebe, je unglücklicher Du ſeyeſt; die Fürſtin kannte ich nicht, und ſie kannte Dich nicht, weil ſie ſo unglücklich Dich machte. — Sey getroſt, mein Kind — ſagte mein Lehrer — Du biſt eine beſſere Chriſtin wie ich, denn Gott iſt den Kindern und Weibern am nächſten; Du liebſt ihn und die Menſchen auf rechte Art. — Da beſchloß ich alle Menſchen zu lieben; Dich aber liebte ich vor Allen mehr als die Mutter ſelbſt." — Bei dieſen Worten brachen Thränen aus ihren Augen. Sie hatte mit der Linken Raphaels Nacken umſchlungen, die Rechte auf ſein Herz gelegt, als wollte ſie deſſen Schläge erforſchen. Jetzt verbarg ſie ihr weinendes Haupt an ſeiner Schulter. Tief gerührt umſchlang ſie Raphael. „Weiter, weiter, Du Engel!" flehte er. — Pauline faßte ſich; Begeiſterung hatte ihre Wangen geröthet, ein ſanftes Feuer leuchtete aus den Augen und Thränen hingen in den langen Wimpern. Sie fuhr fort: „Antworte mir, was hältſt Du vom Chriſtenthum?" — Raphael gehorchte ehrfurchtsvoll. „Es iſt im höchſten Sinne des Wortes", ſagte er, „die Poeſie der Poeſien, die Religion der Religionen, denn Religion und Poeſie ſind Glaube. Die Antike vergöttert nur den Körper, die Romantik nur die Schöpfung, das Chriſtenthum aber macht das Innere, das Herz der Menſchen zum Gott. Es iſt die Lehre der Gottähnlichkeit." — „Und laß mich hinzufügen", fragte Pauline, „liebſt Du ihn ſelbſt nicht? — Du liebſt ja den Shakespear, den Du nie gekannt, weil er ſo weiſe iſt und edel; liebſt Du Chriſtus nicht, der edler, weiſer, beſſer war?" „Weiter, Engel!" rief Raphael, „Du ſprichſt wunder-

bar.“ — „Iſt er Dir mehr Freund und Vater nicht, als irgend ein Menſch? O mein Lehrer hatte recht, zu ſagen: ihr Dichter ſeyd Dämonen, die ſtets des Daſeyns Klage wider Gott erheben, die in Schmerzen wühlen, ſpitzfindig und dialektiſch Unglück ſchaffen und ſich in erdachtem Weh begeiſtern. — Jedes Wort des Heilandes widerlegt ſie und wenn ſie nächtig klagend durch Paris wandeln, wo ein Haus zwanzig Familienſchickſale in ſich begreift, wo in manchen verdunkelten Fenſtern das Leid und die Sorge ausſchläft, wo zeigt ſich ihnen eine Mauer, hinter welcher das Elend lebt, deſſen Klage ſie führen? Aber freilich, es ſind Alles Philiſter, ſie wiſſen nichts von Kunſt! So ſprach mein Lehrer! hatte er recht? — Ich will Deine Kunſt nicht tadeln, nur reiß Dich los von der Gefühlsunreinheit, in der Du zu ſchwelgen liebſt. Sey nicht, was Du ſchilderſt. An Deinem Kleide, an Deinem Körper iſt jedes Stäubchen, jedes Fleckchen Dir widrig, läſtig, unbequem; biſt Du ſelbſt nicht mehr als Dein Kleid? — warum denn Dein Inneres nicht zu der Reinheit, Güte, Koſtbarkeit erheben, welche Gott lehrt?“ — Mit jeder Sylbe wuchs Raphaels Erſtaunen. „Wunderwirkſam iſt der Mund“, ſagte er leiſe, „der das erſte Heil uns lehrt.“ — „So ſprach mein Lehrer“, wiederholte Pauline; „und bald nahte ſeine letzte Stunde. Ich hatte mir die Sorge für den Todkranken nicht nehmen laſſen. Als der Todeskampf eintrat, — o, er litt fürchterlich! — betete und pries er Gott, bis ihm die Stimme verſagte. Ich war entſetzt und erſchüttert am Fuße ſeines Bettes in die Knie geſunken und ſagte ein Vaterunſer in Herzensangſt; er nickte mir zu, und als er dies auch nicht mehr vermochte, winkte er mit der Hand. Ich betete ſo laut ich konnte, bis er verſchieden, bis er verklärt, ſelig und weiß dalag, und ich wünſchte mir, Dir, der Mutter, allen Menſchen, ſolch eine Todesſtunde. In

allen Schmerzen, die er litt, beſiegelte er ſterbend vor meinen Augen die Wahrheit ſeiner Lehren. — Aber, Raphael, wozu haſt Du mich vermocht? Du ſagſt, ich liebe Dich nicht; o freilich liebe ich Dich, und die Kränkung, die ich erlitt, vermochte mich zu ſolcher Redſeligkeit, das Mitleid mit mir ſelbſt, weil Du ſo ungerecht gegen mich ſeyn konnteſt; denn meine Zunge iſt zu arm, um verkünden zu wollen, was er mich lehrte." — Nach dieſen Worten wollte ſie verſchämt entfliehen. „Bleib, bleib, Pauline!" rief Raphael; „flieh, verlaſſe mich nicht; ich bin unglücklich, wo ich Dich vermiſſe, Du biſt beſſer, klüger, tieffühlender als ich." — Mit einem Schrei unterbrach er ſeine Rede: „Gott ſey mir gnädig! was hab' ich geſagt!" — „Raphael, was iſt Dir, Du biſt bleich, zitterſt, blickſt irre?" — „Sieh acht! Sieh acht!" ſtöhnte Raphael convulſiviſch. „Mir ahnt Entſetzliches! Es iſt der dritte Tag!"

In dieſem Augenblick ließ ſich das Scharren ſchwerer Tritte im Sande vernehmen; der Gärtner trat in den Saal. „Mein Todesurtheil!" lispelte Raphael. — „Was hat er, was will er?" fuhr Pauline mit ungewohnter Heftigkeit ihn an. — „Eine ganz beſondere Seltenheit, mit Erlaubniß des gnädigen Herrn und der gnädigen Frau!" antwortete Etienne, der Gärtner. „Ich zog eben einen Eimer Waſſer aus dem Brunnen, da ſchwamm dies ſeltſame Seegewächs oben auf. Hier iſt es. Es iſt nicht naß, noch feucht; das verträgt Waſſer und iſt doch nicht fett; das blitzt wie Silber und iſt faul wie Moder; das iſt leicht und ſchwimmt oben auf und ich mag rütteln und reiben, es iſt nicht zu vernichten." — „Sieh!" rief Raphael und hielt das Elendsfell, zur Größe eines Blumenblättchens verſchrumpft, in der flachen Hand. — „Mir iſt dergleichen noch nicht vorgekommen", — ſagte Etienne; „aber der Herr Marquis ſind unſtreitig gelehrter als ich." — „Geh' er, Etienne!" gebot Pau-

line. „Er sieht, mein Mann ist nicht wohl!“ Der Gärtner entfernte sich mit schweren Tritten. Todtenstille herrschte im Gartensaal. — „Um Gott, Raphael!“ flehte Pauline ängstlich — „Du gleichst einer Leiche, Deine Augen treten aus ihren Kreisen, Dein Haar starrt? — Ich rufe Hülfe! Raphael, dies übernatürliche Wallen der Brust verkündet Tod!“ — „So ist's, Engel; bete für mich! Ich bin eine Leiche — dies Blättchen mißt mein Leben. Es war einst so groß, daß ich's in der Rocktasche mit Mühe nur verbarg; jetzt — verzehrt, vermodert, gieb acht, wie es aus meiner flachen Hand schwindet, ist's aus mit mir.“ — „Jonathan“, rief Pauline, „zu Hülfe, zu Hülfe!“ — „Still!“ gebot Raphael; „wenn Du mich liebst. Nur Du sollst um mich seyn, wenn ich sterbe.“ — „Aber Du rasest, bester Raphael!“ — In diesem Augenblick machte ein Blutsturz seiner fürchterlichen Beklemmung Luft. — Er ließ sich langsam in den Sessel fallen und stöhnte: „Rase ich?“ — Von Neuem wollte Pauline Hülfe rufen; aber mit der Angst der Hölle flehte Raphael: „Bete, Pauline, mein Leib ist hin! rette meine Seele!“ — Sie kniete nieder, bald fühlte er ein wenig sich erleichtert. — Er winkte sie zu sich, lehnte seinen Kopf in ihre Arme. Mit wenigen Worten erklärte er ihr sein tödtliches Geheimniß, und auf welche Weise er zum Besitz desselben gekommen. „Ich bin das Opfer phantastisch-sinnlicher Begierden“, so schloß er; „alle Schätze des Herzens und des Geistes, der Welt mit allen ihren Freuden wollte ich über mein Leben häufen und trachtete rasend und verzweiflungsvoll, ein neuer Faust, nach dem Gipfel der Menschheit. Gott sey mir gnädig!“ — Röchelnd ließ er das Haupt zurück sinken. Aber Paulinens Thränen versiegten, ihre Augen leuchteten, ihre ganze Gestalt schwebte, wie erfüllt von einem schönen Gedanken. „Du bist zu retten, Raphael!“ rief sie

laut. „Wolle nur, daß Jemand des tödtlichen Beſitzthums dich entledige — wolle es nur!“ — „Es wäre Mord!“ ächzte er. — „Ein lebensſatter, ein verurtheilter Verbrecher, ein mit dem Tode qualvoll Ringender! — wolle nur!“ — Da wälzte ſich bleiſchwere Nacht kalt, gräßlich über ſeine Bruſt und Sinne. Er bäumte, dehnte ſich und immer wollte ſein Herz nicht brechen. Endlich erpreßte ihm der Todeskampf die Sylben: „Ich will!“ — Und augenblicklich fühlte er Linderung. — „Ich will!“ wiederholte mit Silberklang eine Engelſtimme. Er erholte ſich — aber Pauline lag, mit dem Tode ringend, am Boden. „Gieb mir zurück!“ ſchrie er raſend. — Sie ſchüttelte das ſterbende Haupt. — „Du biſt ein Mann, ich kann nicht ſtark ſeyn, und ohne Dich leben. Gedenke meiner Worte, nütze Du für's Leben, was ich für den Tod: — Jeſus Chriſtus!“ In dieſem Schmerzensſeufzer hauchte ſie die holde Seele hin. Ihr ſanftes Herz war gebrochen, die liebliche Hülle ruhte ſtill und kalt in Raphaels Armen.

Schluß- und Nutzanwendung.

„Aber, lieber Raphael, das Abendeſſen iſt aufgetragen, Herr und Madame Raſtignac warten ſchon ſeit einer Stunde. Iſt es recht, Dir Gäſte zu bitten, die ich unterhalten muß?“

„Nur einen Augenblick, Pauline — ſo — nun bin ich fertig!“ Er legte bei dieſen Worten die Feder hin, ſtand auf, umarmte ſeine reizende Gattin und war hochvergnügt. —

„Haſt Du den garſtigen Traum vom Elendsfell, wie ich Dich gebeten, herausgelaſſen?“

„Nein, liebes Kind. Ich ſchrieb Alles, wie ich's Dir erzählte.“ —

„Also ein Mährchen und ein häßliches, mitten in der Wirklichkeit!“

„Haben unsere Flitterwochen nicht auch für Dich Mährchenhaftes? — Wer besitzt eine Gattin wie Pauline und wagt's, seines ersten Glückes Hochgefühle im Tone einfacher Wirklichkeit auszudrücken! Uebrigens, mein Kind, war mein anfängliches Leben so bunt und bewegt, daß die bloße Herrechnung meines späteren Glücksfalls sich matt und farblos dagegen ausnehmen muß. — Der Schmerz ist einmal die Tiefe der Poesie. Er ist die Bedeutung des Lebens; in dem meinigen zog er sich freilich aus den äußern Umgebungen ganz in mein Inneres hinein, darum mußte ich zum Phantastischen und Mährchenhaften die Zuflucht nehmen, um ihn sichtbar zu machen, um Haltung und Zusammenhang in das ganze Bild zu bringen. — Bedenk' nur, am Abend, wo ich Lust hatte in die Seine zu springen, begegnen mir drei Freunde, führen mich verhungert und verschmachtet zu einem glänzenden Gastmahl und dort erfahre ich den Tod eines längst verloren geglaubten Oheims und werde unmäßig reich. — Der Vorfall an sich ist trivial, er steht widersprechend und störend zu meinem früheren zusammenhängenden Schicksal, er ist ein unziemlicher **Deus ex machina**, der die Erzählung nicht beschließt, sondern nur verlängert. Die dichterische Auffassung des Lebens kann sich mit den Spielen eines **rohen** Zufalls nie befreunden. Der Vorfall hatte, wie gesagt, mein inneres Leben im höchsten Grade begünstigt; dieses beginnt, aber es führt mich zu keinem Glücke, bis ein eben so willkührlicher Zufall Dich mir entgegenführte. Gedenke auch jenes Morgens, an welchem sich zuerst Deine Zunge löste, die Dein ganzes theures Wesen, und in Deinem Wesen einen Himmel mir erschloß, und wie Du mir erklärtest, daß das Wunder,

welches Dich so bald und schön zur Jungfrau erblühen machte, die Liebe zu mir sey."

„Und wie Du, zum Lohne dafür, im selben Augenblick mich sterben läßt!"

„Ja! denn Du gewannst einen so rührenden, tiefesselnden Reiz. Dein selenvolles Wesen ward in diesem Augenblick etwas so Tragisches, Ueberirdisches, was auf Abschließung dringt. — Ich kann Dich nur als tragische Figur in meinen Poesien gebrauchen."

„O Raphael, so ist der Ungestüm Deiner Empfindung noch immer nicht durch Vernunft und Ergebenheit gemildert, wie Du mich glauben machen willst!"

„Er ist's! — Laß der Poesie ihre Rechte, mich hast Du ja zum besseren Menschen gemacht. Sieh, meine rasende Ehrbegier hat sich auf redliche Thätigkeit beschränkt. Ich lebe nicht mehr ganz und gar im Dichterthum, durch Dich hat auch die Wirklichkeit Reiz für mich. O es ist so verführerisch, sich in die selbstgeschaffenen Träume zu versenken, der Welt zu entsagen und nur den Einflüsterungen der Muse zu gehorchen; und es ist gefährlich, denn es führt zu Aberwitz und Verzweiflung. Wohl dem, den so holde poetische Wirklichkeit stets umgiebt, erweckt und verjüngt!" — Innig umarmte er sein Weib.

„Aber ist es recht, daß Du die Geheimnisse unserer Liebe der Oeffentlichkeit hingiebst?"

„Närrchen, als ob die Welt es errathe! So lange man nicht die Kleider beschreibt, und Gesicht und Wuchs, sammt allen üblen Angewohnheiten portraitirt, hat's keine Gefahr. Aus den Gedanken und Empfindungen erkennt man jetzt so wenig den Menschen, als man an diesen Gedanken und Empfindungen merkt. Wäre dies nicht, so dürften Herr und Madame Rastignac zürnen, ja vor Gericht mich verklagen."

„Denkst Du, sie erkennen sich nicht in ihrer Pseudonymität?“

„Sie nicht! denn wer so in der Gefühlsfalschheit die Gefühlswahrheit zu finden glaubt, erkennt sich nicht im Spiegel. Er ist ein Schelm und wie seine Schelmerei ihn freut, wird auch sein wohlgetroffnes Bild ihn ergötzen.“

„So laß uns zu ihnen!“

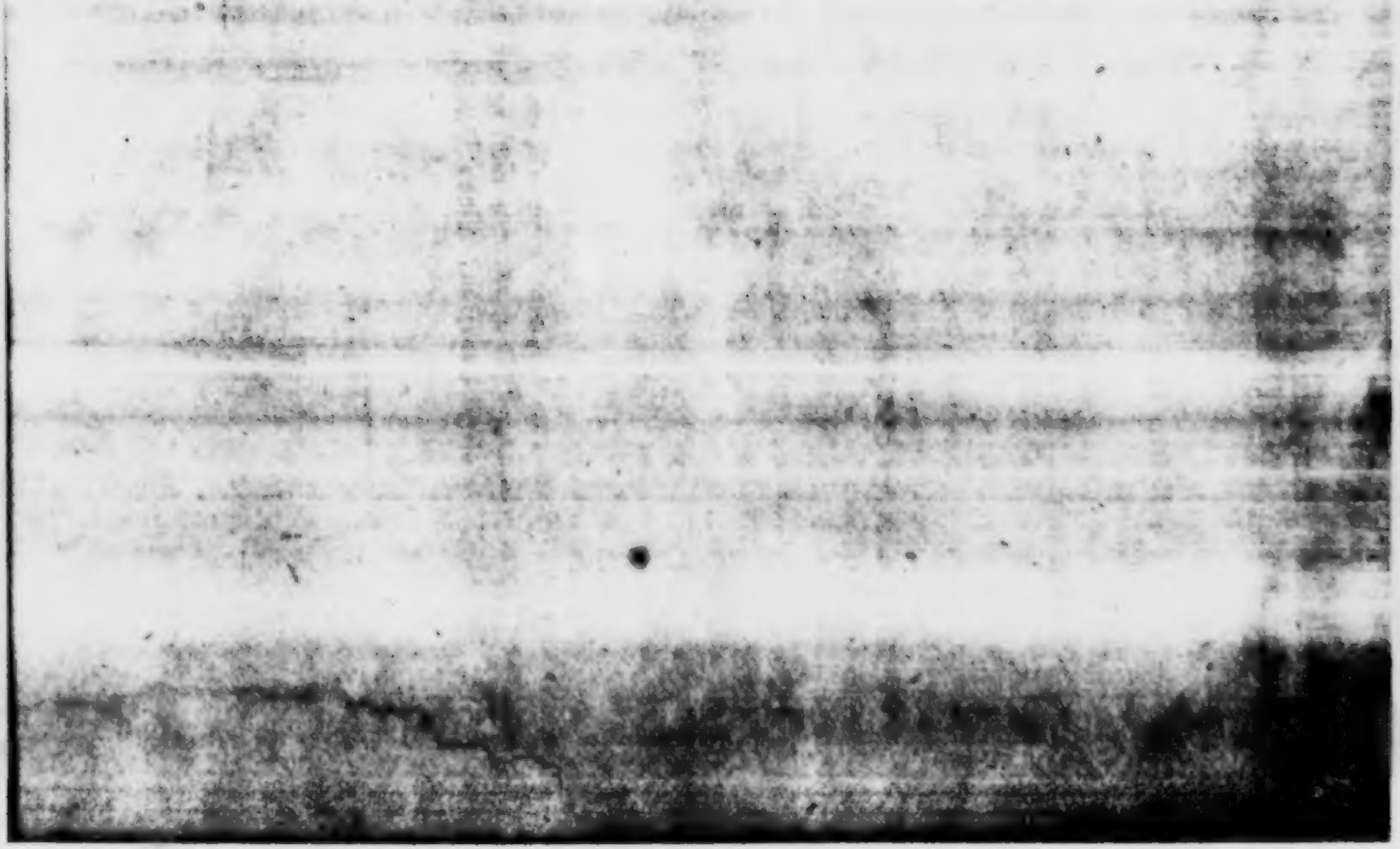
„Fast möchte ich noch verweilen, um unser Gespräch meinem Werke hinzuzufügen; es fehlt noch zu seiner Vollständigkeit.“

„Und mit einem Male soll alles wieder Wirklichkeit seyn! Lieber Mann, Du nimmst Dir große Freiheiten!“

„Dafür, liebes Kind, ist die Welt liberal und mit der Freiheit geht sie um wie mit der Poesie, das heißt: Beide bestehen heut darin, daß sie sich Freiheiten heraus nehmen und dafür sich begeistern. — Fragt man mich einmal nach meiner Gesinnung, so werde ich antworten: Ich bin sehr republikanisch gesinnt, wenn das ganze Volk Verstand hat; ich bin sehr aristokratisch gesinnt, wenn die Bessern im Volke Verstand haben und sehr monarchisch, wenn der Einzige im Volke ihn hat. Aber ich bin nicht republikanisch gesinnt, wenn das ganze Volk noch niemals Verstand bewiesen, nicht aristokratisch, wenn die Bessern im Volke mit ihrem Verstande Bankrott machen, weil sie mehr brauchen als haben, und nicht monarchisch, wenn der Einzige im Volke seinen Verstand verloren und sich schämt, den Verlust bekannt zu machen. Unsere ganze Nation ringt nach Gleichheit. Aber die Gleichheit ist da; Jedermann ist jetzt gleich verrückt, daher ist jede Partei mit sich selbst zufrieden und zuckt die Achseln nur über die Gegenparteien.“

„Ueber seine ganze Nation so zu reden, ist aber doch —!“

„Unverschämt! das ist zeitgemäß. Unverschämtheit ist jetzt Losung und Jeder ist's, bis auf die, welche energisch seyn sollten, aber es noch nicht bis zur Unverschämtheit gebracht. Der dümmste Bauer im Lande wirft sich jetzt zum Kunstkenner, Staatsmann und Religionslehrer auf; Alles pfuscht und raisonnirt in den Tag hinein und schwatzt und urtheilt und verachtet. Man hat aufgehört zu glauben und zu verehren. Nur denen glaubt man noch, die diesen allgemeinen Unsinn gut heißen und das schlimmste Beispiel der Verächtlichkeit gewähren. — Ich habe einst mit dem Schöpfer gehadert, daß er mich zu einer Zeit schuf, wo Dichter und Schriftsteller so verachtet werden; jetzt erkenne ich darin die weise Einrichtung der göttlichen Vorsehung. Was sollte daraus werden, wenn man unsere Schriftsteller zu achten, zu verehren anfinge, die von Gott, Menschen, Weltleben, von ihrer Kunst und alten Mustern nur wissen, was ihnen selbst darüber einfällt? — Drum will ich getrost in dieser Zeit dem Dichterruhm entsagen. Mein Streben sey im Hause glücklich zu seyn; denn auch das wird in unserm liberalen Lande immer seltener. Bald wird man nicht mehr wissen: wer ist Hausvater, Hausfrau, Kind, Diener, Magd!" —

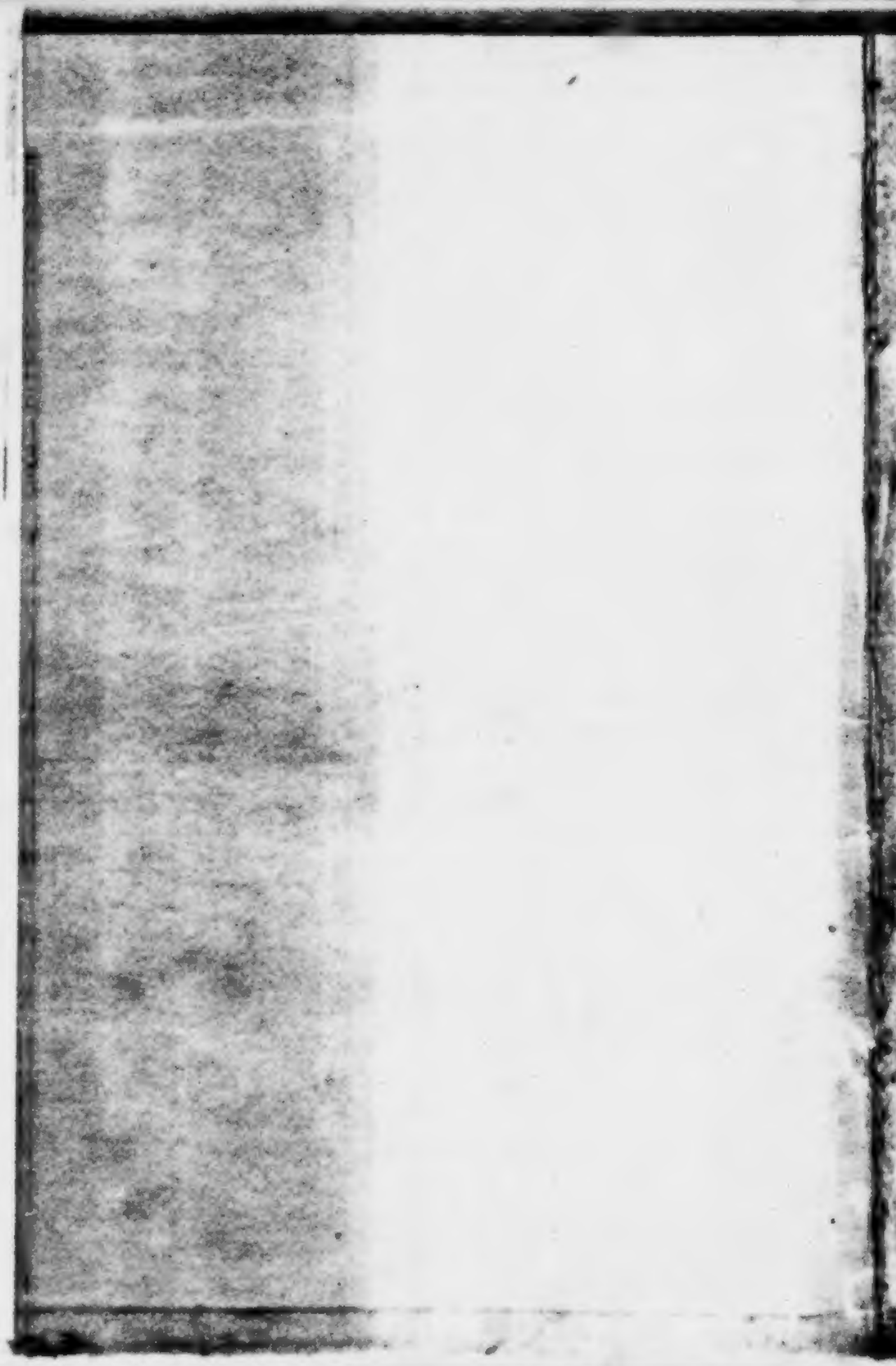


Drei Novellen:

Das Elendsfell.

Die Herzlose.

Die Gutherzige.



1906. 1084

Die Ohrfeige.

Novelle

von

Dr. Schiff.

Hamburg.
Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst.
1836.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

LEIH-BIBLIOTHEK
in
Düsseldorf
C. H. BEYER & Cº.

An Esperance.

Liebe Cousine!

Sie haben Recht! und von den Pflichten Ihres neuen Standes kann ich mir keinen Begriff machen. Denn weder von Ihren Eleven, deren Eltern, in welchen Verhältnissen diese leben, von deren Umständen und dergleichen, haben Sie mir irgend etwas mitzutheilen für gut befunden. Statt dessen, reden Sie nur von Sich und mir; als ob wir uns nicht kennten, als ob wir nicht hinreichend wüßten, was wir einer von dem andern halten. — Ja! liebe Cousine, der Unterschied

zwischen einem Schriftsteller und einer Dame ist: diese läßt die Wahrheit gern eine schöne Worttoilette machen, der Schriftsteller aber tappt dreist mit den Worten zu, reißt der armen Wahrheit das Zeug vom Leibe, und nun schämt sie sich und schlägt die Hände vor die Augen. — Freilich giebt es Schriftsteller, welche Damen sind, wie Damen, Schriftsteller. Doch das mag auf sich beruhen und ich habe hier die Wahl, ob ich Ihre Frage für eine Wahrheit nehmen soll, oder nur für eine Toilettenfrage, hinter der keine Wahrheit, sondern nur eine Dame steckt. — Verstehen Sie mich recht! Soll ich mir einbilden, Sie haben ein System? ein wackeres, tüchtiges, geprüftes System? — Gesetzt die Pädagogik wäre eine Wissenschaft (was ich leugne) so würden Sie als schöne Seele mit dieser; wie mit jeder andern Wissenschaft in offner Feindschaft leben, denn eine Wissenschaft ist Sache des Geistes und eine schöne Seele will Alles durch Herz und Gefühl erzwingen. — Nun! Sie wollen

die vollendete Erzieherin nicht sein, welche von aller Welt dafür anerkannt wird, Sie wollen als Erzieherin nur in einem gewissen Hause conditioniren, und was für's Haus gehört, ist eitel, Dilletantismus, Pfuscherei, Charletanerie. — Wirklich theure Cousine! Nur Ihr Herz und Ihr Gefühl sagen Ihnen, daß Sie schwere Pflichten haben, und sie werden Ihnen stets sagen, was Sie wünschen. Denn nicht wahr? — Sie möchten gerne eine Unendlichkeit von Pflicht und Verantwortlichkeit über Sich verhängt sehen? Aber Pflichten sind kein Spaß! wohl dem, dem leichte Pflichten obliegen. — Eine schöne Seele freilich kann nicht existiren ohne den Glauben, daß die schwersten Pflichten auf ihr lasten und ich bin weit entfernt, Sie irre zu machen. Im Gegentheil, dieser Glaube ist Ihnen sehr zuträglich und machen Sie ihn Ihren Eleven, deren Eltern und Freunden, und was sonst am Hause hängt und klebt, ebenfalls glaublich. — Daher auch sage ich kein Wort, in wie ferne die

heutigen [illegible], Concerte, Kunstausstellungen [illegible]gen, Romane und Conversations-[illegible] Ihnen die Erziehung erleichtern und Ihre Eleven zur Bildung fördern; wie diese ihre Sprach-, Muſik-, Zeichen-, Schreib-, Rechen- und Tanzlehrer haben, so daß Ihnen höchstens im Lesen, Stricken und Sticken, sie zu vervollkommnen übrig bleibt; Mit einem Worte, ich verschweige ganz, daß Sie nichts zu thun haben und will mich nur an die Worte Ihres Briefes halten. —

Wahrhaftig! ich erschrack, indem ich las: „wünschen Sie mir also wenigstens Glück, daß ich eine sorgenfreie Existenz habe!“ — Liebe Espérance! Ich kenne Erzieherinnen, die durch solche Ansichten sich zu Gesellschafterinnen der Haustöchter erniedrigt sahen. Sie fürchteten für die sorgenfreie Existenz, und da hofmeisterte das ganze Haus die Erzieherin, und statt ihren Zöglingen die Unarten abzugewöhnen, ward sie der Gegenstand, an dem

man ſeine Unarten ausübte. Allmählig nahm ſie dieſelben Unarten an, und als die Elevinnen ihre Erziehung vollendet, durfte die Erzieherin mit Fug und Recht ſich nach einer Erzieherin umſehen, um wieder Erziehung zu erlangen; kömmt eine Erzieherin in eine jüdiſche Familie, ſo zeigt ſich dieſes am auffallendſten. Schon nach Verlauf der erſten Jahre hat ſie Dialekt und Manieren der Juden dermaßen ſich angeeignet, daß man die Chriſtin in ihr nicht wieder erkennt. Nein! liebe Couſine, vor allen Dingen muß eine Erzieherin ſich ein Anſehn zu geben wiſſen. Dies Anſehn gewinnt ſie durch den Glauben an ihre eigne Vortrefflichkeit, und zu dieſem Glauben gelangt ſie, durch das Bewußtſeyn weiblicher Würde.

Überhaupt iſt die weibliche Würde der offizielle Charakter, den die Erzieherin jedweder Perſonen gegenüber und in jeder Lage des Lebens zu behaupten hat. Sie behaupte ihn

in jedem Worte, in jeder Fingerbewegung. Selbst wenn sie die gleichgültigsten unbedeutendsten Dinge von der Welt sagt oder thut, so geschehe dies mit einer Art, daß man merkt, wie sie etwas viel Wichtigeres, Bedeutungsschwereres thun oder sagen könnte, wären Umstände und Umgebungen nur würdiger. Auf diese Weise wird die Erzieherin die erste Person im Hause. Die Töchter gehorchen ihr, und erwachsene Töchter gelten mehr wie die Mütter. Unerwachsene Töchter aber haben deshalb einer Erzieherin mehr wie der Mutter zu gehorchen, weil Letztere nicht klug genug ist, ihre Kinder selbst zu erziehen, eine Erzieherin daher Alles besser wissen muß, welches Sie der Hausfrau gelinde beizubringen haben.

Vergessen Sie aber nicht, die Hausfrau zu ihrer intimsten Freundin zu machen. Sie hat wenig zu thun, versteht vielleicht nicht einmal sich zu beschäftigen, sonst würde sie ja

ihre Töchter selbst erziehen; sie schwatzt also gerne und dazu geben Sie ihr möglichst Gelegenheit. Theilen Sie ihr alle Ihre Geheimnisse mit, bis auf die, welche sie für sich behalten möchten. Das hat schon Freundschaft unter Personen, die sich früher nicht ausstehen konnten, gestiftet. Sagen Sie ihr auch alle Tage in's Geheim, daß sie Ihre beste Freundin sei, damit es ihr nicht auffällt, wenn Sie es später laut aller Welt verkünden. Thun Sie dies in ihrer Gegenwart, welches von sehr guter Wirkung seyn wird.

Um den Hausherrn brauchen Sie Sich nicht zu kümmern, selbst wenn er nicht unter dem Pantoffel steht. Ja es schadet nicht, wenn er Ihr offenbarer Widersacher ist; denn was versteht er von der Erziehung junger Mädchen. Sollte er sich wirklich einige dreiste Spöttereien erlauben, so wenden Sie Sich zum ersten Mal vertraulich an die Hausfrau und beklagen Sie Sich, daß der Erfolg Ihrer eifrigsten Mühe und Ihres besten Willens, durch

die Spaßhaftigkeit des Herrn Gemahls vereitelt werden; denn Kinder machen aus dem Spaß Ernst. Zum zweiten Male weinen Sie einige Thränen. Man ist ja kein Bär! Zum dritten und vierten Male weinen Sie immer Einiges mehr. Die Hausfrau, die Töchter, sehen Ihnen vielleicht das Kunststück ab, und dann will ich den Mann sehen, den Sie nicht aus seinem eignen Hause vertreiben könnten.

Mit der Dienerschaft machen Sie kurze Complimente. Sollte ein greiser alter Diener, eine Amme oder Wärterin von geprüfter Treue und Anhänglichkeit sich etwas gegen Sie herausnehmen, so haben Sie zu bemerken, daß dieser herzlich guten alten Person leider die Bildung fehlt, weshalb Ihren Eleven alle Vertraulichkeit mit denselben untersagt werden muß.

Nur eine einzige Person im Hause kann Ihren Einfluß stören. Ein etwaiges Mutter-

söhnchen, welches just kein Kind zu sein braucht und dann am gefährlichsten ist. Ist er ein großer Junge, so machen Sie ihn verliebt in sich, und einer schönen Seele brauche ich nicht erst zu sagen, daß dieses Verhältniß rein platonisch bleiben muß. In diesem Falle erwerben Sie Sich obendrein das Verdienst, daß der junge Mensch die rohen Ecken und Flegeleien zeitig ablegt; wie dann Knigge und andre gute Erziehungsschriften einstimmig behaupten, nur der Umgang mit würdigen Frauen bilde den Jüngling wahrhaft. Ich habe darüber keine Erfahrung.

Ist das Muttersöhnchen aber ein Kind, so müssen Sie alle Ihre Nicht-Erziehungskünste aufbieten, es zu verziehen. Schreit es den ganzen Tag, so erblicken Sie in ihm einen zukünftigen Sänger; ist es unreinlich, einen Philosophen; und ist es unartig, daß die Mutter selbst es strafen will, fallen Sie ihr in den Arm, entreißen Sie ihr die Ruthe,

[illegible] Sie sie mit Thränen in den Augen, unmenschlich und grausam, wie Swift dies den Kinderwärterinnen empfiehlt.

Das Wohl ihrer Elevinnen liege Ihnen wie Ihr eigenes am Herzen, so daß Sie im Erziehungseifer stets eines mit dem andern verwechseln mögen. Bekommt Ihnen des Morgens Chokolade besser als Kaffe, so verwerfen Sie letztern als nervenreizend. Im umgekehrten Falle sagen Sie von der Chokolade, sie sei zu nahrhaft für junge Mädchen. In gleicher Weise verfahren Sie, wenn Sie lieber Bohnen als Linsen essen oder eine andere Speise, die Ihnen zuwider ist, täglich auf den Tisch kömmt, wie in Berlin die Kartoffeln; zu diesem Zwecke halten Sie sich medicinische Schriften über den Nutzen der Nahrungsmittel.

Sehr fehlerhaft ist aber, wie die meisten Erzieherinnen thun, nur eine solche Schrift

zu halten; im Gegentheil, Sie müssen deren so viele haben, daß sich in einer immer widerrufen findet, was eine andre empfiehlt. Erst dann sind Sie im Stande, diese Wissenschaft nach Ihrem eigenen Geschmack, nach Ihrer Eingebung zu beurtheilen; und Sie verfahren wie die Gelehrten alle, welche Alles prüfen und das Beste behalten. Für eine solche Sorgfalt und Ansicht werden Ihnen die Eltern großen Dank wissen und nicht wenig über Ihren Eifer erstaunen, wenn Sie alle Ihre Behauptungen schwarz auf weiß, gedruckt und aus verschiedenen Werken belegen. Auch wird es einen guten Effekt machen, wenn Sie hinzufügen: „was nützt die beste Erziehung, wenn man nicht auf das physische Wohl der Kinder bedacht ist.“ — Und fürchten Sie nicht etwa, daß man Sie durchschauen oder Ihnen nicht glauben werde. Höchstens wird man bei der gewagtesten Behauptung liebevoll und beifällig anerkennen, daß Sie zu besorgt sind, zu weit gehen in Ihrem Eifer.

Wehen Sie aber das Verdammungsurtheil über irgend eine Speise oder ein Getränk aussprechen, prüfen Sie sorgfältig Ihren Geschmack, denn das einmal Verwiesene kann nie wieder zurückberufen werden.

Bei Tische oder beim Abendbrod beginnen die Funktionen der Erzieherin recht eigentlich, denn da sind die Eltern gegenwärtig. Das Sitzen bei Tische, das Essen, wie und was ein Mädchen spricht, ist einer sorgfältigen Kritik zu unterwerfen. Aber jede Kritik nimmt hauptsächlich auf die Person Rücksicht. Bei erwachsenen Mädchen verfährt man so gelinde wie unsere Journal-Kritik mit einem volljährigen Dichter. Ein Lieblingskind dagegen hat eine Erzieherin mit eben der Gelindigkeit, wie eine berühmte Sängerin oder Tänzerin zu behandeln. Getadelt aber muß werden, und zwar bei Landfräuleins, und in der Provinz belegt man den Tadel „mit feinem Ton", „Sitte der großen Welt", „Mode der Resi-

denz", während man in der Residenz wiederum Alles durch ungezwungene Grazie und natürlichen Anstand zu bezwingen hat.

Ist Gesellschaft da oder ist die Erzieherin mit ihren Eleven ausgebeten, so trage sie darauf an, daß Malchen ihre Sonate spiele oder Lottchen ein Pas seul tanze u. s. w. Sie macht sich dadurch Eltern und Kinder zu Freunden, unterlasse auch nicht während des Spiels das Licht zu putzen und das Blatt umzuwenden und beim Tanze die Musik zu bestellen und den Takt anzugeben. Legen ihre Elevinnen Ehre ein, so beantworte sie das ihnen ertheilte Lob mit: „I nun es ist ein Anfang da!" oder: „es geht einigermaßen!" oder: „wir wollen hoffen!" u. s. w. Zu Hause aber erzähle sie den Eltern in Gegenwart der Kinder, daß alle Welt von deren Talent entzückt war, und detaillire Alles, was Eltern und Kinder schmeicheln kann, bis auf das Geringste.

Wenn Sie aber daheim mit Ihren Zöglingen allein, mein Fräulein! so haben Sie wohl zu bedenken, daß Sie Erzieherin sind, und daß Niemand, kein Sterblicher, selbst Ihre Mutter nicht, dies Fach so genau inne haben kann, wie Sie. Sie sollen Ihre Eleven für die gute Gesellschaft erziehen, wer aber ist die gute Gesellschaft im ganzen Hause anders, als Sie? Deshalb haben Sie getrost Ihren Eingebungen und Ihrem Gutdünken zu folgen. Tadeln Sie Alles, was Sie inkommodirt, loben Sie, was Ihnen behagt. Lesen Sie vielleicht ein schönes Buch und Malchen stört Sie mit ihrem Geklimper, so geben Sie Kopfschmerz vor. Besser aber ist, Sie fangen so laut an mit Lottchen zu reden, daß Malchen ihre eigenen Töne nicht mehr hört, dann entfernen Sie Sich vom Klavier und sagen: dies sei kein rechtes Ueben. Klagen Sie am andern Tage dem Lehrer, daß Malchen sich immer so leichtsinnig übt, oder der Mutter, oder dem Vater, wo es

ihr am empfindlichsten ist. Wiederholen Sie dies ein paar Mal, so wird Ihre Schülerin es von selbst unterlassen, sich in Ihrer Gegenwart zu üben und dadurch einen gewissen Takt gewinnen, demzufolge sie sich niemals den Menschen unangenehm macht.

Was Sie Ihren Eleven von Kunst, Natur, Wissenschaft für Begriffe beizubringen haben! Mein Fräulein, welche Begriffe haben Sie davon? — Diese werden sich gerade am besten eignen. Wenigstens behauptet das mit Recht eine jede Erzieherin. Besuchen Sie mit Ihren Eleven aber fleißig Theater, Concerte, Kunstausstellungen u. s. w., welches ja angenehmer und gesunder ist, als das ewige Zuhausesitzen, und reden Sie darüber, was Sie wollen, Sie werden finden, daß es das größte Vergnügen ist, über Dinge zu reden, die man nicht versteht. Denn was man weiß, ist bald gesagt, und der Mensch muß sich doch aussprechen.

vielleicht weiblichen Beruf kann die Erzieherin ihren Elevinnen sagen so viel und was sie will, nur nicht die Wahrheit. Das schalkhafte Mädchen (gleichviel ob vierzehn- oder zwanzigjährig) könnte der Mutter wieder erzählen: „Das hat mir Mamsell gesagt", und die Erzieherin würde zur Rede gestellt.

Ueber Religion und Politik hat eine Erzieherin nichts zu reden, denn Leute von Erziehung reden darüber nie. Es giebt Erzieherinnen, welche dies nicht beachten, wodurch sie beweisen, daß sie keine Erziehung haben. Übrigens gehen die Erzieherinnen alle Sonntag mit ihren Eleven zur Kirche, welches ja auch besser ist, als daheim zu sitzen. Sollten beide Eltern jedoch strenge Rationalisten sein, so komme sie kurz vor der Predigt und gehe gleich nach derselben. Sollten beide Eltern verschiedener Religions-Ansichten sein, so ist es am besten, dem Vater beizustimmen, denn Frauen dulden eher, was sie nicht beißt, als Männer.

Dies mein Fräulein, sind Ihre ersten und nothwendigsten Pflichten, die Sie gegen Sich selbst haben. Leider! kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß Sie auch noch Pflichten gegen Andre haben, was immer mit Unbequemlichkeiten und Zwang verknüpft ist. Sie müssen wirklich bisweilen einige Handarbeiten, Häkeleien, Perlstrickereien, vor Allem aber Wollen-Tapisserien vornehmen. Um Ihren Kunstsinn und Kunstgeschmack darzuthun, wählen Sie die Farben sorgfältig aus, um Ihre Fertigkeit zu bekunden, machen Sie recht was Großes und Langwieriges. Um Ihres Erfolgs sicher zu sein, lassen Sie die Arbeit vom Buchbinder oder Tapezierer auf's kostbarste ausschmücken, denn Alles, was diese leisten, wird auf Ihre Rechnung kommen, und um Ihre Kosten zu decken, schenken Sie es einer Person der Familie zur Weihnacht aber zum Geburtstag, aber zu nächsten Weihnacht wird Ihnen das Geschenk reiche Zinsen tragen. Sie mögen es auch immerhin mit einem Glück-

wünsche begleiten, der die schönsten Gesinnungen enthält. Sollten Sie aber Verse wählen, so machen Sie selbige so schlecht wie möglich, damit Niemand auf den Gedanken gerathe, Sie seien eine gelehrte Dame, oder eine Schriftstellerin. Man behauptet nämlich, daß dergleichen Ihrem Geschlechte nicht kleide. Ich habe keine Erfahrung darüber, auch berichtet die Geschichte von keinem wahrhaft gelehrten, oder poetisch vollkommenen Weibe. Einige passable Königinnen, meistens aber mythische Personen, ist Alles, was Ihr Geschlecht aufzuweisen hat. — Am besten aber ist, Sie lassen eine solche mühselige Arbeit außer dem Hause anfertigen, denn der Arbeitslohn dafür ist sehr gering, auch hat eine Erzieherin selten so viel Accurateſſe als ein armes Mädchen, was ganz auf diesen Nahrungszweig angewiesen ist. Zugleich wird die Ueberraschung dadurch um so größer, denn Niemand hat Sie arbeiten gesehen. Auch gewinnen Sie in der Folge dadurch einige Stun-

den, in denen Sie der läſtigen Gegenwart ihrer Zöglinge überhoben ſind. Dieſe mögen Sie nach Gefallen benutzen. Und machen Sie vielleicht gern Nachmittags ein Schläfchen, oder liegen Sie Morgens gern lange im Bette (beides dürfen Sie von ihren Eleven nicht leiden), ſo verſchließen Sie die Thüre und geben Sie vor, Sie machten Tapiſſerie.

Ich komme zu den Strafen. Dies iſt das weſentliche, was eine Erzieherin zu leiſten hat. Alles Uebrige, z. B. die Übung, Entwickelung und Bildung der Seelenkräfte, Geiſtesfähigkeiten, Talente, überlaſſen Sie getroſt männlichen Lehrern. Nur das Strafen behalten Sie ausſchließlich für ſich, und ſelbſt die Eltern müſſen dieſem Rechte entſagen. Nur ſtrafend bewährt ſich die Erzieherin. Zum Strafen iſt ſie da, und ſie muß ſtrafen, wenn ſie einigermaßen Gewiſſen hat. — Halten Sie geheim, was ich Ihnen jetzt anvertraue. Bedenken Sie, auch Ihre Eleviunen werden der-

[illegible] Mütter, die ihren Töchtern Erzieherinnen halten wollen, und eine Art Sorge für die Nachwelt liegt Ihnen ob. Denn verlautbart, was ich Ihnen hier anvertraue, erscheint es etwa im Druck, so giebt es eine praktische Erziehungskunst, oder es ist aus mit den Erziehern und Erzieherinnen. —

Liebe Cousine! lesen Sie alle Erziehungsschriften, in dem Capitel über Strafen weiß eigentlich kein Autor recht, was er will. Was soll gestraft werden, wie soll man strafen, diese Fragen behandelt er höchst weitläufig und metaphysisch, z. B. man soll nicht im Zorne strafen. — Thorheit! Erzieher sind keine Engel und Erzieherinnen noch weniger. Wer sich des Strafens enthält, wenn er zornig ist, bemüht sich selbst zu bessern; und nicht die Erzieher, die Eleven sollen gebessert werden. Kurz, die Theorien machen sich nie an die Sache selbst und lassen uns in den ersten besten critischen Fällen sitzen. — Was

Sie zu strafen haben, ist schon oben gesagt: „Was Sie intommodirt das Wie" — ist die Hauptsache und das Geheimniß.

Ist es Ihnen noch nie aufgefallen, daß alle vornehmen Personen trefflich gerathen? — Die Prinzen, Fürsten, Grafen, sind sie daheim auch noch so unprinzlich, unfürstlich, ungräflich, wie höchst prinzlich, fürstlich, gräflich, erscheinen sie an Gallatagen, auf Festen, Paraden ꝛc. Sie sagen vielleicht: sie haben die besten Erzieher, sehen die beste Gesellschaft — und zwar von Jugend auf, um sich? — Sehr wohl! — Aber auch Bürgerkinder können gute Erzieher, gute Gesellschaft von Jugend auf um sich sehen und die Welt behauptet: sie hätten keine Politur, keine Bildung, und die Welt hat darüber ein Urtheil, und ein Bauernsohn, der seine Jugend auf dem Dorfe und in Armenschulen verbracht, gilt für einen Mann von Erziehung. Woher sind denn Erzieher und Gesellschafter nur ein Spe

eisen für Prinzen und hohen Adel? — Nein! liebe Louisine, dies hat eine andre Bewandtniß: diesen Kindern, die mit Kanonenschüssen geboren werden, wird schon in den Wiegen die Rolle beigebracht, die sie auf der Lebensbühne zu spielen haben. Und diese ihre Rolle beachtet jede Wärterin, jeder Lakai. Der Erzieher gleichfalls. Ja! sollte in der That eine Vertraulichkeit zwischen Lehrer und Zögling Statt finden: in dem Augenblick, wo er sie zu strafen oder auch nur zu verweisen hat, wird er stets diese Rücksicht wieder aufnehmen. —

Dagegen dient die Erziehung, die nur Bürgerkindern zu Theil wird, nur dazu, uns einfach zu machen, so daß wir uns in die Standesperspective, von der aus wir Welt und Leben zu betrachten haben, erst nochmals durch beschämende oder kostspielige oder gar durch schmerzliche Erfahrung, versetzen. Heute sind wir zu vertraulich mit einem Domestiken

morgen zu hochfahrend gegen einen Bett-
In diesem Augenblick wird unser Tanzen,
Klavierspiel, von einer großen Gesell-
bewundert, und im folgenden nenne man
n Gegenwart der Leute, die uns hoch-
esen, ein Kind oder gar ein dummes
. Oder: Sie haben einer Elevin von 17
en so eben einen Damen-Roman zu lesen
en. Natürlich! der schönen Sprache hal-
Sie hat aber daraus gelernt, daß ein
hen von 17 Jahren ein Engel sei, eine
, die ich für sehr nützlich halte. Mit
-ter Hochachtung betrachtet sie jetzt ihr
sie legt ihr Brusttuch ab und denkt an
Jüngling, für den das geringe Tuch, den
h einer Welt haben würde. In dieser
eeuung hat sie aber den Pot de chambre
zart genug versteckt und Sie geben ihr
Ohrfeige. Ich gebe zu, die Ohrfeige
verdient, denn Ihre Elevin hat eines der
en Verbrechen begangen, dessen ein gebil-
Mädchen von 17 Jahren fähig ist. Aber

nicht jähen rückhaltlosen Strafen machen ängstlich, wild, zerstören Selbstgefühl und Vertrauen.

Nicht prägen Sie lieber Ihrer Elevin fortwährend ein, daß sie reicher Leute Kind und ein gebildetes vornehmes Mädchen ist, und schon in ihrem achten Jahre wird sie Ihnen Ehre machen. Hauptsächlich aber prägen Sie ihr das Selbstgefühl ein, wenn Sie strafen. Sei es durch Verweise oder körperlich. Im ersten Falle sind Phrasen, wie: „ziemt sich das für ein gebildetes Mädchen," — „Schickt sich das für ein vornehmes Kind, ein Mädchen Deines Ranges" u. s. w., von besonders guter Wirkung. Im letzten Falle begehen Sie die Handlung höchst geheimnißvoll und feierlich. Nehmen Sie sie in ein besonderes Zimmer. Reden Sie sie an: „Mademoiselle" und „Sie" verkünden Sie ihr das Urtheil: sei es Ruthe oder Ohrfeige, vor der Execution; sparen Sie überhaupt keine Ceremonieen und geben Sie Acht, durch einen Blick

werden Sie Ihre Elevinnen beherrſchen, und Ihre Autorität währt bis zum Hochzeitstage, wo Sie ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, zu emancipiren haben, indem Sie feierlichſt und mit Freudenthränen erklären, aus Ihrer Schülerin ſei nunmehr eine Freundin geworden: Ja! Ihre eigne Schülerin wird Ihnen mit dieſen Geſinnungen halbwegs entgegen kommen, denn nichts ſchmeichelt mehr als eine zarte Behandlung des Ehrgefühls, nirgends gehorcht man williger, als wo man dieſe Schonung vorausſetzt.

Die Früchte einer ſo ſegensreichen Erziehung werden nicht ausbleiben! Denn eine Dame, ſei ſie verheirathet oder unverheirathet, kann ſich leicht blamiren, z. B. ihr Liebhaber iſt indiskret oder ihr Mann — — nur — u. ſ. w. Ich habe Frauen gekannt, die gut genug erzogen waren, aber im erſten kritiſchen Falle ließ die Erziehung ſie im Stiche und ſie hatten nicht den Muth, ſich vor Leuten ſehen zu laſſen, begingen ſogar die Thorheit, ſich aufs Land oder in die Einſamkeit zurückzuziehen wo ihre Erzie-

Rang und Bildung ihnen ganz überflüssig, ja, lästig werden mußte. Hier aber erst wird Ihre Elevin ihre Erziehung bewähren, und ist ihre Schande Stadtgespräch, so wird sie auf ihr Recht bauen, daß ihre Privatangelegenheiten keinen Dritten kümmern, und denjenigen, der sie darin verletzt, durch einen Blick darthun daß er ein ungebildeter Mensch sei. Stolz wird sie auf die ehrlichen Weiber ohne Rang und Bildung herabsehen, denn diese können sich nicht blamiren, man übersieht sie. Sie wird darauf bauen, daß man ihr nichts beweisen kann, denn Niemand wird sich mit dem Beweis befassen wollen, und so mit dreister Stirn der unverständigen Menge Hohn sprechen, welche nur nach dem Scheine urtheilt.

Sie fragen vielleicht, wie ich zu all der Weisheit komme — die Quelle derselben füge ich meinem Schreiben bei. Möge sie Ihnen die Theorie bestätigen, welche ich mit wenigen Worten Ihnen angedeutet.

Mein Vater — erzählte mein junger Freund, bevor er mir nachstehende Briefe mittheilte — sparte nichts an meiner Erziehung; ich besuchte die Hochschule und hatte Privatlehrer in Sprachen, Zeichnen, Tanzen und der Musik; ich war ein Schüler, wie ihn der Lehrer sich wünschen mag, nicht etwa weil ich leicht begriff, sondern weil es stets etwas an mir zu ermahnen, bessern und zu unterweisen gab. Ich scheute mich selbst zu denken, hatte auch zu viel Lehrer, die doch nicht umsonst bezahlt werden durften; sagte aber einer von ihnen, was ich Ähnliches schon gedacht, so war ich überzeugt, daß doch einmal etwas aus mir

[illegible] würde, obgleich meine Eltern mir täglich das Gegentheil sagten. Auch meine Lehrer nannten mich Schlingel, Dummkopf, Tölpel, [illegible] sie sonst auch meine Anlagen und Fortschritte lobten, und ich glaubte ihnen Alles auf's Wort. Überhaupt verehrte ich alle erwachsenen Personen grenzenlos, und Gott weiß es, wie oft ich das kahle Haupt meines Schulrectors, eines berühmten Lateiners, bewundrungsvoll angestaunt und an die Unsterblichkeit der Gedanken gedacht, die diese weite Kugel beherbergte. Es waren Augenblicke, wo mich glaubte, dies Haupt vor Gelehrsamkeit heiß dampfen zu sehen, und dann wäre mir, als hätte noch kein Maler, kein Christ an einen Heiligenschein gedacht, und ich hätte ihn in diesem sublimen Dunst recht rationell erfunden. — War's ein Wunder, daß, so oft mich dieser Mann etwas fragte, ich ihm die Antwort schuldig blieb? ich dünkte mich nicht würdig, daß er Zeit und Athem an mir wagte; wollte ich mich aber zusammen

nehmen, so vergaß ich aus Übereilung und Angst seine Frage. Er selbst hatte Mitleid mit meiner Befangenheit oder Zerstreuung, aber was half's? er konnte nicht immer schonen, und deshalb saß ich in allen Klassen unten an; dann konnte ich wenigstens ungestraft schweigen, bisweilen weinte ich auch, doch nur selten. Alle Sonnabend mußten wir eine kleine deutsche Ausarbeitung überreichen; wer sie nicht brachte, wurde Nachmittags ins Correctionszimmer gesperrt: was ich aber niederschrieb, dünkte mich beim Durchlesen abgeschmackt und erbärmlich, und weil ich stets wieder von vorn anfing, konnte ich nie fertig werden. Zuletzt gewöhnte ich mich auch an das Correctionszimmer, und meine Privatstunden Sonnabend Nachmittags wurden abgeändert. Am meisten fürchtete ich mich indeß vor dem monatlichen Actus, er ward öffentlich gehalten, und der dritte Theil der Schüler jeglicher Klasse mußte griechische, lateinische, französische, oder deutsche Gedichte her-

sagen. Hatte ich auch noch so gut gelernt und sollte vor den anwesenden Eltern, Lehrern und Schulkameraden die Bühne betreten, so befiel mich ein Zittern, ein Flor deckte mein Auge, ich verlor Gedächtniß und Stimme und wurde ausgelacht. Der Einhelfer überschrie das jubelnde Gelächter, nur ich hörte ihn nicht und mußte mit Schimpf und Schande abtreten, natürlich weinte ich, denn es war die letzte Zuflucht einen einigermaßen anständigen Schluß in diese peinliche Situation zu bringen. Als dieser Auftritt sich erst zweimal wiederholt, freuten sich meine Schulkameraden von Vierteljahr zu Vierteljahr im Vorhinein darauf, daheim erzählten sie ihren Eltern, daß ich declamiren würde, und nun strömte Alles herbei, wie zu einem Volksfeste. Galt es nun zu erscheinen, — ja ehe mein Vordermann noch die Bühne verlassen, erhob sich ein Zischeln und Flüstern, das sich bei meinem Anblick in ein lautes Gelächter auflöste. Meine Eltern wollten mich vom Actus dispensiren

lassen, aber das lief wider alle Schuldisciplin; es mußte ein anderes Mittel ausgefunden werden, und so bekam ich Declamationsunterricht bei einem Schauspieler unsers Stadttheaters; wirklich lernte ich bald ein Gedicht mit Gefühl und sauber vortragen. Mein Lehrer rühmte mich, man sprach schon in der Stadt, daß ich alle meine Schulkameraden übertreffen würde, es kam endlich so weit, und der Saal war voller, als je. Diesmal zischelte und flüsterte man nicht, vielmehr herrschte lautlose, gespannte Erwartung. Ich erstieg die Stufen zur Bühne mit Anstand, auch die Verbeugung gelang mir noch, als ich aber zu reden beginnen wollte, fehlte mir wieder Gedächtniß und Athem, vor Angst fing ich still an zu weinen, und mein betrübtes Gesicht galt für Mimik, man erwartete etwas außerordentlich Rührendes und Fürchterliches. Da entschlüpfte mir endlich ein Jammerlaut, und ein donnerndes, vielleicht auch krachendes Gelächter erfolgte, denn mir war, als

müsse der Saal einstürzen, und vor Angst bewegte ich mich nicht von der Stelle, bis der Director sagte: „Einfaltspinsel, scheere er sich [illegible] — Worte, die mir dennoch wie [illegible] klangen. Versteht sich, daß ich in [illegible] Schule und zu Hause bestraft wurde; am [illegible]endsten aber benahm sich mein Declä[illegible] er schrieb meinem Vater einen [illegible] Brief, worin er behauptete, es sei eine Kabale gewesen, ihn um seinen Ruf zu bringen, mit höhnischem Triumphe fügte er hinzu, daß er am selben Abend herausgerufen worden, und in einer Nachschrift verfluchte er den Schritt, den er wieder über unsere Schwelle setzen würde.

Auch wenn meine Eltern Gäste hatten, und ich sollte Violine spielen, ging es nicht besser; entweder mein rechter Arm zitterte, oder ich übernahm mich in Kraft und Gefühl und warf um, so zu sagen. Dann weinte ich, ward ausgescholten und bekam auch wohl

Schläge. Beſſer ging es mit den Zeichnungen, denn hier galt es nur das Vorzeigen. Da führte aber mein Unſtern den Onkel Holm aus **rode nach **feld. Er brachte ſeine Tochter mit, ein Mädchen in meinem Alter. Es fehlt überhaupt nicht an Originalen in meiner Familie, und Onkel Holm hält ſich für den größten Grobian ſeiner Zeit. Couſine Malvine zeichnete auch, weil aber meine Zeichnungen und ſelbſt die illuminirten Püppchen, die ich zum Spielen verfertigte, correcter und ſauberer ausſahen, als was ſeine Tochter irgend leiſtete, behauptete er ſteif und feſt, mein Lehrer mache das Alles, um meine Eltern damit zu hintergehen. Onkel Holm hat eine merkwürdige Art zu ſtreiten, gegen die ſich mit Worten nichts ausrichten läßt; ich wurde alſo gerufen und mein Vater zeigte mir einen holländiſchen Ducaten und verſprach ihn mir, wenn ich den Onkel, wie er da vor mir ſtände, abzeichnete. Ich bat den Onkel Holm, ſich ſtill auf einen Stuhl hinzuſetzen.

[illegible] hat er mit den Worten: „Na kritzle zu!“ Er saß aber nicht still, sondern lachte, schnitt [illegible] und fluchte, und ich verdarb ein [illegible] Bein nach dem andern. Endlich [illegible] es ihm doch zu lange, er sprang auf und rief überlaut: „Mordelement, bin ich denn so mehrenblau angelaufen, daß ich, vor lauter Bohnenstroh keinen Dreschflegel rieche? muß ich alter Kerl stundenlang dasitzen wie ein Pappstoffel und habe nicht einmal einen Gotteslohn davon?“ Es war ein tragischer Auftritt, mein Vater drohte mir verstohlen mit der Faust, meine Mutter weinte, ich glaube heftiger, wie ich. — Auch ein Ball wurde zu Ehren der Fremden gegeben, und ich sollte zeigen, daß ich tanzen gelernt, und mit der Cousine den Ball eröffnen. — Die Musik begann, die Paare standen in festlicher Erwartung, und man winkte mir anzufangen. Mich überlief ein kalter Schauer nach dem andern, die Knier zitterten mir, aber ich mußte beginnen und fehlte gleich den ersten Takt.

Mein gutmüthiges Cousinchen that Alles, mir zu helfen, aber ich war zu sehr gewohnt mich fallen zu lassen, vielleicht auch verdroß mich, zu allen diesen Kunststückchen gezwungen zu werden, kurz ich blieb mitten im Saal stehen und fing bitterlich an zu weinen, bis mein Vater zornig und beschämt mich auf die Seite gehen hieß. Ein junger Commis übernahm mein Ehrenamt bei Wienchen, und mein Onkel um mich zu trösten raunte mir zu: „Was nützt Dir auch das Rutschen und Scharren, Du willst ja kein Hahn werden, der auf dem Mist scharrt.“

Mein Onkel reiste ab, und wenigstens so viel hatte seine Grobheit gewirkt, daß meine Eltern, des Scheltens und Strafens müde, auf andere Mittel, meine Blödigkeit abzustellen, dachten. „Der Junge, sagte mein Vater, ist nicht böswillig und kann und weiß so mancherlei, aber im Ganzen hat er keine Erziehung, das macht er ist Stundenweise erzo-

Senator Sömmerich's Kinder können nicht so viel, wie unser Heinrich, und sind doch besser erzogen, das macht, sie haben einen Scepter, den können wir unserm einzigen Kinde auch halten, und im Grunde hat es mich schon lange verdrossen, daß Senator Sömmerich's Kinder vor meinem Heinrich etwas voraus haben; ich werde mich also nach einem feinen, gebildeten Mann umsehen, mit dem ich die ganze Erziehung Alles in Allem vertraue, so daß er für Risico steht; wie er fertig wird, ist seine Sache."

Es gab aber in ganz ** selde keinen wohlerzogenen, feinern Mann, als einen gewissen Hofmeister Braun oder von Braun, wie man ihn gewöhnlich nannte. Mit ihm verabredete mein Vater meine Erziehung per aversionem, und die Wahl konnte keine glücklichere sein. Er war ein schöner, lieber Mann, der auch keinen Spaß verstand. Er lehrte mich reiten, exerciren und fechten auf Stoß

und Hieb. Wollte ich zerstreut sein, so gab es derbe Stöße, oder das Pferd wurde gepeitscht, und ich bekam aus Versehen das Meiste ab, oder das Gewehr wurde mir gegen Kopf und Schulter gestoßen, daß mir die Thränen in die Augen traten; wollte ich aber weinen, so ging mir's noch schlimmer, und obendrein verklagte mich der Rittmeister bei meinen Eltern als ein feiges, furchtsames Knäblein, das sich nicht traue, etwas fest anzugreifen. — Aber ich machte Fortschritte, das Pferd wurde weniger gepeitscht, das Rappier meines Lehrers hörte auf mir furchtbar zu sein; auch mein Anstand besserte sich, ich gewann ein gesundes, blühendes Aussehen und fing an mir selbst zu gefallen. In den Lehrstunden wetteiferte ich mit meinen Schulkameraden, bei meinen Ausarbeitungen half mir der Rittmeister, und wer noch wagte, mich einen Dümmling, Einfaltspinsel u. dergl. zu nennen, wurde wacker zerbläut, denn ich konnte fechten, traf gut und mir war nicht

[illegible] Ich spielte jetzt auch vor [illegible] sonst es meine Eltern begehrten. [illegible] ist musikalisch im Felde, man fand [illegible], auch ich wurde zu den vor- [illegible] Musikperihixen eingeladen. Einmal [illegible] ich mich sogar in einem öffentlichen Con- [illegible] und gefiel. Meine Eltern waren [illegible] vor Entzücken, sie sagten es mir [illegible], daß ich ihnen Ehre gemacht, und mein Wärtmeister, der Urheber meiner glänzen- den Metamorphose, erhielt eine kostbare Uhr zum Geschenk. So hatte ich Muth und Ehr- gefühl bekommen, ohne selbst zu wissen wie, zugleich aber hatte mich mein Präceptor eitel gemacht, so eitel, wie er selbst war. Ich nahm es übel, wenn man in einer musikali- schen Gesellschaft mich nicht aufforderte ein Solo zu spielen, und auf Bällen schätzte ich mich glücklich, der erste Tänzer zu sein und die vornehmsten schönsten Damen aufzufordern. Erregte ich gar Aufmerksamkeit, so konnte ich förmlich triumphiren, und ich fragte mich

selbst: Bin ich denn wirklich der ehemalige dumme Junge von **felde?

Der Beifall einer Gesellschaft galt mir als das höchste Glück, und mein Wohl und Wehe lag in der Meinung der Welt vor mir. Ein allgemein herrschendes Vorurtheil ist jedoch schwer zu beseitigen, und was ich leistete, betrachtete man immer noch aus dem alten Gesichtspunkte. Einige meinten, es sei gut, daß ich mich auf schöne Künste gelegt, denn etwas Ordentliches könne doch nicht aus mir werden; brachten die enormen Kosten des Unterrichts in Anschlag, und zum Unglück ließ man mich merken, wie man von mir dachte. Ich war damals Primaner, der sich halbweg schon Student dünkt. Dummer Junge ist ein Tusch, das fühlt der eifrigste Bursche nicht lebhafter, wie ich damals, und dieses akademische Gefühl steigerte sich bei mir zu einer Idiosynkrasie. Ich konnte die Worte „albern, verrückt, dumm" nicht mehr

hätte, ohne daß das Blut mir in die Wangen schoß, galten sie gleich einem Anderen, denn in der Familie des Gehenkten soll man nicht vom Stricke reden, und fast in jeder Gesellschaft mußte ich mir Complimente gefallen lassen wie: „Von Ihnen hätte ich das nicht erwartet:“ „Das ist alles Möglichste in Betracht ihrer Person“ oder, was mir das Schrecklichste war: „Sie sind nicht so dumm wie sie aussehen.“ Bei solchen Gelegenheiten versäumte ich fast nie, die Leute in ihrer vorgefaßten Meinung zu bestärken.

Unter diesen Umständen behagte mir am Besten der Umgang mit den Officieren der Garnison. Mein Rittmeister lebte in guter Kameradschaft mit ihnen, wir ritten, fochten und gingen spazieren, und diese trefflichen jungen Leute ließen sich herab, mich als ihres Gleichen zu betrachten. Beim Fechten freilich hatte ich einen übermäßigen Respect vor den Uniformen und wagte nicht eher darauf los

zuschlagen, als bis ein tüchtiger Hieb mich zur Verzweiflung brachte. Auch Kaffeehäuser und Vergnügungsörter besuchten wir, und mein Rittmeister kargte so wenig wie die übrigen Offiziere, zumal er, was darauf ging, meinen Vater anrechnete. Daher berücksichtigte man auch stets meine Gegenwart, und wo das Gespräch unziemlich und ausgelassen zu werden drohte, wußte mein Rittmeister es zur rechten Zeit zu hemmen; er war der Mann dazu.

Ich hatte mein zwanzigstes Jahr erreicht, und meine Erziehung sollte für vollendet angesehen werden. Mein Rittmeister sprach schon vom letzten Handanlegen und erachtete für rathsam, mit mir auf Reisen zu gehen; bei diesem vornehmen Ausdruck hatte er aber nur im Sinn, seine Anverwandte in **rode, seinem Geburtsorte, zu besuchen, und außer meinem groben Onkel hatte ich auch einen feinen Onkel oder Vetter dort, Namens Bür-

[illegible] hatte dort ein groſſes Rittergut, [illegible], gekauft, wie boshafte Leute ſagten, dem Namen zu Liebe; in der That aber [illegible] Namen, oder eine Sylbe davon geopfert. Er nannte ſich jetzt [illegible] auf Würgsleben und ſpielte den Landedelmann.

Es wurden große Anſtalten getroffen. Ich wurde völlig neu gekleidet, bekam die feinſte Wäſche, Pretioſen und was zur Toilette eines reichen jungen Mannes gehört, zwei Koffer — die Felleiſen, Reiſetaſchen, Hutſchachteln ungerechnet — wurden vollgepackt, denn ich nahm Habe und Gut, Inſtrumente, Kappiere, Zeichenmaterialien, Muſikalien, Bücher, Alles mit, als ſei in **rode für Geld nichts zu haben. Auch für Tante und Couſine wurden koſtbare Zeuge eingepackt, obſchon Onkel Holm Alles eben ſo gut fabricirte, wie mein Vater.

Endlich ging die Poſt ab. Mein Präceptor ſaß ſchon im Wagen, aber mein Va-

ter gab mir noch gute Lehren, und meine Mutter schärfte mir ein, wie Alles darauf ankäme, meinen Eltern Ehre zu machen. Der Postillon blies; noch einmal schlossen mich meine Eltern unter Thränen und Segenswünschen in die Arme. Ich kann indeß nicht sagen, daß dieser Abschied mich sonderlich angriff.

Heinrich an seine Eltern.

—rode, am . . .

Beste Eltern!

Gestern Nachmittag langten wir bei sehr regnigem Wetter in —rode an. Auf der letzten Station hatten wir Extrapost genommen, wir bekamen aber nur eine zweisitzige Chaise, und es hielt schwer, alle unsere Koffer und Sachen drin und drauf zu befestigen; der Wagen gewann durch das Gepäcke ein recht närrisches Ansehn; wir saßen unbequem, und der Postillon und die vier Pferde hatten auch

Herr Koch. Ich begriff Anfangs nicht, warum wir die ordinaire Post nicht behalten, der Rittmeister aber belehrte mich, daß Alles Euch zu Ehren geschähe, und er hatte Recht, denn wir in —rode anlangten, waren alle Fenster voller Menschen, die uns neugierig betrachteten und so zu sagen, aus unserem Gepäcke herausſuchten. Das gefiel mir sehr.

Wir stiegen im ersten Gasthofe ab und bekamen die besten Zimmer darin, die aber gegen die unsrigen zu —feld gewöhnlich, klein und niedrig sind. Vor der Hand bleiben wir im Gasthof Euch zu Ehren. Überhaupt gingen jetzt die Beschwerden unsrer Reise an, von denen ich unterwegs nichts gespürt, denn wir packten aus. — Der gute Herr Rittmeister gab mir treffliche Lehren über Ein- und Auspacken, und wie man sich behilft und mit Geschick und Geschmack jede Localität benutzt. Ich begriff ihn vollkommen, nur ist Begreifen und Ausüben zweierlei. Der Mann

muß viel Geduld mit mir haben. Abends speisten wir en Table d'hôte. Ihr könnt leicht denken, wie groß meine Freude darüber war, da ich noch nie en Table d'hôte gegessen habe und höchstens à la carte, was dagegen gar nichts ist, denn an einer Table d'hôte geht es zu wie bei einem Feste. Ein langer, großer, schöngedeckter Tisch glänzte von silbernen Armleuchtern, auf denen Wachslichte brannten, alle Gäste rings herum waren heiter, freundlich und gesprächig, alle kannten den Onkel Holm und wußten allerlei Anekdoten von seiner Grobheit zu erzählen; wie gern hätte ich gesagt, daß ich sein Neffe bin. Was mir sehr gefällt, ist, daß jeder Gast einer Table d'hôte Wein trinken muß, wenigstens eine halbe Flasche. Ich bekam auch eine vor mein Couvert, wovon aber der Herr Rittmeister aus Besorgniß das Meiste trank. Seid also meinethalb nicht ängstlich, die Table d'hôte ist mir sehr gut bekommen.

Gestern früh machten wir Toilette, ich [illegible] meine schönen neuen Kleider an und freute mich [illegible]. Der Herr Rittmeister hat mich [illegible] half mir wie ein Kammerdiener, [illegible] machte ihm nichts geschickt und [illegible] gewiß.

Unsere erste Visite war bei dem Bruder des Herrn Rittmeisters, Herrn Braun, einem reichen Gewürzkrämer. Beste Eltern, was sind das für herrliche Menschen! Seine Brüder, Schwestern und Schwägerinnen, Alle kommen herbei uns zu bewillkommnen und alle anständige Gastfreundschaft anzubieten. Sie behielten uns gleich den ganzen Tag da. Jedesmal, so oft ein neuer Gast eintrat, und ich vorgestellt wurde, leuchteten die Augen meines guten Herrn Rittmeisters vor Stolz, und wenn man mir ein Kompliment machte, freute er sich, als sei es ihm widerfahren. Ihn bewunderte man nicht minder, seine Uniform, seine Orden, sein hübsches Aussehn,

denn hier freuen sich die Menschen, wenn sie einander etwas Angenehmes sagen, oder einen Dienst erweisen können.

Seine Nichten kamen zum Kaffee; sie sind liebenswürdig und zuvorkommend und machten mir so viel Komplimente, daß ich keine Gelegenheit fand ihnen wieder Artigkeiten zu sagen. Nur schwatzen sie Alle sehr unüberlegt. So z. B. fragte eine nach der andern, wie es mir in —rode gefalle? Was weiß ich von —rode, außer daß ich hier gefalle. Dergleichen sollte ich in —felde einmal fragen, denn, beste Eltern, es thut mir leid, Euch gestehen zu müssen, wie man immer noch ein abscheuliches Vorurtheil gegen mich hegt, und welch' einen häßlichen Spitznamen man mir giebt. Wie also jede dieselbe Frage wiederholte, sagte ich endlich: „Die Damen überaus" und erschrack, denn ich glaubte etwas Unziemliches gesagt zu haben. So nahm es das schöne Mädchen nicht auf, dem meine

[illegible] gelbe Lorchen Braun, eine hohe, schlanke lichtblonde Dame mit rothen Wangen, nur im Profil ist ihre Nase zu lang. Sie meinte, da würden mir meine Cousinen [illegible] dermaß seien die hübschesten Mädchen weit und breit; besonders Cousine Winchen lobte sie als eine sehr vollkommene Dame.

„Linchen ist doch hübscher", meinte Mamsel Nikow, ein kleines Mädchen von etwa zwölf Jahren, die Blonde aber sagte: „Das ist Geschmackssache, und es ist Schade um das liebe Kind, denn" — sie deutete auf die Stirn.

„Verrückt?" fragte ich erschrocken, denn ich liebe solche Pantomimen und Worte nicht.

„Nein! so arg ist es nicht, etwas confus, übergeschnappt, oder dumm, mich so auszudrücken."

Das, deße Eltern, erschütterte mich dermaßen, daß die kleine Nikow meine Verlegen-

heit merkte. „Pfui Lorchen,“ rief sie, wie kannst Du das dem Herrn von seiner eignen Cousine ins Gesicht sagen. Glauben Sie es nicht, Herr Wolters, sie ist ein wenig lebhaft, das ist Alles, seitdem aber Demoiselle Holm sich ihrer angenommen und ihr ein wenig Erziehung gegeben, ist ihr nichts anzumerken. Übrigens heirathet sie einen reichen Engländer, der auch seinen Spleen hat, und Reichthum und Spleen entschuldigen Alles.

Ernsthaft, beste Eltern, mir graut heute, zu Bürg und Holm zu gehen. Unter Linchen denke ich mir einen weiblichen Rittmeister, und bei Linchen fällt mir mein eigner Spitzname ein. Ich bin nicht so glücklich mit meinen Verwandten, wie der Herr Rittmeister.

Ich hatte den Muth zu fragen. „Worin besteht denn eigentlich Linchens Dummheit?“

„Sie glaubt Alles, was in Büchern steht, in Romanen nämlich,“ sagte Lorchen,

und ich zwang mich laut aufzulachen, denn dergleichen kann man mir in — selbe nicht nachsagen.

„Auch Geld kennt sie nicht, fuhr die frische Blondine fort, und einmal hat sie sogar Schulden gemacht. Als der arme Rentier hier gepfändet werden sollte, leistete sie im Namen ihres Vaters Caution für ihn. Der Executor nahm die Bürgschaft an, worüber ihm der Bürgermeister eine Nase gab, und ihr Vater mußte Alles zahlen, um seine Tochter nicht zu blamiren.“

Ich verstand dieß nicht und fragte: „Giebt es hier arme Rentiers, die sich pfänden lassen?“

„Siehst Du Lorchen! rief die kleine Mirtow, Du sprichst auch mitunter, als wärst Du nicht recht gescheut.“

Nun ward die hohe Blondine feuerroth und erklärte mir, der arme Rentier sei der ärmste Mann in ganz — rode und heiße Renn-

thier, daher die Benennung. Dieſer Rennthier war früher Opernſänger, dann ward er Stadtmuſikus allhier, jetzt ſpielt er in Bauernſchenken zum Tanze. Seine Unmäßigkeit im Trinken ſoll ihn ſo weit heruntergebracht haben. Lindchen aber protegirt ihn und zieht ihn ſelbſt zu Geſellſchaften. Sie ſoll ihm ſo zugethan ſein, daß ihr Bräutigam, von dem ſie nicht viel wiſſen will, auf ihn eiferſüchtig ſein könnte. Das iſt doch ächte !!

Gegen Abend gingen wir ſpaziren. Ach, liebe Eltern, wie ſchön iſt es hier! mich dünkt die Sonne ſcheint heller, wie in — ſelde. Die Menſchen verdienen es aber; welche Mühe geben ſie ſich mich zu unterhalten; gewiß die Menſchen ſind hier beſſer, wie in ſelde, Ihr ausgenommen, denn wodurch habe ich verdient, daß Ihr mir ſo viel Liebe und Güte erweiſt und keine Mühe und Koſten erſpart mich glücklich zu machen! — Doch ich will ſchließen. Wundert Ihr Euch denn gar nicht, daß Ihr

einen so langen Brief von mir erhaltet, von mir, der nie einen deutschen Aufsatz zu Stande brachte. Beste Eltern, wenn Euch dies Freude macht, so schreibt es mir doch. Ja! die Liebe hat ihren Nutzen! Ach welche Freude, wenn vollkommen gebildet und wohlerzogen Euch heimkehrend in die Arme sinkt

Euer Sohn

Heinrich.

Rittmeister Braun an Herrn Wolters.

— rode . . .

P P.

Unsere glückliche Reise und Ankunft wird Ihnen Heinrich gemeldet haben. Ich habe seinen Brief nicht gelesen. Ein Sohn hat seinen Eltern Allerlei zu sagen, was einen Dritten nicht kümmert. Ihre Anverwandten

beſuchen wir erſt heut. Nach funfzehnjähriger Abweſenheit trieb es mich, die Meinigen zu ſehen. Man übt die Gaſtfreundſchaft etwas zudringlich in einer kleinen Stadt, und als wir erſt bei meinem Bruder waren, ließ man uns nicht wieder fort.

Es iſt ein mehr wehmüthiges, als freudiges Gefühl, ſeine Heimath nach ſo langer Zeit wiederzuſehen. Die Kinder ſind herangewachſen und machen uns den Rang ſtreitig. Meine Brüder und Schweſtern ſind verheirathet, haben erwachſene Kinder, ihre Töchter ſind zum Theil ſchon wieder Mütter, und der Bruder iſt allen ein Fremdling. Nichts findet man, wie es war, nicht einmal ſich ſelbſt. Ich bin nun fünf und dreißig Jahr, ſtehe einſam in der Welt, was wird meine Zukunft ſein? Um ſo mehr Freude macht mir mein Heinrich, ja mein Heinrich, denn er gehört mir auch, und ich danke dem Schöpfer, der meine Mühe und Sorgfalt geſegnet,

daß er unter meiner Leitung sich so herrlich entwickelt hat. Meine Anverwandte finden ihn sehr liebenswürdig, und meinen Nichten hat er die Köpfe verrückt. Was wohl Herr Holm jetzt zu ihm sagen wird? Herr Holm ist hier sehr angesehen und beliebt. Auch rühmt alle Welt seine Tochter Malwina. So oft ich davon höre, denke ich an meinen Heinrich. Denn gesetzt, daß Fräulein Malwine so schön und liebenswürdig ist, wie der Ruf sie schildert, da Herr Holm ihr 50,000 baare Thaler zur Aussteuer bestimmt, sehe ich nicht ein, weshalb sie nicht eine Partie für unsern Heinrich sein sollte. Hier legt alle Welt unserer Reise diesen Zweck unter, und alle meine Gegenversicherungen helfen nichts. Herr Holm könnte auch leicht auf den Gedanken kommen. Man sagt zwar, er wolle hoch hinaus mit seiner Tochter, und kein Freier sei ihm vornehm und reich genug. Was er aber wohl an Heinrich auszusetzen findet? Ist er auch nicht adlich geboren, so sieht er doch aus, wie

seiner Leute Kind. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Verzeihen Sie diese Träume der Liebe zu meinem Heinrich.

Ihr u. s. w.

Heinrich an seine Eltern.

— rebi . . .

„Der ist dumm, jener ist klug," das ist das ewige Gespräch hier, schon zwei Tage lang habe ich nichts Anderes gehört. In — felde für einen — — zu gelten, ist schon abscheulich; in —rode muß es zum Rasendwerden sein. Wie bedaure ich die arme Malwine!

Beste Eltern, wenn ich Euch gestern schrieb, daß Linchen — ist, so war dies ein Irrthum, denn unmöglich kann ich die Namen Linchen und Winchen verhört haben, aber die schalkhaften Mädchen haben mich zum Besten gehabt, welches ich gar nicht schön finde.

Onkel Bürg können wir stolz sein. Dein Buch, deine Eltern, sein Haus auf dem Markte liegt wie ein Schloß von allen Seiten frei, es hat eine Auffahrt mit einem eisernen Geländer und vier Laternen, und wie wir hinauf gingen, standen die Leute still und sahen uns nach. Onkel Bürg hält sich äußerst grade, seine Gesichtsfarbe ist frisch, und sein graues Haar fein gelockt. Er trägt ein Jagdkleid und Spornstiefel, was ihm ein sehr vornehmes Ansehn giebt. Nachdem er mich umarmt und bewillkommt, fragte er mich, ob ich Französisch spräche, und als ich es bejahete, ob ich ein Freund der Jagd sei. Ich antwortete ihm, daß ich noch im Leben keine Flinte losgeschossen. Da wandte er sich an Herrn Rittmeister: „Aimez-vous la chasse?“ — „A la folie,“ entgegnete dieser, und beide begannen ein Weidmannsgespräch, was mich wenig erbaute. Indem öffnete sich die Thüre, und eine leichte, lichte Gestalt stand darin, schloß sie aber hastig wieder, als sie uns ge-

wahrte. „Linchen, Linchen!“ rief der Onkel, aber umsonst, er mußte aufstehen und sie holen. Sie trat ein, flüsterte ihrem Vater etwas ins Ohr, und dieser antwortete eben so. Wahrscheinlich erkundigte sie sich, wie sie uns zu begrüßen habe, denn jetzt schritt sie erst auf den Herrn Rittmeister zu, verneigte sich leicht und zierlich und hieß ihn willkommen, dann wandte sie sich zu mir und, liebe Eltern, die Mädchen hier sind sehr schön, aber gegen Cousine Linchen kommt keine, von solchen durchsichtigen klaren blauen Augen habe ich bisher keinen Begriff gehabt, auch nicht von solch einem Lächeln.

Ihr ganzes Wesen verklärte sich darin, als sie mich so anlächelte und sprach: „Das ist schön, Herr Vetter, daß Sie uns besuchen, denn hier erlebt man sehr wenig.“

Ich verstand die Anrede nicht und fragte, was sie mit dem „Erlebt“ meine.

Da erröthete sie ein wenig, drohte mit dem zierlichen Finger und sagte: „Man fragt nie, wie etwas gemeint sei, denn Personen, die ihre fünf Sinne beisammen haben, wissen recht gut, was sie reden.“

Die Zurechtweisung verdroß mich nicht im Mindesten, im Gegentheil, der herzliche Silberton entzückte mich. Ach wie gern ließ ich mich von Linchen erziehen! Da sie Winchen so gut erzogen, wie viel könnte ich nicht auch von ihr profitiren.

„Herr Rittmeister, fuhr sie fort, ich habe sie Vorgestern ankommen sehen und herzlich gelacht; hat man in —felde keine bessern Wagen?“

„Gnädiges Fräulein, sagte Herr Rittmeister, denn so nennt man sie hier, der Wagen ist von der letzten Station, kein eigener.

„Ach, da sind sie wohl sehr lange unterwegs gewesen?“

„Zweimal vier und zwanzig Stunden.“

„So lange dauert ja das Auf- und Abpacken ſo vieler Koffer und Felleiſen.“

Sie hatte Recht; zwei Stunden gingen mit dem Aufpacken hin; rechnet man das Abpacken auf eben ſo viel, ſo wären wir immer noch unterwegs. Herr Rittmeiſter ſprach von der Geſchicklichkeit der Poſtknechte und dergleichen; aber in Verlegenheit war er doch und hat es mir ſelbſt geſtanden. Mich verdroß nur, daß er Linchen eine „pfiffige Kröte“ nannte: er hätte ſich immer eines andern Ausdrucks bedienen können, um ihrem durchdringenden Verſtande Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; dergleichen litt er früher nicht von ſeinen Kameraden. Aber ſeht Ihrs, beſte Eltern, meine neuen Bekannten gefallen mir ſchon beſſer, als meine alten, nur Euch nehme ich aus. Womit habe ich es verdient, ſo glücklich zu ſein, ſo gute Eltern zu haben, ſolche noble Verwandte und eine ſo reizende Couſine.

Mit Onkel Holm bin ich nicht so zufrieden. Wir wurden nicht, wie bei Onkel Burg auf Bürgsleben, angemeldet, sondern grade zu ins Comptoir gewiesen, wo Onkel mit einem Kunden zankte und schrie: „Siebzehn und ein halb, und damit Punktum.“ — Es folgte einer seiner Lieblingsausdrücke, die sich mit der Feder nicht wiedergeben lassen; er drehte dem Kunden seinen Rücken zu, ging auf mich los und fragte mich barsch: „Auch ein Musterreuter! meinetwegen hätten Sie nicht nöthig gehabt, solche Toilette zu machen.“ Ich gab den Brief des lieben Vaters ab. „Sapperment, rief Onkel, da er einen flüchtigen Blick hineingeworfen, mein dummer Neffe! na bist du immer noch so dumm, daß sich gar nichts mit dir machen läßt, da wirst du hier Aufsehn machen, denn die Dummheit ist hier rar, die Schlinzel da (er meinte seine Comptoiristen) sind so halb klug und halbdumm, daß man nichts wie Verdruß davon hat.“ Nun hatte ich die Dummheit satt,

und wenn das gar in —rode auch ein Stadtvorurtheil würde! — „Nein Onkel, sagte ich, ich habe mich jetzt auf die Grobheit gelegt und du bist auch nicht mehr der Alte, ich wollte den Grobian besuchen und treffe nur einen Dummerjahn! Der Rittmeister meinte, ich sei zum erstenmal in meinem Leben witzig gewesen. Wenn das ist, so hat mich Linchen mit ihrem Verstande angesteckt, denn ich sage Euch, wenn sie lächelt, so geht Einem ein Licht auf. Ihr habt sie aber nicht lächeln gesehn und werdet mir nicht glauben. Überhaupt fürchte ich, daß dieser Brief Euch nicht so gut, wie der gestrige, gefallen wird, aber ich muß Alles aufschreiben, was mir einfällt, und Ihr nehmt schon vorlieb, da es mir ganz was Neues ist, meine Gedanken aufzuzeichnen. Von Linchen habe ich aber noch sehr viel zu sagen, denn ihre Gestalt hat all mein Kunstinteresse rege gemacht.

Ich war wirklich böse, nicht so Onkel; er schloß mich an die Brust und sagte:

„Wenn die dummen von — selbe sind, so bitte ich mir die Klugen aus?" „Was ist Er für eine Sorte?" fragte er Herrn Rittmeister, der stolz erwiederte.

„Ich bin jetzt außer Dienst, da ich aber meinen Abschied als Rittmeister habe, werde ich als Lieutenant nicht so ganz dumm gewesen sein, und jetzt bin ich Erzieher ihres Neffen."

„Herr Rittmeister, ich nehme meine Mütze ab, sagte mein Onkel, ich bin kurzsichtig und der goldnen Schnüre halber auf Ihrer Jacke hielt ich Sie für den Bedienten meines Neffen. Darf ich bitten, wir wollen hinauf gehn zu Frauchen und Tochter, die werden Augen machen über den dummen Vetter." Hiermit ließ er Commis und Kunden stehen; auf der Flur gab er einem Burschen, der einen Ballen zeichnete, eine derbe Ohrfeige und rief: „So habe ich stets alle Hände voll zu thun!" Dann schalt er auf die Musterreuter:

„Mich verdrießt dieſes Zierbengelvolk, es hat nichts wie ſchöne Kleider auf dem Leibe und ſchöne Redensarten im Munde und iſt inwendig und auswendig nackt und erbärmlich.“

Tante Holm iſt ſehr corpulent und eine große Freundin der Natur. Ich glaube, Onkel iſt nur grob, um ſie zu ärgern, denn als ſie von den ſchönen Umgebungen von —rode ſprach, rief er: „Wie kommt dieſe dicke Maſchine zu all den zarten Empfindungen!“ Tante weinte, denn was kann ſie für ihre Corpulenz. Ich hätte dennoch faſt laut gelacht. — Wohl giebt es einen Unterſchied zwiſchen Lachen und Lachen. Linchen z. B., ich habe ſie nur einmal lachen geſehn, ich wollte ſie aber zeichnen und doch wird meine Kunſt an dieſem Lächeln ſcheitern. Es ſind nicht die reizenden Grübchen, die friſchen Lippen und Zähne allein; die Lieder mit langen blonden Wimpern ziehen ſich ſo ſüß zuſammen, daß das Auge einen überirdiſchen Glanz

[illegible] Aber ich will sie dennoch zeichnen, damit Ihr doch auch seht, was Lächeln heißt.

Ja wohl ist Cousine Winchen auch schön, allein es ist Geschmackssache, denn sie hat Anlage zur Corpulenz, wie ihre Mutter. Ihre Kleider aber sitzen reizend, wie unendlich zauberischer ist doch die Tracht der Damen, als die unsrige. Dies habe ich schon oft gedacht und an Winchen recht bestätigt gefunden. Bei Linchen denkt man an keine Kleider, sie scheinen eins mit ihrem Selbst. Ich möchte Linchen wohl einmal herzlich lachen sehn, wie die feinen Gliederchen in den leichten Hüllen da wohl tanzen und sich schütteln mögen. Ach wenn mir doch Jemand den Gefallen thäte und ihr recht viele Possen vormachte!"—

Mit Winchen fühle ich das tiefste Mitleid. Das arme Mädchen, sie ist wirklich —— Sie hat sich auch, um mit Onkel Holm zu reden, recht talpatschig. Sie flog ins Zimmer herein mit den Worten:

„Wo ist der kleine Heinrich?“ Dann blieb sie dicht vor mir stehen und fragte: „Vetter bist du es, oder bist du es nicht?“ — Welcher Unsinn! ob ich es bin, und gar, ob ich es nicht bin! — Dergleichen sollte ich in —felde einmal gewagt haben. Darauf nahm sie mich beim Schopf und küßte mich. „Gefällt sie Dir“, fragte Onkel, „Du kannst sie bekommen, und ich gebe Dir 50,000 Thlr. mit.“ — Nun das gäbe einen schönen Scandal, wenn ich mit der Frau nach —felde käme. Onkel aber machte fast Ernst und fing an mich zu tariren. Was er und die liebe Mutter vom Großvater zu erwarten haben, schätzte er auf 60,000 Thlr., den lieben Vater tarirte er auf 100,000, und das fand ich sehr rücksichtslos in Gegenwart eines Sohnes. Dann fragte er nach der Erbschaft von Tante Grota. Ich sagte ihm: „Sie war nicht so reich, als man dachte, und hat mir, als alleinigem Erben, kaum 5000 Thlr. hinterlassen.“ Herr Rittmeister fügte hinzu:

„baarem Gelde und 20,000 Thlr. in Papieren.“ „Ich frägte ihn nachdem, weßhalb er die Unwahrheit gesagt. Um Euch Ehre zu machen, beste Eltern! das begreife, wer kann.

Den Werth des Geldes kennt Winchen auch nicht, sie hat für Drittehalbtausend Thaler Kupferstiche gekauft, die nicht so viele hundert werth sind: Abdrücke avant la lettre, aber Kopien, das Abendmal von Pavon, den Tod des General Wolf von Falkoison, aufgekratzte Platten von Wille, Dürers große Fortuna, die sehr neu aussieht u. s. w. Als wir den Saal betraten, wo alle diese Raritäten hängen, sagte mir der Herr Rittmeister: Merk auf Heinrich, merk auf! dergleichen bekömmst Du sobald nicht wieder zu sehen.“ Ich schwieg, denn wirklich schämte ich mich meiner Cousine vor dem Rittmeister; aber im Grunde bedaure ich sie.

Beim Onkel Holm ißt man außerordentlich gut, er hält sich einen Koch, der

früher, ich weiß nicht, bei welchem Prinzen gedient hat.

Tante, Winchen und ich sahen die Sonne untergehen, ich fürchte aber, Tante versteht so wenig von der Natur, wie Winchen von Kupferstichen. Um nicht unartig zu sein, mußte ich mit in die Sonne schauen und hatte auf dem Heimwege nichts als farbige Scheiben vor Augen.

Meine Briefe zeige ich dem Rittmeister nicht. Es würde mich stören, weil er gleich merkt, wo ich unverständig, oder unwissend war. Dieß aber ist Euer Fach nicht, darum werdet Ihr's nicht so genau nehmen. Ich schreibe zwar nicht beredtsam und blumenreich, aber doch gewiß recht wahr und lebendig, und es ist ja ein ganz neues Talent. Bitte, liebe Eltern, vergeßt nicht mir zu schreiben, ob meine Briefe Euch Freude machen.

Euer u. s. w.

N.S. Ich erschrecke, wie ich den Brief durchlese, ist von nichts darin die Rede, wie von Dumm und Klug. Das muß hier klimatisch sein.

Rittmeister Braun an Heinrichs Eltern.

Verehrteste!

Meine gestrige Eröffnung habe ich Ihnen bereits heut im Namen des Herrn Holm zu wiederholen. Es geht rasch, denn Herr Holm hält mit der Sprache nicht zurück, und Heinrich kömmt, sieht und siegt. Herr Holm stellte ihm bei unserm gestrigen Besuche seine Tochter vor, mit den ausdrücklichen Worten: „Willst Du sie haben, ich gebe ihr 50,000 Thlr. mit.“ Nachdem hat er mit mir insbesondere gesprochen und mich beauftragt, Ihre Meinung darüber einzuholen. Daß sich die jungen Leute gern sehen, ist keinem Zweifel unterworfen. Fräulein Holm ist in der That

das reizendste Mädchen von der Welt. Mein unschuldiger Heinrich scheint so vieler Schönheit gegenüber ordentlich betäubt. Auch hat er Ursache sich ein wenig zusammen zu nehmen; an Erfahrung und Verstandesausbildung ist ihm seine Cousine allerdings überlegen.

Unser Empfang war indeß nicht allzu freundlich. Sie wissen, wie Herr Holm spricht, und auch, wie ers meint. Deshalb setze ich seine Worte nicht hieher, welches nur zu Mißverständnissen führen könnte. Heinrich begegnete seinen ersten Derbheiten mit so edlem Stolze und so gesundem Witz, daß ich über meinen Schüler erstaunte. Wie er unter meinen Händen wächst, grenzt an Wunder. Daheim lebt er stets in denselben Verhältnissen und Umgebungen, sah stets dieselben Personen, Sitten und Gebräuche und ihm fiel nicht ein, wie Alles auch anders sein könne. Hier lebt er in einer fast fremden Welt, man begegnet ihm anders, er fühlt

sey ein Anderer, die Wirklichkeit reizt seinen Geist, der sich früher nur im Abstracten übte, und er offenbart Witz, Phantasie, Empfindung, alles kraus und lustig durch einander, mitunter läuft auch einige Naivität, und dann ist er gar zum Küssen.

Herr Holm macht hier enorm Geschäfte. Seine Grobheit ist eine Art Politik. Jedermann lacht darüber, und er ist grob gegen Jedermann. Die kleinen Kaufleute freuen sich, dieselbe Behandlung zu genießen, der sich die großen rühmen, und wenn man sich mit seinen Ausdrücken wie mit bon-mots herumträgt, können sie auch mitsprechen. Glauben Sie, das empfiehlt mehr, wie Adressen. An allen Tables d' hôte's ist nur von Herrn Holm die Rede, und ein Reisender, der mit Peter Holm keine Verbindung hat, würde sich schlecht empfehlen. Auch hat er die Concurrenz und kann mehr thun, wie jeder Andre. Er hat mir seine Bücher gezeigt. Ob ich

ein Geschäft beurtheilen kann, wissen Sie. Sollten Sie den Antrag des Herrn Holm genehm finden, so lohnte es sich wahrlich der Mühe, daß Sie, bester Herr Wolters, hieher kämen. Herr Holm hat nicht Ursache, bei solch einer Gelegenheit seine Bücher zu verbergen, denn ich sage Ihnen, die Bücher sind eine wahre Pracht.

Sein Haus ist auf englischem Fuß eingerichtet, nicht imposant, aber solide und patent. Es ist viel, daß ein Kaufmann 50,000 Rthr. aus dem Geschäft giebt. Ich muß Ihnen daher melden, daß Fräulein Malvine für ihr Nadelgeld eine kostbare Sammlung von Kupferstichen gekauft hat, für 2500 Thlr. lauter Abdrücke avant la lettre. Sie können sich denken, wie viel kostbarer eine solche Sammlung ist, wie die Stücke einzeln, und sie hat sie auf einmal erstanden von einem englischen Baronet Sir John Oldstown, der nächstens die Ehre hat, in Ihre Verwandtschaft einzu-

treffen. Er ist Bräutigam des Fräulein Bürg auf Bürgsleben. Was meinen Sie zu einer jungen Dame, die für eine Liebhaberei Dritthalbtausend Thaler von ihrem Nadelgeld auf ein Beett zahlt? — Halten Sie es übrigens nicht für Verschwendung; gute Kupferstiche tragen Zins auf Zins. — Als wir den Speisesaal betraten, wo alle diese Meisterwerke hängen, war Heinrich ganz außer sich vor Entzücken.

Herr Bürg auf Bürgsleben ist ein sehr liebenswürdiger Mann, ein Reiter, Jäger und Pistolenschütze, Alles in der höchsten Vollkommenheit. Mit den Städtern hat er wenig Umgang, aber den ganzen Adel in der Umgegend sieht er bei sich. Seine Tochter soll ihm viel Gram machen, ein zierliches, liebreizendes Prinzeßchen. Leider hat sie ihre fünf Sinne nicht beisammen und ist ein wenig vorlaut und naseweis. Deshalb eben hat sich der reiche Baronet in sie verliebt; er ist jetzt abwesend.

Ich bin auf Ihre Antwort sehr begierig. Wie, wenn ich jetzt schon gratuliren dürfte!

Ihr u. s. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— selbe am . . .

Mein süßes Kind!

Deine Briefe machen mir mehr als Freude, sie beglücken mich. Ach fahre fort mir viel und oft zu schreiben, denn es giebt kein größeres Vergnügen für mich auf der Welt, als von Dir zu lesen. Indeß, mein Sohn, ist der Geschmack verschieden, und schon Dein eigener Vater denkt nicht, wie ich, aber laß Dich das nicht kümmern, denn Dein Vater nimmt Alles zu wichtig. Denk Dir nur, wegen der Extrapost und der 20,000 Thaler wollte er dem Rittmeister schon Vorwürfe machen. Das leide ich aber platterdings nicht,

denn was Du uns anvertraust, muß anvertraut bleiben. Zweimal habe ich daher schon die Briefe Deines Vaters an den Rittmeister zerrissen, bis er endlich die Vorwürfe in eine Bitte verwandelte, aus der kein Mensch klug werden kann. Auch Deinen letzten Brief hat der gute Vater nicht gelesen. Künftig adressirst Du also Deine Briefe nur an mich, denn Du müßtest Rücksicht nehmen auf die Eigenheiten Deines Vaters, welches Deiner Ausbildung im Briefschreiben schaden könnte. Das wäre Schade, denn Du kannst gewiß noch einmal ein recht großer Briefschreiber werden. Über manche Dinge, die ganz ernsthaft gedacht sind, mußte ich freilich lachen; allein was thut das? ich habe sie sehr gut verstanden; Du lachst vielleicht auch über meine Ausdrücke, und es sind just die, welche Du am Besten verstehst.

Was der Rittmeister schreibt, ist nicht halb so gut, wie das Deine, denn er spricht ungefähr wie ein Advocat für seine Partei,

so daß der Gegenadvocat eben so leicht ganz das Gegentheil behaupten könnte; Du aber siehst und fühlst, berichtest Thatsachen, kurz, Dir muß man glauben. Demungeachtet ist mir völlig unbegreiflich, woher Eure Briefe sich so ganz widersprechen. Lieber Heinrich, Du glaubst gar nicht, wie der Rittmeister so ganz das Gegentheil von Dir sagt. Z. B. Du erklärst Winchen für unklug; er behauptet, sie flöße Dir durch Geistesüberlegenheit Respect ein. Du schilderst Linchen als die vollkommne Dame; er nennt sie verrückt, vorlaut und naseweis. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Du Recht hast, aber bist Du auch fest überzeugt, daß die Nichten des Rittmeisters Dich zum Besten gehabt, und hätte das frische Lorchen nicht umsonst die lange Nase im Profil? Ferner ist Winchen wirklich mit den Kupferstichen angeführt? Sie hat sie von dem Baronet Sir Oldstown, Linchens Bräutigam, gekauft. — Darüber wirst Du mir etwas Näheres schreiben.

Bei solchen Widersprüchen wirst Du auch
Deinen Vater entschuldigen, daß er uneins
ist mit mir; er meint, ich liebe Dich zu sehr
und heiße gut Alles, was Du thust; ich be-
hauptete aber, er ist eigensinnig und will auf
seine vorgefaßte Meinung bestehen. Je nun,
er wird künftig Deine Briefe nicht lesen, ich
aber lese auch die des Rittmeisters und lasse
dem lieben Vater seine Pläne und seinen
Willen, denn es ist etwas im Werke, ich sage
Dir nicht was (das wäre unredlich), Du aber
wirst in nichts willigen ohne meine Zustim-
mung und Erlaubniß. Dies Versprechen for-
dere ich Dir als Mutter ab.

Nun lebe wohl, mein vielgeliebter Hein
rich, und vergiß nicht, daß ich Freudenthrä
nen über Deine Briefe weine, damit Du mi
recht viel schreibst. So hat mir noch kei
Gedicht gefallen, wie der Schluß Deines let
ten Briefes: „Liebe Eltern, vergeßt ja nich
mir zu schreiben, ob meine Briefe Euc

Freude machen.“ — Ja, mein Sohn, Du haſt ein gutes Herz.

Deine glückliche Mutter u. ſ. w.

Heinrich Chriſtoph Wolters an den Rittmeiſter Braun.

— feld am . . .

Lieber Herr Rittmeiſter!

Ich ſchreibe Ihnen heute nicht wie einem Fremden, ſondern ich betrachte Sie als Mitglied meiner Familie. Ich hätte auf der Stelle Extrapoſt genommen um nach —rode zu kommen, nur kann ich nicht ab. Wozu auch? Peter Holm kenne ich ſchon lange, und Sie ſind im Stande meine Stelle dort zu vertreten. Ich gebe alſo meinen Segen, und machen Sie die Sache richtig. 50,000 Thlr. iſt viel Geld, wenn ſie ein Kaufmann aus der Handlung giebt, aber Wort iſt Wort.

Es versteht sich, daß die jungen Leute Contract machen, und die 50,000 Thlr. der erste und Hauptpunkt sind.

Ich habe große Pläne vor, und die Sorge für Ihre Zukunft sei meine Sache. Um was ich aber bitten muß, machen Sie mir Ehre, so viel Sie wollen, aber hübsch solide, wie es Heinrich Christoph Wolters zukommt. Ich darf Ihnen nichts mehr sagen, denn zwei Briefe hat mir meine Frau schon zerrissen.

Ihr u. s. w.

Heinrich an seine Mutter.

Ja, gute Mutter, viel, recht viel will ich Dir immer schreiben! nur wird mein heutiger Brief nicht, wie die vorigen, gerathen; ich bin nicht unbefangen mehr, seit ich weiß, daß sie Dir so gefallen. Auch ist es nicht

gut, daß ich Dir heut schon schreibe, was gestern geschehen. Ich bin hier oft auf der Jagd und dem Fischfang, verstehe aber von beiden nichts und habe im Freien, im Walde und auf dem Wasser Zeit genug, Briefe an Dich auszudenken. Dein liebes Schreiben fand ich gestern Abend spät, als ich vom Onkel Bürg heimkehrte.

Wirklich komme ich mir hier wie ein Prinz vor. Alle Leute geben mir Feste, ich schwelge, tanze, musicire, reite, jage, fische, und mich dünkt, man erweist mir weit mehr Ehre, wie dem Herrn Rittmeister, selbst auf der Parade, wohin er mit Fug und Recht gehört, und die Officiere mich nur aus Artigkeit miteinladen. Nur bei seinen Verwandten spielt er die erste Person und ziemlich obligat, ich werde sehr gehofmeistert, und dort will ich es noch in der Ordnung finden, aber auch bei Holms? Er bildet sich ein, der feinste, und Onkel der gröbste Mann im

[illegible] Reich zu sein, und doch sind sie ein Herz und eine Seele. Extreme berühren sich doch nur, aber sie fallen nicht in einander.

[illegible] Dunkel Bürg war gestern Abend viel Adel aus der Umgegend, aus der Stadt nur der Bürgermeister und einige Officiere. Lindchen machte die Honneurs. Es geht ihr Alles so leicht und hübsch von der Hand, sie ist huldvoll, zuvorkommend gegen Jeden, aber sie unterhält nicht, wie die Verwandte des Rittmeisters. Ich könnte sagen, liebe Mutter, gestern habe ich meinen Eltern Ehre gemacht, und hätte es vielleicht noch vor acht Tagen gesagt. — Jetzt aber habe ich gelernt, daß das Lob der Gesellschaft nicht das höchste ist, und man sich selbst genügen muß. Was haben die Leute hier für Begriffe von der Musik! Ein Virtuose, wie ich, sagte der Burgemeister, hat sich im Lande noch nicht hören lassen, und einige Edelfräulein hielten, bevor sie mich gehört, die Geige für ein übelklingendes Instrument. Der Musik-

direktor führt nur den Titel und iſt eigentlich Organiſt, im Ganzen mehr ein Notenfreſſer, wie Virtuoſe, ſo recht ein moderner Spieler. Der arme Rentier aber iſt durch und durch muſikaliſch. Daß er bei ſo vielem Geiſte nur die traurige Rolle eines Sauſers in der Welt ſpielt! — Und wie gut iſt Linchen! — Verſtohlen füllt ſie ihm ſtets ſein Glas, denn er leert es zu auffallend oft, und Speiſen und Backwerk giebt ſie ihm ganze Tücher und Papiere voll mit nach Haus.

Ich wollte mit einem Quartett von Beethofen beginnen, allein Herr Rittmeiſter beſtand auf die Geſangſcene. Linchen wurde ordentlich böſe über den Einſpruch und begehrte ihrerſeits das Quartett; da gab der Concertmeiſter den Ausſchlag, er betrat die Principalſtimme, welche Herr Rittmeiſter ſchon aufgeſchlagen hatte und fragte: „Spielen Sie das?“ Ich ſagte ja und mußte es nun beweiſen. So beging ich denn die Geſchmack-

losigkeit, mit einem Solo anzufangen, und im Grunde hatte Herr Rittmeister Recht, die Leute hier wollen Noten hören.

Onkels Saal ist sehr hoch, und es klingt, daß man sich selbst mit Vergnügen hört; wie man mich lobte, habe ich Dir bereits gesagt, liebe Mutter. Herr Rittmeister sogar mußte Einspruch thun, denn ich hätte, Gott bewahre, eitel werden können, und wie die gnädigen Damen vom Lande sich anstellten! Hätte ich nur ein wenig besser noch gespielt, sie wären alle vor Entzücken gestorben. Gefreut aber hat mich, daß Linchen, die nun singen sollte, erklärte, sie wage es nicht, und als der Musikdirector aus Höflichkeit sie aufforderte, fragte sie ihn dreist: „Wagen Sie nach meinem Vetter etwas vorzutragen?“ Er wurde ganz bleich. Linchen aber setzte sich ans Clavier und hämmerte unbekümmert ein Quartett von Mozart ab. Du kannst Dich darauf verlassen, liebe Mutter, daß sie nicht viel Verstand

hat, sie treibt Musik offenbar nur, um sich vernünftig zu beschäftigen. Ich accompagnirte, und weil man einmal im Bewundern war, begleitete man meine kleinen Soli mit: „Ach"! schön"! herrlich!" u. s. w. Nun winkte mir Linchen und bat mich, dem armen Rentier etwas zu Gefallen zu thun. Er war schon ganz betrunken und stammelte mit verdrehten Augen. „Ich componire auch, aber spielen kann ich so recht nicht mehr, da habe ich so was, es ist leicht, nur müssen Sie auf die Vorzeichnungen achten, sie sind ja ein fermer Spieler."

Es war ein Quintett für Violine, Clarinette, Waldhorn, Bratsche und Baß, ein wildes, aber geniales Musikstück. Besonders das Adagio und Rondo, welches Mania überschrieben ist. Es beginnt tief melancholisch, bricht ab, wechselt die Tempi, jauchzende Lustigkeit, und dann die Thorheit. Ich nahm sie pontiello, welches sehr überraschte. Ich kann nicht leugnen, daß mich die Com-

position ergriff, sie ist oft gemein, ein Trunkenbold, ein Bierfiedler hat sie gemacht, das läßt sich nicht verkennen, und doch ist sie gewiß und lustig. — Als wir geendet, weinte der arme Rentier bitterlich. Ich hielt seine Thränen für Reue, für Neid, denn mich dünkt, er darf mich beneiden. Aber nein! Ich hatte ihm einen Triumph verschafft, man wollte bisher dies verwegene Stück nicht machen, man verachtete den armen Rentier zu sehr, ich hatte gezeigt, daß etwas daran sei, und Minchen selbst hätte nimmer geglaubt, daß man die Violine so humoristisch spielen könne. Wer aber beneidete mich? Das hätte ich nicht erwartet, der Musikdirector, denn jetzt trat er ans Clavier und spielte Variationen auf die Sentinelle mit fürchterlicher Bravour. Man achtete wenig darauf, weil er was Altes ist. Ich sagte: „Bravo!“ War das nicht recht von mir?

Nach Tische wurde getanzt. Herr Rittmeister fand es unschicklich, daß ich mit Lin-

chen so viel tanzte. Aber ich habe doch Gründe, denn erstlich ist sie die beste Tänzerin, und wenn ich mit ihr walze, sieht alle Welt uns zu; dann ist sie die Tochter vom Hause und meine Cousine, der ich diese Aufmerksamkeit schuldig bin, und endlich habe ich mit andern Damen auch getanzt. Bei einer Ecossaise, die ich wieder mit Linchen tanzte, rief er laut: „Pfui, Heinrich, welch ein Pas ist das, Du tanzest ja wie ein Schneider!“ Aber Linchen blickte ihn mit den klaren Augen an und fragte: „Sind Sie Tanzmeister?“ und nun mußte ich ihr zu Gefallen mit dem Schneiderpas fortfahren. Du siehst also, liebe Mutter, daß es kein Wunder ist, wenn unsere Briefe sich widersprechen, da wir selber nie einig sind. Er hofmeistert mich zu auffallend, und alle Welt nimmts ihm übel, nur seine Verwandten und Holms nicht. Demunerachtet ist er ein herzensguter Mensch, der Euch sehr liebt. Dein Brief, liebe Mutter, hat mich unendlich ge-

freut, das war aber nichts gegen die Freude des Herrn Rittmeisters über die erste Nachricht von Euch. Er sprang in die Höhe, klopfte in die Hände, zuletzt umarmte und küßte er mich und weinte wie ein Kind. Das darfst Du aber auch von mir nicht verlangen, liebe Mutter, denn ich habe einen andern Character; erzwingen läßt sich so etwas nicht, und hätte ich mich noch herzlicher freuen können, gewiß ich hätte es gethan.

Dein u. s. w.

N. S. Malvine (der Talpatsch) nennt mich Du, wie ich Dir schon geschrieben; das hat Linchen gehört, und weil ich ihr Vetter doch auch bin, sagt sie auch Du zu mir, das kleidet sie allerliebst.

Derselbe an dieselbe.

— rode, am . . .

Linchens Bräutigam ist angekommen. O Himmel, wie kann sie den Menschen lieben!

Er hat von einem Engländer nichts, als Steifheit und Lebensüberdruß. Er iſt corpulent, hat dünnes, rothes Haar und ſchnupft ſtark, weil er häufig an Augenentzündung leidet. Mir erweiſt er eine unerklärliche Zuneigung, die ich aber nicht erwiedern kann; mir iſt ganz unheimlich in ſeiner Nähe. Er hat etwas Wildes, Unſtätes. Alle Augenblicke iſt er verreiſt, und ehe man ſichs verſieht, iſt er wieder da. Er bewohnt ein eignes Haus, hat aber keine Dienerſchaft. Ein Aufwärter kömmt alle Morgen und geht wieder. Es ſieht ſehr unordentlich bei ihm aus, und, denk Dir, die Staatspapiere liegen nur ſo bei ihm herum. Ich machte ihn aufmerkſam, wie leicht er beſtohlen werden könnte; er antwortete ganz phlegmatiſch: „Erſt im vorigen Jahre hat man mir all mein Geld und meine Familienpapiere geſtohlen, und ich habe nichts wiedergekriegt; na, die Spitzbuben wollen auch leben!“ Der Mann hat alſo Winchen die Kupferſtiche nicht verkauft. Vielleicht

meinst Du, daß er ſelbſt damit angeführt ſei? O nein, er iſt Kenner, wir haben über Manches geſprochen; auch hat er den ſogenannten Malerblick, und wenn er von Gemälden ſpricht, bewegt er die Hände und Finger ſo feſt und ſicher, wie etwa ein Kupferſtecher. Ich möchte wohl die Sache einmal zur Sprache bringen, nur fehlt es mir an Muth; zudem, liebe Mutter, gäbe es unvermeidlichen Verdruß. Mit Herrn Rittmeiſter mag ich auch nicht darüber reden, Bilder ſind ihm böhmiſche Dörfer. Übrigens, theure Mutter, muß man ſich an die Unwahrheiten, Abgeſchmacktheiten, Verkehrtheiten im Leben gewöhnen, es iſt einmal ſo, und man nennt's Erfahrung.

Die Pferde des Baronets werden bei einem Fuhrmanne gewartet. Dieſe koſtbaren Thiere unwiſſenden Stallknechten anzuvertrauen! Eine Iſabelle ſteht während meines Aufenthaltes hieſelbſt zu meiner Diſpoſition, ein ſuperbes junges Thier noch ganz roh, und

wild. Die Stange kann es noch nicht vertragen.

Wie viel Originale giebt es doch in —rode. Der Engländer, Onkel und Tante Holm, der arme Rentier, der Musikdirector, Winchen. Vielleicht giebt es so häufige und markirte Gestalten auch in —felde vielleicht bin ich selbst so ein Original.

Aber das ist das Glück des Reisens. Wir beobachten die Menschen in ihrer engen lächerlichen Häuslichkeit, in ihren kleinbürgerlichen Verhältnissen, während wir selbst unabhängig und frei dastehen, oder wenigstens scheinen.

Liebe Mutter, schreibe mir doch auch wieder ein Paar Zeilen, ich habe schon seit acht Tagen keine Nachricht von Euch.

Derſelbe an dieſelbe.

— rode, am . . .

Theure Mutter!

Welch eine Erfahrung habe ich gemacht, gleich nachdem ich meinen geſtrigen Brief beſorgt, daß es Dich nicht betrüben, und ich will Dir offenherzig Alles bekennen. Ja, ſüße Mutter, das blonde Lorchen hat mich nicht zum Beſten gehabt. Couſine Winchen gilt für die vollkommene Dame, und Linchen — — — Wie freut es mich, daß ich Dir bereits geſchrieben, wie geſchmacklos hier die Menſchen ſind, daß ſie vor Kunſtentzücken ſterben, vor Naturliebhaberei ſich die Augen blenden und für ſchlechte Kupferſtiche Tauſende zahlen. Und wenn ganz —rode ſagt, Linchen iſt — — ſo ſage ich Linchen iſt klüger, wie Ihr Alle.

Daß die Menſchen immer urtheilen wollen und nie ſehen und fühlen! Das Urtheil ge-

hört wahrlich nur in die Wissenschaft, das Menschenleben aber will begriffen sein. Linchen und ich, wir sehen und fühlen, und deshalb nennt man sie hier — und mich in —felde einen — — Da hast Du ein Urtheil und eine Verurtheilung, und weil jeder Mensch urtheilen will, kann keiner sich mit dem andern vertragen. Der liebe Vater urtheilt wie ein Kaufmann, daß eine Extrapost und 20,000 Thlr. nicht ihm, noch mir Credit verschaffen. Herr Rittmeister dagegen urtheilt wie ein Officier und Edelmann, der stets Aufwand macht und Geld im Munde führt, und beide haben Recht, obschon sie sich streiten und erzürnen. Du sagst, der liebe Vater ist eigensinnig, das ist wahr und so wahr, als Du mich liebst; aber Liebe ist nur denkbar bei recht innigem Verständniß; deshalb, liebe Mutter, thust Du Recht, aus Liebe mir zu glauben, und bei meinem heutigen Brief rechne ich darauf besonders.

Ich besuchte gestern also, nachdem ich den Brief besorgt, Onkel Burg. Der Rittmeister war schon bei Holms, wo wir Alle zu Mittag uns einfanden.

Onkel machte Toilette, und ich traf Linchen und ihren Bräutigam, den sie heftig ausschalt. Du solltest sie einmal schelten sehen, liebe Mutter, sie scheint weit mehr gekränkt, als sie kränken kann, und ihr Zorn ist mehr Angst, als Zorn. Dabei wirft sie die Worte so kraus und bunt durch einander, daß man lachen möchte, je mehr sie sich ereifert. Ich will Dir einen Begriff von ihrem Schelten geben, so gut ich kann.

Daß ich eintrat, störte sie gar nicht, und sie fuhr laut und heftig fort: „Ich werde nie zugeben, daß man eine Erziehung gegen mich aus den Augen setzt.

„Aber Miß! laute der Baronet, in wie fern habe ich meine Erziehung aus den Augen gesetzt?

„Weil es sich durchaus für einen vornehmen Engländer nicht schickt, zärtlich zu sein und seine Braut wider ihren Willen zu küssen.“

„Zärtlich zu sein! Es freut mich nur, daß dieser junge Gentleman hört, was sie mir vorwerfen.“

„Dieser junge Gentleman, fuhr Lindchen im höchsten Eifer fort, wird mir Recht geben, daß, wenn ich einen zärtlichen Bräutigam haben will, ich keinen Engländer nehme. Warum stecken Sie die Daumen nicht in die Westenärmel und ächzen: Das Leben ist langweilig, oder: Champagner habe ich schon ganze Orhofte getrunken. Das kleidet Sie zwar abscheulich, aber so ziemt es sich doch für einen Engländer, und so zeigen sie sich vor allen Menschen. Nur wenn Sie allein mit mir sind, werden Sie zärtlich und ängstigen mich, und das ist noch viel abscheulicher. Warum zeigen Sie sich mir von Ihrer ab-

schuldlosten Seite, da ich doch ihre Braut bin? Aber ich will Ihnen sagen, das liegt an Ihrer Erziehung, die noch gar nicht zur fixen Idee geworden ist.

Indem trat Onkel Bürg ein und fragte zürnend: „Was ist das nur wieder? Linchen, Linchen!“ Sie schmeichelte ihm aber so lange, bis er wieder lächelte; und der Baronet ward lustig und schwur: „God dam! sie ist das reizendste Geschöpf unter der Sonne.“ Linchen drohte ihm mit dem Finger: „Daß das nicht wieder geschieht, Sir.“

Der Baronet ging mit dem Onkel, und weil ich immer noch so hohe Begriffe von Linchens Erziehungskünsten hatte, begann ich: Lenzlinchen, ich weiß, Du hast das Fragen ungern, aber Manches, was Du Deinem Bräutigam gesagt, habe ich nicht verstanden.“

„Von Herzen gern, antwortete sie in liebenswürdiger Herablassung will ich Dich belehren, so weit es in meinen Kräften steht.“

Und nun, liebe Mutter, setze ich Dir unser Gespräch her, so wie wir es führten.

„Was verstehst Du unter einer Erziehung, die zur fixen Idee wird?“.

„Eine fixe Idee, lieber Vetter, ist, wenn sich zum Beispiel Jemand einbildet, ein Hahn zu sein; in so fern hat er Recht zu krähen und mit den Flügeln zu schlagen, wie es die Hähne thun. Oder er glaubt, daß er von Glas ist und hat wieder Recht zu schreien, wo sich Jemand naht, der ihn unvorsichtiger Weise zerbrechen könnte.“

„Die Folge ist richtig, aber der Vordersatz ist falsch.“

„Die fixe Idee ist die Hauptsache bei der Erziehung.“

„Das eben verstehe ich nicht.“

Ach! Du kennst ja unsern Musikdirector mit dem rothen Haar. Er frisirt sich oben

einen Kamm und läßt sich den Bart am Unterkinn wachsen; seine lange Nase trägt er hoch und hat einen gespreizten Gang, und wenn er gar anfängt zu singen, so ist mir, als graute der Morgen. Wie leicht könnte der arme Mensch auf die fixe Idee kommen, ein Hahn zu sein. Zu seinem Glück hat er aber nur die fixe Idee, daß er ein liebenswürdiger Mann ist, und alle Welt läßt ihn dafür gelten. Ich finde aber, daß er weit mehr Ähnlichkeit mit einem Hahn hat.“

„Wie kömmt aber das zur Erziehung?“

„Das ist Erziehung. Hätte er die unglückliche fixe Idee, die ihm so nahe liegt, so müßte man ihn ja ins Tollhaus sperren; da er aber zu seinem Heil auf die glückliche fixe Idee gekommen ist, so hat er Erziehung.“ (Was meinst Du zu dieser Logik, theure Mutter? Linchen fuhr fort:)

„Auch mein Vater hat die glückliche fixe Idee, ein vornehmer Gutsherr zu sein, und

selbst, wenn er sein Nachmittagsschlafchen hält, liegt er da wie ein vornehmer Gutsherr. Onkel Holm ist grob, denn er hat die glückliche fixe Idee, ein reicher Kaufmann zu sein, bei dem Jeder vorsprechen muß. Und Dein Praceptor, vergißt er je den Officier, und hat er Dir nicht immer etwas zu kommandiren? Das verdrießt mich eben, daß er die fixe Idee für sich behält und in Dir gar keine entwickelt, denn ich habe es Dir auf den ersten Blick angesehen, daß Du keine Erziehung hast. Du denkst nie daran, daß Du ein vollkommener, reicher, geschickter, gelehrter Jüngling bist und Dein Rittmeister stört Dich darin vollends und thut, als wäre er geschickter und gelehrter, wie Du.“ (Hier wurde Linchen sehr bedenklich). „Glaube mir, lieber Vetter, eine fixe Idee ist nothwendig im Leben, und wer keine hat, über den macht sich die Welt eine. So lange ich Alles that, was mir einfiel und es laut und den Menschen ins Gesicht sagte, behauptete

man, ich hätte meine fünf Sinne nicht beisammen, und dahin kommt es mit Dir auch noch, wenn Du Dich nicht bei Zeiten nach einer fixen Idee umthuſt. Siehſt Du, ich habe jetzt Erziehung, denn Winchen hat mir ſo lange geſagt: „Schickt ſich das für eine junge Dame von Stande?“ oder, wobei mir die fixe Idee recht eigentlich aufging: „Und Du willſt die vornehmſte junge Dame der Stadt ſein?“ Da nahm ich mir denn feſt vor, die vornehmſte junge Dame der Stadt ſein zu wollen und bin ſeitdem freundlich und herablaſſend gegen Jedermann.“

Nun, liebe Mutter, was ſagſt Du zu dieſer neuen Methode? — Aber ſagte ich Dir nicht, daß ich von Linchen profitiren würde, und jetzt habe ich Erziehung.

Ich war ganz erſtaunt und fragte ziemlich tollbreiſt:

„Aber Linchen, biſt Du denn nicht die vollkommene Dame, die Winchen erzogen hat?“

Sie antwortete: „Siehst Du, die Leute nennen mich unklug, wenn ich so rede, wie jetzt zu Dir.“ Da lachten wir alle Beide herzlich, und bei dem Lachen fiel mir ein, daß ich Linchens Portrait zeichnen wollte. Ich bat um die Erlaubniß und erhielt sie; heut habe ich schon aufgespannt, morgen fange ich an.

Wir sprachen noch Vielerlei und unter Anderm fragte ich sie auch, ob sie alle Romane glaube. — Nun hör', wie das zusammenhängt.

„Giebt es nicht Dichter, fragte sie, welche herum reisten um ihre Geschichten zu sammeln?“

„Weshalb glaubst Du das?“

„Du bist auch gereist und hast viele Städte, Dörfer und Flecken gesehen. Hier giebt es schon tausend Häuser; in London, Paris, Philadelphia über hunderttausend, und es giebt so viele Städte und Dörfer, und in

Jedes Haus wohnen oft zwanzig Familien. Jede hat ihr besonderes Schicksal, und eines ist nicht wie das andere. Folglich muß doch [illegible] der Welt passiren, als alle Dichter [illegible] einander erfinden können. Man merkt es den Büchern gleich an, ob sie erfunden sind, oder die Dichter umhergereist, denn sie reisen doch, es steht in den Zeitungen. Da ist ein junger Mensch, Ludwig Tieck, der reis't umher, denn seine Novellen sind doch unmöglich erfunden."

„Ludwig Tieck, mein Kind, ist über sechzig Jahr alt, und seine Novellen sind allerdings erfunden."

„Erfunden unmöglich; Alles hängt so genau zusammen, kein Wort ist überflüssig, selbst die Gespräche sind so gut beschrieben. O, ich kenne wohl erfundene Bücher, wo man ganze Seiten vergeblich lies't, und am Ende Alles doch unmöglich ist."

Ich erſtaunte. „Gewiß geſchieht viel Poetiſches in der Wirklichkeit, ſagte ich, damit es aber ein Gedicht werde, bedarf es des Dichters, ſeiner Auffaſſung und Darſtellung. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten, die Revolution, das Kaiſerthum, die ganze Geſchichte iſt voll Poeſie, und Poeſie ſteckt unter jedem Dache, welches dem Wanderer im Wagen flüchtig vorüber ſchwindet. Aber müben ſich nicht tauſend Autoren ab, geſchichtliche Romane zu ſchreiben? Du lieſt die Bücher und ſagſt, ſie ſind geſchrieben; nun aber hat ein Dichter die Wunderkraft der Darſtellung, die jenen abgeht. Jene erzählen, was geſchehen ſein ſoll, und Du hältſt es für unmöglich; die Andern Dichten Ungeſchehenes, und Du mußt es glauben. Ja, herrliches Mädchen, Du haſt die Wunderkraft, dichteriſche Behandlung zu erkennen, haſt ſie vor Tauſenden voraus und weißt es nicht und läßt Dich nur davon hinreißen.“

„Aber wie kann dem alten Mann das Alles nur so einfallen?“

„Das iſt ſchwer zu ſagen, dafür iſt er ein Dichter.“

„Ich bin aber doch viel jünger, warum habe ich nicht Einfälle, wie er?“

„Ich könnte ſagen, Du haſt das poetiſche Talent nicht; aber nein, Du haſt die wunderlichſten Einfälle, und es ſteckt auch Poeſie darin.“

„Ich? — Doch da fällt mir noch etwas ein. Kennſt Du die Novellen des Herrn von Ramohr! Ich habe eine geleſen. Vater und Mutter tranken Kaffee, eine Stallaterne war ſolide gearbeitet, und ein Haushund ein kluges Thier, und der Hofhund ſeinerſeits auch. Das ſind doch keine Einfälle, wie ſie der alte Ludwig Tieck hat, und warum ſchreibt man ſo etwas, wenn es nicht wahr iſt?“

„Es giebt auch Autoren, welche alle mögliche Bildung haben, aber keine Phantasie; darum bleiben sie stets in der Wirklichkeit stecken, ihre Werke sind eben so wenig wahr, als poetisch! —

Sie stand einen Augenblick nachsinnend, dann sah sie mich recht groß und blau an und sagte: „Du hast mir viel zu denken gegeben.“

„Du mir auch.“ Und bei diesen Worten wurde mir ganz sonderbar wohl, ich hatte fast Thränen in den Augen.

Sie ergriff meine Hand und fragte theilnehmend: „Was fehlt Dir?“

„Nichts!“ mir ist, als kämen wir weit von einander her jeder aus einer besonderen Welt, aber wir verstehen uns und haben uns viel zu erzählen.“

„Ja wohl, rief sie hastig, und willst Du mich nicht auslachen?“

„Dich auslachen?“

„Glaubst Du an Geister?“ flüsterte sie rasch und leise. Ich erschrack! Vielleicht über die Worte, vielleicht, weil die Thür rasch sich öffnete. Der Onkel und der Baronet komplimentirten sich ins Zimmer.

Nun, liebe Mutter, verdenkst Du mir den festen Entschluß, Linchen nie zu vergessen? Wie fern wir auch sind, wir wollen uns stets Briefe schreiben.

Noch Eins. Ich habe zu Anfang gesagt: Liebe entspringt aus innigem Verständniß. Um Gottes willen, allerbeste Mutter, folgre nicht daraus, ich und Linchen verstehen uns so innig, folglich — — Das würde mich sehr kränken, dann könnte ich Dir von Linchen nichts mehr schreiben, dann könnte ich Dir überhaupt nichts mehr schreiben. Linchen hat ihren Bräutigam, und gesetzt, ich — wahrhaftig Dir sagte ich es zuerst. Was ich heut bei Tische ausgestanden, Du

glaubst es nicht. Onkel Holm, Tante, Winchen, der Rittmeister vor allen, warnten den Baronet von mir. Welche Dummheit! Linchen hat sich auch geärgert. Onkel Burg lachte, und der Baronet streichelte mir freundlich die Wangen, als wollte er sagen: Sei Du nur stets der Freund meiner Braut. Überhaupt ist mir der Baronet sehr zugethan. Ich weiß weder, wodurch ich so viel Herzlichkeit verdiene, noch wie ich sie verdienen soll. —

Dein u. s. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— felde am . . .

Mein herzlieber Heinrich!

So oft Du einen Brief anfängst, fürchtest Du, er könnte Dir mißrathen, aber im Gegentheil, Du übertriffst Dich dermaßen und

machst solche Fortschritte, daß Dein erster Brief (Du weißt, wie er mich freute) gegen Deinen letzten erscheint, wie der eines Kindes, zu dem eines Weisen aus dem Morgenland. Deine letzten sind rein philosophisch, so daß ich gar nicht begreife, woher ich sie verstanden. Das macht gewiß meine Liebe zu Dir. Daß Du aber in Linchen verliebt bist, glaube ich nicht, denn gesetzt, es wäre, so hättest Du es mir geschrieben. Nein, viel gefährlicher, als Linchen, dünkt mich die Isabelle des Baronets, da sie so roh und jung und wild ist. Lieber Heinrich, mir zu Liebe reite ein anderes Pferd, Deine Mutter bittet Dich darum. Ich weiß, Du bist ein guter Reiter, aber das eben macht mich ängstlich, denn nur gute Reiter kommen zu Schaden. Dieß kömmt zum Theil daher, weil schlechte Reiter so klug sind, kein wildes Pferd zu besteigen. Ach, hättest Du doch nie reiten gelernt! es macht mir schlaflose Nächte. Du weißt wohl, die Erziehung, die Dir der Ritmeister gegeben, wollte mir

nie gefallen, allein was sollte ich machen, der liebe Vater muß doch seinen Willen haben. — Du besteigst also die Isabelle nicht wieder; hörst Du, ich verbiete es Dir; thust Du es dennoch, so findest Du Deine Mutter bei Deiner Heimkehr nicht wieder; Angst und Sorge um Dich haben sie getödtet. Allein ängstige Dich nicht, bis jetzt bin ich, Gott sei Dank, noch ganz wohl; aber Du glaubst nicht, welche Sorge ich habe. Ich habe Dir bereits geschrieben, daß etwas im Werke ist, und Du solltest nichts beschließen ohne meine Zustimmung. Darauf hast Du mir nicht geantwortet. In jedem Briefe hoffte ich es, und deßhalb habe ich so lange nicht geschrieben. Lieber bester Sohn beruhige doch darüber

Deine sorgenvolle Mutter u. s. w.

Heinrich an seine Mutter.

Liebe süße Mutter!

Nun ists heraus das ganze Geheimniß, ich soll Mädchen heirathen. Daher die große Freundschaft zwischen dem Rittmeister und [illegible] Anfangs wollte ich Deine Antwort abwarten und entschied mich, wie Du es mir befohlen, für nichts. Da begann der Rittmeister, daß ich kein Kind mehr sei, daß man jetzt mit mir vernünftig sprechen könne, und er fing an, vernünftig zu sprechen.

Mutter, dieser Mensch wird mir verächtlich. Wie schön haben wir doch zusammen gesprochen! Er erzählte mir vom Kriege, vom Leben im Feldlager, von den Hochgefühlen des Kampfes, in denen uns das Leben verächtlich erscheint, und über Poesie und Philosophie regte er zuerst meinen Geist an. Er entwickelte in mir die Gedanken, Hoch-

gefühle, ohne die ich nicht leben möchte, und jetzt, wo ich erfahren, daß ich dieses Geistes-Glück vor tausend Menschen voraus habe, nun mich Linchen in Allem bestärkt und, so zu sagen, begeistert hat, — nun wird er mit jedem Tage gewöhnlicher und will mir einbilden, Bequemlichkeit und Wohlleben sei der Zweck des Daseins. Der arme Mensch wird alt und grämlich; er hat kein Geld, darum dünkt Geld ihm das höchste irdische Gut, und als er mir vorpredigte, Winchen habe 30,000 Thlr., der liebe Vater wolle sein Geschäft vergrößern, ihn anstellen, er, wir Alle, würden glücklich sein, — da übermannte mich der Unmuth, ich nahm meinen Hut und ließ ihn stehen.

Ich ging geradeswegs zu Linchen. Sie merkte, wie erhitzt ich war, und ich gestand, wie ich ihr etwas anvertrauen müsse. Was ich ihr sage, liebe Mutter, ist, als hätte ich es Dir gesagt.

Sie nahm mich in ihr Schlafzimmer, damit uns gewiß Niemand störe; ich sagte ihr Alles und sie mißbilligte sehr, daß ich den Herrn Rittmeister so betrübt, der doch nur mein, sein und Euer Glück wollte.

„Möchtest Du nicht tugendhaft sein?“ fragte sie, und da ich weiß, wie tief und bedeutsam ihre Fragen sind, sagte ich: „Ja.“

„Was ist tugendhaft, wenn Du Deinen Wünschen, oder denen Deiner Eltern und Freunde gehorchst?“

Das überraschte, und ich sah sie groß an; da traf mich ein leuchtender Blick aus süßen Augen. Sie trat dicht an mich, streichelte mir die Wangen.

„Denkst Du, daß ich meinen Bräutigam heirathe, weil es mein Wunsch ist? Allein Vater freut sich, daß ich eine gnädige Frau werde; auch hat ihm Sir John ein Adelsdiplom versprochen, und dann reisen wir nach

London und beſuchen die großen adlichen Geſellſchaften. Die Menſchen ſagen immer, daß die Eltern ihre Kinder ſtets mehr lieben, wie dieſe die Eltern; drum habe ich mir feſt vorgenommen, meinen Vater mehr zu lieben, wie mich. Nur ſo kann ich es vollbringen; er ſoll mich nicht nach meinen Wünſchen verheirathen um mich glücklich zu machen, ſondern ich verheirathe mich nach ſeinen Wünſchen, um ihn zu beglücken!" O theure Mutter, ich ſank dem Engel zu Füſſen und bedeckte mit Thränen und Küſſen die zarte Hand aus reinem Tugendeifer. Und wunderbar glänzte ihr Auge von einer Thräne, ſie neigte ſich zu mir, küßte meine Lippen, und ich drückte ſie ans Herz, weil ſie meine Couſine iſt, und nun bin ich zur Tugend geweiht. Ich eilte heim, fiel dem Rittmeiſter in die Arme, bat ihn um Verzeihung und ſagte Ja . . . Liebe Muter habe nun nichts dawider, daß ich Euch alle glücklich mache. Ich kenne Dich, Du wirſt die Gefälligkeit

mir nicht annehmen wollen, aber ich schwöre Dir zu Gott, daß ich nur durch Tugend glücklich werden kann. Ach, mir ahnet, was Du mir antworten wirst. Aber bitte! bitte!! bitte!!!

Dein u. s. w.

N. S. Sir John ist wieder abgereist, ich sehe die Isabelle nicht wieder.

Rittmeister Braun an Heinrich Christoph Wolters.

— rode am . . .

Meinen aufrichtigsten herzlichsten Glückwunsch. Die Verlobung hat Gestern aufs Herrlichste Statt gefunden, die halbe Stadt war auf den Beinen. — Wegen des Contracts bitte Einlage zu berichtigen.

Mit meinem lieben Heinrich habe ich nicht eher geredet, als bis Alles in Ordnung

war. Ich theilte ihm Ihr geehrtes Schreiben mit und behandelte Alles von Seiten der Lebensklugheit. Mit großen Augen ſtarrte er mich an; dann, ohne ein Wort zu ſagen, eilte er ins Freie — um nach einer halben Stunde zurückzukehren, ſich mir in die Arme zu werfen und in eine Verbindung zu willigen, die (laut ſeinen eignen Worten) uns Alle glücklich macht, jeden auf ſeine Weiſe. Noch ſtehen mir die Thränen in den Augen, denke ich daran. Dieſer Augenblick war mir der ſchönſte und merkwürdigſte meines Lebens.

Ich gratulire nochmals von Herzen

Ihr u. ſ. w.

Peter Holm an Heinrich Chriſtoph Wolters.
(Einlage.)

Schwager! Herzallerliebſter Schwager! doppelter Schwager! Schwiegerpappa! Nun, was ſagſt Du nun? Iſt das nicht eine Hei-

[illegible]! Mordelement! unsere Kinder werden einmal Million haben. Aber schämst Du Dich nicht? Contract zwischen Kaufleuten von unserm Schlage, wenn wir unsere einzigen Kinder verheirathen? Und das sage ich Dir, Dein Sohn bekömmt ein Blitzmädel, um das schon mancher vornehme Tausendsakramenter sich die blauen Bohnen durchs Hirn jagen wollte. — Dein Junge gefällt mir, er ist beinahe schon so grob, wie ich, nur in einer feinern Manier. Das macht seine kostbare Erziehung. Meinem Mädel liest er den Text, daß ich Maul und Nase aufsperre, und in meinem Hause spielt er den Herrn, als ob Alles schon sein wäre.

Apropos, die Erziehung hört doch jetzt auf? er hat keine Zeit mehr zu verlieren, um ein ordentlicher Geschäftsmann zu werden, und was er auch Alles kann und weiß, ist so so gut, wie gar nichts.

Von Herzen gratulirt u. s. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— selbe am . . .

Herzgeliebter Sohn!

Was Deinen letzten Brief betrifft so erstaunte ich eben so sehr über Dein gutes Herz, wie in den vorigen über Deine Weltweisheit oder Philosophie. Und das Alles hast Du von Linchen gelernt? Es ist erstaunlich, welche Fortschritte die Welt gemacht. So weise und tugendhaft waren wir in unserer Jugend nicht, wir lernten aber auch nicht so viel.

Soll ich Dir indeß die Wahrheit sagen, so gefällt mir Deine Philosophie doch besser, wie Deine Tugend. Erstere ist sehr lehrreich, Deine Tugend aber, mein süßes Kind, macht sie wirklich glücklich? Du schwörst zu Gott, allein mein Herz sagt, ich soll es nicht glauben. Sieh, ich verstehe Dein Glück gar nicht. Kannst Du mir in Deinem nächsten Briefe nicht etwas Philosophisches darüber sagen? —

Hättest Du doch einen Posttag nur gewartet! 30,000 Thlr. thun uns so nöthig gar nicht, daß wir unser einziges Kind deshalb verheirathen müßten. Es würde uns freilich schwer fallen, bei den großen Plänen, welche Dein Vater hat, in den ersten Jahren, wo die neuen Anstalten kosten und nichts abwerfen, die Interessen herauszuschaffen; aber unmöglich ist es nicht, und im schlimmsten Falle ist Großvater Holm ja auch noch da. Ja, mein Heinrich, Du hast mich errathen, mein Herz im Busen schreit dawider, solch eine Gefälligkeit von Dir anzunehmen. — Aber nun ists geschehen, und mir bleibt nichts, als Dir meinen Segen zu geben, und ich gebe ihn Dir aus voller Seele! Gewiß!!!

Heinrich an seine Mutter.

—rode am . . .

Theure Mutter!

Worin das Glück der Tugend besteht? Die heilige Schrift sagt viel darüber, auch die

alten Classiker, aber es paßt nicht so recht auf meine Lage, und die neuere Philosophie kenne ich zu wenig. Unglücklicher Weise habe ich jetzt (um mit Linchen zu reden), keine Einfälle. Ich bin in gar zu vielen Gesellschaften mit meiner Braut. Wenn ich aber nächstens wieder auf der Jagd, oder dem Fischfang bin, — Doch da fällt mir ein: Tugend ist Weisheit und Weisheit ist das wahrhafte Glück. Liebe Mutter! schreibe mir nur, was Du hiervon nicht verstehst, so will ich es Dir in meinem nächsten Briefe erklären.

Übrigens ist es kein Spaß Bräutigam zu sein. Alle Menschen gratuliren mir. Ich finde es fatal; was geht das sie an? Die Verlobung ward sehr kostspielig gefeiert, und mich dünkt, dergleichen müßte ganz still begangen werden; aber je älter man wird, desto mehr sieht man ein, wie närrisch alles Menschenthun und Treiben ist.

Meine Braut liebt mich, das ist ihre Schuldigkeit, aber sie liebt mich zu sehr, sie ist verliebt in mich. Lieben ist göttlich, aber Verliebtsein ist eine Schande, eine unverantwortliche, wenn mans genau nimmt. Dabei ist sie eifersüchtig, ach entsetzlich eifersüchtig. Ich soll mit Linchen kein freundliches Wort reden, soll sie des Vormittags nicht besuchen, da ich sie doch zeichnen muß, und das Bild lasse ich auf keinen Fall liegen. So gut ist mir noch nichts gerathen.

Glaube indeß nicht, daß ich mich irre machen lasse. O wie schlecht kleidet es dem Weibe, will sie herrschen; das Weib ist dem Manne unterthan; und gar Eifersucht! — Eifersucht ist ein Laster, und ich und Linchen haben uns nicht verbunden, unsere Untugenden an einander auszuüben, sondern sie abzulegen und uns gegenseitig zu bessern und zu veredlen.

Auch Onkel darf jetzt nicht mehr so grob sein. Es ist zwar kein Laster, aber immer doch eine Untugend. Denke Dir sämmtliche Gäste, die Onkel Burg bei sich sah, haben mir die Ehre erzeigt, mich bei meiner Braut zu besuchen und laden mich zu Festen ein. Winchen kömmt erst durch mich in diese Gesellschaften. Onkel Holm hat in ihrer Gegenwart schon einige Mal seine Späße anzubringen versucht, allein ich habe es ihm verwiesen, denn das ist gut unter uns.

Gewiß, liebe Mutter, wenn ich meiner neuen Familie recht liebevoll ihre Fehler, Untugenden und Laster vorwerfe, fühle ich mich sehr glücklich.

Onkel Holm, oder Papa Holm vielmehr giebt mir in Allem Recht; aber denke Dir nur, der Rittmeister nimmt jedesmal die Partie meiner Braut und Tante. Das muß enden. Ich bin doch kein Kind mehr, und als Bräutigam sich hofmeistern lassen zu müs-

ſen, in Gegenwart von Officieren und Edelleuten: wirklich ich werde zum Geſpötte hier.

Ich habe dem lieben Vater das Alles vorgeſtellt. Einliegenden Brief übergieb ihm doch, wenn Du ihn dazu tauglich finden ſollteſt.

Dein u. ſ. w.

Heinrich an ſeinen Vater.

(Einlage des Vorigen.)

Lieber Vater!

Ich bin Dir Gehorſam ſchuldig und dadurch habe ich jetzt einen zweiten Vater, dem ich auch Gehorſam ſchuldig bin. Nun habe ich auch noch einen dritten Vater, den Herrn Rittmeiſter, der Deine Perſon bei mir vertritt, habe noch eine Schwiegermama und Braut, deren Wille doch auch zu berückſichtigen iſt. Mit Papa Holm werde ich ſchon fertig, denn er will immer, was ich will, Braut und

Schwiegermama ſind ſchon nicht ſo willfährig; aber am Schlimmſten iſt es mit Herrn Rittmeiſter, dem ich gehorchen muß, wie Du mir befohlen. Bedenke, lieber Vater, ich ſoll doch heirathen, nicht er; ich muß mit Braut und Schwiegermama auskommen, und ihn kümmern ſie gar nicht. Auch bin ich hier in ſehr vornehmen Geſellſchaften, — rode iſt nur klein, aber in der Umgegend wohnt viel Adel und nicht bloß Landadel, einige haben auch Hofchargen. In ſolchen Geſellſchaften, lieber Vater, beſchämt er mich wirklich durch lautes Zurechtweiſen. Da ich nun Bräutigam bin, repräſentire ich weit mehr Deine Perſon, als Herr Rittmeiſter, weßhalb es eben ſo gut iſt, als würdeſt Du zu recht gewieſen.

Wie dem abzuhelfen iſt, muß ich ganz und gar Deiner Einſicht überlaſſen; denn das ſehe ich wohl ein, daß es auf eine recht ſubtile Art geſchehen muß, da Herr Rittmeiſter

ein braver und trefflicher Mensch ist und große Verdienste um mich hat. Nun ich verlasse mich ganz auf Deine Einsicht, denn ich weiß Dir auch nicht einmal einen Rath zu geben.

Dein u. s. w.

Heinrich Christoph Wolters an seinen Sohn Heinrich.

Lieber Heinrich!

Einliegenden Brief giebst Du dem Rittmeister, nachdem Du ihn versiegelt. Nun? — Ist Dein Vater ein feiner und verständiger Mann? Der liebe Gott segne Dich und Deine Braut, dies ist mein täglich Gebet, und wie ich Dich liebe und alle Freude, die Du mir machst, belohne, wirst Du einsehen, wenn ich dereinst nicht mehr bin.

(Einlage.)

Lieber Herr Rittmeiſter!

Da mein Heinrich, Dank dem Himmel, Bräutigam iſt, ſo iſt ſeine Erziehung vollendet, und Ihr Honorar ſteht bei mir. Wollen ſie es gleich haben, ſo traſſiren ſie Sie auf mich bei Peter Holm; ich mache die 1000 Rthlr. voll. Sie bleiben bei meinem Sohne, bis er heimkehrt über lang oder kurz, nicht aber als Erzieher, ſondern als Geſellſchafter, bei Ihrer Heimkehr finden Sie eine Anſtellung in meinem Geſchäft, ich brauche einen Agenten in Kopenhagen. Sie können Däniſch und Schwediſch; vervollkommnen Sie ſich doch darin. Ihr Gehalt von 2000 Rthlr. beginnt mit dem heutigen Tag. Sollten ſie ſpäter eine Proviſion vorziehen, auch gut. Übrigens, lieber Herr Rittmeiſter, haben Sie meinen Sohn von dem heutigen Tag als Ihren Prinzipal anzuſehen, und was er Ihnen ſagt, iſt ſo gut, als wenn

ich es Ihnen ſage, denn aus Kindern werden Leute, und mein Sohn macht Ihnen alle Ehre. Er hat mir einen Brief geſchrieben, einen recht vernünftigen Geſchäftsbrief. Er iſt ein gemachter Mann, Dank dem Himmel, und bemühen Sie ſich in allen Dingen, ſeinem Wunſch und Willen zu entſprechen.

Ihr aufrichtiger u. ſ. w.

Madame Wolters an Heinrich.

Theures Kind!

Obgleich ich Dir alles ordentliche Glück wünſche, kann ich doch nicht leugnen, daß mir die Verbindung ſehr mißfällt. Welche Übereilung! Du zählſt noch nicht ein und zwanzig Jahre. Dein letzter Brief gefällt mir auch nicht. Iſt es erhört, daß ein Bräutigam ſich beklagt, weil ſeine Braut in ihn verliebt iſt, und gar, daß man heirathet, um

ſeine Laſter, Untugenden und Fehler abzulegen. Welcher Unſinn! Ich bin drei und zwanzig Jahr verheirathet und werde doch auch ein Wort mitreden können. Nun, es iſt geſchehen. Dein Briefſtyl, lieber Heinrich, hat ſchon ſehr gelitten. Wenn das mit Deinen übrigen Talenten auch ſo geht! — Das danke ich dem Rittmeiſter und — ich mag nicht ſagen, wie betrübt ich bin. Nimm meinen Tadel nicht übel, lieber Sohn, ich will ja gern Unrecht haben; ach hätte ich Unrecht!

Deinen Brief an den lieben Vater fand ich ſehr zweckmäßig. Ich habe ihn mit einem alten Pettſchaft von Dir verſiegelt, und er hat nicht gemerkt, daß ich ihn geleſen.

Der liebe Vater ſendet Dir mit der fahrenden Poſt Atlas zum Kleide und eine Demantnadel zum Geſchenk für Deine Braut. Für Linchen habe ich etwas ganz Neues und Superfeines beigelegt.

Heinrich an seine Mutter.

— rode, am . . .

War mein voriger Brief wirklich so schlecht? Oder habe ich mich vielleicht nur albern ausgedrückt, daß Du mich mißverstehen mußtest. Ich weiß nicht genau mehr, was ich geschrieben. Ich muß mit meiner Braut Mittags, Nachmittags und Abends in Gesellschaften gehen, und das macht mich ganz wüst. Das bischen Geist, was mir blieb, verwandte ich auf Linchens Portrait. Ich glaube, liebe Mutter, es ist gut geworden, Du erhälst es mit der fahrenden Post. Schade, daß es fertig ist. Ich werde Linchen nun vor der Hand nicht mehr sehen und sprechen; meine Braut grämt sich zu sehr darüber. Zwar sagt sie nichts mehr, dahin habe ich es schon gebracht; das ist aber auch Alles. Frei von Eifersucht ist sie noch nicht; denn wenn ich nur Linchens Namen

nenne, wird sie blaß und ängstlich. Eine närrische Leidenschaft, die Eifersucht. Aber ich will meine Braut nicht quälen.

Denk Dir, mit dem Rittmeister habe ich gestern beim Burgemeister Brüderschaft getrunken. Wir nennen uns jetzt Du. Was Alles aus dem Menschen werden kann! Wer hätte das gedacht, als wir mit der ordinairen Post aus — selde abfuhren.

Derselbe an dieselbe.

— rode, am . . .

Dank liebe Mutter! der Crepp ist wunderschön. — Wir haben das Paket so eben mit der fahrenden Post erhalten, und es kömmt mir sehr gelegen, denn Sonntag sind wir beim Baron Längsdorf auf dem Ball. Der Rittmeister sagt, ich soll die Zeuge heut abgeben, die Nadel aber Winchen kurz vor

dem Balle mit einem artigen Briefe überſenden. Das gefällt mir, es iſt fein!

Aber, liebe Mutter, den ſchwarzen Krepp mit den großen rothen chineſiſchen Blumen kann Linchen unmöglich tragen. Es wäre gradezu abgeſchmackt, wollte ein ſo zartes Mädchen ſo bunt ſich herausputzen. Das kömmt eher meiner Braut zu, der ſtolzen corpulenten Jungfrau, die keinen weißen Atlas tragen darf, weil ihr Teint zwar zart, aber nicht ganz hell iſt. Sie würde aufgedonnert und unadelich ausſehen, und wahrſcheinlich treffen wir lauter Adel. Auch die Demantnadel bekömmt Linchen. Mit dem flammenden Halbmond auf dem Kopfe wird ſie wie eine Feenkönigin ausſehen. Meine Braut hat ſchwarzes Haar, man würde höchſtens die Steine bewundern. Auch iſt Corpulenz türkiſcher Geſchmack, und obendrein das türkiſche Wappen in den Haaren: o pfui, das wäre eine Satyre: — Nein! Alles thue ich für Euch, nur

geſchmacklos kann und will ich nicht ſein. Es giebt äſthetiſche Sünden, wie moraliſche, und wer weiß, welche am Schwerſten zu büßen ſein werden.

Nun, liebe Mutter, mit dieſem Brief biſt Du doch zufrieden.

Dein u. ſ. w.

Heinrich an Linchen.

Wenn Du, liebes Mädchen, Wort gehalten und Dein Atlaskleid mit Silber garnirt haſt, ſo trage auch dieſes Sternenzeichen auf Deinem ſchönen Haupt, damit Du vollends ausſiehſt, — nein, Linchen, nicht wie ein Engel, Engel ſind geſchlechtlos, das warſt Du ſchon als Kind; vielleicht wie ein Seraph, ein weiblicher Engel, aber der gehört in die Paſſionsgeſchichte, und was weißt Du, liebes wunderliches Weſen, von Nacht

und Schmerz und Tod; also wie eine Elfin, eine Undine, wie ein Feenkind — oder gar wie ein Herzchen, denn Dein Anblick wird die Leute mehr, wie bezaubern, Du wirst sie so verhexen, daß sie nicht wissen, wo sie geblieben sind.

Heinrich.

Madame Holm an den Rittmeister Braun.

Hochwohlgeborner Herr!

Heinrich hat sich heut noch nicht sehen lassen. Der Friseur ist da und will nicht länger warten. Kömmt die Nadel nicht bald (so ungern ich den jungen Leuten die Freude störe), werde ich für einen andern Kopfschmuck meiner Tochter sorgen müssen.

Die Ihrige u. s. w.

N. S. Warum lassen Sie sich gar nicht sehen? Wir haben dringend mit Ihnen zu reden!!!

Malvine an den Rittmeiſter Braun.

Hochwohlgeborner Herr Rittmeiſter!

Im Auftrag meiner Mutter muß ich Sie bitten, ſogleich zu uns zu kommen. Laſſen Sie Alles ſtehn und liegen. Sie vermuthen mich auf dem Ball, aber ich bin ſchon wieder heim. — — Heinrich iſt noch dort. — Ich bin gewiß ſehr unglücklich, ſehr beklagenswerth. Sie ſind Schuld, denn ich habe auf Ihre Worte gehört und Ihren Rath angenommen. Entziehen Sie uns jetzt wenigſtens Ihren Troſt, Ihre Hülfe nicht, und nehmen Sie mich, wie meine Mutter, in Schutz gegen Ihren ſaubern Zögling und meinen Vater.

Die Ihrige u. ſ. w.

Heinrich an seine Mutter.

— rode am . . .

Theure, liebe Mutter!

Ja ich habe den Muth, Dir Alles, Alles zu gestehen, denn Du hast es voraus gesagt, es war eine Übereilung. Ich zähle zwanzig Jahr, Winchen ist eben so alt, ist verliebt, eifersüchtig, corpulent und versteht nichts von Kunstsachen. Ja, wenn ich das bedenke, so kann ich froh sein, daß nun Alles aus ist. — Den Atlaß, liebe Mutter, habe ich, wie Du weißt, Linchen geschenkt, und ihr den Crepp; die Nadel behielt ich zurück, bis es Zeit war, Toilette zu machen und gab sie mit einem artigen Brief an Linchen unten im Hause ab. Jetzt begreife ich vollkommen, welch' einen dummen Streich ich gemacht, aber gestern noch glaubte ich, ganz recht zu handeln, denn ich hatte für mich Alles, was nur Ge-

ſchmack heißt. Bei meiner Rückkehr fragte mich der Rittmeiſter:

„Heinrich! wo haſt Du die Nadel?“

„Was kümmert's Dich?“

„Es iſt hohe Zeit, ſie abzugeben.“

„Sie iſt beſorgt.“

Wir verſtanden dies Jeder auf ſeine Weiſe, und weil der Rittmeiſter nicht mehr laut die Partie meiner Braut und Schwiegermutter nehmen darf, fiel mir nicht ein, daß ſie ſich hinter meinem Rücken verſtehen und verſtändigen könnten. Indeß hatte Tante geſchickt und ſich die Nadel ausbitten laſſen, denn Winchen ſollte friſirt werden. Ich bitte Dich, was ſind das für Confidencen zwiſchen ihm und meiner Braut!

Ich hatte einen Wagen beſtellt und fuhr zu meiner Braut (der Rittmeiſter iſt ziemlich außer Cours, ſeit er nicht mehr hofmeiſtern

dauf, und war nicht mit eingeladen). Winchen in dem zarten chineſiſchen Kleide ſah wirklich reizend aus. Zum erſten Male mißfielen mir ihre Liebkoſungen nicht. Wenn ſie mir doch nur in allen Stücken folgen wollte; aber wir zankten uns doch noch, ehe wir abfuhren.

Winchen hatte natürliche Roſen im Haar (auch Perlenſchnüre, goldene Ketten und Diamanten, ihre Toilette war in der That wundervoll), und da fürchtete ſie, die Blumen würden verwelken. Ich machte ſie aufmerkſam, wie unſchicklich das frühe Kommen in ſolchen Geſellſchaften ſei. Sie ereiferte ſich, und nun ſchalt die Schwiegermutter dazwiſchen, daß ich meine Braut im Ballſtaat ärgere. Onkel wollte mir beiſtehen, und es gab eine jener ärgerlichen Scenen, die ich ſchon oft in dieſem Hauſe erlebt und raſch abzukürzen eile. Wir fuhren alſo und ſprachen unterwegs kein Wort; wir langten an

und waren die ersten. „Da siehst Du nun, sagte ich meiner Braut, daß ich mich nie streite, um Dich zu ärgern, oder Recht zu behalten, sondern, weil meine Meinung ihren Werth hat.“ — Es langten mehrere Gäste an, und das Vorstellen und Gratuliren ging wieder los. Endlich jedoch kamen die Wagen häufiger, und der Saal füllte sich.

Winchen machte Aufsehn. Die jungen Officiere und Barone huldigten ihr, und wäre ich zur Eifersucht geneigt, ihre feurigen Blicke, ihre seufzende Brust, ihre schmachtenden Bewegungen hätten mir wohl mißfallen können. Allein ich bin das schon gewohnt an ihr; es ist ihre Art, und sie denkt nichts dabei. Was mich freute, war, daß die adlichen Damen scheel sahen auf meine bürgerliche Braut, die sie ausstach.

Ich will kurz sein. Alles ging gut bis nach der Quadrille. In einer Pause wurde Eis herum gereicht. Da trat Onkel Bürg

ein und der Engländer in weißen Escarpins mit zugeknöpftem blauen Frack, worin er keine sonderliche Figur spielte; mit seinem rothen Haar sah er aus wie ein tricolore. (Er ist seit gestern wieder hier). Am Arme führte er Linchen im Atlaß-Kleid, mit Flitter besetzt, den Mond in den lichten Locken. Mutter! Mutter! Was ist dagegen mein Bild? Ich sage kein Wort, aber sie war so tanzselig, so festlich verklärt, daß sie die Lichter ausstach, natürlich meine Braut, die Doppelnelke, auch. Die adlichen Fräuleins erholten sich wieder, drängten sich um Linchen, grüßten, umarmten sie; es ward ganz still im Saale, man hörte nur die wohlgeschmückten Mädchen flüstern und kichern, und dazwischen rauschten und knisterten die feinen Kleider und Bänder. Da trat der Baronet zu mir und begann scherzend:

„Sir, was habe ich gehört! Sie haben in meiner Abwesenheit meine Braut ab-

konterfeit und das Bild Ihren Eltern gesandt. Wissen Sie wohl, Sir, daß ich Ansprüche auf das Bild habe und eifersüchtig bin?"

„Sir, Ihre Braut hat etwas so eigenthümlich Schönes, das jeder Maler wünschen wird, ihr Bild zu besitzen; wollen Sie auf alle Maler und Dilettanten eifersüchtig sein?"

„Aber Sie wenden ja noch immer kein Auge von ihr."

„Wahrhaftig, Sir John, weil ich meine Cousine bei Tageslicht gezeichnet und jetzt den Effect des Lichterglanzes bewundere. Ich wünschte Maler zu sein, und leider kann ich nur zeichnen."

„Aber, flüsterte Onkel Burg mir zu, daß Sie meine Tochter in diesem Costüm sehen, ist ihr Wille, der meine nicht. Geschenke von solchem Werth muß ich mir verbitten!"

„Von solchem Werthe?“

„Ja, Sir, sagte der Engländer ebenfalls leise, die Steine sind einige tausend Thaler werth.“

Ich erschrack und wurde so roth, daß es Linchen merkte. — „Das wußte ich nicht, Sir, denn ich verstehe mich nicht auf Diamanten. Onkel ich hatte nur die Absicht, ihr eine Höflichkeit zu erweisen.“

„Sie machen also Geschenke von Sachen, deren Werth Ihnen unbekannt ist? fragte Onkel; das ahnete mir. Nun reden wir nicht weiter darüber.“

„Mit einem Male verläßt Linchen den Kreis der sie umgebenden Mädchen, eilt in vollem Glanze auf mich zu und winkt: „Komm, ich habe Dir auch etwas zu sagen.“ Wir betraten ein Zimmer, was noch ganz leer war, dann ein Cabinet für die Spieler, endlich waren wir in der Garderobe, wo die

Hüte und Mäntel hingen, und hier sollte sich ein Auftritt begeben, über welchen mir immer noch der Verstand still steht.

„Sie machen Dir Verdruß, lieber Vetter, weil Du mir den schönen Mond geschenkt, nicht so? aber sei nicht böse, mich freut es ganz außerordentlich, und das Herchen bedankt sich. In selben Augenblick hatte ich einen flüchtigen Kuß, und Linchen erröthete, denn Onkel, der Baronet und Winchen waren uns gefolgt, ohne daß wir's merkten; denn wir sahen uns jetzt erst um. Winchen hatte wahrscheinlich mein Gespräch mit Onkel und dem Baronet belauscht, denn sie sah sehr blaß aus.

Linchen faßte sich aber sogleich, küßte mich nochmal, indem sie fortfuhr: „Und das ist für den schönen Atlaß; dies hatte ich Dir zu sagen; nun kannst Du wieder gehen.“

Da trat Winchen aber zornig auf sie zu und sprach: „Das ist mein Kleid und meine

Nadel, die Du trägſt; in wie fern darfſt Du Geſchenke von meinem Bräutigam annehmen?“

„Es iſt aber doch mein Vetter,“ behauptete Linchen.

„Und ſchämſt Du Dich nicht, auf einem Ball Herren bei Seite zu führen und ſie zu küſſen.“

„Daß ich ihn Du nenne und ihm einen Kuß gebe, habe ich nur von Dir gelernt, ehe Du ſeine Braut warſt.“

„Wie, Sir, wandte ſich Winchen an den Baronet, und Sie ſagen kein Wort? und Dir, Onkel, iſt auch Alles gleichgültig?“

Onkel und ich blieben ſtill. Der Baronet ſagte mir auf Engliſch: Goddam, Sir, kehren Sie zur Geſellſchaft zurück, eh' unſere Abweſenheit bemerkt wird. Die Damen hier werden ſich ſchon vertragen.“

Linchen verſteht kein Engliſch und dachte gewiß, der Baronet wolle mit mir ſchelten: „Sir, rief ſie, Sie haben meinem Vetter keine Vorwürfe zu machen; dafür hat er ſeinen Rittmeiſter, der macht ihm Vorwürfe ſo viel und mehr, als er will.“

Da ſagte unglücklicher Weiſe — denn ich glaube ſicher, daß er es nicht böſe meinte — der Baronet: „Der iſt aber nicht hier.“ Es war eine Beleidigung, und eh' ich mich noch beſinnen konnte, um darauf zu antworten, begann Winchen: „Ich fühle mich unwohl und fahre nach Hauſe; Deine Begleitung Vetter verbitte ich; überhaupt mag es Dir gerathen ſein, Dich nie wieder bei uns ſehen zu laſſen?“ — Und plötzlich vom Zorn überwältigt, blickte ſie mit flammenden Augen mich an und rief: „Pfui ſo jung und ſchon ſo ſchlecht!“ Weinend riß ſie ihren Mantel vom Nagel und ging zur Thür hinaus; wir hörten ſie draußen heftig ihren Wagen begehren.

Das seelengute Linchen hatte ihr vergebens nachgerufen: Winchen sei vernünftig, Du bist erhitzt, Du wirst Dich ja erkälten!

„Sir", wandte ich mich jetzt an den Baronet: „Sie haben mich beleidigt, ich glaube, wider Ihren Willen, aber das muß ich von Ihnen hören." —

Nun fing auch Linchen an zu weinen: „Alle behandeln sie ihn so unverantwortlich, weil er artig gegen mich war. Sir, auf der Stelle bitten Sie die Beleidigung ab, sie könnten sonst leicht von mir hören, was meine Cousine dem Vetter gesagt."

Da verbeugte sich der Engländer stolz und kalt und sprach: „Mylady, unsre Verbindung ist noch viel leichter gelöst, denn sie ist nur eine Mißheirath." Hierauf nahm er ebenfalls Mantel und Hut, nur viel gelassener und sagte: „Ich schicke Ihnen den Wagen wieder heraus," und ging.

Linchen sah ihren Vater groß an, dann eilte sie weinend in seine Arme und schmeichelte ihm.

„Still, still Linchen!“ das waren des Onkels erste Worte wieder. Siehst Du, was aus Deinem Ungehorsam entsteht? Ihr habt Euch beide wie die Kinder benommen; aber ich will Alles vergessen und vergeben, wenn Du, Linchen, den ganzen Abend tanzest und vergnügt bist. Sie, Vetter, werden nicht tanzen und sagen, Ihre Braut sei unpaß, aber sehr unbedeutend, daß Sie deshalb die Gesellschaft nicht verlassen wollten.

Linchen reichte mir die Hand. „Wir sind sehr tugendhaft, wir thun unsern Eltern Viel zu Gefallen,“ sagte sie mir leise und betrübt.

„Munter, Linchen! das Lachen wird Dir ja sonst nicht schwer,“ ermahnte der Onkel. „Sie, Vetter, warten hier noch eine Weile.“

Ich blieb und dachte über das Geschehene nach. Auf diese Art hatten sich zwei Verbindungen, die aus Liebe zu den Vätern geschlossen waren, gelöst, und was Eifersucht war, hatte ich gesehen. Nun Winchen meine

Braut nicht mehr ist, dauert sie mich. Man muß sehr gekränkt sein, um sich so zu benehmen, und doch, dünkt mich, hat sie mich mehr gequält. als ich sie; denn mich hat sie nie berücksichtigt. Wie kömmt es aber doch, daß man mit dicken Personen so viel Mitleid hat! — Mit Sir John geht es mir fast eben so, er ist mir widerwärtig, aber ich bemitleide ihn, ohne zu wissen, warum.

Ich erschien wieder in der Gesellschaft. Onkel winkte mir, und wir traten in ein ganz leeres Spielzimmer und setzten uns in einen Sopha. Hier bat er sich Aufklärung über den Vorfall aus, und ich theilte ihm mit, was ich wußte und von der Geschwätzigkeit des Rittmeisters muthmaßte; auch, aus welchen Gründen ich anders über die Geschenke disponirt, und was ich Dir in meinem letzten Briefe geschrieben.

Nun hör', wie schlau Onkel ist.

„Sie können also behaupten, aus Versehen die Geschenke verwechselt zu haben? etwa,

sie waren in gleiche Papiere geschlagen und wurden beim Abgeben vertauscht?“

„O ja, nur der Baronet weiß das Gegentheil.“

„Man wird auf ihn nicht hören, er ist zu betheiligt; und Sie sind Sich selbst und meiner Tochter diese Lüge schuldig. Ihr Benehmen war allerseits unsinnig und unverantwortlich.“

Auf diese Weise, liebe Mutter, ist das Vorgefallene in — rode stadtkundig, auf diese Weise hat es der Rittmeister, und wird es der liebe Vater erfahren und zwar durch Onkels schlaue Maßregeln.

Da ich so eben einen Korb in bester Form erhalten, schickte es sich für mich nicht, zu tanzen, denn die Braut war meine Cousine. Onkel rieth mir zu spielen; ich kann nur ein wenig Whist; er meinte aber, Ecarté ginge auch schon.

Ich spielte mit einem alten Oberförster und verlor entsetzlich. Liebe Mutter, hundert Louisd'or in einem Abend sind keine Kleinigkeit. Glücklicher Weise trage ich jetzt all mein Geld bei mir und konnte sogleich zahlen, was Onkel sehr freute.

Ich habe eigentlich mehr noch verspielt, allein der Oberförster machte eine runde Summe daraus und nahm den Louisd'or für voll; denn bei hohem Spiel rechnet man nicht bei Heller und Pfennig.

Wir gingen zu Tische. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, und die erste galt der Königin des Balles, Linchen; den Baronet ließ man dabei leben. Da stand Onkel auf, dankte im Namen seiner Tochter, fügte aber hinzu, indem er sein Glas erhob: „Auf das Wohl des edlen Sir John Oldstown!" — ich bitte seine Gesundheit besonders zu trinken, denn er ist seit wenigen Stunden der Bräutigam meiner Tochter nicht mehr. — Al-

gemeines Erſtaunen! — Nun wurden mehrere Toaſts ausgebracht, und zuletzt auch der meinige (man nannte mich den berühmten Virtuoſen) mit dem meiner Braut. Onkel winkte mir, und ich erhob mich und dankte: „Leider! fuhr ich fort, habe ich das Recht nicht mehr, im Namen der Demoiſelle Holm mitzudanken; auch ſie will ſeit einigen Stunden meine Braut nicht mehr ſein. — Allgemeines Gelächter! Onkel wandte ſich zu ſeinem Nachbar, einem alten Manne, und erzählte ihm eine Geſchichte. Dieſer erzählte ſie weiter, man wurde neugierig, das Geflüſter, das Lachen mehrte ſich. Man blickte auf Linchens Gemahl, ſie ward verlegen, und Onkel ſagte: „Der Irrthum iſt verzeihlich, liebe Tochter; ein junger Menſch, wie Dein Vetter, der zum Zeitvertreib hundert Louisd'or in einem Abend verſpielt, kann Dir wohl eine Nadel zu drei, vierhundert Louisd'or ſchenken.“ Ich merkte, wie Linchen kein Wort davon verſtand. — Wie

schlau Onkel doch Alles zu seinem Vortheil zu benutzen versteht! — Die ganze Gesellschaft war der Meinung, daß ein so offenbares Mißverständniß leicht beizulegen wäre. „Wir wollen es hoffen und wünschen" war die jedesmalige Antwort des Onkels.

Als wir aufbrachen, graute der Morgen schon. Der Baronet hatte den Wagen zurückgesandt; nicht so meine Braut, und ich hätte zu Fuße gehen müssen, hätte mich Onkel nicht mitgenommen.

Linchen schlief bald ein. Sie hatte einen schwarzen Mantel mit Pelz um. Ihre Wange war von Schlummer und der Luft hochroth, ihr Mund ein wenig geöffnet. Wie schön ist dies Mädchen doch, liebe Mutter! und so oft ein Stoß des Wagens sie weckte, lächelte sie. Sie saß mir gegenüber. Beim Aussteigen drückte sie mir die Hand erst sanft, dann aus Leibeskräften.

Während ſie ſchlief, hat mir Onkel derb den Text geleſen. Er meint, ich hätte durch meinen Genieſtreich das Lebensglück ſeiner Tochter, woran er ſeit zwanzig Jahren unaufhörlich gedacht und gearbeitet, zerſtört. Ich hätte ihm faſt eine gewiſſe Tugendſcene berichtet; ich that es nur Linchens halber nicht. Zuletzt war er doch froh, daß bei einem ſo kitzlichen Vorfall der Eclat ſo gänzlich vermieden iſt. Er iſt ſchlau und eben ſo eitel.

Schlafen kann ich nicht, drum ſchreibe ich Dir. Morgen, liebe Mutter, bekommſt Du noch einen Brief. Der liebe Vater wird doch nicht böſe ſein wegen der 100 Louisd'or; das kann ihm nicht verſchwiegen werden! — Und Du, liebe Mutter, biſt nicht böſe —

Deinem u. ſ. w.

Heinrich an den Baronet Sir John Oldstown.

Edler Sir! Überbringer dieses, mein Erzieher, kommt sich zu entschuldigen, daß er mich gestern nicht begleitet. Ich bitte, verabreden Sie mit ihm, wo Sie gedenken, mich in seiner Gesellschaft zu treffen.

Heinrich Wolters.

Peter Holm an Christoph Heinrich Wolters.

Allerliebster Schwager!

Dein Sohn muß sich die tollen Hörner ablaufen, aber er ist auf gutem Wege, er raf't scht schön, trotz dem besten Holländer, und lange kann es nicht mehr dauern! — Seiner Braut hier hält er Vorlesungen über Moral und Tugend, derweil er der Braut eines Andern die Cour macht. Der Bräu-

tigam wird eifersüchtig; er fordert den handfesten John Bull, der zwanzig solche Schnäbel zum Frühstück frißt, und bringt ihm eine Wunde bei, daß er fürs Erste ruhig ist; verspielt an einem Abend 100 Louisd'or, verschenkt einen Schmuck zu 1000 Louisd'or und überwirft sich mit seiner Braut von 10,000 Louisd'or. — Aber tröste Dich, lieber Schwager, denn gerade so war ich in meiner Jugend und bin doch so vernünftig geworden. Frag' nur meinen Vater, und Deine Frau weiß auch davon, obschon sie damals noch ein Kind war. Meine Tochter will jetzt nichts von ihm wissen. Schnickschnack! ich frage nichts darnach. Und daß es sich mit Deinem Sohne bald geben wird, wirst Du wohl einsehen. Ich habe den Jungen gern und bin

der Alte.

Peter Holm.

Heinrich an seine Mutter.

—rode am . . .

Ich bin schon wieder der Held des Tages, auf recht unverdiente Weise; darum mißfällt mir meine Heldenrolle höchlichst und — ich habe einen tiefen Blick in menschliche Versunkenheit gethan.

Zürne nicht, liebe Mutter, ich habe Dir gemeldet, wie der Baronet sich gestern gegen mich benommen. Ich mußte ihn fordern; ängstige Dich nicht, denn die Sache ist abgemacht, und mein Gegner verwundet.

Seit Menschengedenken ist in —rode kein Duell vorgefallen; aber die Beleidigung, so wie daß ein Zweikampf daraus erfolgen müßte, war stadtkundig; und als nun die Officiere, die uns secundirten, zeugen und Waffen leihen mußten, geschäftig waren, bald den Baronet, bald mich besuchten, wußte man auch, wie man dran war.

Der Rittmeiſter lud die Zeugen (es waren ihrer nicht weniger wie fünf, denn Alle wollten mich fechten ſehen) zu Tiſche; verſteht ſich, ſpeiſ'ten wir auf dem Zimmer. Überhaupt hat ſich der Rittmeiſter bei dieſer Gelegenheit ſehr treu und brav bewieſen.

Gegen fünf Uhr ſetzten wir uns zu Pferde und trafen am Thor ſchon eine Menge Menſchen, die uns neugierig nachſahen. Der Baronet war nämlich kurz zuvor ebenfalls mit mehreren Officieren hinaus geritten.

Wir holten ihn eine halbe Stunde hinter der Stadt ein, an einem Luſtort, die Raſenmühle genannt, hielten uns aber nicht auf, ſondern bogen gleich vom Wege ab ins Gehölz. Eine Lichtung ward zum Kampfplatz auserleſen, und als ich mich entkleidete, ward mir ſo wohl auf dem friſchen Raſen, unter den ſchönen Bäumen, daß ich wußte, ich würde nicht ſterben, wenigſtens nicht untergehen.

Die Art, wie der Rittmeiſter meinen Gegner und ſeine Waffen unterſuchte, war beleidigend und mehr als das; dieſer treue Menſch, wie er mir nachmals geſtand, wollte Händel mit ihm haben, und wäre mir etwas Schlimmes widerfahren, ſo hätte es noch eine Leiche gegeben.

Es wurde ſo arg nicht. Ja, die Duellanten ſtanden ſich am Sicherſten, denn wir wollten einander nichts zu Leide thun, und die Zeugen und Ärzte litten mehr Gefahr, denn ein Paar Mal legirte ich meinem Gegner die Klinge, daß ſie nur ſo flog, und jene ſich wahren mußten.

Sei überzeugt, liebe Mutter, daß ich keine Heldenthaten gethan, was auch die Leute hier ſagen. Die Wahrheit iſt, was ich berichte. Ich kenne jetzt den edlen Sir, denn man lernt ſich kennen vor der Klinge. Ich weiß nicht, welcher Sinn oder welch, Geſicht tief in die Organiſation des Gegners ein-

dringt, und kämpft nicht organiſches Leben gegen organiſches Leben? was hilft da Geiſt, Reichthum, Schönheit, Kenntniß? Alſo ich kenne jetzt Sir John Oldſtown. Beim Duell entblößt man Bruſt und Hals, und ſein dicker Hals, ſeine fette Bruſt, reichen hin, moraliſchen Widerwillen einzuflößen. Hierzu kam, daß er zu Mittag tüchtig gezecht hatte. Seine Secundanten auch ſchienen ſehr erhitzt, und in ſeinen plumpen Zügen, in ſeinen blöden Augen lag Trunkenheit, und gar der feuchte, zuckende, wülſtige Mund! — Ich mag dies ekelhafte Bild nicht ausmalen, und dieſes perſonificirte Laſter, dieſes blähende Exemplar von Spleen und Lebensüberdruß wollte mich zum Mörder machen, ja zum Meuchelmörder, denn mehr, als wehrlos, wollte er ſich an meinem Degen aufrennen.

Warum? fragſt Du vielleicht; um ſein verwüſtetes, verdorbenes, ſchmutziges Leben wohlfeil und ehrenvoll los zu werden; und

recht flott zu sterben, hatte er sich betrunken. Welche Phantasie, liebe Mutter, müßte ich haben, mir dies einzubilden, zu erfinden, mich zu täuschen. Also ich habe es gesehn mit mehr, wie mit Augen. Eine nette Nation, die Engländer! O denk doch, Linchens Bräutigam! O schlauer Onkel Burg auf Bürgsleben! Ja in Gesellschaft ist er der weiße Ulisses.

Beim ersten Gang sagte der Rittmeister: „Sir, mein Eleve will nicht geschont sein, Sie können von ihm fechten lernen, und ich als Secundant verbitte mir das. (Eine Beleidigung). Aufrennen ließ ich meinen Gegner nicht, ich entwaffnete ihn ein Paar Mal, daß er in seiner Trunkenheit fühlte, wie sehr er sich blamire. Nun ward er wüthend (und da lernte ich ihn kennen); meine moralische Sicherheit nicht bloß, auch meine persönliche war gefährdet. Da gelang es mir, seinen Arm zu verwunden. Könnte ich dereinst alle

meine Handlungen ſo verantworten, wie dieſen Stich! Mein Gegner war unfähig, weiter zu gehen, und unter den Händen des Wundarztes offenbarten ſich Wirkungen ſeines Rauſches. Sein Pferd konnte er nicht mehr beſteigen, und es wurde ein Wagen geholt.

Als wir heimritten, begegneten uns neugierige Spazirgänger ſchon dicht an der Kaſenmühle. Sie häuften ſich, je mehr wir uns dem Thor näherten. Wir gaben den Pferden die Sporen, und als ich in die Stadt ſprengte, wäre ich faſt mit einem Hurrah begrüßt worden; wenigſtens ganz ſtill war es nicht. Die — roder müſſen doch geſtehen, daß nicht jeder Fremde ſo originell iſt.

Wer ſich ſchlecht beim Duell benimmt, mehrt den Ruhm ſeines Gegners. Die Officiere lachen, ſeine Secundanten ſchelten; er habe ſich betrunken, meinen ſie, weil er keine Courrage habe, oder nicht fechten könne. Aber hatten ſie nicht getrunken? und hätten

so eine Gemüthsbewegung gehabt, wie die der edlen Sir, wer weiß. —

Liebe Mutter, aus diesem Schreiben wirst Du ersehen, daß ich nicht leidenschaftlich sondern besonnen bin; nun darfst Du meine dummen Streiche mir vergeben. Mißverhältnisse, Unerfahrenheit, ärgerliche Zufälle haben sie herbeigeführt. Vielleicht darf ich sagen: „Es geschieht nicht wieder.“

Auch eine Bitte habe ich an Dich — Nein! ich kann, ich will noch nicht — Erst Deine Vergebung.

Dein u. s. w.

N. S. Dem lieben Vater sollte ich billig schreiben, allein ich wage es nicht; ich müßte zu sehr lügen, und wozu das? Viel sicher belüge ich meinen Rittmeister, der mags weiter bringen.

Rittmeiſter Braun an Heinrich Chriſtoph Wolters.

Verehrter Herr!

Während ich hier mit dem gröſsten Eifer Schwediſch und Däniſch treibe, um dem mir gütigſt verheiſsenen Poſten gewiſſenhaft vorſtehen zu können, hätte ein unglücklicher Irrthum faſt alle unſere Mühe und Alles, woran wir Freude und Hoffnung knüpfen, vereitelt. Ja noch immer ſtehe ich für nichts, erhalte ich nicht unbedingte Vollmacht, und wird Heinrich nicht gänzlich wieder unter meine Obhut geſtellt.

Einliegende Billets von Madame und Fräulein Holm erhielt ich vorgeſtern Abend, das letztere, als es bald eilf Uhr war. Ich fand Mutter und Tochter klagend und weinend, und Herr Holm ſchalt beide derb aus. Was nun war der Grund des ganzen Lärms?

— Eifersucht, verliebte Zänkerei! — Demoiselle Holm behauptete, Heinrich liebe sie nicht' und habe die ihr von seinen Eltern bestimmten Brautgeschenke seiner Cousine Elina Bürg verehrt, die ihr zum Verdruß damit auf dem Balle erschienen. Natürlich entschied ich mich für nichts, bis ich Heinrich gesprochen. Er kehrte erst am andern Morgen früh heim und behauptete, die Geschenke in gleiche Papiere eingeschlagen und beim Abgeben verwechselt zu haben. Von dem Gemüthszustand des Fräuleins Bürg habe ich Ihnen bereits Meldung gethan. Es läßt sich denken, daß ein Dämchen von dieser geistigen Beschaffenheit eine Demant-Nadel von 3 — 4000 Thlr. sich ohne Weiteres aneignet und sich auf dem nächsten Feste damit schmückt. Übrigens soll es einen sehr ärgerlichen Auftritt gegeben haben; die Damen haben sich ihre Kleider auf dem Leibe streitig gemacht. Der Baronet hat einer Braut entsagt, die solche Geschenke nimmt, und Fräulein Holm mit

Heinrich gebrochen, der solche Geschenke nicht ihr macht.

Nun, dies Mißverständniß ist handgreiflich; wenigstens Herr Bürg, Heinrich und die ganze Stadt erzählen den Vorfall so. Demoiſell Holm freilich will wiſſen, daß Heinrich nicht aus Irrthum, ſondern abſichtlich ſo gehandelt habe. Ich vermuthe, die Eiferſucht ſpricht aus ihr. Auch Heinrich iſt aufgebracht und hat mir verboten, zu Herrn Holm zu gehen, der mich mit Einladungen beſtürmt. Freilich kann ich dieſem Verbot nicht unbedingte Folge leiſten.

Der Auftritt hätte aber dennoch auch ernſte Folgen haben können. Auch Heinrich und der Baronet waren hart an einander, und es fielen Worte, die ein Duell unvermeidlich machten. Es ſchien mir Pflicht, für den einzigen, mir von ſeinen Eltern anvertrauten Sohn mit Blut und Leben einzutreten; das wollte aber Heinrich nicht, und ich

übergegenwärtig ihm untergeben. Was ich als Secundant für ihn gethan, weiß das ganze hiesige Officiercorps, und Heinrich hat es selbst anerkannt. Mein Eleve schlug sich wie ein Held, der Baronet dankt seiner Besonnenheit und Schonung das Leben.

Ich sehe mit Ungeduld ihrem Briefe entgegen. — Heinrich hat 100 Louisd'or auf dem Ball im Spiel verloren, und wir sind ganz blank; denn die 1000 Thlr. gab ich meinem Bruder ins Geschäft.

In vollkommener Hochachtung ꝛc.

N. S. Den Zankapfel, die Demantnadel, hat Herr Bürg auf Bürgsleben zu Ihrer Disposition mir zugestellt.

Christoph Heinrich Wolters an den Rittmeister Braun.

Liebster Rittmeister!

Welche Streiche! und so was am Posttage zu erfahren! Sie sind ein braver Mann,

das weiß ich lange und werde es Ihnen gedenken; allein sind Sie in —rode, um Dänisch und Schwedisch zu lernen, oder als Erzieher meines Sohnes? und wenn er sich mit seiner Braut überwirft, versteht sich da nicht von selbst, daß er wieder ganz und gar Ihr Schüler ist? Muß ich denn an Alles denken und für Alles sorgen? Dann kann ich nur mein Geschäft hier liegen lassen. Bringen Sie die Sache also wieder in Ordnung, auf welche Weise Ihnen am Räthlichsten scheint. Sie haben Vollmacht. Meinem Sohne verkünden Sie meinen väterlichen Zorn; ich habe keine Zeit dazu.

Ihr aufrichtiger Freund u. s. w.

N. S. Meine Frau, welche meine Briefe an Sie liest, bittet Sie, nicht allzu streng zu sein; denn wir haben mit der fahrenden Post eine Zeichnung von Heinrich erhalten, welche Professor G** für ein Meisterstück erklärt.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

Mein guter Sohn!

Denke nicht, ich zürne; zwar will ich das Duell nicht billigen, aber nicht wahr, lieber Heinrich, so lange Deine Mutter lebt, thust Du ihr das nicht wieder zu Leide!

Vorwürfe mache ich Dir nicht. Im Gegentheil, Deine dummen Streiche sind so übel gar nicht, zumal, wenn man sie gegen die klugen Streiche Deines Vaters und Deiner beiden Onkel hält. Unglücklicher Weise will der liebe Vater noch gar nicht von seinen Projecten lassen. Er hat sich nun einmal in den Gedanken verliebt, sich mit Onkel Holm zu associiren. Dies, lieber Sohn, würde Deine Verbindung mit Malvine ganz sicher zur Folge haben. Aber könnte es nicht so auch geschehen? Ich sage immer: große Geschäfte, große Sorgen!

aber die Sorgen ſind den Geſchäftsleuten ſo unentbehrlich, daß ſie darohne nicht beſtehen können, ja, ſie opfern ihnen Leben und Geſundheit. Und zumal Dein Vater, wie er in Allem zu ernſt iſt, ſo auch im Geſchäft. Da war Dein Großvater Holm doch ein anderer Mann, der jetzt von ſeinen Geldern lebt. —

Du aber, mein Sohn, taugſt nicht für das Geſchäft, und das nehme ich Dir nicht übel. Du denkſt, man kann Alles nur ſo ins Blaue hinein ſein wollen, wie Du tugendhaft und ein Bräutigam warſt; aber, nicht wahr, lieber Sohn, wenn Du wieder ſo tugendhafte Entſchlüſſe haſt, warteſt Du einen Poſttag, damit ich Dir rathen kann. Denn das iſt die Folge von der Schlauheit des Onkel Bürg, daß er aus der ganzen Sache einen Spaß gemacht, und nächſtens wirſt Du wieder Winchens Bräutigam, und Linchen wird ſich mit dem Engländer verſöhnen.

Wirklich, da sind Deine dummen Streiche weit eher nach meinem Geschmacke, denn es ist doch Sinn darin, und sie haben Hand und Fuß; nur spielen mußt Du nicht wieder.

Wir haben mit fahrender Post Linchens Bild erhalten. Professor G** hat es für ein Meisterstück erklärt. Du glaubst nicht, lieber Sohn, wie glücklich dies Deine Mutter macht. Hast Du aber auch nicht geschmeichelt? Lieber Heinrich, Professor G** sagt, es sei aus der Idee gezeichnet, denn eine Person, welche sitzt, kann nicht so freundlich bleiben. Du hast mir aber doch geschrieben, Linchen hätte dazu gesessen? — Professor G** sagt, Du kannst alle Tage Maler werden, denn das Bild wird immer freundlicher und heller, je mehr man es betrachtet, und es ist doch nur gezeichnet.

Grüß das liebe Kind und sag ihr, daß ich Deine Mutter bin. Daß sie Deine Partie gegen Deine Braut und ihren Bräutigam

so eifrig genommen, hat mir außerordentlich gut von ihr gefallen. Ich nehme ihr das sehr hoch auf.

Deine u. s. w.

N. S. Höre, liebes Kind, der Rittmeister hat jetzt wieder zu befehlen; mach', daß Du heimkehrst, sonst geht die ganze Geschichte wieder von Vorn an. — Und nun, welch' eine Bitte hast Du? —

Heinrich an seine Mutter.

Theure Mutter!

Wir haben uns sonst so gut verstanden, und doch erräthst Du mich nicht. — Aber Du willst mich nicht errathen. — In allen meinen Briefen habe ich ja nur von Linchen gesprochen; ich habe sie gezeichnet, ihrethalben ward ich Bräutigam, ihrethalben brach ich mit der Braut. — Aber ich wußte es selbst nicht und belog mich und Dich.

Ach, es ist hier sehr traurig; keine Feste, keine Gesellschaften! Linchen sehe ich höchstens am Fenster. Zu Onkel Holm will ich nicht, zu Onkel Bürg darf ich nicht kommen. Ich soll Linchen nicht ins Gerede bringen, sagte er. Ach ich hasse alle Menschen, alle Welt, bis auf Dich und Linchen. — —

Ich stecke inwendig voll Verdruß. Ein Wenig hat's mich erheitert, daß Professor G**, dieser berühmte Mann, Linchens Bild nicht gewöhnlich findet. Ja wohl, so freundlich blickt nicht Jeder. — Ach die glücklichen Stunden, da ich das Bild zeichnete! — Wegen des Rittmeisters sei unbesorgt. Der gute Mann möchte gern Agent für Vater in Kopenhagen werden; ich kann ihm aber nicht helfen. — Auch heim kehre ich nicht; hier sehe ich doch Linchen noch am Fenster. — Ach ich bin sehr unglücklich!

Dein Heinrich.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— felde am . . .

Erinnere Dich, mein Kind, daß Du mir geſchrieben haſt: „Lieben iſt göttlich, Verliebtſein eine Schande.“ Ach, das hätte ich dem lieben Kinde im Bilde nicht zugetraut, daß ſie mir dies Herzeleid machen würde! Aber müßt ihr Männer denn gleich verliebt ſein? — Thu' Dir nur kein Leides, lieber Sohn, ſondern mir zu Liebe faſſe Muth und hoffe. Ich will den lieben Vater von ſeinen Projecten abbringen; aber dazu gehört Zeit. Indeß darf der Rittmeiſter nicht merken, daß Du verliebt biſt. Ach! und kehre bald heim! — Mir hat immer geahnet, daß Dir auf der Reiſe ein Unglück zuſtoßen würde! — Nun iſt's geſchehen.

Deine ſorgenvolle Mutter u. ſ. w.

N. S. Du darfst mit Linchen nicht von Liebe reden. Das mußt Du mir versprechen, oder ich kümmere mich um Nichts.

Heinrich an seine Mutter.

— robe am . . .

Beruhige Dich, theure Mutter, ich sage Dir ja, ich liebe Linchen nicht allein, sondern Dich auch, und ich bin ruhig, seit Du Alles weißt und nicht zürnest. Ich erheitere mich auch, so gut es geht.

Diese Welt ist eine Welt des Egoismus, das merkt man selbst in — robe; und ist mein Rittmeister nicht auch Egoist? — Ich amüsire mich jetzt, ihn und die ganze Welt zu ärgern. Denke Dir nur, die Menschen hier, die mich noch vor Kurzem als eine ganz ausgezeichnete Erscheinung betrachteten, wie sie ihre gewohnte Langweile noch nie unter-

brochen, unterſtehen ſich heut ſchon, mich für etwas Gewöhnliches zu halten, für etwas, was ſich von ſelbſt verſteht: ja ſie wagen es, mein Benehmen zu bekritteln. Aber, ob ich ſie verachte. — Ich beſchäftigte mich jetzt ſehr viel, das heißt, ich zeichne alle ſchönen Punkte der Umgegend. Landſchaften gerathen mir nicht ſo gut, wie Figuren. Nicht Maler, Bildhauer möchte ich werden! — Morgens kutſchire ich in einem Cabriolet über die Straßen zum Thore hinaus, und ein Lohndiener ſitzt bei mir, um meine Geräthſchaften zu bewachen; Nachmittags reite ich ſpaziren und ſehe Linchen am Fenſter; und Abends bin ich mit den Officiren zuſammen und — ſpiele. Erſchrick nur nicht, denn wir ſpielen Whiſt, Point zu 6 Pfennige, und was ich gewinne, bekommt allemal der Marqueur. Ich habe geleſen, ein leidenſchaftlicher Spieler wurde auf dieſe Weiſe gebeſſert, und leidenſchaftlich bin ich nicht; aber dieſe Art zu ſpielen gefällt mir. Übrigens lerne ich durch

die Officiere die Welt kennen; sie nehmen kein Blatt vor den Mund; z. B. machen sie kein Hehl daraus, daß sie alle in Cousine Malwine verliebt sind.

Glaube nicht, liebe Mutter, daß dieser Umgang mich verdirbt, im Gegentheil; und darum ist mir das Schreiben an Dich so lieb; ich lerne dabei, um mit Linchen zu reden, geistige Toilette machen. So wie es Worte giebt, die man nicht niederschreiben kann, giebt es auch Gedanken, die man nicht denken mag; aber wie die Toilette nicht bloß alles Unsaubere entfernt, sondern hauptsächlich auf Zier und Ordnung dringt, muß man auch den Geist rein und aufgeweckt erhalten, daß er sich zu jeder Zeit vor Gott und Menschen zeigen mag.

Nein, ich werde nicht, wie der Baronet; er trinkt und spielt nicht nur, er läuft, wie die Officiere wissen, auch jeder Schürze nach. Wie fade, nichtssagend, nach Nichts schmek-

lend kommen mir alle Mädchen vor, und wenn ich ſie gar mit Linchen vergleiche. —

Bei allem Dem bin ich doch unbeſchreiblich glücklich, denn Linchen liebt mich, wenn ſie es auch ſelbſt nicht weiß. Von Liebe ſoll zwiſchen uns keine Rede ſein, nicht eher, als bis unſere Eltern einwilligen; dies verſpreche ich Dir feierlich, und nun biſt Du beruhigt? Nicht?

u. ſ. w.

N. S. Der Baronet iſt um all ſeinen Credit gekommen, er darf ſich in keiner guten Geſellſchaft mehr ſehen laſſen.

Rittmeiſter Braun an H. C. Wolters.

Hochgeſchätzter Herr!

Ich rücke hier nicht von der Stelle. Heinrich iſt nicht mehr derſelbe, er entkräftet meinen redlichſten Willen, meine freundlichſte

Ansprache, er ermüdet mich. Habe ich Stunden lang geredet, so behauptet er, kein Wort gehört zu haben; er sei zerstreut gewesen, habe an seine Zeichnungen gedacht, denn er zeichnet hier die ganze Umgegend. Bisweilen nimmt er wohl die Geige aus dem Kasten und spielt mit solcher Bravour und Kraft, daß die Leute auf der Straße still stehen. Dann muß ich natürlich schweigen, und er beruft sich darauf, daß Sie mich nicht bevollmächtigt, ihn in seinen musikalischen Übungen zu stören. Gestern lud ich ihn ein, mit zu meinem Bruder zu kommen, der ihm gewiß alle mögliche Artigkeit erweist. Er hatte die Insolenz, mir zu antworten, er kenne den Materialgeruch nicht vertragen und bekomme Kopfschmerzen davon.

Das Beste wäre, wir reisten so bald, wie möglich. Ich muß fast glauben, daß Fräulein Holm neulich recht hatte, und die Geschenke, so ganz absichtslos nicht verwech-

ſelt wurden; Wenigſtens kann Heinrich einen gewiſſen Namen nicht nennen hören, ohne bis über die Ohren zu erröthen. Sie ſehen alſo, was das Bild angerichtet, welches dem Profeſſor G** ſo gefällt.

H. C. Wolters an den Rittmeiſter Braun.

Ich ſoll immer für ſie mit Verſtand haben; das iſt zu viel gefordert von einem Geſchäftsmanne und obendrein am Poſttag. Alles liegt daran, daß Sie nicht ſtrenge genug ſind: den Burſchen werden Sie doch wohl bändigen können. Da bin ich doch ein anderer Mann; das Portrait habe ich zerſchlagen und zerbrochen; ſagen Sie ihm das. Verſuchen Sie es noch acht Tage; hilft dann nichts, ſo kehren Sie heim; aber erwarten Sie nichts. Was ſoll mir ein Agent in Kopenhagen, wenn ich mein Geſchäft nicht vergrößere.

u. ſ. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

Mein einziger süßer Heinrich!

Das schöne Bild von Linchen, welches der Professor G** ein Meisterstück nannte, der gewiß nicht schmeichelt und gewiß auch ein berühmter Mann ist, denn Du sagst es und verstehst es doch — Ich würde Dir gern den Schmerz ersparen, allein der Rittmeister wird es Dir sagen — das schöne Bild hat der liebe Vater in Stücken zerrissen. Ich habe schon zum Professor G** geschickt, er soll herkommen und sehen, wie man mit Meisterstücken umgeht. Das wird den berühmten Mann verdrießen, wie mich.

Jetzt aber habe ich mir fest in den Kopf gesetzt, Du sollst Linchen heirathen, und nun verlaß Dich auf Deine Muteer. Unglücklich sollst Du nicht sein, damit der Rittmeister eine Agentur mit 2000 Thlr. bekömmt. Ich habe

Dir ja gesagt, Du sollst ihm nicht merken lassen, daß Du verliebt bist.

Deine u. s. w.

Heinrich an seine Mutter.

Nun Gott sei Dank, liebe Mutter, wir reisen nächste Woche; — es schmerzt mich, so weit von Linchen zu müssen, aber es ist nöthig, mit dem lieben Vater von Angesicht zu Angesicht zu reden. Ich bin kein Kind mehr, ich habe eine Braut, ein Duell gehabt — ach! und möchte gern wieder eine Braut haben.

Des Bildes wegen sei ganz ruhig, solche Meisterstücke mache ich schon wieder. — Woher aber der Rittmeister Alles weiß? — Ich bin sehr reizbar jetzt. Kein Wunder, denn den ganzen Tag bin ich im Freien und mir selbst überlassen, und was mir da Alles einfällt, liebe Mutter, kann ich Dir nicht schreiben. Manchmal bestürmen mich meine Gedanken,

als müßte ich wahnsinnig darüber werden. — Ich fürchte mich jetzt ordentlich vor den Menschen, jeder könnte den Namen Linchen aussprechen, und ich weiß nicht, was mir im Blute steckt, daß es bei diesem Namen kocht. Ich schelte und lache mich aus, philosophire und moralisire mit mir. Alles umsonst!

Glaube nur nicht, liebe Mutter, daß ich unglücklich bin. Ach nein, ich bin recht innerlich beglückt und selig, und wie ich vom Dasein eines Gottes und Deiner Liebe überzeugt bin, so sicher weiß ich: Linchen wird mein über kurz oder lang, und daß es gar nicht anders sein kann! —

Wenn ich aus dem Kaffeehause komme, mache ich jedes Mal den großen Umweg über den Markt. In Linchens Zimmern ist dann noch Licht, manchmal singt sie auch. Sie braucht sich nicht zu schämen; welch eine frische Stimme und Schule hat sie auch, denn der Rentier war Opernsänger. Neulich

ſang ſie in ſtiller Nacht: Freudvoll und leidvoll, nach Reichhardt, mit einer muſikaliſchen Unſchuld, — das wird ihr Niemand ſo nachſingen.

Der Rittmeiſter dauert mich, er hat mir den Brief des lieben Vaters an ihn gezeigt. Er will alſo den armen Menſchen, dem ich trotz Allem viel verdanke, unverſorgt gehen laſſen. Welche Anſprüche macht der Rittmeiſter? Nur über die nackten Lebensbedürfniſſe, über die Nahrungsſorgen will er hinaus ſein und dafür ſein ganzes Leben arbeiten. O, liebe Mutter, Vater hat ſchreiend Unrecht, und der arme Menſch iſt wie verrückt. Es könnte jetzt leicht aufs Äußerſte zwiſchen uns kommen. Denk Dir nur, er will wiſſen, was ich Dir ſchreibe und Du mir!

Dein u. ſ. w.

Linchen an Heinrich.

Schöner Vetter!

Du bist wirklich recht schlecht gegen mich! Aber es thut nichts. Du reisest nun ab, wie ich höre, und ich hätte gern noch mit Dir gesprochen, denn ich habe viel nachgedacht über Alles, was Du mir gesagt, und hätte gern noch mancherlei zu denken, wenn Du fort bist. Alle Menschen thun mir zu Gefallen, was sie nur können, und besonders die jungen Herren, bis auf meinen liebenswürdigen Herrn Vetter. Undankbarer Mensch! Ich habe Dir auch etwas gearbeitet; es ist freilich nicht so kostbar, wie die Demantnadel, die ich wieder heraus geben mußte; aber kränke mich nur recht, indem Dir an der Kleinigkeit nichts gelegen sein wird. Mir ist auch nichts daran gelegen, und wenn ich wieder einen Bräutigam bekomme, spare ich eine Arbeit. Denke nicht, daß ich Dich auffordere mich zu

besuchen. Vielmehr nehme ich in diesem Brief Abschied von Dir. Reise glücklich und lebe wohl. Du bist mein Vetter nicht mehr.

Deine Cousine Elina.

Heinrich an seine Mutter.

— rode, am . . .

Theure Mutter!

Wie glücklich bin ich! Einliegenden Brief hat mir Linchen geschrieben. Ich schicke Dir nur die Copie, denn von dem Original kann ich mich nicht trennen, und Dir ists einerlei. — Ich entschloß mich rasch — ach, wie dumm war ich bisher? — und ging gradewegs zu Linchen. Onkel war nicht einmal zu Hause. Sie empfing mich mit einem Freudengeschrei, aber von Liebe sprachen wir nicht, denn wirklich wir haben keine Zeit dazu, und obgleich ich Linchen nur das Allernöthigste

mitgetheilt, habe ich ihr noch nichts von meinen Arbeiten, meinen Gedanken im Freien und meinem Zweikampf mit dem Engländer erzählt. Hierauf gab sie mir ein Taschenbuch, mit Perlen gestickt, inwendig auf himmelblauen Atlaß mit ihrem Haare: „Souvenir d'Eline.“ Zuletzt erfuhr ich, was Du schon lange gewußt und mir vorhergesagt. Onkel Holm und Onkel Bürg und der Baronet sind versöhnt. Winchen und Linchen auch. Dienstag giebt Onkel Holm ein Diner, und ich werde auch eingeladen. Aber Winchen haßt mich und Linchen will nichts mehr vom Baronet wissen, weil er so ungezogen gegen mich war.

Als ich ging, begleitete mich Linchen auf einer Hintertreppe hinaus. Wenn ich wieder zu ihr gehe, begegne ich dem Onkel gewiß nicht.

Ich bleibe also noch bis Mittwoch, um mit Linchen noch einmal recht vergnügt zu

ſein. Ach ich bin ganz geſund, weil ich mein liebes Linchen wiedergeſehen habe. Lebe wohl, liebe Mutter, und glücklich, wie Dein Sohn.

u. ſ. w.

Der Rittmeiſter Braun an Demoiſelle Malvine Holm.

Theure, Angebetete!

Zum letzten Male werde ich Sie ſehen, um von Ihnen wie von der letzten Glückshoffnung zu ſcheiden. Ich ſage Ihnen ſchriftlich Lebewohl. Ihnen gegenüber vermag ich's nicht. Ihr ſchönes Herz iſt unfähig zu faſſen was ich leide. Himmliſches Mädchen, Sie wiſſen nicht, wie reizend Sie ſind, wie Ihre ſüßen Blicke zünden, welche Höllengluten Sie mit dem Hauch des Roſenmundes anfachen! — Schonen Sie mich! Ich will und muß es morgen über mich gewinnen,

Sie nicht anzusehen — und Sie, um Gottes willen reden sie nicht. Ich bin Mann und Krieger, aber zu tief dringt der gütige Ton Ihrer Stimme in meine Brust, und ich bin unglücklich genug. Heimatlos scheide ich aus meiner Heimat, von Freunden und Verwandten ohne ihre Liebe. Meine besten Jahre und Mühen, die ich der Erziehung eines undankbaren Jünglings widmete, tragen mir kaum mehr ein, als einen nicht unfreundlichen Abschied. Ich gehe einer unsichern Zukunft entgegen, und es gilt neue Kämpfe, neue, vielleicht eben so fruchtlose Opfer. — Und doch — wie glücklich war der Heimatlose, der Bettler, eh' er sie gesehen. — Was sollen Klagen gegen das Unvermeidliche? — Leben Sie wohl. Ich gehe weit, weit von hier, je weiter, je lieber, nach Amerika! und liegt das Weltmeer zwischen uns, werde ich Sie vielleicht vergessen können. — Aber erschweren Sie mir den Kampf nicht; es wäre grausam! —

Heinrich an seine Mutter.

— rode am . . .

Theure Mutter, wir reisen heut auch noch nicht, und nun wollte ich, wir reis'ten gar nicht. — Aber, liebe Mutter, mein Wort habe ich gebrochen. Linchen und ich, wir haben uns nichts mehr zu sagen, und sind entschlossen, allen Schicksalen und Hinternissen zu trotzen. — Zürne nicht, denn für den Meineid bin ich bestraft. — Ich weiß nur immer noch nicht, wo ich anfangen soll, um Dir Alles zu erzählen. Fast graut der Morgen schon, und ich bin so aufgeregt, daß ich nicht schlafen kann.

Das war eine schöne Versöhnung beim Onkel Holm. Keiner wußte, was er mit dem Andern anfangen sollte. Der Baronet und Onkel Bürg waren die einzigen Umgänglichen noch, denn auch der Rittmeister hängte den Kopf; und Winchen trug einen schrägen Scheitel, ihre Augen waren halb geschlossen,

sie seufzte viel, war recht wehmüthig freundlich gegen Jedermann und sehr einsilbig, fast stumm. Sie machte Alles mit Lauten und Geberden ab. Ich hatte viel Mitleid mit ihr. Das Unglücklichsein kleidet sie übrigens vortrefflich, und das weiß sie.

Wir waren froh als die Suppe kam; rasch reichte ich Linchen den Arm. Das frappirte. Mein schlauer Onkel führte Winchen, der Rittmeister Tante Holm und Onkel Holm ging mit dem Engländer. Ich fand Linchens Hand unter dem Tischtuch und drückte und liebkoste sie, nachher zog ich ihr die Ringe ab und steckte sie ihr wieder an. Sie litt es, und das gefiel mir weit besser, wie das Essen. Aber, wahrhaftig, ich muß kurz sein. Also, wie wir mitten im Essen und Händedrücken waren, wirds auf der Straße unruhig, und die Sturmglocke zieht an. Ein Commis tritt ins Zimmer, sagt Onkel Holm etwas ins Ohr, und dieser wendet sich an den Rittmeister.

„Sie werden zu Ihrem Bruder müssen, Herr Rittmeister, denn es ist Feuer dicht daneben.“

Der Rittmeister entschuldigte sich und ging. Als er fort war, sagte Onkel: „Der wird einen Schreck bekommen, das Braunsche Haus steht in hellen, lichten Flammen und wird wohl ganz niederbrennen.“

Linchen schrie laut auf und fing an zu weinen: „Welch, ein Unglück!“

„Nun, welch, ein Unglück denn? fragte der Onkel ärgerlich, die Menschen werden sich retten, und das Haus ist versichert.“

Linchen fragte: „Das Haus brennt nieder und morgen steht in der Steinstraße kein Braunsches Haus mehr?“ Onkel Bürg gab ihr einen Wink zu schweigen. War es früher still bei Tische hergegangen, so wurde es jetzt einigermaßen lebhaft. Man wußte doch, wovon man reden sollte, und alle mögliche Ge-

schichten von Feuersbrünsten, Gefahren und Nöthen kamen jetzt aufs Tapet. Bis sechs Uhr saßen wir bei Tische. Nachdem sollte musicirt werden, und Linchen wollte die Quartett's von Beethoven gern hören; aber der Musikdirector und die Musici blieben aus, und auf der Straße blieb es unruhig, und die Sturmglocke zog immer mehr Schläge an.

Da winkte mich Winchen in ein Nebenzimmer und Linchen folgte uns.

„In der That, Vetter," begann Winchen sehr gereizt, „als egoistischen, lieblosen Menschen habe ich Dich bereits kennen gelernt, daß Du aber so gleichgültig bleibst bei dem Unglück der nächsten Verwandten Deines Freundes, hätte ich Deiner Jugend wenigstens nicht zugetraut." Hier brach sie in Thränen aus. „Einem Schuhputzer würde ich mehr Theilnahme erweisen, und er ist Dein Erzieher, Dein zweiter Vater."

„Du haſt vielleicht ganz Recht, liebe Couſine, nur ereiferſt Du Dich unnöthig. Sage mir lieber in kurzen Worten, was Du wünſcheſt, und ich thun ſoll.“

„Mich begleiten.“

„Zum Feuer?“

„Ich gehe mit! rief Linchen vergnügt; ich habe noch nie ein Haus brennen ſehen. Geſchwind, Vetter, ehe ſie drinnen etwas merken. Die Damen nahmen ihre Tücher und Hüte, und ich den meinigen.“

Die Straßen waren geſperrt, und wir mußten uns begnügen, das Schauſpiel aus der Ferne anzuſehen. Der Rittmeiſter in ſeine Galla-Uniform kletterte auf den Dächern der Nachbarhäuſer umher und breitete naſſe Decken aus wieder die Flammen. Winchen jammerte: „Er wird ein Unglück nehmen!“ Da plötzlich redet mich eine bekannte Stimme an:“ „Herr Wolters, mit Damen ſind ſie in dieſem Ge-

klänge und in dieser Verwirrung! — Es war der Schwager des Rittmeisters, Nikow, und er lud uns ein, bei ihm einzutreten: von seinem Giebel könnten wir Alles sehen. Auch Brauns hätten sich zu ihm geflüchtet und würden unsern Besuch gewiß sehr hoch aufnehmen. — Weil Minchen immer noch für den Rittmeister fürchtete, sagte er: Der Schwager wird sich schon in Acht nehmen, und es sieht nur von unten so gefährlich aus. Er bot ihr den Arm, und ich und Linchen folgten. Bei der Wache sagte er: „Ich gehöre hier zu Hause", und ward durchgelassen. Wie ich aber dasselbe sagte, hieß es; O ja, so könnte Jeder kommen, zurück da! — Nun hatte auch Linchen die Lust verloren, und wir kehrten heim.

Wir fanden Tante Holm allein: die drei Herren waren ebenfalls gleich nach uns aufgebrochen, uns zu suchen. Linchen wollte jetzt nach Hause gehen; ich fühlte, daß ich

zum letzten Male mit ihr allein sein würde, und doch trieb ich. —

Wir sprachen auf dem ganzen Wege kein Wort. Erst auf der Flur zu ihrem Zimmer dachte ich Abschied nehmen zu müssen und sagte: „Linchen, Du schreibst mir doch? denn ich schreibe Dir gewiß oft und viel.“

„Also, wenn Du jetzt gehst, sehe ich Dich nicht wieder?“ fragte sie.

Ich konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Da mit einem Male lag Linchen an meiner Brust und weinte. — Ich war so überrascht, erschrocken und konnte mich in mein Glück gar nicht finden. Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, sie zu trösten, — aber noch hatte ich mein Wort nicht gebrochen. —

Wir gingen nun erst in ihr Zimmer, legten unsere Hüte ab, darauf in den Garten, bis Onkel heimkehren würde; allein am Ende desselben führt eine Brücke über den Stadt-

graben, und das Pförtchen war auf. Wir schritten hinüber und waren im Freien, gingen immer weiter, betraten das Buchengehölz und wanderten fort, — Alles ohne Absicht, denn wir hatten nicht einmal Hüte auf.

Wir hatten uns viel zu sagen; es dunkelte schon, der Mond ging auf, die Pfade wurden finsterer, und Laub und Äste bildeten schwarze, grauliche Gestalten. Wir mußten nun heimkehren, aber wir machten einen Umweg nach dem andern. Ganz zuletzt noch fiel mir ein, daß Linchen noch gefragt, ob ich an Geister glaube.

„Du glaubst also nicht an Geister?" fragte sie. Und ich setze Dir das ganze Gespräch her, damit Du siehst, daß ich meineidig wurde, ohne zu wissen, wie.

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll."

„Wenn Du an Gott und Unsterblichkeit glaubst, glaubst Du ja an Geister!"

„Aber sie erscheinen nicht.“

„O, davon weiß ich eine Geschichte. Die Menschen lachen mich aus, und wenn ich sie erzähle, werden sie blaß, denn es ist ein Unterschied, an Geister glauben, und sich vor Geistern fürchten. Ich fürchte sie nicht; es ist das größte Glück meines Lebens, einen Geist zu sehen.

„Siehst Du Geister?“

„Ich nicht, aber mein Vater hat einen gesehen; weißt Du nicht von der Geschichte? Vater und Onkel Holm waren lange deshalb erzürnt. Am hellen lichten Tage, da mein Vater vom Tisch aufstand, um Nachmittagsruhe zu halten, kehrt er plötzlich zu mir und Mutter ins Zimmer zurück, ist bleich wie der Tod und kann kein Wort sprechen, — ich war damals dreizehn Jahre alt und legte die Servietten zusammen. Mutter fragte besorgt: „Was ist Dir lieber Mann?“ — Da fand er Thränen und rief; „O meine Mutter!

meine gute Mutter! nun ihr ist wohl, Gott sei Dank. — Sie war ihm im Nebenzimmer erschienen, gebot ihm, sich ihren Tod nicht zu Herzen zu nehmen, denn sie danke ihrem Schöpfer, daß er von der schmerzhaften Krankheit sie erlöst und für ihren lieben Sohn habe sie reichlich gesorgt. — Erst acht Tage später langten die schwarzgesiegelten Briefe aus — an. Zitternd empfing sie meine Mutter; Vater kam erst später nach Hause und erbrach sie. Die Sterbestunde und die Erscheinung trafen auf die Secunde zusammen, welches ich sehr erklärlich finde. Weißt Du denn nichts von Allem?"

„Ich weiß nur, was Onkel Holm meinen Eltern nach — selbe schrieb, und weil Tante Holm im Testment sehr betheiligt war, bediente sich Onkel Ausdrücke! — Nun es ist ja Alles vergessen und vergeben."

„Als vor drei Jahren meine Mutter starb."

„Iſt Deine Mutter Dir erſchienen?“

„Das iſt eben mein Unglück; ich werde nie etwas ſehen: und wenn mein Vater ſtirbt, habe ich auch nichts zu erwarten; er iſt eben ſo vornehm.“

„Vornehm?“

„Ja — denn als meine Mutter ſo ſanft und raſch verſchied, ſagte der Vater: „Gott hat ſie mir genommen, ihr iſt jetzt wohl.“ Das dachte ich mir auch, nur wollte ich es von ihr ſelbſt hören. Ich wartete den ganzen Tag, die Nacht darauf, und als ich in der folgenden Nacht wider Willen einſchlief, erſchien ſie mir nicht einmal im Traum. Nun war ich ſehr bekümmert, ich klagte es meinem Vater, und daß er mich auslachte, vermehrte meine Noth. Es wurde zum Prediger geſchickt; der kam, konnte mich aber auch nicht tröſten, denn er wollte ganz allein ſprechen, und auf mich hörte er nicht. —

In der Stadt sagten sie, ich hätte den Verstand verloren, und nun wußte ich, woran ich war."

„Ich bin sehr begierig."

„Meine Mutter ist gewiß ein sehr vornehmer Geist geworden, denn hier schon nannte sie Jeder einen Engel, und sie war sollengut, nur auch ein wenig vornehm. Ich habe nämlich, ich weiß nicht wo, gelesen, daß es den Geistern sehr unangenehm ist, Menschen zu bescheiten. Ihnen ist etwa zu Muthe, wie mir damals, als ich den armen Rentier, da er krank war und gepfändet werden sollte, besuchte."

„Davon habe ich gehört."

„Welche Luft! welche unappetitliche Gegenstände, und wie unappetitlich er selbst! Es war Gnade und Barmherzigkeit von mir, denn welch' ein Mädchen meines Standes hätte es gethan, und in der Stadt sagten sie

wieder, ich ſei unklug! — Um alſo als Geiſt zu erſcheinen, muß man nicht nur von Herzen gut ſein und einen Menſchen ſehr lieb haben, ſondern auch etwas Übriges thun. Denn wer weiß, ob es nicht eben ſo unklug iſt, als Geiſt zu erſcheinen, wie von mir, den armen Rentier zu beſuchen. Aber meine Mutter hätte doch etwas Übriges thun ſollen. Ach! ſchon drei Jahre todt, und mich ganz ohne Nachricht zu laſſen, wie es ihr Jenſeits geht! mich hätte es ſo glücklich gemacht! alle andern Mädchen hier hätten ſich gefürchtet, denn ſie fürchten Geiſter und meinen, ſie halten ſich auf Kirchhöfen und an finſteren alten häßlichen Orten auf, und das eben iſt der Aberglaube.“

Linchen hatte ſich recht ereifert, ihre Stimme klang ſo weich, und das Laub rauſchte, die Äſte wankten, und der Mondſchein glitt hindurch und ſuchte ihre ſüßen Augen, — und ich allein mit dieſem unerzogenen Feen-

Kind, das auf Gott und Geister schilt, die sie nicht besuchen. Es faßte mich wie Rausch, Raserei, wie Geisterodem; ich lag zu ihren Füßen, bat sie mich zu tödten, ich wollte ihr als Geist erscheinen und ihr sagen, so viel sie irgend begehre. Das rührte sie auch, und mitten in Weh und Rührung mußten wir wieder hell lachen, denn wir hatten uns Braut und Bräutigam genannt; zuletzt wechselten wir auch Ringe. Denke, liebe Mutter, der Ring mit dem Smaragd, den ich am kleinen Finger trug, paßt auf ihren Zeigefinger. Mir gab sie ihren größten Ring mit Haaren, von ihrer seligen Mutter; er paßt mir gar nicht, und ich trage ihn an einer Kette auf der Brust. Linchen fürchtet gar nicht für die Einwilligung ihres Vaters; er thut Alles, was sie will. Könnte ich doch das von meinem Vater auch sagen!

Jetzt kehrten wir ernstlich heim, das heißt gradewegs. Linchen erklärte mir noch, daß

ich gleich beim erſten Erſcheinen für ſie etwas Poetiſches gehabt, daher ihre Anrede: „Man erlebt hier ſo wenig,“ und ſie hat von Anfang an gewußt, wie gut ich ihr war, weil ich: „ſie immer ſo groß angeſehen habe.“ Anfangs machte es ſie verlegen, nachher gewöhnte ſie ſich daran.

Wir betraten die Stadt und auf dem Markte ſchlich eine dunkle Geſtalt uns nach. Linchen fürchtete ſich doch ein wenig; drum ging ich einige Schritt näher und fragte: „Wer da?“ Es war kein Geiſt, ſondern der Nachtwächter. „Sind Sie nicht der fremde junge Herr; und das das gnädige Fräulein? — Nun trat Linchen auch näher: „Iſt er es Hänſel?“

„Ja, gnädiges Fräulein. Man hat Sie in der ganzen Stadt geſucht; man weiß nicht, wo Sie geblieben ſind. — Da lachte Linchen hell auf und eilte leichtfüßig über den Markt in ihr Haus. Ich weiß nicht, woher

mich das verdroß, ich lief ihr nach, und die Thür wurde mir recht eigentlich vor der Nase zugeworfen und verschlossen. — In Wahrheit, scheidet so eine Braut von ihrem Bräutigam? aber sie ist nie gewöhnlich, sie entzückt, überrascht, ärgert: Alles in Unschuld!

Was mir nun widerfuhr, liebe Mutter, ist rein unglaublich. Schlage alle Romane, alte und neue, wahre und unwahre Geschichten nach, das ist noch keinem Liebenden nach dem Geständniß in der Mondnacht begegnet.

Im Gasthof empfing mich der schläfrige Kellner und beschied mich zu Nikow's. Es war noch Licht bei ihnen, und der Flur stand voll Kisten, Kasten und Schränke. Das Feuer war gelöscht, und die Abgebrannten sammt ihren Habseligkeiten hatten sich dahin gerettet. Die Magd empfing mich mit einem Freudengeschrei, und im ganzen Hause widerholte sich: „Er ist da!" — Ich eilte die Treppe hinauf, der Rittmeister trat mir zürnend entgegen; ich in

der Überſchwänglichkeit meines Glücks will ihn an meine Bruſt drücken; da ſchreit er laut auf, ſchlägt wüthend nach mir und trifft —

Er hatte ſich den rechten Arm verbrannt, den ich ſo unvorſichtig drückte, und that es in blinder Wuth.

Alſo er trifft meine Backe. Der Schlag war raſch, jäh und mit Sicherheit geführt; an Ausweichen war nicht zu denken. Raſchheit iſt Kraft, und eine kräftige Ohrfeige knallt. Im erſten Augenblicke wollte ich ihm Gleiches mit Gleichem vergelten, aber er war ſchon auf ſeiner Hut. Auch ſein Bruder hielt mich zurück und iſt eben ſo ſtämmig wie er. — Nun eilte ich ans Fenſter, um mich hinaus zu ſtürzen. Man hinderte mich. Ich griff nach einem Meſſer mich zu erſtechen. Man entwand es mir. Beim Ringen zertrümmerten wir Teller und Taſſen, und der Rittmeiſter ſchrie: „Laſſen Sie Alles drauf gehen, und retten Sie mir nur den tollen Burſchen!“

Du erschrickst vielleicht, gute Mutter, und frägst: „Dachtest Du denn nicht an mich?“ — Aber Du weißt nicht, was eine Ohrfeige ist. Man denkt, wenn man sie bekömmt, an nichts, und es ist Einem, als sei nun Alles aus, als ob die Welt unterginge, und nun eilt man sich selbst ins Nichts zu stürzen.

Weil meine Selbstmordversuche alle mißriethen, besann ich mich allmählig. Zuerst fiel mir die Ohrfeige ein, dann, daß ich sie bekommen, und dann die süße Mondnacht. O schrecklich! denn es ist lächerlich. Gesetzt, Romeo, statt verbannt zu werden, bekäme vom Prinzen eine Ohrfeige! — Übersetze einmal Verbannung in Ohrfeige, etwa nach der Schlegelschen Bearbeitung:

„Ohrfeige trägt der Schrecken mehr in sich, wie Tod
O Mönch! Verdammte sprechen in der Hölle
Das Wort mit Heulen aus.“

Und gar:

„O Du willſt wieder von Ohrfeigen reden.“

Kurz, liebe Mutter:

„Du kannſt von dem, was Du nicht
fühlſt (!!), nicht reden.
Wärſt Du ſo jung wie ich und Linchen
Dein,
Wie ich von Liebe glühend, wie ich ge-
ohrfeigt! —

kurz der Teufel mag verzweifeln, wenn die Verzweiflung nicht nur nicht tragiſch, ſondern lächerlich wird. Kein Wunder, daß mich die Menſchen für toll hielten, als ich recht herzlich verzweifelnd über meine Verzweiflung hell auflachte.

Aber ich war nicht toll, ſondern nur wüthend, und ſprach zum Rittmeiſter: „Du bitteſt mich um Verzeihung und erklärſt Deine Handlung für das Werk blinder, dummer, roher Wuth.“

„Dir iſt nicht zu viel geſchehen! Haſt Du mehr Freundſchaft nicht für mich, wenn meine nächſten Anverwandten Feuersnoth leiden?“

„Bin ich Spritzenmann? und wenn ich ſage, ich war faſt bis hier vor der Thüre, wo ihre Rotte Jäger mich zurück wies, haſt Du da und haſt Du überhaupt ein Recht zu ſchlagen.“

„Hat Dein Vater mir nicht die größte Strenge zur Pflicht gemacht, und denkſt Du, ich weiß nicht, wo Du, gegen ſein Verbot, geſteckt, während wir hier außer uns vor Angſt waren?“

„O Du Mann von Ehre! wenn ich Dich vielleicht nicht gerichtlich belangen kann, haſt Du mir nicht in einem Zweikampf ſecundirt, kannſt Du mir Satisfaction weigern, wenn ich ſie fordere, Officier Du? Und Du, weiſer Erzieher, warum Zeugen wählen zu einer ſolchen Brutalität? welches Publi-

eum hier soll durch eine Execution gewarnt werden, welcher von den Anwesenden bedarf dieses Beispiel, um bei einer etwaigen Feuersbrunst es nicht an gebührender Theilnahme fehlen zu lassen? Wäre es nicht besser gewesen, irgend einem rohen Marqueur, einer dummen Gasthofmagd solch ein Exempel zu statuiren? Todtlachen könnte ich mich, daß Du mein Erzieher sein sollst, und mit Deiner moralischen Bildung steht es noch schlimmer. Zum Spion und Kuppler hast Du Dich erniedrigt, um eine Agentur von 2000 Thlr. Renten zu erhalten. Darum hast Du Dich gegen mein Lebensglück verschworen, und meine Ehre hast Du mir genommen um Nichts. Wisse also, von heute an hat mein Vater die Wahl zwischen meinem Freund, wie Du, und einem Sohn, wie ich; oder mit andern Worten, keinen Groschen Geld sollst Du in Zukunft von meinem Vater erlangen, denn es giebt nur ein Mittel sich an Seelen Deiner Art zu revanchiren.“

Nun wollten sich die Verwandten ins Mittel legen. Umsonst. Ich will Linchen mein Unglück erzählen; kann sie mich noch lieben, so ertrage ich's; wo nicht — Ach! gute Mutter, da ich meinen Brief begann und von Linchen erzählte, war ich ganz heiter wieder; nun ich Dir Alles geschrieben, hat mich die Beredsamkeit meiner Leidenschaft wieder aufgeregt. — Ich kann nicht schlafen; was soll ich machen.

(ohne Unterschrift.)

Malvine Holm an ihren Vater.

Lieber Vater!

Vergieb mir, wenn Du kannst, oder zürne, fluche mir, thu', was Du willst; es soll mir nach den Mißhandlungen, die ich gestern von Dir in Gegenwart von Domestiken erduldete, gleichgültig sein. Ich folge dem Manne

meiner Wahl, denn meine Ehre iſt ſicherer bei ihm, wie bei Dir.

Deine Tochter, oder nicht Deine Tochter, wie Du es willſt.

Malvine.

Rittmeiſter Braun an Heinrich.

Lieber Heinrich!

Wegen Geſtern bitte ich Dich um Verzeihung und will thun, was in meinen Kräften ſteht, Deine gekränkte Ehre wieder herzuſtellen. Ich habe Dich geſtern als einen Mann kennen gelernt; früher warſt Du ein Knabe und ein ungezogener, wenigſtens gegen mich. Laß auch mir Gerechtigkeit widerfahren. Die Ohrfeige hat Dich zum Manne gemacht. Jetzt ſpreche ich zu Dir, wie man zu ſeines Gleichen ſpricht. Du willſt die Dir beſtimmte Braut nicht heirathen, Du

wirst es daher nicht übel nehmen, daß ich sie entführe; wir wagen es darauf, daß Herr Holm seine Tochter desavouirt; vielleicht aber giebt er die 30,000 Thlr. Herrn H. C. Wolters ins Geschäft und liirt sich ganz mit Deinem Vater. Dann trete ich statt Deiner ein; Du kannst dann nach Deiner Phantasie leben und heirathen, wen Du willst. — Nun, lieber Heinrich, lebe wohl, und wenn Du mich wiedersiehst, ist Deine Cousine meine Frau, und ich Dein Vetter. — Was ich thue, geschieht im vollsten Bewußtsein und in der besten Absicht für unser Aller Wohl. Es herrscht eine solche Verwirrung unter uns, daß der Knoten nur Alexandrisch zu lösen ist. Auch Du mußt das Deinige thun zur Erfüllung unser aller Wünsche!

Dein wahrer Freund u. s. w.

N. S. Ich wollte Dir das Mädchen, was ich liebe, und was mich liebt, vermählen, bin ich deshalb Spion und Kuppler?

Heinrich an seinen Mutter.

(Fortsetzung des vorhin abgebrochenen Briefes.)

Liebe Mutter!

Was ist der Mensch! Ein Paar Stunden lang saß ich da und dachte darüber nach, daß ich eine Ohrfeige bekommen; zuletzt konnte ich gar nicht mehr denken, und ärgerte mich, daß ich eine Ohrfeige bekommen und nichts mehr darüber denken konnte.

Was ist der Mensch! was freies Wollen und Handeln, was Liebe und Ohrfeige! Das Leben ist Meteor. Ich glaube an Astrologie und siderische Einflüsse. Der Mond, der Linchen gestern so reizend verklärte, wie viel Liebeshändel mag er zur Reife gefördert haben! Ich kenne so wenige Menschen; von diesen haben der Rittmeister und Winchen sich gestern gleichfalls gefunden.

Der Rittmeiſter (ich habe vergeſſen, es zu ſchreiben) wurde in Mitten ſeines raſtloſen Beiſtandes von der Flamme ergriffen. Haar und Kleider brannten ſchon, und ſein rechter Arm iſt bedeutend verwundet. Winchen ſah es und fiel in Ohnmacht. Das arme Kind, jetzt verſteh ich ſie. Sie hat Nikow's und Braun's aus ihres Vaters Küche und Keller reichlich verſorgt; etwas von dem Geſchirr habe ich auch zerbrochen. Deshalb wurde ſie zu Hauſe nicht beſſer empfangen, wie ich vom Rittmeiſter; denn eine Ohrfeige iſt eine ungeſchlachte, geſtaltloſe Wetterwolke, ſchwarz, dunſtig und dumpfig; ſie hat bei mir allein auch nicht eingeſchlagen.

Liebe Mutter, ich bin auf dem beſten Wege mit dieſem Briefe gar nicht fertig zu werden. Alſo:

Geſtern Morgen wurde ich in meinen Gedanken durch ein leiſes Klopfen geſtört, und auf mein wiederholtes: „Herein!“ öffnet Nis-

mand; ich mußte hinaus gehen. Eine verſchleierte Dame fragte nach dem Rittmeiſter.

„Er ſchläft"

Da ſeufzte ſie und rang die Hände: „Ach Gott, ach Gott!" Ich erkannte die Dame.

„Wollen Sie ihn nicht wecken?"

„Ich bedaure, ich bekümmere mich nicht mehr um ihn."

„So laſſen Sie mich zu ihm."

„Treten Sie näher."

Ich öffnete die Thüre meines und des Schlafzimmers. Sie blieb an der Schwelle ſtehen, denn der Rittmeiſter ſchlief nicht nur, ſondern höchſt unanſtändig für den Liebenden, ſo nah der Geliebten, er ſchnarchte! — Was iſt der Menſch!

Sie rief ihn laut beim Namen: „Kleiden ſie ſich raſch an, ich warte hier." Ich präſentirte ihr einen Stuhl. Der Rittmeiſter ordnete ſich und ſein Zimmer und ließ ſie näher treten.

Ich horchte nicht, aber für ein gewißes Wort iſt mein Ohr beſonders empfindlich. Das Wort wurde nicht nur geflüſtert, es erklang. Der Rittmeiſter und die Verſchleierte geſtikulirten wahrſcheinlich ſehr lebhaft und ſchlugen vor Erſtaunen, Verzweiflung, oder was weiß ich's, die Hände über den Kopf zuſammen. — Ich hätte nicht gedacht, daß das Ohr ſo viel Phantaſie hat. Solch eine Wirklichkeit bei einem bloßen Klang ſich zu vergegenwärtigen: ein muſikaliſches Stillleben. Freilich, Erfahrung muß vorausgehen! — Voller Verdruß kleidete ich mich an und ging hinaus ins Freie und beſuchte das Büchenholz; aber es war Tag und Linchen nicht bei mir, und ich hatte eine Ohrfeige bekommen.

Die Sonne ſtieg höher und höher, endlich konnte ich doch zu Linchen gehen. — Sie war noch nicht angekleidet, ſah aber ſo friſch und ſchön und freundlich aus, daß ich all mein Unglück vergaß: „Ach wie ſchön von

Dir, daß Du ſo früh kömmſt, rief ſie und ſprang mir entgegen; ich habe die ganze Nacht von Dir geträumt und lauter poetiſche Einfälle! —

„Mir träumte, erzählte ſie, ich ſähe hier auf dem Markte die ganze Stadt tanzen. Die Muſikanten ſtanden dort auf der Gallerie des Thurmes und bliesen auf großen langen Flaſchen, die wie gedämpfte Trompeten klangen. Der arme Rentier war unerſchöpflich in neuen Walzern und blies ſich kirſchbraun im Geſicht. Tante Holm und der Paſtor tanzten unmenſchlich raſch. Onkel Holm in ſeiner weißen Nachtmütze beſtieg eine große Stehleiter, um Dir eine Leichenrede zu halten, denn Du warſt geſtorben und lagſt als Leiche ſchneeweiß mitten auf dem Markt auf einem bunten Teppich. Onkel rühmte Dich und ſagte, Du wärſt ein Schwerenöther geweſen und hätteſt getanzt wie ein Schneider; oben auf ſeiner Leiter machte er Deinen Schnei-

derpaß nach und geriet darüber mit dem Rittmeister in Streit. Dann stieg der arme Rentier vom Thurme und versöhnte die Streitenden, indem er seine Flasche zerbrach und den Hals zeigte. Er behauptete, Du hättest Deiner musikalischen Kenntnisse halber verdient, in den Adelstand erhoben zu werden, und dies sei das Diplom. Er legte den abgebrochenen Flaschenhals auf den Teppich Dir zu Füßen, worüber Alle jauchzten. Die jungen Mädchen faßten hierauf den Teppich und trugen Dich tanzend fort. Voran schritten die Musikanten, dann kam der Bärenführer, der jetzt mit zwei Bären hier ist und kommandirte seinen Bären die Touren, welche auch vortanzten. Ich stand hier am Fenster und weinte ganz entsetzlich vor Freude über alle die Ehre, welche Deiner Leiche widerfuhr. Mit einem Male standest Du bei mir, wie Du leibst und lebst, und sprachst: „Linchen, erschrick nicht, denn ich bin mein Geist und habe Deine Mutter und Großmutter gesehen und gespro-

chen; sie sind passabel mit Dir zufrieden, nur mußt Du noch gesetzter werden; weil Du aber von Herzen gut bist, schicken sie Dir das. Nun bekam ich eine große Tute voll Confect, welches aussah wie Schmetterlinge, Sterne Früchte und Perlen. Eine Perle wollte ich sogleich aufknacken, wie eine Haselnuß; Du aber sagtest: „Linchen, bist Du schon wieder unartig? Du sollst nur damit spielen!“ Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir am hellen Tage die Sterne am Himmel sahen und nun erklärtest Du mir das Confect, und daß das die Sterne wären, und ich wunderte mich immermehr über das Confect und die Sterne, und wie ich das so hübsch begriff. Ja, endlich rief ich voll Freude: Obgleich Du schon ein vornehmer Geist bist und ich noch ein ungezogenes Mädchen, weiß ich doch Alles besser. Und nun legte ich Schütze und Krebs und Fische und Wassermann zurecht, und auch Du erstauntest, daß ich Alles so gut begriff, und sagtest: „Linchen, Du bist ein Wun-

derkind,“ und ich ſuchte und ſuchte nun, ich wußte nicht was. Da riefſt Du: die Jungfrau, die himmliſche Jungfrau biſt Du ſelbſt, und faßteſt mich um und hobſt mich empor — und hei! flogen wir, und auf dem Thurm ſchmetterten die Trompeten. Auf dem Markt jauchzten ſie und warfen Hüte und Mützen in die Höh', und Onkel Holm ſprang auf ſeiner Stehleiter Häuſer hoch. „Onkel, rief ich, laß das, Du brichſt den Hals! denn Du biſt noch lange kein Engel, ſo wie ich und Heinrich. Da ſagteſt Du: „So Linchen, nun biſt Du wieder unartig, nun laß ich Dich fallen.“ Nun bat und flehte ich und hielt mich vor Angſt ſo feſt ich konnte, Du aber wurdeſt ganz böſe und ſtießeſt mich herunter. Ich fiel, lag im Bette und hatte mein Kopfkiſſen feſt umklammert.

„Linchen, rief ich, wie glücklich biſt Du! und welche Daſeinsluſt ſelbſt in Deinen Träumen. Aber ich“ —

Und nun, liebe Mutter, seufzte ich erst, dann weinte ich immer heftiger, und ich ängstete das gute Kind wohl über eine Stunde; sie wurde immer neugieriger — und sie weiß noch nichts; denn es ist platterdings unmöglich, dergleichen einer Geliebten zu sagen.

Im Gasthof lag ein Billet des Rittmeisters an mich (eine Copie davon lege ich bei, Du wirst erstaunen). Ich war sehr getröstet, daß es Scandal gab, und freute mich, daß Onkel Holm bereits öfter nach mir geschickt. Ich ging zu ihm mit einem Muth und einer Zanklust — nun, Du wirst hören, was beide angerichtet.

Onkel saß im Lehnstuhl im tiefsten Negligee, war matt und bleich und trank Thee, den Tante ihm einschenkte. Das Zimmer war voll Menschen, Onkel Bürg, der Baronet, Herr Braun, Herr Nikow u. s. w.

„Weißt Du schon von meinem Malheur?" begann Onkel. „Ich bin bestohlen."

Zuerst bezog ich es auf seine Tochter.

„26,500 Thlr. in Gold und Papieren, und morgen Wechselzahlung!“

„Also wieder etwas Neues. Aber lies nur weiter, gute Mutter, es wird noch besser kommen.

„Auf wen hast Du Verdacht?“ fragte Onkel.

„Ich stehle keine 26,500 Thlr. und bin nicht mit Leuten in Verbindung, welche sie stehlen.“

„Aber Dein Schurke von Rittmeister!“ rief Onkel heftig.

„Er geht mich nichts mehr an; Du kannst ihn meinetwegen mit Steckbriefen verfolgen.“

Nun wurden Braun und Nikow böse und wollten das von ihrem Bruder und

Schwager nicht hören: „Ich weiß recht gut, weshalb Sie so reden," ſagte Herr Nikow.

Daß man mich an den geſtrigen Auftritt erinnerte, war ein ſchönes Mittel mich zu beſänftigen. „Soll ich Ihren Schwager loben, daß er meine Couſine entführt?" fragte ich. „Und kann er nicht eben ſo gut das Geld auch mitgenommen haben? Kann er ſie nicht vermocht, oder angeleitet haben, es ſich anzueignen? — Was weiß ich es! ich will und kann in keiner Hinſicht etwas von ihm wiſſen."

Braun weinte faſt und betheuerte, Demoiſelle Holm müſſe ſeinen Bruder entführt haben; ſie habe ſich in ihn verliebt, und er nicht in ſie.

Nun wurde Tante bös und ſchalt den Onkel; „Du haſt an Allem Schuld, Du haſt das arme Kind durch Deine groben Worte und Mißhandlungen zur Verzweiflung gebracht, und aus Verzweiflung that ſie den

Schritts. Sie gab mir einen Brief von Winchen an ihren Vater. — Diesen Brief, liebe Mutter, lege ich aus guten Gründen, für meinen Vater bei.

Onkel saß wie gelähmt im Lehnstuhl und wiederholte wie blödsinnig: „26,500 Thlr und morgen Wechselzahlung!“

Onkel Bürg und der Baronet versprachen die Summe zu decken, falls er deshalb verlegen sei, — aber umsonst.

Indem geht Tante mit der Zuckerdose ins Nebenzimmer; weil sie stark ist, muß sie die Thür weit öffnen. Ich stand abseits, sehe ins Zimmer; es war der Speisesaal, wo die Kupferstiche hangen, und die Thüre zeigte mir grade das Abendmahl von Leonardo da Vinci, als ob ein Vorhang zurück- und vorgeschoben würde.

Der Kupferstiche freilich hatte ich nicht weiter gedacht; ich war die ganze Zeit über

zu mannigfach angeregt und erschüttert worden — und auch heut wieder in einer sehr gereizten Stimmung. Ich faßte den Burgemeister heftig beim Arm und zog ihn fast gewaltsam ins Nebenzimmer.

„Was ist Ihnen, fragte er, Sie sind ganz außer sich!“

„Behüte, ich bin sehr ruhig denn ich weiß, wer Onkel bestohlen.“

„Sie wissen?“

„Können Sie mir etwas Näheres sagen über die Art, wie der Diebstahl verübt wurde?“

„Das ist eben das Räthselhafte; der Schrank ist unversehrt, das Schloß in bester Ordnung. Der Diebstahl ist entweder mit einem Nachschlüssel verübt, oder mit des Herrn Onkels eigenem Schlüssel, den man nach verübter That wieder an Ort und Stelle legte. Das Letzte scheint am Wahrscheinlichsten, denn in dem hölzernen Schrank mit einfachem

Schlosse, der in seinem Cabinet steht, pflegt der Herr Onkel wie Geld zu bewahren. Diese Summe hatte er erst gestern Mittag empfangen und in den Schrank gelegt, weil ihn beim Zählen ein Besuch überraschte. Diesen Morgen ist das Geld nicht mehr da."

„Und dieser Besuch; ich wette, ich errathe ihn." „Nun?" — „Sagen Sie mir Alles."

„Der Baronet Sir John Oldstown."

Ich lachte laut auf: „Und Sie verfolgen diese Spur nicht? Geben Sie Acht!" —

Ich kehrte ins Zimmer zurück — „Sir John, begann ich und ging gerade auf ihn zu, Sie sind kein ehrlicher Mann, und ich wette, Sie haben meinen Onkel bestohlen." —

Damit dachte ich ihn niederzuschmettern, er aber sah mich groß an, schüttelte den Kopf und sagte: „Dergleichen ist mir noch nie passirt."

Ich ſelber war einen Augenblick geſtört; im Zimmer war es todtenſtill, und ich hörte mein Herz ſchlagen.

„Sie haben ſich übereilt und ich hätte Ihnen nichts ſagen ſollen," flüſterte mir der Bürgermeiſter zu, und ich faßte mich wieder: „Von wem ſind die Kupferſtiche im Nebenzimmer gekauft? Onkel — Tante — Von Sir John für 2500 Thaler."

„Freilich, ſo iſt's."

„Der edle Sir hat Euch Copien, die nicht den vierten Theil werth ſind, für Originale verkauft, — und das iſt frech, wie mich dünkt."

„Sie ſind ein Kenner!" lachte der Baronet.

„Ich weiß, daß Sie Kenner ſind. Sagen Sie nur: Jene Abdrücke avant la lettre ſind Originale, und ich ſage Ihnen: Sie ſind

ein Betrüger und ein frecher, wie ich sehe. Andre Verdachtgründe weiß der Burgemeister.“

Nun ward der Burgemeister auch klug: „Sir, sagte er, ich werde um ihre Papiere bitten müssen; allein ich weiß, Sie haben keine aufzuzeigen, denn sie sind Ihnen gestohlen. Das ist schlimm.“

„Wie so? Haben Kupferstiche nur den Werth, den dieser junge Mann ihnen läßt?“

„Aber ich muß Haussuchung bei Ihnen halten und darf es, wo ich will.“ —

„Nichts weiter, als das?“ rief der Baronet und warf mehrere Bund Schlüssel aus der Tasche, die der Burgemeister schweigend aufhob.“

Er ging und zwei Mann Wache traten ins Zimmer.

„Godbam, rief der Baronet, gilt das mir? — Dann wandte er sich zur Tante:

— „Madame, Sie sehen, ich bin hier gefangen; ich halte sehr auf Diät und pflege um diese Zeit zu frühstücken; unwahrhaftig, ich muß Sie incommodiren, denn mich hungert wie einen Wolf.“ Hiermit warf er sich in einen Sessel, und es ward todtenstill im Zimmer. Kalte Küche wurde servirt, und der Engländer griff zu, als hätte er acht Tage gefastet; er trank viel unmäßiger Rum und Madeira; dabei ließ er kein Auge von mir, lachte oder schüttelte den Kopf.

So verging eine bange halbe Stunde; nach Verlauf derselben trat der Burgemeister ein. Er schien ziemlich alterirt.

„Sir, in welchen Verhältnissen stehen Sie zur neapolitanischen Regierung?“

„Wie so?“

„Weil Sie die Staatspapiere derselben reduciren. Hier sind Stückchen, sehen Sie, sie passen vollkommen.“

Wie mir damals, war dem Bürgemeiſter die Menge Staatspapiere aufgefallen, die bei dem Engländer umher lagen; er richtete ſeine Aufmerkſamkeit daher auf unbedeutende Papiere, zerriſſene Umſchläge u. ſ. w. und fand dieſe Stückchen in einem Papierkorb. — Sonſt ließ ſich platterdings nichts entdecken.—

„Mein Herr, antwortete der Baronet, ich könnte Ihnen ſagen, daß ich allemal an meinem Geburtstage mir Theewaſſer mit Staatspapieren koche; dieß Jahr war Neapel an der Reihe, und die Stückchen fielen ab. Allein ich haſſe das Lügen, es iſt ein Laſter. Sehen Sie, das Papier da in Ihrer Hand iſt auch aus meiner Fabrik; nun werden Sie doch Reſpect bekommen.“

„Elender: rief Onkel Bürg, und mir haben Sie noch vor vier Wochen für 4000 Thlr. verkauft?“

„Haben Sie nicht mehr von mir gekauft, Sie, mein beſter Kunde, und hat man

ſie Ihnen nicht abgenommen, daß Sie profitirten? Um ein halb Procent habe ich nie geknickert. Beruhigen Sie ſich aber, ihre letzten 4000 Thaler Pohlen liegen noch unberührt im Schranke. In Gleichen Ihre 26,500 Thlr., Herr Holm. Sie, Herr Bürg, haben weiter keinen Schaden davon, als einige Proceſſe, und Sie, Herr Holm, bitte ich um Entſchuldigung, denn wahrhaftig ich brauchte baar Geld, und die Staatspapiere hätte ich Ihnen gern gelaſſen, allein es iſt mein Grundſatz, wenn ich einen Schrank erbreche, Alles zu nehmen, und die Gelegenheit war zu ſchön, ein Feuer kömmt bei Tage ſobald nicht wieder. — Nicht wahr, Herr Burgemeiſter, auf Schlöſſer verſteh' ich mich, und die Preſſen, die Formen und Farben haben Sie nicht gefunden, o die ſind gut verſteckt. Nun, wenn Sie mir ein gut Wort geben." —

„Es würde die Strafe und die Behandlung mildern."

„O herrlich Alt-England, wo man noch gehenkt wird. Kommen Sie, ich werde Ihnen Mühe und Kosten ersparen.“

„Heinrich! Heinrich! wandte er sich mit einem Male zu mir, Du kennst mich nicht; aber da Du erst zwei Jahre zähltest, war ich bei Deinen Eltern im Hause. Es sind brave Leute und haben viel an mir gethan; darum auch habe ich Dich so lieb. Denkst Du aus Eifersucht hätte ich mich mit meiner Braut entzweit? — Nein, ich sah, Du liebtest sie, und mir hat sie Credit genug verschafft. Sie ist hübsch, was mache ich mir daraus! Du aber bist noch jung, und Dir macht sie Spaß. — Nun leb' wohl und zieh Dir nicht zu Gemüthe, daß Du mich ans Messer geliefert. Besser wäre gewesen, ich hätte mich an Deinem Degen aufgerannt. Schadet aber so auch nicht. Ich habe Alles, Alles auf der Welt genossen. Also grüße Deine Eltern von Johann Altstädt; Sie werden das verrückte Genie noch kennen.“

Man wollte ihn in Ketten legen, er aber ſagte: „Das verbitte ich mir, oder ich geſtehe kein Wort.“

Man führte ihn weg. — Eine Stunde darauf vernahmen wir, daß er ſich erſchoſſen hätte und zwar mit einer ſehr künſtlichen Maſchine. Auch ſeine Preſſen und Stempel ſollen merkwürdig ſein und beſonders die Art, wie er ſie zu verſtecken wußte. Man hätte lange danach ſuchen können, wenn er nicht Alles gezeigt.

Vor einem großen Schranke blieb er ſtehen und ſagte: „Dies iſt mein Meiſterſtück, darauf iſt noch kein Spitzbube verfallen.“ Der Burgemeiſter, der ihn nicht aus den Augen ließ, ſah, daß er die Hände auf den Rücken legte und die Stirn gegen das Geſimſe ſtieß. — Im Augenblick zerſchmetterten drei Kugeln ſeinen Kopf.

Alſo in Ketten hätte er auch ſeinen Zweck erreicht.

Wenn ich ſage, der Unglückliche dauert mich, ſo ſage ich zu wenig, ich habe einen Blick in die Vernichtung gethan, und das Leben dieſes Johann Altſtädt war ein muthwilliges, gottloſes Sichvernichten. Ich bereue meine Gereiztheit, meine Hitze, die dieſe Kataſtrophe herbei führte, und es iſt mehr, als Reue. — Mein Gott, ich weiß, was ſich dagegen ſagen läßt, — ich habe rechtlich gehandelt, — er hat mich geliebt, wollte mich glücklich machen, und ich habe rechtlich ihn unglücklich gemacht. — Seltſame Prätenſion, als ob alle die Menſchen, die wir unglücklich machen, uns zuvor beleidigt haben müſſen!

Theure Mutter, zeige doch dem lieben Vater alle meine Briefe und gieb ihm getroſt die Einlage ab; er muß wiſſen, wie er mit mir daran iſt.

Onkel Bürg hat andere Saiten aufgezogen; er war der Agent des Engländers, der

glücklicher Weiſe nicht allzu viel Geſchäfte in der Umgegend machte, ſondern mehr nach auswärts. Aergerlichen Prozeſſen ſieht er jedoch entgegen.“

Reiſen kann ich noch nicht. Der Burgemeiſter hat mir eine Entſchädigung für meinen längeren Aufenthalt angeboten, die ich abgelehnt. — Mein Linchen weiß noch von nichts. —

Heinrich an ſeinen Vater.

(Einlage.)

Einliegend die Copie des Briefes einer Tochter, welche von ihrem Vater Ohrfeigen, Backpfeifen, Maulſchellen — denn um Worte wollen wir uns nicht ſtreiten — bekommen hat. Sie nennt das Mißhandlung. Alſo dieſelbe Mißhandlung iſt mir in Deinem Namen vom Rittmeiſter widerfahren. Unter uns, lieber Vater, ich habe das Recht mich

zu entleiben, ich war auch hart daran und habe der lieben Mutter meine Situation und Stimmung beschrieben; die augenblickliche zu solcher That gehörige Manie war also schon vorhanden. — Die Geschichte erzählt Beispiele solcher Thaten, aber jetzt treibt man Alles durch Maschinen, und ein gewisser Johann Altstädt läßt grüßen. Er hat solch eine Maschine erfunden und einen Versuch gemacht, der sehr befriedigend ausfiel. Siehst Du, ich schieße mich nicht todt, entführe nicht wie der Rittmeister, und laufe nicht davon wie Winchen. Der Lohn meines Gehorsams — was wird er sein? — Unglück, Elend!

Heinrich.

Herr Wolters an seinen Sohn Heinrich.

Lieber Sohn!

Deine Mutter hat mir alle Deine Briefe gezeigt, und ich bin leidlich damit zufrieden, aber Dein Styl ist noch nicht kaufmännisch, denn bald ist Jener klug und Der dumm, und Dieser klug und Jener dumm; bald bist

Du verliebt, bald nicht verliebt; kurz das geht nicht im Geschäft, wo es heißt: Ein Mann, ein Wort. Ich hätte Dir noch Manches zu sagen, aber die Mutter will nicht, daß ich mit Dir schelten soll. Nun, Du siehst selbst ein, wie leicht es ist, in — rode für eine kluge Person zu gelten, während man in — felde nur ein dummer Junge ist, denn hier hält man keine Falschmünzer für Baronets, bewahrt sein Geld in eisernen Kisten, und Neapolitaner kauft man vollends nicht. Dein Vater hat doch Recht in Allem, was er sagt. Ich habe es diesem Johann Altstädt tausendmal verkündet, wie es ihm gehen würde; aber er wollte nicht hören. Was mich dabei verdrießt, ist, daß der Burgemeister Orden, Dosen und Danksagungsschreiben erhalten wird, und das hättest Du auch haben können. Hättest Du Dich, statt um Kupferstiche, ein wenig auch um Staatspapiere gekümmert, so würdest Du die falschen Staatspapiere eben so gut, wie falsche Kupferstiche, erkannt haben. Denn wer das Eine sieht, kann das Andre auch sehen, und dadurch leistet man Regierungen einen sehr großen

Dienste. — Du aber, hältst Dich immer an das Unnütze und Unsolide. So ist es auch mit Deinen Absichten auf Linchen. Ja, es wäre schön und gut, wenn sie so viel Gold hätte, als sie albern ist; aber jetzt gefällt sie Dir wohl erst recht, weil sie eine Art von Banditen-Braut ist.

Lieber Sohn, das sind romantische Grillen.

Ich bin u. s. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— selbe am . . .

Lieber Heinrich!

Nur ein Paar Worte. Dein Vater kömmt nach — rode. Du sollst nicht darum wissen, denn er gedenkt Dich zu überraschen. Sorge ums Himmels willen, daß es in Deinen Zimmern recht ordentlich und sauber aussieht, und Alles kann gut werden. Einlage gieb an Linchen. Du darfst Dich aber nicht darum kümmern, was drin steht.

Madame Wolters an Linchen.

Liebes, schönes Kind!

Ich kenne Sie aus Heinrichs Briefen und Ihrem Bildniß, und Ihre Züge lügen gewiß eben so wenig, wie Heinrich. Ich darf also getrost eine Bitte an Sie wagen.

Mein Mann reis't nach — rode. — Weßhalb? werden Sie schon errathen. — Seit drei und zwanzig Jahren, denn so lange sind wir verheirathet, trennt er sich zum ersten Male von mir. Wer wird ihn nun pflegen? Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen lieb und theuer ist, lassen Sie ihn nicht im Gasthofe wohnen, sondern räumen Sie ihm ein oder zwei Zimmer in Ihrem Hause ein. Einliegend habe ich die Recepte zu seinen Lieblingsspeisen sorgfältig abgeschrieben, setzen Sie ihm dieselben doch so oft, wie möglich, vor. Es macht mir viel Sorge, daß Ihr Herr Vater keinen Taback raucht; mein Mann kann ohne Pfeife nicht leben. Er raucht gern aus Thonpfeifen, aber höchstens drei oder vier Mal aus einer. Liebes Kind,

ich verlasse mich ganz auf Sie; Sie werden es schon über Ihren Vater vermögen, denn wer kann einem so reizenden Töchterchen etwas abschlagen. Das Schlimmste ist nur, daß mein Mann so gerne Geschichten erzählt und immer dieselben. Ach in —rode wird Niemand die Geschichten anhören wollen! Aber Sie, liebes Linchen, Sie sind, wie mein Heinrich mir schreibt, so gut; ach, Sie hören seine Geschichten wohl hundertmal geduldig an. Dafür will ich Sie auch recht verziehen, wenn Sie erst mein Schwiegertöchterchen sind. Behalten Sie meinen Sohn recht lieb, und wenn Ihnen da noch ein Bischen Liebe übrig bleibt, schenken Sie sie mir.

Ihre u. s. w.

N. S. Liebes Engelchen, mein Mann darf nichts von diesem Briefe wissen; auch Heinrich darf den Inhalt desselben nie erfahren, und Sie müssen thun, als hätten Sie Alles aus sich selbst.

Linchen an Madame Wolters.

Unbekannte, aber innigst geliebte Mutter:

Heinrich hat mir ihren lieben Brief eingehändigt und ich wollte ihn gleich erbrechen, denn in der That, ich konnte die Zeit nicht erwarten zu erfahren, was Sie mir in-

gend ſchreiben könnten. Aber Heinrich bat mich ihn zu leſen, wenn ich allein bin. Er wollte nichts von dem Inhalte wiſſen, und Sie verdienen, ſagte er, daß man Ihnen aufs Wort gehorcht. Auch ich habe jetzt Ihr Herz kennen gelernt und es iſt mir kein Räthſel mehr, woher Heinrich ſo gut geworden. Liebte ich ihn auch gar nicht, ſo würde ich ihn jetzt doch heirathen, nur der Schwiegermutter halber. Ach, ſeit drei Jahren habe ich ja ſchon gar keine Mutter mehr — Wie fange ich es nun an, Ihnen ähnlich zu werden? — Ich habe mir oft ſchon vorgeworfen, wie wenig ich meines Heinrichs werth bin und daß ich ihn nicht ſo glücklich machen werde, als er es zu ſein verdient. Das ſchreckliche Schickſal, welches ich mit meinem erſten Bräutigam hatte, wiſſen Sie doch — wenn ich ihn geheirathet hätte, wäre ich jetzt ſchon Wittwe und bin noch nicht achtzehn. — Wie glücklich machen Sie doch Ihren Mann, durch Ihre zärtliche muſterhafte Sorgfalt, und er thut, als merke er nichts davon. In der That, ich fürchte ihn; er macht Heinrich ſehr unglücklich! und weßhalb — aus bloßem Eigenſinn! — Das iſt doch wahrlich eine Sünde — Sein Sie indeß ganz ohne Sorge. Ich werde ſogleich zwei unſerer beſten Zimmer in Bereitſchaft ſetzen. Er ſoll nicht im Gaſthof wohnen, täglich ſeine Lieblingsſpeiſen haben

und rauchen den ganzen Tag. — Apropos! was erzählt er für Geschichten. Ach! Es ist wohl nicht viel daran! — Aber ich will sie gern zwanzigmal hören. Ich sehe in Ihrem Briefe nach, Sie verlangen hundertmal! Auch das! — gern! gern! nur um wie Heinrich sagt, Ihnen auf's Wort zu gehorchen. Und von dem Allen soll Niemand etwas merken, selbst Heinrich nicht, so klug er ist. Ich kann sehr gut schweigen, denn was muß man nicht alles verschweigen. Nur habe ich das Unglück daß man mir leicht anmerkt, was ich weiß. — Aber diesmal will ich mich schon in Acht nehmen, verlassen Sie sich ganz auf mich.

Ihre u. s. w.

Herr Wolters an seine Frau.

Liebe Frau!

Ich bin glücklich hier angekommen, und mein Vierergespann Courierpferde wollte etwas ganz Anderes sagen, als die zweisitzige Chaise des Rittmeisters. Ich stieg in dem Gasthof ab, wo unser Heinrich wohnt; er war aber nicht zu Hause. Du weißt, Mutterchen, Dein Mann ist nicht auf den Kopf gefallen; ich merkte daher, wo er steckte, ließ mich geradewegs zu Vetter Bürg führen und bei der Demoiselle melden. Du kannst Dir denken, wie die Kinderchen erschrocken waren.

Eine Weile ließ ich das gut sein, dann fragte ich: Was denkt Ihr von mir, bin ich denn ein Unmensch? Meint Ihr, ich hätte die weite Reise gemacht, um Eure Freude zu stören.“

Da nah'ten sich mir Beide und hießen mich willkommen, Linchen aber viel freundlicher, wie er. Zu ihm sagte ich: „Schlingel, mit ihm habe ich noch zu reden, — aber zu Linchen — Mutterchen, der Junge hat sie ganz falsch beschrieben, denn sie ist kein Kind mehr, sondern ein schönes, großes Mädchen; aber getroffen hat er sie. Es thut mir leid, daß ich das Bild zerrissen, denn es ist ordentlich närrisch, wenn einem ein Bild so lebendig entgegen kömmt. Ich fragte daher: „Sie sind also Linchen?“ Überhaupt zeichnet Heinrich gut; er hat hier alle Gegenden gezeichnet und sie dem Wirthe geschenkt, der sie in der Gaststube hängen hat. — Denk Dir, Mutterchen, ich wohne schon bei Vetter Bürg, denn in der ersten halben Stunde hat Linchen mir zwei Zimmer bereitet und meine Sachen aus dem Gasthof abholen lassen.

Heinrich ist sehr ordentlich geworden, wenn er aber so still und kopfhängerisch bleibt, wird doch aus der Sache nichts, denn ich muß Dir sagen, ich bin eigentlich nur hergereis't, um Dir und ihm den Willen zu thun. — Nun bist Du zufrieden? — Aber, wie ge-

sagt, wenn er es mir nicht besser dankt, so werde ich auch still und lasse auch den Kopf hangen.

Derselbe an dieselbe.

— rode am . . .

Du glaubst nicht, Mutterchen, welch' einen guten Namen ich hier im Auslande habe, und wie die Leute sich hier mit mir freuen. Der Burgemeister besucht mich alle Tage; er lobt Heinrich sehr.

Nun er hat sich seit gestern gebessert, es war aber auch hohe Zeit.

Ich spiele nämlich hier den ganzen Tag mit meinem Linchen; sie ist wirklich besser, wie Heinrich. Dafür ist sie meine Tochter. Sie hat es auch ihrem Vater ins Gesicht gesagt, daß er kein ordentlicher Vater ist, denn an ihm ist nichts zu pflegen; er trägt keine Schlafröcke und keine Pantoffeln und raucht nicht Toback. Die weiß mit mir umzugehen! manchmal steht mir der Verstand still! Heinrich ist ordentlich eifersüchtig, denn sie hat mich lieber, wie ihn.

Gestern habe ich meine Pfeife ausgeraucht und klopfte sie aus; da bringt sie mir eine ganz neue, die sie selber anraucht und macht dazu ein Mäulchen und ein Gesicht. — Bei dieser Gelegenheit fiel mir die Geschichte ein, wie ich Dich kennen lernte. Ich frage, ob

ſie ſie ſchon weiß; ſie ſagt nein. Nun fange ich an, wie ich als armer Seidenwirker-Geſelle zu Deinem Vater kam und ein Geſchenk verlangte, und wie ich noch ſo klein war, daß Dein Vater ſagte: Er kleiner Monſieur! kann Arbeit bekommen, aber ich muß ihm wohl einen aparten Stuhl anſchaffen. — Aber beinahe ſchreibe ich die ganze Geſchichte dahin, und Du kennſt ſie doch, ja Du warſt ja eben ſo gut dabei, wie ich. — Alſo, weiter war ich auch noch nicht gekommen, da verdrießt es Heinrich, daß Linchen mir zuhört, und er ſagt ihr: Linchen, das iſt zu arg, Du ſchmeichelſt und biſt unwahr. „Wie ſo?“ fragt ſie. „Du haſt die Geſchichte ſchon gehört.“ — „So habe ich ſie gewiß wieder vergeſſen.“ — „Nein, Du haſt ſie ſchon zwanzigmal gehört.“ — „So muß ich ſie auch zwanzig Mal vergeſſen haben, ich kann darüber nicht urtheilen.“

Stelle Dir vor, der Junge wird böſe und ruft: „Linchen, mache mich nicht irre an Dir; ich weiß, Du thuſt das Alles meinetwillen; aber es iſt ein gefährliches Talent, und wie konnteſt Du meinem Vater alle ſeine ſchwachen Seiten ſo bald abmerken?“ Linchen antwortete: „Das habe ich Alles aus mir ſelbſt.“ — Mir aber war es denn doch zu viel, und ich ſagte ihm: „Ich habe jetzt eine Tochter und das iſt Linchen, geh' und

such' Dir einen andern Vater und eine Braut, mit denen Du brummen und schelten kannst.“ Da schlägt er sich vor die Stirn und ruft: „Nun errathe ich Alles!“ Er sagt ihr was ins Ohr, sie ihm, und nun gehen beide hinaus, und wie sie wieder herein kommen, lachen beide.

Seitdem stopft er mir meine Pfeifen und sorgt für mich, wie Linchen. — Aber sie lachen. — Wenn ich Linchen eine Geschichte erzähle, lacht sie auch, wo noch gar nicht gelacht werden muß. Laß sie lachen, da sie ihren Vater doch lieb haben und pflegen, aber die Hochzeit ist unter fünf, sechs Jahren nicht; sie sind beide noch viel zu kindisch.

Der Rittmeister und seine junge Frau sind hier, sie haben sich mir zu Füßen geworfen, und ich soll sie mit dem Schwager versöhnen. Das will ich, aber herausrücken muß Holm, und dann nehme ich den Rittmeister als Associe. — Dann mag Heinrich Bildhauer werden, wie er sagt. — Siehst Du, liebe Frau, habe ich Dir nicht gesagt: ich muß selbst hinreisen. Was ist nicht Alles passirt, ehe ich da war — und jetzt kömmt Alles in Ordnung! —

1906. 10847

Glück und Geld.

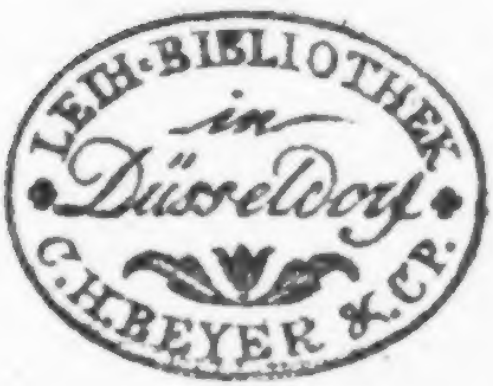
Novelle

von

Dr. H. Schiff.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1836.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.



Drei junge Künſtler, welche bei der langen Kunſt Zeit genug fanden, ihre Nachmittage der müßigen Unterhaltung eines alten reichen Junggeſellen zu weihen, ſaßen auch heute in der Gartenlaube ſeines Sommerlogis, durch ein ſchmales, hölzernes Spalier von der Landſtraße getrennt, und blickten mißmuthig auf die vorwärtsziehenden Spatziergänger, Reiter und Equipagen.

Der Eine von ihnen war ein Schriftſteller, welcher für Journale arbeitete; der Andere ein Muſiker und lebte vom Unterricht und der Dritte ein Schauſpieler, der auf Gaſtrollen reiſte. Der alte Junggeſelle pflegte zu ſagen: der Journaliſt belehre ihn über den Leichtſinn der Belletriſtik; der Muſiker mache ihn auf die Charletanerie der neueren Virtuoſen aufmerkſam, und der Schauſpieler beweiſe ihm klar und deutlich den Verfall der dramatiſchen

Kunſt. Dabei genieße er ſeiner häuslichen Ruhe, ſpare die mühſelige Lectüre, die koſtſpieligen Entrées und das eigene Nachdenken. Er aber tractirte ſeine Schützlinge mit Wein und Cigarren, mit Schnapps und Butterbrod; heut indeß war er noch nicht aus der Stadt angelangt, die Freunde hatten ſein Zimmer verſchloſſen gefunden und einſtweilen in der Laube Platz genommen, um ſeine Ankunft, die ſich öfter ſchon verzögert, abzuwarten. Alle Drei waren jung, befanden ſich für den Augenblick in keiner glänzenden Lage, erſetzten aber durch Hoffnungen und Jugendmuth, was ihnen an Ausſichten mangelte.

„Seht doch," begann der Journaliſt, auf die Spatziergänger deutend, „welche gleichgültige Geſichter, ohne Sehnſucht, ohne Tiefe, ja! ohne Ausdruck. Sie ſind zufrieden, ihre ſilberbeſchlagenen Pfeifen zur Schau zu tragen, wie jene Herrſchaften ihre eleganten Equipagen zu zeigen. Das iſt heuer der Unterſchied der großen und kleinen Welt. Man arbeitet und geht ſpatzieren; geht ſpatzieren und arbeitet und das iſt Menſchen- und Völkerleben. Das Leben iſt jetzt ſolch eine trockne Wehmuth oder wehmüthige Trockenheit, daß ich es den Schriftſtellern nicht verdenken mag, wenn ſie über Alles die Achſeln zucken. Denn was entgeht jetzt dem Achſelzucken, nicht Fürſten noch Völker, nicht Reiche noch Arme, nicht Gelehrte noch Künſtler,

nicht Helden noch Bürger, weder Einer noch Alle. Die Achseln sind der litterarische Schwanz, so hat der Hund auch nur ein Glied, um alle seine Empfindungen auszudrücken. Es giebt freilich eine Art edlen Cynismus, der Cynismus des Gefühls und der Leidenschaft. Auch er ist verloren, die Dichter bringen es nur noch zum „Empfinden wollen," nicht mehr zur Empfindung selbst.

Der Schauspieler nahm das Wort: „der Unterschied von Rang und Stand ist erloschen, dafür ist man der Gevatter Schneider und Handschuhmacher innerlich. Man verbraucht Lebens- und Seelenkräfte fürs Geschäft, und der Mensch geht im Brodterwerb unter. — O! es ist schwer, heut Comödie zu spielen. Nur noch Partikuliers giebt es auf der Welt. Der Partikulier erscheint auf der Bühne, das Parterre voll Partikuliers applaudirt oder zischt. — Partikulier, ein fatales gallisches Wort! Der Egoismus in all seiner Kleinheit und Eitelkeit, in all seiner Gehässigkeit und Häßlichkeit liegt darin. Diese Menschenklasse, deren Urtheil den angeblichen Ausschlag giebt, verehrt einen so soliden Gott, daß sie sich vor jeder Erregung, wie vor jedem hohen oder tiefen Gedanken hütet, als könne ihr Credit darunter leiden. Kunst und Wissenschaft betrachtet sie wie Börsengespräche und beurtheilt den Künstler nach seiner Einnahme. Sie interessirt

ſich für ihn, um ſich als gebildet in Cours zu ſetzen, und führt ihre beſten Gedanken ſtets auf der Zungenſpitze, um ſie wie der Handlungsreiſende ſeine Muſterkarte auszukramen; mit dem ſelbſtgefälligen Lächeln: „Ich bin gut ſortirt!““

„Was ſoll ich nun erſt ſagen,“ begann der Muſiker, „der ich verdammt bin zu ſechszehn und zwölf Groſchen Unterricht zu geben, der ich verdammt bin, mit unverſtändigen, talentloſen Kindern mich herum zu plagen, die ich liebenswürdig, geiſtreich und talentvoll finden muß, den Eltern zu gefallen. — Wollte ich ehrlich ſein, ich müßte meinen Kunden geradezu erklären: Spart Euer Geld und Euren Kindern die Zeit. Das Sitzen bei der Geige und dem Clavier ſtört Wachsthum und Geſundheit, und Halbbildung macht melancholiſch, ſtumpft ab die Empfänglichkeit für die Reize der Kunſt und Natur, welche in reiferen Jahren erſt uns beglücken und beſeligen ſollen. — Aber die Kinder müſſen fleißig ſein und es handelt ſich um meine Exiſtenz, die Schüler eines anderen Lehrers könnten es den meinigen zuvorthun — und wir Lehrer raffiniren auf Mittel, die Kinder an blödſinnige Emſigkeit zu gewöhnen. Das nennen wir Methode, auf die wir ſtolz ſind, Jeder auf die ſeinige. — Ach! wohl habe ich das traurige Recht, mich unglücklich fühlen zu dürfen. Denn ich habe

Ahnung von Genie und Natur, aber der gewöhnliche Lehrermenſch iſt zufrieden, wenn ſeine Schüler Fortſchritte machen und legt ſich tugendſam beruhigt zu Bette, wenn ſie was Halbes leiſten. — Er iſt noch ehrlich, er glaubt ſeine Pflicht redlich erfüllt zu haben. Was trägt mir aber das melancholiſche Bewußtſein ein, daß ich ein Schurke bin? — dafür bin ich ein anſtändiger Mann, trage einen feinen Rock und ſpare mir Geld für mein Alter!? — Ach Freunde, beſonders ſeit ich Euch kenne, bin ich oft ſchon in Verſuchung gerathen, die erborgte Anſtändigkeit an den Nagel zu hängen und ein ehrlicher Muſikant zu werden. Denn es iſt beſſer, mit gutem Gewiſſen zum Tanz zu ſpielen, als unſchuldige Kinder zu martern und verliebte Eltern zu betrügen. Lieber Gott! Was iſt ein anſtändiger Menſch, welch eine leere, hohle, nichtige Eleganz, die nur Schwachköpfen nicht unerträglich iſt."

„Pfui! Metze du, Fortuna!" deklamirte der Schauſpieler, „ja Shakespear hat ſie gekannt, dieß nackte feile Weibsbild mit dem buhleriſchen Lächeln und hat ſie gewürdigt und beſungen."

„Schilt Fortuna nicht gemein," entgegnete der Muſiker, „der Künſtler liebt auch ſeine Sinnlichkeit. Läßt Tieck doch von ihrem Glanz den Wald widerleuchten und ihre Kläger den Proceß wider ſie ver-

lieren. Ihre Reize sind freilich minder zart, wie die der schaumgeborenen Aphrodite, aber gewiß sehr appetitlich. Sie hat bei aller weiblichen Schönheit, alle weiblichen Fehler, und wir, die wir nicht genialen Muth genug haben, sie bei dem Stirnhaar zu beschwören, was bleibt uns, als auf ihre Gunst zu hoffen? Ein schönes Kind ist ja auch fähig die schwachen Verdienste eines Mannes in schuldlosem Unverstand zu lieben."

„Sie ändert sich wie die Zeiten," antwortete der Schauspieler. „Sie war ein süßes reizendes Götterkind, als sie den Julius Cäsar liebte, und in eifersüchtiger Wuth ihn morden ließ, weil er auf ihre Gunst trotzte, sie aber verachtete. Da sie im Mittelalter Helden, Sänger und Liebende begünstigte, erschien sie eben so sinnlich, wie göttlich begeistert. Aber zu Shakespears Zeiten war sie eine Metze, die nichts verstand als buhlen, und jetzt — ich glaube, ich habe sie einmal in Paris bei Frascati gesehen. Sie saß bei einem Journalisten, der, wie sie ihn anlächelte, Gold über Gold gewann. Mir aber warf sie einen zornigen Blick zu, daß das Silber in meiner Tasche zu Kupfer erröthete. Sie hat keine Kugel mehr und geht auch nicht mehr nackt. Sie ist ein dickes, dickes Weib, das auf einem gebrechlichen Rohrstuhl sitzt, der unter ihrem Gewicht zu brechen droht. Sie kleidet sich bürger-

lich und elegant und fährt alle Mittage an die Börse, um Papiergeschäfte zu machen."

Während der Schauspieler so sprach, war ein Loosjude unbemerkt in den Garten getreten, nahte sich den drei Freunden, denen er seine Glücksloose, die er bücherartig geordnet in der Hand hielt, mit den Worten anbot: „Meine Herren, wollen Sie machen Ihr Glück?"

Der Schauspieler rief fast erschrocken: „das ist Fortuna, oder ein Stück von ihr, oder ihr Abgesandter wenigstens!"

Der Jude entgegnete: „Was werde ich nicht sein Fortuna? Habe ich doch gebracht so manchmal ins Haus sein Glück."

Der Journalist wie der Musiker lachten theils über die Aeußerungen ihres Freundes, theils über das Benehmen des Juden. Dieser aber, nachdem er mehrmals seine Loose vergeblich ausgeboten, stellte sich beim Anblick des Schauspielers plötzlich wie verwundert. — „Gott soll mir helfen!" rief er, „das ist ja der junge schöne Mann, von dem mir geträumt hat diese Nacht; mit blauen Augen und braunen Locken, der mir wird abkaufen ein Losche und gewinnen 20,000 Thlr. Ich habe das Losche besonders gesteckt, ich habe es hier in der Tasche. Es ist eine ganz curiose Nummer 777. Es ist davon geschrieben eine Comödie, die gemacht hat

ihr Glück, und noch eine Comödie, die auch gemacht hat ihr Glück und die Nummer 777 gewinnt in beiden Comödien das große Loos."

„Ich spiele nicht!" entgegnete der Schauspieler.

„Sie spielen nicht? Wollen Sie von sich stoßen Ihr Glück. Ich habe doch geträumt, Sie werden machen Ihr Glück. Ich will gar kein Geld, als bis Sie werden gewonnen haben 20,000 Thlr."

„Aber mein Wort ist mehr wie Dein Traum," sprach der Schauspieler, „und ich spiele nicht!" —

Vergebens bat und flehte der Jude, nur ein Viertel zu nehmen und sich mit 5000 Thalern zu begnügen; vergebens drang er in die Andern, doch auch ein Viertel zu spielen. Da man ihm Alles rund abschlug, stockte er plötzlich, schlug sich vor die Stirne und rief: „da fällt mir ein, in der langen Straße wohnt ein junger Mensch, der sieht sprechend ähnlich diesem Herrn: Vielleicht hat mir geträumt von dem. Ein Unglück über mich, er wird sein ausgegangen."

Eilig lief er davon, ließ aber wie aus Versehen ein Loos zur Erde fallen, man wollte ihn zurückrufen, aber er hörte nicht. —

„Thut mir die Liebe!" rief der Schauspieler, „und laßt das Papier liegen, wo es liegt. Da er es absichtlich verlor, dürfen wir uns kein Gewissen daraus machen, es absichtlich nicht zu finden."

„Du treibſt die Conſequenz zu weit," meinte der Journaliſt, aber gewiß recht königlich war Dein Anſtand, als Du ſagteſt: Jude! Mein Wort iſt mehr, wie Dein Traum, und dieſe Tugendſprache kam weder aus einem leeren Kopf noch leerem Herzen, ſondern nur aus einer leeren Taſche."

„Behüte!" entgegnete Jener. „Ein Loos kann ich ſtets noch bezahlen. Aber ich haſſe alle Glücksſpiele."

„Auch ich ſpiele nie," entgegnete der Journaliſt, „aber ſo aufgefordert, würde ich nicht umhin können."

Der Muſiker erklärte daſſelbe, und der Schauſpieler fuhr fort: „Ich ſehe, wie fremd Euch die Induſtrie der Loosjuden iſt. — Hier iſt übrigens noch eine Spur von dramatiſchem Leben. War nicht die Mimik des Juden trefflich? Die Art, uns ſein Loos aufzudringen, geiſtreich? Und woher er nur in mir gleich den Schauſpieler erkannte und mich beim Theater beſchwor? Habt Ihr's euch wohl bemerkt, wie er ſeine Nationalität zur Schau trug und ſich gleichſam über ſich ſelbſt luſtig machte, um uns aufzuheitern und ihm geneigt zu machen. Er nannte uns ſogleich die Nummer des Looſes, und der gemeine Mann ſpielt, ſoba'd er die Nummer eines Looſes weiß, nicht aus Hoffnung auf Gewinnſt, aber um dem Aerger zu entgehen, wenn

das Loos für einen Anderen gewönne. Er berief ſich auf einen Traum, denn neuerdings fängt man die Myſtik wieder an hervorzuſuchen. Daß er das Loos verſchenken wollte, iſt eine Hyperbel, bei der er durchaus nichts wagt. Ein nicht bezahltes Loos hat keine Anſprüche auf den etwaigen Gewinn, und daß er es hier verlor, geſchah, um ein gewiſſes Verbot zu umgehen. Er darf kein unbezahltes Loos in fremden Häuſern laſſen, denn es hat zu Unordnungen und Prozeſſen häufigen Anlaß gegeben. Gewann es, ſo behielten die Colporteure den Gewinſt für ſich, verlor es, ſo begehrten ſie die Zahlung. Daher verlieren ſie jetzt in geſchäftiger Eile ihre Looſe in fremden Häuſern, und der Unerfahrene, der es findet, glaubt dem Winke des Schickſals, ſein Glück zu machen, nicht widerſtehen zu dürfen."

„Aber woher kommt Dir dieſe Spielerweisheit," fragte der Muſiker.

„Weil ich ſelbſt ein Spieler war, und zwar in meiner frühſten Jugend," ſagte der Schauſpieler, und ohne die Einwilligung ſeiner Zuhörer abzuwarten, begann er folgende Geſchichte.

Das erste Debüt.

In einer der berüchtigtsten Gegenden von — befand sich ehedem ein Keller, dem Lottospiele geweiht. Da der Inhaber desselben so viel Geld gesammelt, um gemächlich von seinen Zinsen zu leben, sah sich die Polizei gemüßigt, ihm sein Gewerbe zu legen und seinen Keller zu schließen. — Ich glaube es ging dort redlich zu. Der Wirth selbst machte den Ausrufer und hielt auf Ordnung und Recht. Zwar hätte er mit leichter Mühe, im Einverständnisse mit irgend einem Pointeur, fünf gewisse Nummern nicht zu den anderen mischen und mittelst einer kleinen Vorkehrung stets in Bereitschaft halten dürfen. Aber sein Keller war zu einträglich, um den Ruf desselben so leichtsinnig Preis zu geben, denn von jedem Pot, fielen zwei Groschen für den Ausrufer ab. Bei der Größe des

Pots, der oft 20 Thaler betrug, schien dieß eine Kleinigkeit, allein die vielen Zettel, welche den Pot so stark machten, beendigten um so eher ein Spiel und der Gewinn ward im Laufe des Abends beträchtlich. Nun wird zwar nirgends weniger verzehrt wie in einem Spielhause, denn gar zu leicht vergißt man dort Essen und Trinken. Doch der einsichtsvolle Wirth wußte auch hier seinen Vortheil zu ziehen. Die Gewinnenden wurden zudringlich eingeladen, Bier und Branntwein zu genießen, oder der Gesellschaft zum Besten zu geben, und den Verlierenden wurde bis zum nächsten Mal oder nach Umständen geborgt. — Oftmals, wenn ich als Knabe diesem Keller vorüberging, fühlte ich mich von dem singenden Ton des Ausrufers wundersam angezogen. Seine Stimme hatte zwar nichts Syrenenhaftes und klang wie Schnapps und Knaster, aber die langgezogenen Sylben: acht und achtzig! — Numero Elf schienen mir ein wundersames Geheimniß, würdig der feierlichen Stille, mit der man es entgegen nahm. —

Meiner Sehnsucht stand die Erfüllung nah. Es war am Sonntag nach meiner Confirmation, als mein Vater mir zwei Groschen schenkte, damit ich, wie er sich ausdrückte, mit Geld umgehen lerne. Am Sonntage zuvor hatte ich trefflich bestanden und besser wie meine sämmtlichen Cameraden. Die

Fragen, die ich bekam, hatte ich mit so weicher, klangreicher Stimme beantwortet, daß meine Mutter beim Nachhausegehen behauptete: ich hätte Alles besser gewußt, wie der Herr Pastor. Mein Vater konnte nicht leiden, daß man mich lobte und liebte mich überhaupt nicht sonderlich. Er nannte mich einen Heuchler und Comödianten und fügte die merkwürdigen Worte hinzu, welche er vielleicht selbst nicht verstand, die aber dessenungeachtet wie ein höhnisches Orakel mir durchs Leben folgen. — „In dieser Welt der Armuth und Mühseligkeit," sagte er, „muß man trachten etwas Ganzes zu sein. Ich meines Theils, bin ein ganzer Tischlermeister; Du aber, mein Sohn, bist leider nur ein halbgescheuter Kopf und das macht mir Sorge, denn der ganze Dummkopf kommt sicherer und besser in der Welt fort."

Mein Vater war ein ganzer Tischlermeister. Er that Alles, was Herkommen und Ehre des Gewerks mit sich brachte und mied streng jedwede Neuerung und fremde Sitte. Er hatte vier Gesellen, welche Alle mit ihm, mir, meiner Mutter und Schwester in einem und demselben Zimmer, in der Werkstatt arbeiteten, aßen und schliefen. Der Decenz halber war das Bett meiner Eltern und das meiner Schwester mit Gardinen versehen. Diese Werkstätte war auch der erheblichste Theil

unſerer Wohnung. Außerdem hatten wir noch ein Kabinet mit Schränken und Kommoden angefüllt, daß man aber noch Raum fand, hindurchzugehen und eine ziemlich unanſehnliche finſtere und räucherige Küche. Die Miethe ward immer pränumerando bezahlt, was aber ſonſt die Woche übrig ließ, mußte Sonntags im Wirthshauſe draufgehen. Denn mein Vater hielt es für eine Thorheit, mir, meiner Mutter oder Schweſter dereinſt etwas zu hinterlaſſen, weil er von ſeinem Vater nichts geerbt, und meine Mutter ihm nichts zugebracht. Sonntagmorgens gingen meine Eltern dann zur Kirche, nicht aus Religioſität, denn mein Vater war aufgeklärt, und hielt die Prediger für keine ſo redlichen Leute als die Tiſchlermeiſter; ſondern um ihren Staat und Putz zu zeigen, der bereits zwanzig Jahre neu und modern geblieben und noch eben ſo lange neu und modern bleiben konnte. Den Abend brachten ſie mitſammen in Klubbs und Kränzchen zu, die aber in öffentlichen Wirthshäuſern Statt fanden, wohin Jeder Zutritt hatte. Kehrten ſie dann ſpät Abends heim, ſo zankten ſie ſich in der Regel, bald aus Eiferſucht, bald hatte ich oder meine Schweſter Anlaß dazu gegeben. — Nach dem Zanke folgte noch ein ſchlimmerer Auftritt, den zu beſchreiben, mir die Pietät verbietet; aber er gehörte zur Loyalität eines Tiſchlermeiſters, und was die Fäuſte

meines Vaters und die Nägel meiner Mutter an einem Sonntage verbrachen, vergütete eine ganze Woche voll häuslicher Liebe und Zärtlichkeit. —

Aus Loyalität auch gab mir mein Vater am Sonntage nach der Confirmation zwei Groschen, und ich eilte damit nach dem Spielkeller.

Mit einer Art heiliger Scheu betrat ich die unterirdischen Hallen der Fortuna. Es war etwas von einer Gewissensregung dabei, denn ich that, wenn auch keine Sünde, doch etwas Verbotenes. Wie in einer Synagoge, war hier nirgends ein Bild, noch ein bunter Gegenstand, der das Auge zerstreute; selbst der Schmuz an den Wänden bildete einen Grund und kein Muster. Die alten hölzernen Tische, waren mit schmuzigen Karten belegt, und Scherben von Tellern und Töpfen lagen zahllos wie die Sterne des Himmels auf Tisch und Bänken und Boden. Mehrere Spieler hatten um das Glück zu zwingen, funfzehn bis zwanzig Karten vor sich ausgebreitet. Es waren finstere, gemeine, mitunter auch verkümmerte und trunksüchtige Gestalten, die ringsumher an den Wänden saßen. — Der Ausrufer befand sich in der Mitte des Zimmers, wo es am hellsten war. Mit weiß gewaschenen Hemdsärmeln, einer weißen Weste und einer großen Schürze, stand er wie ein Priester vor dem

Altare und verkündete den Emſiglauſchenden ſein Evangelium. Wehmüthig ſchüttelten, die die genannten Zahlen nicht fanden, ihre Häupter; Andere wieder ſchienen beruhigt und erlöſt von einer Sünde, auf die ſie einen Stein warfen. — War nun die erſte Quaterne angeſagt, ſo glich nichts der Andacht, Inbrunſt und Spannung, die ſich auf alle Geſichter legte. Die Luft ſelbſt ſchien feierlich den Worten des Ausrufers entgegen zu beben. — Was iſt ein Roman gegen den Schluß des letzten Bandes, was ein Melodram bei der endlichen Löſung des Knotens. — Die Kunſt wird nie die Natur erreichen. — Es war, als hörte man die bangen Herzſchläge. Alle Freuden und Leiden der Erde waren entwichen und das Leben aufgegangen in der goldenen Hoffnung, auf eine Zahl. — Aber dumpf und rauh tönte es: „aus.“ — Man erwachte wieder zur Wirklichkeit. — Noch durfte man hoffen. So ergötzt man ſich an den Nachwehen eines ſchönen Traums. Der Wirth erbat ſich die gewinnende Karte, rief die glücklichen Nummern laut aus, wie man eine ſchöne Handlung, ein nacheiferungswürdiges Beiſpiel höher und wärmer anpreiſt, und ſagte: — Richtig.

Nun wurden Flüche laut, Klagen, Schmähungen; ſie ſteigerten ſich bis zu einem Gemurre des Unwillens. Aber geheimnißvoll rauſchte der Glücks-

beutel, liebreich klang das Geld. Der Wirth hatte den Pot gezählt, und mit den Worten: „So und so viel Thaler und Groschen stehen, die erste Ambe gilt so viel, die Terne so viel u. s. w.;" begann die feierliche Andacht von neuem. —

Auch ich hatte einen Zettel genommen; aber die ersten Nummern hörte ich rufen, ohne zu wissen, was ich hörte, oder vielmehr, ich getraute mir nicht, sie auf meinem Zettel zu finden. Schon waren Ambe und Terne angesagt, ohne daß ich gewagt, mich damit zu melden, aber ich gewann auch die Quaterne, und zugleich den Muth sie anzusagen. — Da ich nur einen einzigen Zettel spielte, wollte man mir nicht trauen; der Ausrufer mußte prüfen, und siehe! es fand sich, daß auch die fünfte Nummer heraus war. — Diese Entdeckung verursachte großen Unwillen und der ehrliche Wirth sagte: „Dummer Junge! wenn Du mit großen Leuten spielst, so thu' die Augen auf, und mache Anderen keine Unannehmlichkeiten. — Weil ich nicht „aus" gesagt, mußte, um der Form und dem Rechte zu genügen, weiter gezogen werden. Es war unnütz, noch hatte Niemand die Quaterne angesagt, und bei der ersten Nummer rief ich laut: „aus," nahm unter Brummen und Schelten der Spieler, den schweren Pot in Empfang und ein Jude in meiner Nähe sagte: „Mein guter Sohn,

laß es Dir lieb ſein, Du haſt Glück und dieß Brummen und Schelten befeſtigt es.“ —

Noch zweimal gewann ich am ſelben Abende, obſchon ich nur eine Karte ſpielte, und weil man gewöhnlich kleine Münze einſetzt, hatte ich des Segens mehr, als meine Taſchen faſſen wollten und ich vor meinem Vater zu verbergen hoffen durfte; der mich nur allzugern ſtrafte, und mir, des Gewinnſtes halber, das Spiel nie verziehen hätte.

In dieſer Verlegenheit nahm ſich der Jude meiner freundlich und unaufgefordert an. Er machte mich auf die Gefahr aufmerkſam, jung und ſchwächlich, wie ich war, mit einer baaren Summe, Nachts durch das verrufenſte Quartier der Hauptſtadt zu gehen, was ein Erwachſener kaum wagte; erbot ſich meinen Gewinnſt in Papiergeld umzuwechſeln und begehrte ſtatt aller Agio: daß ich ihm ein Loos zur Claſſenlotterie abkaufe. -„Du haſt Glück, mein lieber Sohn,“ ſagte er, „Du wirſt auch mir Glück bringen.“ Und ich folgte ihm, nicht weil ich an mein Glück glaubte, ſondern weil ich ihn nicht genugſam belohnen zu können glaubte, da er von einer ſo großen Angſt mich befreit.

Daheim fragte mich mein Vater, was ich mit den zwei Groſchen begonnen; ich ſagte: „Ich habe dafür Bier getrunken!“ — Worauf er mich bei den Haaren faßte und tapfer auf mich losſchlug.

Meine Mutter erwachte von dem Geſchrei, riß meine Schweſter aus dem Bette, die auch ſchon geſchlafen hatte und ſchlug eben ſo tapfer auf ſie los, mit der ſcharfen Seite eines Pantoffels. So pflegten meine Eltern verletzte Vater- und Mutterliebe gegeneinander zu ahnden, mit dem Unterſchied, daß meine Mutter ſich bewaffnete, um den Kräften meines Vaters nachzukommen, während dieſer aus freier Hand ſchlug. Die Geſellen erwachten und ſtimmten alle vier, brummend und fluchend über die Störung der Nachtruhe in unſer Klagegeheul und das Schelten unſerer Eltern ein, bis dieſe müde, und wir heiſer waren und alle Viere zu Bette gingen, um mit unſeren Geſellen um die Wette zu ſchlafen.

Am folgenden Sonntag beſuchte mich wieder den Tempel der Fortuna und meine kindliche Andacht fand noch reichlichere Erhörung. Und nicht der Gewinnſt machte mir ſo viele Freude als das Rufen: „Ambe! Terne! Quaterne! Aus!“ welches ich nunmehr, da ich ſchon dreiſt geworden, mit lauter klangreicher Stimme that. Als ich heimkehrte und mein Vater mich fragte, was ich mit dem Gelde angefangen, antwortete ich dießmal: „Ich habe mir eine Sparbüchſe gekauft, um mein Taſchengeld in Zukunft darin aufzubewahren;“ wirklich zeigte ich einen Topf vor und ging unange-

fochten zu Bette. Noch zwei Sonntage vergingen auf dieſelbe Weiſe, als der Jude, bei dem ich ſtets Papiergeld einwechſelte, mir mit frohem Geſichte verkündete, wie mein Lotterieloos mit 500 Thalern herausgekommen. Er erkundigte ſich nach meiner Wohnung; ich zog es aber vor, ihn in der ſeinigen zu beſuchen, und empfing dort die Summe in Papier nebſt einem Freiloose.

„Was willſt Du nun machen mit all' dem ſchönen Gelde?" fragte mich Levy Salomon.

„Ich hebe es mir auf, bis ich größer bin," war meine Antwort, über deren Weisheit Jener ſtaunte! Wirklich wußte ich damals nichts Anderes mit dem Gelde anzufangen. Ich hatte keine Wünſche, keine Bedürfniſſe und Gelüſte und die Strenge, mit der ich erzogen war, hatte Mäßigkeit mir zur zweiten Natur gemacht. Mir etwas zu kaufen, wagte ich aber nicht aus Furcht vor meinem Vater, und in dieſen Geſinnungen beſtärkte mich Levy Salomon durch folgende Lehren:

„Mein Sohn!" ſagte er, „Du kennſt das Sprichwort. Wie gewonnen, ſo zerronnen. Damit es nicht in Erfüllung gehe an Dir, fahre fort zu ſpielen, wie Du begonnen. Immer nur einen Zettel, ein Loos und den einfachſten Einſatz. Die Kunſt ſein Glück zu machen iſt ein mäßiges Wagen, und haſt Du den erſten beträchtlichen Gewinn

gethan, ſo darfſt Du auf fernere hoffen, denn das Geld heckt und der Thaler geſellt ſich gern zum Thaler. Der leidenſchaftliche Spieler verſcherzt ſein Glück meiſtentheils durch Unmäßigkeit und jagt es durch ſeinen wilden Eigenſinn denen in die Hände, die kaltblütiger und beharrlicher auf den Zufall hoffen. Um allen Verſuchungen zu entgehen, oder um Dich keiner auszuſetzen; zähle Dein Geld nie, wiſſe ſelber nicht, was Du haſt. Biſt Du einſt zu reiferen Jahren gelangt, mein Sohn, ſo wirſt Du einſehen, wie trefflich Dir ein Capital von einigen hundert Thalern zu ſtatten kömmt. Den größten Theil Deines Gewinnſtes gebe ich Dir alſo hier in — ſchen Papieren, betrachte ihn als ein eiſernes Capital, das Du nimmer berühren darfſt, und nur die Zinſen benutze, um ferner zu ſpielen. Je weniger Du zu Deinem Vergnügen verwendeſt, um ſo beſſer wird es ſein, ſollteſt Du aber einige Sachen von Werth wünſchen, ſo wende Dich an mich, ich werde Dir eine Uhr, Ringe und dergleichen für alt verkaufen, daß Du Dein ausgelegtes Geld ſtets dafür wieder erhältſt.“ —

Dieſe Lehren habe ich nur allzupünktlich und gewiſſenhaft befolgt, überhaupt hielt ich große Stücke auf meinen Juden und Summen, die er mir als „wohlgezählt“ einhändigte, zählte ich bald nicht mehr nach.

Meinen Reichthum zu verbergen, nicht vor Dieben, sondern vor den ehrlichsten Leuten von der Welt, vor meinen Eltern, wußte ich keinen paßlicheren Ort, als unter meinen Büchern und Schreibheften. Diese waren ein Heiligthum für Eltern, Schwester und Gesellen, und Niemand berührte die Schiebladе des Wandschranks, welche meine Gelehrsamkeit beherbergte. — Sonntag für Sonntag besuchte ich nun den Spielkeller, kehrte nie ohne reichen Gewinn heim, war ein Dorn im Auge aller Mitspieler, und Levy Salomon wechselte mir und geleitete mich stets durch die unsicheren Winkel — (eines Sonntags aber war mein Treffer auf der einzigen Karte so unverschämt, und meine quäkende Knabenstimme erhob sich so oft zu: „Ambe! Terne! Quaterne! Aus!" daß der Unwille sich allgemein und laut äußerte. Zu meinem Unglück sah sich ein dürrer, zerlumpter, rothnasiger Spieler nach mir um und sagte — aber wahrlich in aller Bonhomie seiner Zerlumptheit: „Hinaus mit dem Jungen, wenn er nichts thut als gewinnen!" — Dieser Scherz gab das Signal zu einer Empörung. „Hinaus mit dem verdammten Jungen!" hieß es von allen Seiten, mit einem Jubel der Schadenfreude und des Unwillens, davor sich das Haar mir sträubte.

Allein der Wirth erstickte den Aufruhr mit den wenigen Worten: „Meine Herren, wie Streit

kömmt, gehört der Pot in die Armenkaſſe, das werden Sie wiſſen!" Und die Spielwuth war bei der Spielwuth beſchworen. Aber wieder, ſagte ich: „Quaterne!" und „aus" und die tumultuariſche Scene erneute ſich. Abermals beſchützte mich der Wirth. „Mache ſich Niemand mauſig," rief er, „die Wache iſt nicht weit. Hier kann ſpielen wer Geld hat und das iſt ſeiner Leute Kind." Ich muß hinzufügen, daß ich von Jugend auf ſaubere Kleidung liebte, eine Neigung, in der mich meine Mutter vornehmlich beſtärkte. — Weinend empfing ich meinen Pot. „Was heulſt Du, Junge," fuhr der rüſtige Wirth fort. „Leute, die gewinnen, laſſe ich nicht hinauswerfen, das wäre mir eine ſchöne Wirthſchaft, die ihr Geld verſpielt haben, und bei denen es alle iſt, können ſich zum Henker ſcheren."

Seine Worte tröſteten mich wenig; ich wechſelte ſchon bei Levy Salomon und ſchickte mich an zu gehen. „Na! da haben wir's!" rief der Wirth. „Er hat hier nie was verzehrt, hat immer nur einen Zettel geſpielt, und immer gewonnen. Nun geht er und verſpielt Alles wieder bei anderen Leuten und das Seinige dazu; das wäre unſer beſter Kunde geworden, denn er hat was zuzuſetzen, das ſieht man ihm an und iſt noch ſo jung, der verſpielt noch die Haare vom Kopfe. Aber ich

halte keinen, wer gehen will, der gehe; ich bleibe darum der Mann, der ich bin.“ Ich verließ den Keller, um ihn nie wieder zu betreten. Mein Troſt war die Claſſenlotterie, welche fortfuhr, mir anſehnliche Gewinne zu bringen.

Allein troß meiner großartigen Vorſicht und Levy Salomons Verſchwiegenheit, ſollte mein ganzes Geheimniß, dennoch an den Tag kommen. —

Eines Tages, als ich in der Werkſtätte meines Vaters bei meinen Büchern ſaß, und unter dem Aechzen der Hobel, den Schlägen des Hammers und in der Atmoſphäre von Leim und Spänen, ſtudirte, trat ein fremder Jude ein und bot mir ein Lotterieloos an. Als ich ihn mit der Behauptung, daß ich niemals ſpiele, abweiſen wollte, erwiederte er: „Er wiſſe ſogar, daß ich mit Glück ſpiele und daß ich in der vorigen Woche erſt bei Levy Salomon hundert Thaler gewonnen. Befremdet ſah mich mein Vater an, und mir blieb nichts als zu leugnen. Der Jude beſtand auf ſeine Ausſage und Levy Salomon ward gerufen.“

Ich übergehe den Zank der beiden Juden und die Flüche, womit ſie ſich, ihre Kinder und Kindes-Kindes-Kinder belegten. Aus ihrem Zank indeß ergab ſich, daß Levy Salomon ein Verbrechen gegen den heiligen Sabbath begangen, von dem Rabbiner dafür in den Kirchenbann gethan

worden und von allen ſeinen Glaubensgenoſſen als Ketzer verfolgt wurde. Ihm alle ordentliche Tücke und Bosheit anzuthun, galt für Pflicht, Tugend und Religion. Erſchreckt durch die Drohungen meines Vaters, welche vier handfeſte Geſellen unterſtützten, geſtand Levy Salomon endlich, zeigte meinen Empfangſchein über die 100 Thaler vor, und wurde nach einigen wörtlichen und thätlichen Ermahnungen ſammt ſeinem frommen Glaubensgenoſſen zur Thür hinausgeworfen.

Nun aber kam die Reihe an mich und ich ſollte ausſagen, wo ich das Geld gelaſſen. Ich begriff, daß ich in keinem Falle einer harten Züchtigung entgehen würde und beſchloß, eher Alles über mich ergehen zu laſſen, als meinen Schatz Preis zu geben; denn mein Vater, wie geſagt, verſtand die Kunſt, auf Kränzchen und Pickenicken Geld durchzubringen, aus dem Grunde.

Aber die Sache wurde ernſthafter als ich dachte, und dießmal war es auf eine exemplariſche Züchtigung abgeſehen. Die Anſtalten wurden in aller romantiſchen Feierlichkeit getroffen. Meine Schweſter wurde zur Muhme geſchickt, um von dieſer Seite die Execution zu decken, die Geſellen mußten ihre Arbeit verlaſſen, und mich mit Händen und Füßen an ein Brett feſtbinden. Hierauf nahm mein Vater ſeinen Bambus zur Hand, ſchenkte ſich einen

großen Schnapps ein und erwartete nur die Heimkehr meiner Mutter, um in ihrer Gegenwart die Execution zu vollziehen.

Wie ich nun so dahing an dem Brette, deſſen ſcharfe Kanten ſich meinen Lenden und Armen eindrückten, während die Stricke mir tief ins Fleiſch ſchnitten, überkam mich ein neuer Geiſt, und ich fragte mich, ob es nicht gleichviel ſei, Geld im Kaſten zu haben oder nicht? Ob ein Paar hundert oder tauſend Thaler ſich wohl verlohnen, eine entehrende blutige Züchtigung zu ertragen? Ich war entſchloſſen zu geſtehen, und dieſe, die irdiſche Güter verachtende Weisheit, mochte wohl das Holz mir einflößen. Vorläufig ſchwieg ich noch. — Warum, weiß ich nicht; der Wille eines Kindes hängt nicht von der Erkenntniß äußerer Umſtände, noch von Grundſätzen ab, ſondern Einfälle leiten ihn.

Meine Mutter kam und fragte: „Was ſoll das? Was geht hier vor mit dem Jungen? Was iſt das überhaupt für eine Wirthſchaft und warum wird nicht gearbeitet?“ Dieſe und ähnliche Fragen beantwortete mein Vater mit folgenden harten Worten: „Dein Sohn iſt ein Dieb, er hat mich beſtohlen, hat geſpielt, hat hundert Thaler gewonnen und durchgebracht, und ich will den Ausbund todtſchlagen!“

Lauter unwahre Beſchuldigungen! Verläumderi-

ſcher Argwohn! Ungegründeter Verdacht, daß ich im Bewußtſein meiner Unſchuld zu weinen anfing und rief: „Mutter! glaube nichts von Allem. Ich habe nicht geſtohlen, ſondern für mein Taſchengeld geſpielt, nicht hundert Thaler gewonnen, ſondern weit über tauſend. Ich habe es Euch verheimlicht, um, wenn Ihr dereinſtens alt ſeid, und nicht mehr arbeiten könnt, Euch damit zu überraſchen und deswegen habe ich mich wohl gehütet, auch nur einen einzigen Groſchen davon zu nehmen, um mir ein Vergnügen zu machen.“

Dieß war nun wieder eine Unwahrheit, indeß rührte ſie mich in meiner damaligen Lage, vielleicht, weil das Holz, welches ich ſo inbrünſtig umarmte nicht nur philoſophiſch, ſondern auch ſentimental war — dermaßen, daß ich in ein Schluchzen gerieth, was mich dem Erſticken nahe brachte. Ich wurde losgebunden, auf's Bett gelegt, und mit ſcharfem Eſſig rieb man mir die Schläfe. — Aber ich gefiel mir nun einmal in meinem Schmerze und ſagte mit lauter Stimme: „Laßt mich nur ſterben, Ihr ſollt ja doch meine Erben ſein. Aber verzehrt das Geld nicht, kauft Euch eine Penſion, oder Staatspapiere, oder legt das Geld in Häuſern an — denn wahrlich ich leide nicht, daß Ihr nach meinem Tode ſo aus der Hand in den Mund lebt!“

Mein Vater ſtand verſteinert, die Geſellen wiſchten ſich die Augen, meine Mutter weinte laut, und ich, obſchon ich mich völlig erholt, gefiel mir darin, mit matter Stimme und ſchluchzend, dem Altgeſellen aufzutragen, meine Schieblade zu öffnen und mir ein in blaues Papier eingeſchlagenes Päckchen auf mein Sterbebett zu bringen.

Beim Anblick des großen Haufens, Thaler-, fünf- und funfzig Thalerſcheine, gerieth mein Vater in ein ſtilles Erſtaunen, und meine Mutter ſchien in die Knie ſinken zu wollen.

„Wie groß iſt die Summe?“ fragte endlich mein Vater.

„Ich weiß nicht, ich habe ſie nicht gezählt. Ich habe ſo meinen Glauben dabei.“

„Und Du haſt ſie auf rechtliche Art gewonnen?“

„Könnte ich ſonſt ſo ruhig ſterben? Du willſt mich ja todtſchlagen.“

„Junge! ſei kein Narr! ſteh' auf, ich thue Dir nichts. Aber verflucht ſei der Groſchen, den ich, oder die Mutter unſeren Kindern abnehmen. Das Geld iſt und bleibt Dein, aber was willſt Du damit machen, wirſt Du ferner ſpielen?“

„Ja! — zu jeder Ziehung ein Viertelloos. Bei Zahlenlotterien, einen Zettel und nur zu dem einfachſten Einſatze.“

„Willſt Du nicht höher ſpielen?“

„„Ich will ruhig abwarten, was mir das Glück beſcheert, denn der wilde, unbändige Spieler jagt ſein Glück dem Kaltblütigeren in die Hände.“

„„Möchteſt Du für das Geld nichts kaufen?“

„„Ich habe Nahrung und gute Kleidung und brauche nichts, ſo lange ich bei Euch bin.“

„„Haſt Du gar keinen Wunſch?“

„„O ja! Ich möchte wohl eine goldene Uhr, aber keine Repetiruhr, die zu viel Reparatur koſtet und eine Demanttuchnadel; denn das Geld, was man da hineinſteckt, zumal, wenn man dergleichen alt kauft, erhält man zu jeder Zeit wieder.“

Da erſtaunte mein Vater über dieſe Salomoniſche oder Levy-Salomoniſche Weisheit und ſprach: „„Mein Sohn! Du biſt weiſer und beſſer als ich. Dieß Geld iſt Dein, und von dem heutigen Tage an biſt Du mündig, Du kannſt thun und laſſen, was Du willſt, mir ſoll alles Recht ſein. Kauf' Dir eine goldene Uhr und eine Demantnadel, wenn es Dir Freude macht. Die Hand aber, die ich je wieder erhebe Dich zu züchtigen, ſoll mir am Leibe verdorren.“ Und mein alter Vater brach in Thränen aus, ſegnete mich und umarmte meine Mutter; bat ihr jedes um meinetwillen zugefügte Unrecht ab, und dankte ihr aufrichtigen Herzens, daß ſie ihm einen ſolchen Sohn geboren habe, der einſtens

seine ganze Familie zu Glück und Ehren bringen würde. Der junge Sterbende aber erhob sich frisch und munter von seinem Bette, zog sich Rock, Weste und Beinkleider aus, und stand als hoffnungsvoller Sohn im bloßen Hemde da, sorgfältig die Kleider von jedem Federchen und Fädchen reinigend.

Am selben Tage schon hatte ich eine allerliebste Uhr mit Kette und Pettschaften, auch eine kostbare Demantnadel, über die mein Vater dennoch ein wenig den Kopf schüttelte. Was aber sein Staunen von neuem erregte, war, daß ich mir eine eiserne Cassette mitgebracht, die mittelst Klammern in der Mauer und mittelst Schrauben im Boden zu befestigen war. Als die Gesellen Feierabend gemacht, und mein Vater zu Biere gegangen, benutzte ich sogleich die Gelegenheit, sie boden- und wandfest, versteckt unter meinem Bette anzubringen. Auch dieß war Levy Salomon'sche Weisheit, und was glich der Verwunderung meines Vaters, als wenig Tage darauf meine Schieblade erbrochen war, und Papiere und Bücher durcheinandergestöckt dalagen. Von den Gesellen wollte natürlich Niemand darum wissen, und mein Vater keines Wortes mächtig, sagte: „Hm! Hm!" Meine Mutter aber: „Ist's die Möglichkeit!" denn auch beschränkte Naturen können bei vorkommenden Fällen etwas sehr

Bedenkliches ſagen; mein Vater ſogar ohne den Mund zu öffnen.

Ich muß erwähnen, daß Salomon Levy mir Uhr und Nadel faſt zum Einkaufspreis überlaſſen, wobei er keine weitern Schwierigkeiten machte, als daß er klingende Zahlung begehrte. Die Kaſette aber hatte er mir zum Geſchenk gemacht, unter der Bedingung: Jeden Thaler, der in dieß eiſerne Verließ gerieth, nicht früher zu erlöſen, als bis es gelte, mir ein ſicheres Glück zu gründen.

Wenig Wochen darauf that ich den größten bisherigen Gewinn. 6000 Thaler fielen auf ein Loos, und 1500 Thaler kamen auf meinen Antheil. Dieſer neue Glücksfall erregte ſo wunderſam meine Phantaſie, daß ich mich ſchon in einer glänzenden Equipage durch die Straßen jagen, einen herrlichen Pallaſt bewohnen und Geld mit vollen Händen ausſpenden ſah. Selbſt in meinen Schlaf drängten ſich dieſe Träume von Geld und Glück. Ich entdeckte Schätze, ſah Nummern aus Glücksrädern ziehen, fand rohe Diamanten, gefüllte Geldſäcke, Brieftaſchen mit Banknoten und hielt unſchätzbare Kleinode — ach! ſie ſahen mitunter werthlos genug aus — feſt, feſt in Händen, um ſie ins Erwachen mit hinüberzunehmen; und was dergleichen golddürſtige Phantaſien mehr waren, die meine volle Kaſette mir in den leeren Kopf ſandte.

Ich brauche Euch nicht zu ſchildern, wie ſehr ich von nun an meine Studien vernachläſſigte. Unſere Gymnaſien haben den Fehler, daß, je höher der Schüler hinaufrückt, er um ſo weniger unter Aufſicht ſteht. — In Prima glichen unſere Lectionen völlig den Univerſitätsvorträgen, und dem Schüler blieb überlaſſen, ſo viel oder wenig daven zu profitiren, als Luſt und Fähigkeit ihm eingaben. —

Mein Vater hielt Wort und kümmerte ſich wenig um mein ferneres Thun und Treiben, und meine Mutter war ſtolz auf den gelehrten Sohn, wenn er ſeine Zeit mit der Lectüre ſchlechter Romane hinbrachte. Mit meinem achtzehnten Jahre, war ich Primaner geworden und zeichnete mich zur Freude meiner Eltern auf jedem Actus durch meine Reden und Declamationen aus. — Im übrigen hielt ich mich zu den jungen Grafen und Baronen, welche hier ſchon die zukünftigen Studenten ſpielten, Kleider ſagt man, machen Leute, und meine Uhr und Bruſtnadel nebſt einigen Ringen, die ich ebenfalls von Levy Salomon für ein Billiges erſtanden, ſtellten mich mit Jeglichem in gleichen Rang. — Ich nahm an allen Luſtparthien Theil, und raſch genug kannte ich eine Menge Offiziere, Maler, Dichter, Schauſpieler und andere junge Leute, die Alle viel Geld hatten und wenig taugten — wir beſuchten ein gewiſſes Kaffeehaus, wo wir die Nächte hin-

durch in einem besonderen Zimmer den Karten und Würfeln huldigten, und mein Glück blieb mir treu. Ich pointirte nur einfach und machte um so größeres Aufsehen. — Soll ich sagen, daß ich in diesem Umgang noch den Rest meines sittlichen Gefühls und meiner Gewissenhaftigkeit verlor? — Aber ich gewann dafür jene oberflächliche Bildung, die alle Geheimnisse des innern und äußeren Lebens, der Kunst und Wissenschaft ahnet, ohne etwas von Allem recht zu wissen; womit ein mäßiger Geist sich selbstgefällig zu brüsten pflegt, ein guter Kopf aber nur mühselig sich behilft. Auch den vornehmen, nachlässigen und leichten Anstand eines jungen Cavaliers eignete ich mir so trefflich an, daß man den Zögling aus der Tischlerwerkstatt nimmermehr wieder erkannte, und galt es einen Neuling, einen Krautjunker oder Philister im Spiele zu betrügen, so war ich der Erste, Kühnste und Geschickteste. — Noch drei Jahre verstrichen und ich wurde als Scholar entlassen, um die Universität zu beziehen. Zwar wußte ich nur wenig Latein, und kein Sterbenswort Griechisch. Allein ich verließ mich auf meine gefüllte Kasette, und gedachte an grünen Tischen Medicin zu studiren. Indessen hatten die Sterne beschlossen, den ruchlosen egoistischen Jüngling wieder zum Menschen zu machen. Welch ein Zauber diese Veränderung bewirkte, wer-

det Ihr leicht errathen, und wenn Ihr auch aus ſchlechten Romanen nur das Leben kennt. Ich zählte einundzwanzig Jahre, meine Spielſucht hatte alle Leidenſchaften in ſtarrem Schlummer erhalten; da ſchmolz Liebe die ehernen Ketten. —

Grillparzers Ahnfrau wurde zum erſten Male auf der — ſchen Bühne gegeben, und ich hatte einen Platz in den Parquetlogen, dicht neben mir ſaß eine junge Dame mit ihrer Mutter, eine majeſtätiſche Brünette mit dunkeln, ſehnſüchtigen Augen, ſchwärmeriſchen Braunen und Wimpern und einem liebehauchenden Mund.

Ich ſah nichts vom Stücke, da ich ſie ſah; um ſo mehr Antheil erwies ſie der Vorſtellung. Sie mochte für fünfundzwanzig Jahre gelten, ihr Benehmen indeß gab zu erkennen, daß ſie viel jünger ſei. Ueber Bertha's grauſames Geſchick rang ſie ſchluchzend die Hände, und als der alte Räuber dem ſterbenden Borotin das ſchauderhafte Geheimniß zu enthüllen ſich anſchickte, ſandte ſie ein angſtvolles Stoßgebet gen Himmel. — Wie beneidete ich Grillparzer an jenem Abende! Dieſen, und die folgenden Zwiſchenakte ließ ſie das duftende Schnupftuch nicht von den Augen, und ich kann nicht ſagen, wie mir war. Ich hätte gern mit ihr geweint, nicht über das Stück, wovon ich nichts ſah,

über dieſe himmlich-gute Seele in dem ſo reizvollen Körper. —

Ich brachte die Nacht ſchlaflos und den folgenden Tag im Traume zu, bis ich am Abend in derſelben Loge wieder neben ihr ſaß. Man gab: „Staberl's Reiſeabentheuer" und wie tief mich der geſtrige Schmerz meiner Nachbarin verwundet, mehr noch entzückte und berauſchte mich ihr heutiges Lachen. Sie war ſelig wie ein Kind, und ihre Laute Klänge bebender Freude! Vergeblich bemühte ſich ihre Mutter, dieß ſchuldloſe Aufjauchzen zu hemmen. Sie ſah mich groß an und wandte ſich, entſchuldigend meine Aufmerkſamkeit erregt zu haben, an ihre Mutter mit den Worten: „Was kann ich dafür, daß ich einmal ſo bin," dann fuhr ſie fort zu lachen und ihre Augen blitzten ſo lieblich, bisweilen trat ein Thränchen in die langen Wimpern, die feine Naſe zog allerlei zierliche Fältchen und die reizenden Glieder tanzten alle in harmoniſch-heiterer Bewegung. — Dieß bildete einen zauberiſchen Widerſpruch zu ihrem hohen edlen Weſen. Die Natur von ihrem eigenen Werke begeiſtert, ſchien dieſe erhabene weibliche Geſtalt voreilig vollendet zu haben, und ihre Seele war noch ganz paradieſiſch. — Auch dieſe Nacht brachte ich ſchlaflos zu und lächelte immer. Den folgenden Morgen erhob ich

mich früh, ging vor's Thor, durchſtreifte die ganze Umgegend und lächelte wie ein Stillbeglückter.

Abends um ſechs Uhr, ſaß ich wieder in derſelben Loge. Sie war noch nicht da, und ich ſah eine grenzen- und hoffnungsloſe Oede vor mir. Sie kam jedoch, und für heut' allein. Ihr dunkles Auge traf mich wie einen Bekannten. Ich ſprang vom Sitz empor, ſie grüßte und ließ ſich nieder. Alle Augen, Brillen, Lorgnetten und Perſpective waren wie gewöhnlich auf ſie gerichtet, und ich mußte, um nicht eine traurige Figur zu ſpielen, ſie anreden. Ungeſchickt genug, begann ich: „Heute werden wir ſchwerlich ſo lachen, wie geſtern." Die Gütige entſchuldigte ſich ſehr redſelig. Sie glaubte mich geſtört zu haben und welche Bekenntniſſe über ihr Lachen, ſchwebten auf meinen Lippen? — Die Vorſtellung begann: Iffland's „Spieler." — Sie erzählte mir im Laufe des Stückes, wie ſie erſt ſeit Kurzem hier ſei, keine Empfehlungen mitgebracht habe und nur den Theaterdirector kenne, mit dem ihre Mutter in verdrießlichen Geſchäften begriffen ſei. — Auch ſie wünſchte ein Engagement bei der Bühne, hatte aber als Anfängerin wenig Hoffnung. Ich erbot mich ihr zum Führer, damit ſie die Sehenswürdigkeiten —'s kennen lerne. Sie berief ſich auf ihre Mutter und verſprach nach der Vorſtellung, mich derſelben vorzuſtellen. — Ihre

Mutter machte die Frau des Spielers und gefiel nicht. Vielleicht fand meine Holde deshalb das Stück ſo langweilig. Sie bat mich um mein Urtheil, und „der Spieler" ſchlug in mein Fach, darüber konnte ich reden.

„Das Spiel," ſagte ich, „iſt eine fürſtliche Leidenſchaft und ein bürgerliches Laſter, der Spieler von Profeſſion muß von der Leidenſchaft der Vornehmen und Reichen leben, und der bemittelte Bürger erſcheint ſo ſelten an grünen Tiſchen, um ſich zu ruiniren, daß der Banquier auf ihn höchſtens wie auf eine Accidenz rechnen kann. Es giebt wohl keine armſeligere und plebejere Anſicht, als einen Spieler für einen Seelenverkäufer zu halten. Welch ein Krämer jagt die Kunden von der Thür, die ſich bei ihm ruiniren wollen, und handeln die Weinhändler und Branntweinbrenner nicht mindeſtens eben ſo unverantwortlich, indem auch ſie von einem Laſter leben, das zu Ruin, Wahnſinn und Tod führt? Dieſer „Poſert" iſt kein Böſewicht, ſondern nur ein Narr! was will er mit einem ſo moraliſch ungeſchickten Croupier, wie „Wallenfeld," kann er nicht beſſere Leute bekommen, als ſolche, denen ein Schauder überläuft, wenn ihr Kind auf der Karte ſteht. Poſert ſähe es vielleicht gern, wenn auf dieſer Karte das Paroli-Six und Quinze-Leva gewonnen würde; und Wallenfeld brächte

ſechszehn rothwangige, ſaubergekämmte Theaterkinder heim, die im Leben trotz Seife und Aerger, trotz Ruthen und Wartung ſo lecker nicht gerathen?" Die Holde lachte, lachte herzlich, wie ſie geſtern gelacht. O wie theuer war mir damals Ihr Lachen."

Ich folgte ihr auf die Bühne zu ihrer Mutter, die mich anfangs ſehr kalt empfing, allein ich ſchalt auf das unverſtändige Publicum und trug meine Einladung vor, welche freundlich angenommen wurde.

Ich ging, um den Damen nicht läſtig zu fallen. — Auf dem Platze vor dem Schauſpielhaus, erwarteten mich mehrere meiner Freunde, und wünſchten mir Glück zu der neuen Bekanntſchaft. Sie fragten wer ſie ſei, aber ich konnte und mochte keine Antwort geben. — Ein junger Schauſpieler ſagte: „Es iſt die Tochter der * —, ſie will als erſte tragiſche Liebhaberin hier auftreten. Es wird aber ſchwerlich was d'raus, ſie leiſtet nichts."

Ich folgte meinen Freunden auf ein Kaffeehaus. Nach den überaus zarten und ſüßen Empfindungen, worin ich geſchwelgt, that mir eine Erholung in dieſer gewöhnlichen Geſellſchaft Noth. Und ich zwang mich zu einem übermäßigen Gelächter, bei jedem Gemeinplatz, jeder Zote; nur um mich aus meiner zärtlichen Ueberſchwänglichkeit wieder in's derbe Leben zurückzufinden. Wir ſetzten uns zum Spiel, und zum erſten Male befolgte ich Salo-

mons Vorschriften nicht: Ich spielte hoch und immer höher und die Folge war, daß ich die Bank sprengte, sie übernahm, und meinen Gefährten den letzten Rest von baarem Gelde aus der Tasche zog. „Gut für Morgen!“ dachte ich, und auch nicht ein Groschen davon gerieth in jenen eisernen Käfich, aus dem keine Erlösung war. — Sehr müde kehrte ich heim und verschlief meine ganze heiße Sehnsucht nach der glücklichen Stunde des Wiedersehens, hätte vielleicht selbst diese verschlafen, ohne den weckenden Hammer des Altgesellen.

Wie soll ich auch die Wonne beschreiben, da ich an der Seite der Geliebten die betäubende Menge der Kunstschätze, die architectonischen und Naturschönheiten, und den feenhaften Luxus der Schlösser im Fluge musterte? Ich webte und schwebte in einer glücklichen, bunten Mährchenwelt, der Himmel war rein und wolkenlos — und eben so heiter war es in mir und Alles lachte und blitzte in der glänzenden Mittagssonne.

Constanze war eine geborene Schauspielerin. Sie überließ sich mit ganzem Wesen, dessen volle Weiblichkeit die Hingebung so verführerisch machte, jedem augenblicklichen Eindruck. Vortheil und Vergnügen herrschten dennoch stets über ihren Willen und ihre Neigungen, und sie machte kein Hehl daraus, so wenig wie ich aus meinem Gelde. Wir

gehörten also einander. Sie konnte Alles brauchen, wünschen, begehren und ich hätte Alles besitzen mögen, es ihr zu schenken und sie zu erfreuen.

Als ich meine Damen heim geleitet, und die Mutter mich aufforderte, meine Besuche zu wiederholen, bat ich sie, mir Lectionen in der Schauspielerkunst zu geben. Ich dachte Anfangs nur an einen Vorwand, die Geliebte täglich zu sehen. Allmälig reifte der Entschluß in mir, gleichfalls die Bühne zu betreten, und ich sah kein schöneres Lebensziel, als einer Kunst, die Constanze übte, mich zu weihen. — Meinen Eltern mußte ich freilich diesen Entschluß verbergen, denn mein Vater fand die Schauspieler nicht halb so respectabel, als die Tischlermeister. Die Komiker ließ er allenfalls gelten, sie waren gut genug, seine Gesellen zu belustigen. Er selbst hielt es unter seiner Würde, ein Theater zu besuchen. Aber die Tragiker waren in seinen Augen ausgemachte Heuchler und Frevler, denen es niemals gut gehen könne, weil ihnen der liebe Gott über lang oder kurz, etwas von dem Tod und Unglück, was sie so ruchlos stets spielten, über den Hals senden würde.

Weil Unterweisung ohne Studium nichts hilft, entschloß ich mich, eine eigene Wohnung zu beziehen, um mich ungestört zu üben. Meinen Eltern sagte ich: ich wolle mich auf die höheren academi-

ſchen Studien vorbereiten, und ſie hatten nichts dawider. Sie händigten mir meine Wäſche, Kleider und ſonſtige Habſeligkeiten aus, und gaben mir obendrein Bett und Möbel, wofür ich ihnen nur mit Mühe eine kleine Summe aufdringen konnte.

Was man auch gegen die alte Schule ſagen mag; bei der jetzigen Bühneneinrichtung iſt ſie das einzige Mögliche und Ausführbare. Ihr betrachtet das ſogenannte Theatraliſche nur mit zu künſtleriſchen Blicken, und berückſichtigt nicht, was das blendende Licht, das hohe Gerüſt, der Flittertand und — das unverſtändige Publicum, Eigenthümliches, und eigentlich begehren. — Conſtanze war eine Göttin im theatraliſchen Pathos, die Natur hatte Alles für ſie gethan, ſie durfte nur Geſchmack und Leichtigkeit den glücklicher Gaben vereinigen. Auch ſie beſchäftigte ſich eifrig mit meinem Unterricht, und ich war ſo glücklich, wie es nur ein Träumender auf dieſer Welt ſein kann. Und freilich nur ein Traumglück kann ſo glänzend ſein, und ich ahnete nicht im Entfernteſten, wie bitter ich einſt erwachen würde. Hierzu kam, daß ich jetzt eben ſo wild und verwegen ſpielte, wie früher geizig und ängſtlich. War es doch, als ob ich das Glück nachholen wollte, was meine frühere Vorſicht und ängſtliche Zurückhaltung verſäumt. Wie viel ich aber auch gewann, keine einzige arme Thalerſeele gerieth

in die eiſerne Verdammniß, Conſtanze wünſchte immer mehr noch, als ich gewann, und ich fühlte mich glücklich darin, ihr Alles zu opfern.

Sie war auf den Brettern groß geworden, oder mit andern Worten, hatte ſchon als Kind Comödie geſpielt. Sie zählte jetzt dreiundzwanzig Jahre, und ihre Geſtalt, wie ihre Stimme, war dem Fache jugendlicher Luſtſpielliebhaberinnen entwachſen. Die hochtragiſchen Rollen hatten auf ihrer vorigen Bühne ältere Schauſpielerinnen inne, die nicht geſonnen waren, ſie abzugeben. Ihr zu Liebe, hatte die Mutter ihr reiches, lebenslängliches Engagement verlaſſen, um es hier noch ſchlimmer zu finden. Sie mußte ſich mit der knappen Gage von 800 Thalern begnügen, und für Conſtanze war keine Ausſicht vorhanden. Wenn ich ihnen da mit nicht unbedeutenden Summen half, ſo verehrten ſie mich wie den Freund in der Noth, und liebten mich, wie einen hilfreichen Engel.

Schon längſt hatten Conſtanze und ich, als „Max" und „Thekla." „Romeo" und „Julia," „Egmont" und „Klärchen" aus den Liebesſchwüren Ernſt gemacht. In ſchweigender Uebereinkunft, ſagten wir uns alle theatraliſche Artigkeiten aus dem Grunde unſerer Seelen, und ſelbſt der gemeinſte Dialog, wie in „Abällino," die Katheder-poeſie in „Iſidor" und „Olga," gewannen durch unſere

ernſtlichen Gefühle Duft und Leben. — Die Mutter unterwies uns, d. h., ſie mußte immer bedacht ſein, uns im Zaum zu halten, und bedurfte keines Sporns und Stachels. Als wir die Geſtändniſſe erſchöpft, ergötzte uns wechſelſeitiges Verſchmähen und Hoffnungsloſigkeit: „Käthchen von Heilbronn.“ „Donna Diana u. ſ. w.“ Und unſere Liebesglut erreichte die ſchwülſte Sommerhöhe in „Ferdinand und Louiſe;“ „Othello und Desdemona“ und anderen Rollen, wo ich recht leidenſchaftlich, wild und grauſam, ſie recht zärtlich, ſanft und duldſam ſein konnte. Ich werde dieſe Augenblicke glühender Phantaſiewolluſt, voll Angſt, Zerriſſenheit, tiefen Mitleids und ſüßer Qual nie vergeſſen! — Die Mutter ſchwamm in Thränen, umarmte, küßte und ſegnete uns, und prophezeihte uns die glänzendſte Zukunft. — Und merkwürdig genug, waren wir das Gegentheil von dem, was wir ſpielten. Leidenſchaftliche Wildheit war damals, wie heut, mein Triumph, nebenbei war ich der frömmſte, ergebenſte Schäfer; Conſtanze als zärtliche Dulderin, zerriß alle Herzen und war die eigenſinnigſte herrſchſüchtigſte Geliebte. — Dieß iſt die Geſchichte meiner erſten und einzigen Liebe, ſo weit ſie in Worten zu erzählen iſt. Es wäre eine tauſendfache Geſchichte, wollte ich ſagen, was ich empfand. Und mein Glück mußte bald untergehen, denn alle Saiten

waren zu hoch gespannt und mit der Liebe starben mir Jugend, Genuß und Freude. Ein Weib erscheint mir jetzt noch jung, frisch, zierlich, und das ist Alles.

Acht Monate verstrichen, und die Mutter, so untadelhaft sie spielte, erfreute sich keines Beifalls, für Constanze zeigte sich keine Hoffnung und Niemand kümmerte sich um die schlechtsituirten Schauspieler, wie man denn mit Unglücklichen ungern Gemeinschaft hat. — Da fragte mich die Mutter eines Tages, ob ich bereit sei, Constanzen und ihr nach einer anderen Bühne zu folgen, und ein Held und Liebhaber meiner Art würde, wie sie sich ausdrückte, auf jeder Bühne willkommen sein. Auch über meine Vermögensumstände erbat sie sich etwas Näheres, und ich versprach ihr die bündigste Auskunft für den folgenden Tag.

Daheim zählte ich den bisher unberührten Schatz, und fand an funfzehn tausend Thaler, diese Summe übergab ich Tags darauf der Mutter Constanzens, mit den Worten: „Es ist mein Vermögen; ich werde Ihnen folgen, und ist Constanze die Meinige, und habe ich ein Engagement, so will ich darauf bedacht sein, dieß Geld gut und sicher anzulegen.“ — Es war leichtsinnig, allein ich war verliebt, und handelte nach den Eingebungen meiner Liebe.

Constanze verdoppelte jetzt ihre Zärtlichkeit gegen

mich, bemühte sich meine kleinsten Wünsche zu errathen und krönte meine heißesten. Obendrein spielte ich den Herrn im Hause, und hatte die Mutter uns früher nicht aus den Augen gelassen, so entfernte sie sich jetzt, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand, und wenn sie spielte, blieben wir ganze Abende allein.

Wie glücklich ich damals auch war, dennoch verging mir die Zeit nicht rasch genug. Ich sehnte mich, meine Vaterstadt zu verlassen, um, entfernt von meinen Eltern, unter einem angenommenen Namen die Bühne zu betreten. Dieses glänzende Ziel rückte näher und näher, der Contrakt, der Constanzens Mutter zurückhielt, war seinem Ende nah, wir sprachen schon von unserer Abreise, als ein einziger Abend, in allen diesen Plänen eine gewaltige Störung hervorbrachte.

Constanzens Mutter spielte die Gräfin Orsina, und machte Furore. Das Stück wurde dreimal in einer Woche gegeben, und versprach noch zahlreiche Häuser. Der Director, der ihr bisher jede gute Rolle verweigert, zog andere Saiten auf, und schien sich auf alle Forderungen, selbst auf ein Engagement für Constanze einzulassen.

Ueberhaupt fing man an, meine Damen eben so zu beachten, als man sie früher vernachlässigt hatte, und diese ließen sich's einfallen, auf einem gro-

ßen Fuß zu leben. Sie empfingen Beſuche über Beſuche von Schauſpielern, Schauſpielerinnen, Cavalieren, Theaterfreunden, Recenſenten und was ſonſt noch der Bühne anhängt. Die Herren alle machten meiner Braut die Cour, nahmen ſich Freiheiten heraus in meiner Gegenwart, und brachten ihr Geſchenke, erſt kleine, dann größere, und ſie benahm ſich ſo zuvorkommend gegen Jeden, daß ich mehr wie einmal des Tages aus der Haut zu zu fahren geſonnen war. Allein man nahm keine Notiz davon, lachte mich aus und meinte: das Bühnenleben brächte dergleichen mit ſich; man müſſe ſich beliebt machen, ich verſtände das nicht, und hätte überhaupt noch viel zu lernen. Nebenbei wurde ich um Geld angeſprochen. Aber ſeit Conſtanze mir ihr Herz und ihre Abende geſchenkt, hatte ich nicht geſpielt, in meiner Caſſe herrſchte eine gefährliche Ebbe, ich berief mich auf meine Caſette, allein ſie wurde mir nicht ausgeliefert, ich ſollte den Schlüſſel herausgeben und weigerte mich eben ſo hartnäckig! — —

Eines Tages fuhr auch der vornehme Herr Theaterdirector, der große Mime und vielfach bekränzte Künſtler bei uns vor. Er hatte mit meiner Schwiegermutter Geſchäfte, und es wurden keine weiteren Beſuche vorgelaſſen. Conſtanzens Engagement wurde lang und breit verhandelt, und ich war des frucht-

loſen Geſpräches ſtummer Zeuge. — Da begann meine Schwiegermutter wie zufällig:

„Ueberzeugen Sie ſich doch einmal, Herr Director! was meine Schule vermag, dieſen jungen Menſchen erhielt ich vor einem Jahre noch ganz roh; laſſen Sie ihn eine kleine Scene recitiren, nur den „Prinzen von Marocco," im Kaufmann von Venedig. „Mein Lieber!" winkte ſie mir freundlich und ich erhob mich.

Dieſe Rolle wird gewöhnlich Anfängern gegeben, die mitunter noch nicht ausgewachſen ſind, und der Director ſaß da, wie ein großer Künſtler, der aus menſchenfreundlicher Herablaſſung einen elenden Dilettantismus ſich gefallen laſſen will. — Mit einem gnädigen Wink hieß er mich beginnen. Es verdroß mich, und dieſer Verdruß inſpirirte mich wunderſam. „Wart'," dachte ich, „Du wirſt, Du ſollſt Dich wundern."

Ich muß erinnern, daß ein Zufall mir den afrikaniſchen Prinzen klar gemacht. Ich las einſt von einer türkiſchen Sitte, beim Anblicke des Geliebten, oder der Geliebten, ſich eine Wunde beizubringen, welches in der orientaliſchen Sprache bedeutet: „Ich laſſe Leben und Blut für Dich."

Der Kaufmann von Venedig iſt ein buntes Gemälde von allerlei Nationalitäten. Juden, Türken, Chriſten, venetianiſche Kaufleute mit ihrem Hofſtaat

von Glücksrittern, Schmarotzern, Narren, Dienern und Sklaven; Portiers, sicilianisches Schloß mit allen Wundern des Reichthums, der Liebe und zarter Sinnlichkeit: Alles will nationenphantastisch von einander abstechen. Und besonders in Portia's Gemächern giebt's nur von Nationalitäten zu hören und zu sehen. — Marocco also (auch er will sich die Haut ritzen) macht eine türkische Liebeserklärung und kokettirt mit seiner grimmen Mannheit. Diese ungeschlachte Liebeserklärung, dann der afrikanische Hochmuth bei der Wahl unter den Kästchen, und zuletzt die erschreckliche Unterdrückung des Schmerzes (das Schwerste dieser Rolle) Alles gelang. Die Stille des vornehmen Herrn Directors bestätigte vollkommen, was meine Eigenliebe mir schon oft gesagt; und unaufgefordert machte ich ein zweites Kunststück, warf mich auf einen Sopha und deklamirte den ersten Monolog des Grafen „Wetter von Strahl." — Dieser Monolog galt mir immer als Uebung in jugendlicher Grazie. Er beginnt humoristisch und nüancirt sich hinauf, in einen Erguß schmelzender Sehnsucht. — Dergleichen Kunststücke: z. B. aus wilder Ungebehrdigkeit in hinschmelzende zierliche Sehnsucht überzugehen, waren mir schon damals ein Leichtes. Fast werden sie mir jetzt schwerer, da mein Spiel mehr Haltung gewonnen. Es war ein Resultat meines

glühenden Eifers und Fleißes, und meine Schwiegermutter hielt darauf, daß wir alle Mittel am Schnürchen hatten.

Mit blitzenden Augen sagte sie: „Er hat sich diesen Monolog nach dem Original einstudirt. Das junge Volk kann es sich jetzt niemals schwer genug machen."

„Madame!" sagte der Director: „Ich mache Ihnen mein Compliment über diesen Schüler, oder vielmehr: Er ist kein Schüler mehr. — Wollen Sie sich der Kunst widmen?" fragte er mich. —

„Vorläufig noch nicht!"

„Mein erster Liebhaber ist alt und ein Declamator," fuhr er achselzuckend fort, „die Uebrigen sind Anfänger, steif und geschmacklos." Er erwartete vornehmlich, daß ich mich ihm antragen sollte; allein ich schwieg.

„Diese Art zu spielen," sagte er endlich, „ist neu und geistreich, aber mein junger Freund, sie ist modern, sehr modern, und es fragt sich sehr, ob sie bestehen wird."

Er erwartete wieder, daß ich etwas sagen würde, da ich aber schwieg, erhob er sich rasch, nickte mir besonders freundlich zu und ging.

Meine Schwiegermutter, die ihn geleitet hatte, kehrte triumphirend zurück. „Sie haben Ihr gutes Engagement schon in der Tasche," sagte sie. Ich

blieb bei meiner alten Weigerung, die ſie aber nicht zu beachten ſchien.

Seit jenem Tage fand ich Conſtanze ſtets niedergeſchlagen, oft gar in Thränen. Alle meine Bitten mir ihren Kummer zu entdecken, blieben fruchtlos. Am Ende ſchwieg ich, denn ich fürchtete den Grund zu errathen.

Indeß dauerten die Verhandlungen mit dem Theaterdirector fort, und meine Schwiegermutter beſtand darauf, daß ich mich engagiren ſollte: „Was ſoll aus Ihrer Verbindung mit Conſtanze werden?“ fragte ſie. „Von den Intereſſen Ihres Vermögens, können Sie keine Schauſpielerin ernähren.“

„Ich habe verſprochen, Ihnen überall hin zu folgen, hier unter den Augen meiner Eltern, betrete ich die Bühne nicht.“

„Aber hier habe ich Glück, hier beſitze ich die Gunſt des Publikums, hier macht mein Name auf dem Comödienzettel volle Häuſer. Hier breitet mein Ruhm ſich über meine Schüler aus.“

„Und meine Eltern.“

„Wollen Sie unſer Glück der rohen Grille Ihrer Eltern opfern? Haben ſie gegen mich, gegen Conſtanze keine Pflichten?“

„Einſtweilen bleiben wir noch ledig!“

„So?“ rief meine Schwiegermutter, und mit

dem Ernſt einer leinwandumhüllten Iſispriesterin, trat ſie vor mich hin und ſprach: „Conſtanze fühlt ſich Mutter.“

Conſtanze wollte ſich weinend in meine Arme werfen. Ich aber ſtieß ſie von mir und rannte fort.

Ich hatte nun keine Wahl mehr. Ein vollſtändiger Bruch mit meinen Eltern ſtand bevor, denn an eine Verſtändigung unter uns war nicht zu denken. Wohl aber hielt ich es für Pflicht, ſie auf den Schlag vorzubereiten, der ſie treffen ſollte. — Ich fand eine Beruhigung in dem Gedanken, ihnen meine ganze Lage zu eröffnen, und war ich auch ihrer Weigerung gewiß. Was vermochte ich gegen das Unvermeidliche, und ihr Eigenſinn trug die Hauptſchuld.

Mein Unſtern, oder meine Verzweiflung führten mich am ſelben Abend zum Spiel. Aber mein Glück hatte mich verlaſſen, ich verlor all mein baares Geld und eine bedeutende Summe darüber, wofür ich Uhr und Nadel zum Pfande ließ.

Am folgenden Tage, wollte ich die Summe meiner Caſette entnehmen; aber meine Schwiegermutter weigerte ſich. — Wir geriethen heftig aneinander und Conſtanze weinte. Dießmal weinte ſie, ſonſt wußte ſie ihren Willen trefflich durchzuſetzen. — Ich ärgerte mich von Neuem und ging. Unterwegs fiel mir Levy Salomon ein, vielleicht

verstand er sich zu einem Darlehn. Aber
Wohnung war verschlossen, und die Nachbarn
ten, er sei verreist und wußten nicht, wan
wiederkehren würde. — Es war meine
Hoffnung.

Sonst pflegte ich zur Visite bei meinen E
vorzufahren, und mein Vater billigte dieß als
desgemäß für einen vermögenden Gelehrten.
mußte ich mich zu Fuße, ohne Uhr und Brust
und keinen Heller in der Tasche, zu ihnen auf
Weg machen. — Ach und ich war der Mann
ner lockeren Schauspielerin, sie hatte mein Ge
Händen und wollte mich zum Vater machen.
sollte Comödie spielen fürs liebe Brod, mich viel
gar auspfeifen lassen, und den Fluch meiner E
auf mich laden.

Während ich dieß Alles bedachte, mußt
herzlich über mich selber lachen, und in einer
sam lustigen Stimmung langte ich bei meinen
tern an.

Ich hatte kaum den Mund geöffnet, um
nen Vorsatz anzudeuten, als mein Vater ein f
res Gesicht zog und meine Mutter die Hände
den Kopf zusammenschlug.

„Bedenkt," sagte ich, und ich wußte, da
in den Wind sprach — „der heutige Schaus
ist kein Bettelcommödiant mehr, vielmehr ge

jetzt Alles, ihn zu ehren. Er stolzirt nicht mehr im Flitterstaat einher, er kleidet sich in echte Stoffe, und seine Tressen, Franzen, Besätze und Stickereien sind echtes Silber und Gold. Gern würde man auch die Dekorationen, weil er in ihrer Umgebung erscheint, echt machen und Versuche zu einem Naturtheater haben allerdings Statt gefunden. Nur läßt sich die echte Natur nicht füglich so hinwegrollen, schieben, herauf und herunterlassen wie Leinwand. Man hat daher statt der früheren Dekorationsmaler, echte Maschinenkünstler angenommen, die sehr theuer bezahlt werden, damit Werth in ihren Werken stecke. Damit der Schauspieler aber selbst echt sei, auf, wie außer der Bühne, bekommt er ein überaus großes Gehalt. Er mit seiner ganzen Familie muß als Mann von Stande auf großem Fuße leben. Die Höhe der Bühne reicht fast bis an den ersten Rang. Nicht wahr? das heißt aus dem Architektonischen ins Deutsche übersetzt. Der Schauspieler erkennt nur den ersten Rang als Publikum an, das Parquet und Parterre übersieht er. In den zweiten Rang schickt er seine Freunde, Dienstboten und sonstige von ihm abhängige Bewunderer, und Paradies und Gallerie achtet er nur vorhanden, um dem gemeinen Pöbel Mittel zur Bildung an die Hand zu geben. — Vor Zeiten wurden Schauspieler ausgepfiffen. Diese Barbarei ist nun-

mehr polizeilich verboten. Und die Bühnen
arbeiteten ihr mit Erfolg entgegen. Zu diesem Z
hat jedes Theater Mitglieder engagirt, die so sc
spielen müssen, daß es ganz unmöglich ist, schle
zu spielen. Und das Publikum, welches A
für Abend ihre Leistungen sich gefallen lassen
wird gewöhnt, das Erbärmlichste mit anzus
ohne daß ihm das Pfeifen ankömmt. Man
auch wahrgenommen, wie das Gähnen oder S
fen das Pfeifen völlig unmöglich macht, und
dieß sehr schlau benutzt. Man rief die schlecht
und langweiligsten Dichter zusammen, und trug
nen auf, Stücke die Menge zu schreiben und
mer eines, wie das andere und immer eines
dasselbe. Diese Stücke wurden prakticable S
genannt und die Kunst immer dasselbe zu sa
bekam den Namen Bühnenpraktik. Die P
wachte noch besonders darüber, daß kein Di
etwas Neues oder Geisterweckendes mit einfli
ließ. In diesem Falle hatte sie das Recht zu s
chen, bis das Niveau der Langenweile herge
war. Zugleich wurden zwei oder drei erste Sc
spieler beauftragt, sich zwei oder drei Kunstst
einzuüben, welche in diesen Stücken vorkamen,
Uebrige wurde ausgefüllt. Classische Stücke un
drückte man so lange, bis man sich überzeugt glau
die Schauspieler würden nichts weiter daraus

chen, als ihre zwei drei Kunststücke darin anbringen. Durch diese geschickten Vorkehrungen hat man stets leere Häuser, in denen höchstens der Wind pfeift. Da sagt nun die unverständige Menge: Es sind schlechte Theaterzeiten, denn sie verstehen den Sinn der leeren Häuser nicht. In einem vollen Hause kann immer Jemand pfeifen und ich will den Polizeiofficianten sehen, der den Thäter entdeckt. In einem leeren Hause aber, wo man obendrein hier und da die Gensd'armes sitzen und stehen sieht, verliert der Muthigste die Lust. — Drum, beste Eltern, hört auf, einen Stand zu verachten, dem nichts fehlt, als daß er mit einem Hofstaat sich umgebe, womit Schauspielerinnen bereits den Anfang gemacht. — O glaubt mir, der Schauspieler ist stolz, stolzer als irgend ein vernünftiger Mensch sein kann, nicht auf seine Kunst, auf seine Person, denn dafür wird er bezahlt, dazu wird er verpflichtet. Zum Henker mit aller Kunst, wenn wir keine Künstler haben. Die Väter der Vaterländer selbst sind es, die uns die Künstler geben, und die Künstler selbst gehen uns mit gutem Beispiel voran, indem Jeder in sich selbst musterhaft den Künstler achtet und die Polizei ist beauftragt, dieß Künstlerthum ins Volk zu bringen und sie wacht darüber, daß das Publicum mit Anstand, oder anständig die Kunst entgegennimmt. Betretet

nur die Schwelle des Comödienhauſes, ſeid noch ſo gut gekleidet, zahlt Euer baares Geld und wollt nur ein überflüſſiges Wort mit dem Caſſirer und Controleur wechſeln, tragt ihr weder Sterne, noch Ordensbänder, ſo ſchnautzen ſie, wie die Bullenbeißer aus ihren Häuschen Euch an. Und dieß iſt nur die Vorhalle des Stolzes, den Kern, das Allerheiligſte deſſelben findet ihr hinter dem Vorhang.“ —

Ich mußte immer ſtärker auftragen, wollte ich meine Eltern zu etwas bewegen. Heute aber ſollte ich erfahren, wie viel ſicherer und beſſer beſchränkte Menſchen ſehen, als phantaſie- und geiſtbegabte. Auf Alles erwiederte mein Vater: „Wo iſt Deine Uhr und Deine Bruſtnadel?“

Ich ſtellte mich überraſcht, fühlte an Leib und Bruſt und meinte: „Ich werde ſie wohl auf meiner Toilette vergeſſen haben.“

„Gut!“ ſagte mein Vater, „Du haſt meine Einwilligung, thu, was Dir beliebt, aber zeige mir Uhr und Nadel, und Dein Geld. Ich will jetzt gleich mit Dir gehen, wo nicht, kannſt Du heut noch zu mir kommen und mir Alles zeigen.“

Da faßte ich einen raſchen Entſchluß: „Vater!“ rief ich, „Du ſiehſt einen Menſchen vor Dir, der hart an ſeinem Verderben ſteht. Dem nichts übrig bleibt, als fußfällig Deine Einwilligung zu erbitten, oder — eine Kugel. — Ich habe nicht Luſt zum

Studiren, ich habe nicht so viel gelernt, um mit Erfolg die akademischen Vorlesungen zu hören; Deine eigne Güte und Nachsicht war mein Verderben. — Hättest Du mich doch nie Deiner Aufsicht entlassen, und wie glücklich wollte ich sein, verstände ich Dein Handwerk, hätte ich den Beruf ein wackrer Tischler zu werden wie Du. — Ich kann Karten, Würfel, Billard spielen, allein ich habe kein Glück mehr. Was soll aus mir werden, — ein Spitzbube? ein Taugenichts? Aber der liebe Gott verläßt keinen Menschen, er hat mir dieß ungewöhnliche Talent verliehen, und gewiß recht wunderbar gelangte ich dahin, es auszubilden. Wo der Himmel mir einen Ausweg zeigt, wolle Du nicht ihn mir versperren?"

„Comödiantenstreiche," sagte mein Vater, „belügen will er mich, sein Geld hat er durchgebracht, gelernt hat er nichts, und daran soll ich Schuld sein, weil ich zu früh ihm allen Willen ließ. Geh mir aus den Augen, Du Taugenichts!"

„Du weißt noch nicht Alles, lieber Vater. Ich kann, wenn ich hier die Bühne betrete, jährlich tausend Thaler gewinnen, kann ein Mädchen heirathen, das eben so viel hat und deren Mutter sich eben so steht."

„Sind es etwa die Frauenzimmer," fragte mein

Vater mit eingekniffnen Augen, „mit denen ich Dir hin und wieder begegnete.“

„Ja!“ entgegnete ich voll Verdruß. „Es war meine Braut, trennen kannſt Du uns nicht mehr. Mein Vermögen iſt in ihren Händen und ſie iſt Schauſpielerin.“

Kaum hatte ich dieſe Worte geäußert, ſo fing meine Mutter an zu ſchluchzen, und mein Vater überhäufte mich mit Flüchen und Verwünſchungen. Mir blieb nichts übrig als ſeinem Zorn, der in Thätlichkeiten auszuarten drohte, zu entfliehen. Ich ging und glaubte wenigſtens mein Gewiſſen beruhigt zu haben. —

Ich erklärte meiner Braut und Schwiegermutter, daß ich nunmehr geſonnen ſei, ungeachtet meiner Eltern, die Bühne zu betreten, und ſie waren ſehr erfreut. Conſtanze trug ein dunkelblaues ſeidenes Kleid, und ſah darin ſo ſchwärmeriſch liebenswürdig aus, daß ich ſie nicht aus den Augen laſſen konnte.

Nachmittags beſuchten wir den Director, auf den, zu meinem Leidweſen, das neue Kleid denſelben Eindruck machte. Er bewilligte uns, oder Conſtanzen vielmehr, was wir irgend begehren konnten. Und gleich in der nächſten Woche ſollten wir debütiren, ſie als „Maria Stuart,“ ich als „Mortimer.“

Bei unſerer Heimkehr war meine Schwieger-

mutter die Freundlichkeit selbst. „Ich habe Ihnen, lieber Sohn," sagte sie, „gestern die Erfüllung einer Bitte abgeschlagen, ich bedachte nicht, daß ich eine kleine Summe liegen habe, über die ich verfügen kann. Bedürfen Sie etwas, so befehlen Sie." Ich nahm das Anerbieten natürlich mit schuldigem Danke an, und erhielt dreißig Louisd'or, wofür ich freilich meine Pretiosen noch nicht einlösen konnte, indeß war ich nicht ohne Baarschaft.

Die Proben folgten rasch aufeinander. Die erste gerieth, und man hegte allgemein die besten Hoffnungen. Desto schlimmer erging es mir in der Generalprobe. Eins über das Andere schlug fehl, zuletzt versagte mir sogar das Gedächtniß. Mir war sehr bange. Ich war verloren, wenn mein Debüt mißrieth. Aber ein sanguinischer Schauspieler wie ich, spielt eine Rolle zum ersten Male immer gut, zum zweiten Male erbärmlich. Er hat alsdann keine Inspiration, sondern nur die Erinnerung der früheren. Hat er aber recht erbärmlich gespielt, so wird sein Ehrgeiz rege, der ihm zum dritten Mal eine neue Inspiration schafft, und so wechselt es ab mit ihm, auf Grade und Ungrade.

Am Tage der Vorstellung pflegte uns die Mutter, mit einer unbeschreiblichen Sorgfalt. Wir durften nur Bouillon und allerlei feine und leichte Leckereien genießen. — Ich zumal sollte mich so

wenig wie möglich bewegen, und durfte vor allen Dingen nicht an meine Rolle denken. — Nach Tiſch mußte ich mich auf's Canapee legen, um ein Stündchen zu ruhen, was ich freilich nicht vermochte. — Conſtanze kam mich zu wecken, und ich ſchloß ſie zärtlich in die Arme, die Angſt vor dem entſcheidenden Abend flößte mir eine unglaubliche Zärtlichkeit ein. „Es gilt jetzt Dich zu erwerben," rief ich, „oder auf immer verloren zu ſein." Sie ſuchte meine Angſt durch Liebkoſungen zu zerſtreuen, die ich mir trefflich ſchmecken ließ. Auch die Sorgfalt und Troſtſprüche meiner Schwiegermutter ließ ich mir nicht mehr wie gern gefallen und ſuchte mir abzuleugnen, daß Eigennutz und Vortheilſucht der Quell aller Liebe war, die man mir erwies.

Endlich ſchlug die fünfte Stunde und der Wagen hielt vor der Thür. „Zum letzten Male!" ſprach ich zu Conſtanze. „Bleibſt Du mir, wenn auch Alles mißräth?" Sie lachte halb auf. „Und wenn ich ſtatt Glück Schmach und Spott ernte?" fuhr ich fort. — Meine Schwiegermutter zeigte eine Flaſche Champagner: „Hier, mein Sohn, trinken Sie ſich Muth, wenn Sie ein altes Weib ſind!"

Aber ich fühlte mich wunderbar geſtärkt, als ich erſt im Wagen ſaß. Im Grunde waren es nur

die Anſtalten und Ungeduld, welche mich gepeinigt. Und als ich gar das Haus betrat und durch das myſtiſche Dunkel der Gänge ſchritt, wo Statiſten und Officianten ehrerbietig mich begrüßten, hätte ich mit keinem Sterblichen getauſcht. Dieſes prächtig eingerichtete Haus, dieſe koſtſpieligen und bequemen Anſtalten, dachte ich bei mir, führen auch mich zum Glücke. Und nicht deshalb hat der gütige Himmel mir das Talent geſchenkt, nicht deshalb den Leichtſinnigen auf ſo wunderbaren Wegen geführt, damit alles zu Schanden werde.

Ich hatte mich kaum, mit Hülfe einiger älterer Schauſpieler in die Maske geworfen, als ein Billet an mich einlief. Es war von meinem Vater. Er hatte ſeine ſchwerfällige Hand zu recht gnädigen Ausdrücken gezwungen, ſicherte mir für alles Vergangene Vergeſſenheit und Vergebung zu, verſprach, ſich ferner meiner anzunehmen und für mich zu ſorgen, drohte mir aber mit ſeinem Fluche, wie ich den Fuß aus den Couliſſen ſetze. Ich ließ den Boten zu mir kommen. Es war der Lehrburſche. „Zu ſpät," gab ich ihm zur Antwort und hieß ihm das beſtellen.

„Ich muß gefallen," dachte ich, „es kann nicht anders ſein," und trank Champagner. Es war ein eigenes Gefühl, ganz auf mich angewieſen mit einem Schlage Alles gewinnen oder verlieren zu müſſen.

Meine ganze Exiſtenz ſtand auf einer Karte und ich gewann den Wagemuth des Spielers. — Da wurde ich zum zweiten Mal gerufen. Eine ältliche Frau hieß es, habe dringend mit mir zu reden.

Es war meine Mutter. Sie wartete meiner in einem Winkel, weinend und händeringend: „Muß ich das erleben," klagte ſie, „muß ich mit leibhaftigen Augen Dich in dieſem Narrenkleide ſehen. Und fürchteſt Du nicht, der liebe Gott wird die Schmach rächen, die Du Deinen Eltern anthuſt und Dein Geſicht gerade, wenn Du eine recht wüthende Gebehrde ſchneideſt, ſo ſtehen laſſen, daß Du Zeitlebens mit der wüthigen Fratze herumlaufen mußt, um Kinder zu Bette zu jagen, wie der Knecht Ruprecht?"

„Gieb Dich zufrieden, Mutter. Es iſt zu ſpät. die Stadt, der Hof, warten ſchon auf meine wüthigen Geſichter." Da klingelte es, die Muſik fängt an!

Sie aber rief: „Wenn Du ſo gottlos biſt, dem Fluch Deines Vaters zu trotzen, ſo ſollteſt Du wenigſtens mich nicht unbarmherzig den Mißhandlungen eines jähzornigen Mannes Preis geben, der mich Alles entgelten laſſen wird, weil ich ſtets vor ſeinem Zorne Dich ſchützte."

„Du haſt Recht!" rief ich. „Aber was begehrſt Du von mir? — Helfen kann ich Dir nicht.

mehr, aber rächen will ich Dich. Sieh! gelingt mir's, so bin ich reich und glücklich und Ihr wärt Thoren, Euch nicht mit mir zu freuen; schlägt's fehl; so bin ich verloren und dieser Dolch macht meinem Leben auf der Bühne ein wirkliches Ende."

Es klingelte zum Anfang. Ich riß mich los und eilte auf die Bühne. Ein Klagelaut meiner Mutter erreichte noch mein Ohr. „Maria" und Hanna," rauschten daher, Constanze in dem schwarzen Kleide, mit den schwärmerischen Augen, war eine Königin, um die wohl mancher Ritter das Schaffot wagte. „Welche Stirn?" rief sie mir zu, „die gehören erst in den dritten Akt, wo Du aus Liebe zu mir Dich todtstichst. Ach! Du wirst das zum Entzücken natürlich machen." — „Constanze!" seufzte ich. „Meine Mutter stand vor mir weinend, händeringend, verzweifelnd!"

„Und jetzt stehe ich vor Dir, wie „Agathe" im Freischütz, also hinab in die Wolfsschlucht, mein lieber Max. Sechse treffen! Sieben äffen."

Lachend hüpfte Maria Stuart davon und der Director hinter einer Coulisse verborgen, fing sie in seinen Armen auf und küßte sie. Sie blickte scheu nach mir hin. — Ich that, als hätte ich nichts gesehen; und wahrlich, ich fühlte weder Liebe noch Eifersucht.

„Ihr habt meinen Mortimer hier gesehen. So

oft ich dieſe Rolle ſpiele, ſegne ich Schiller im Grabe. So viel Schwärmerei, bei ſo viel Verſtellung; ſo viel Leidenſchaft, bei ſo viel Grazie und Vornehmheit. Das vermochte kein anderer Dichter für unſere Bühne, und mit Mortimers Tod iſt ein groſſer Theil des Intereſſes hin. — Bei meinem erſten kurzen Erſcheinen, glaubte ich einen leiſen Schrei und eine Bewegung im Parterre wahrzunehmen. Ich hatte Grund, meine Eltern im Theater zu vermuthen, aber der Champagner wirkte, und wäre die Welt um mich in Trümmern gegangen, ich hätte meine Seligkeit als Mortimer errungen. — Bei meiner großen Scene mit Maria rührte ſich keine Hand, aber an der tiefen Stille fühlte ich, welch ungewöhnlichen Eindruck ich machte. Meinen Abgang feierte ein donnernder Applaus. Es war die erſte Salve. Das Publicum war bereits erwärmt und ich erhielt Glückwünſche. — Nach meiner Scene mit „Eliſabeth," und der mit „Leiceſter," klopfte mir der Director die Achſel. „Brav," ſagte er, „mein junger Freund! brav, Ihre zarte Leidenſchaft, Ihr geſchmackvoller Vortrag entzücken mich und neben dem Leiceſter freilich haben Sie leichtes Spiel. Sollten wir nächſtens eine Scene miteinander haben, ſo wird Ihnen Ihr Kokettiren nichts helfen." „Kokettiren?" fragte ich. „Sie haben Recht," ſagte er. „Es iſt Ihr erſtes Debüt,

und alle Vortheile gelten, die Politik gehört auch in die Kunst.“ Erst später habe ich dieses Compliment verstehen lernen. „Im dritten Akt machte ich Furore, und Ihr habt Euch ja hier davon überzeugt. Wahrlich! Es hätte mich wenig gekostet, mich in allem Ernst zu erstechen.“

Woher wohl noch kein Engländer auf diesen raffinirten Selbstmord verfallen ist. Da erschießen sie sich beim Wein, à la Werther, oder erhängen sich kläglich beim Punsch à l'anglais. Aber hätten sie Talent und Phantasie: sie sparten Wein und Punsch, bis auf einige Gläser Champagner, oder besser noch Tokayer. Und in höchster Lebensthätigkeit, ein Gebilde dichterischer Phantasie, umrauscht vom Beifall des Entzückens und selber ent- und verzückt von und im eignen Selbst, vollbrächten sie es. — Freilich mußte es das erste Debût sein. Denn Ihr glaubt nicht, was der erste Beifall vermag. Es stirbt sich von selbst. — Nachdem wird man abgestumpft. —

Triumphirend empfing mich meine Schwiegermutter. Sie weinte Freudenthränen. „Das Alles!“ rief sie, „sind Sie durch mich, bedenken Sie, was Sie vor einem Jahre waren.“

„Wie gefällt Constanze?“ fragte ich.

„Sind Sie denn taub und blind!“

„Ja! Ich fühle nichts als mich selber!“

„Es iſt meine Tochter!“ rief ſie mit blitzenden Augen. „Ich weiß die Zeit, wo ich die Maria ſpielte, und es waren andere Zeiten. Lieber Sohn! ein Anfänger wie Sie, hätte damals nimmer ſolches Glück gemacht. Und wäre er ein Gott geweſen, dennoch hätte man nur den Anfänger in ihm geſehen. Das damalige Publicum hatte einen edleren Glauben an Kunſt.“ Conſtanze wurde am Schluſſe gerufen und wunderſam aufgeregt kehrten wir heim.

Meine Schwiegermutter (ſie war überhaupt eine große Freundin von Tafelfreuden) ließ in aller Eil' ein niedliches Abendbrod beſorgen, und Conſtanze verſchwendete alle Zärtlichkeiten an mich — aber umſonſt. — Ich konnte nur an mich denken, ich liebte nicht mehr. Ich fühlte mich einen Gott und leidenſchaftslos. Mein ganzes früheres Leben lag im Hintergrunde, in Nebel in einem Trauerflor.

„Wir wollen wie die Schlaraffen leben,“ rief meine Schwiegermutter freudig. „Viertauſend Thaler haben wir mindeſtens. Hätten Sie das vor einem Jahre gedacht. Aber wie iſt's, lieber Sohn. Ich erhalte Geld von Ihnen?“

„Sie haben die Caſette.“

„Und Sie den Schlüſſel.“

„Ich will morgen zahlen, und bedarf überdieß ſelbſt einer kleinen Summe.“

„Auch ich komme mit dem, was ich Ihnen

geliehen nicht aus, und habe noch bedeutende Pfänder zu hohen Zinsen stehen. Unter anderen ein diamantenes Brustschloß, welches mir der Herzog von — verehrte. Kann ich auf Sie rechnen?"

„So weit meine Casette reicht."

Für diese großmüthige Antwort, spendete mir Constanze neue und lebhafte Zärtlichkeiten, aber ich empfand nun, daß eine allzuhingebende Gewalt lästig wurde.

„Kommen Sie endlich, lieber Sohn?" rief mir meine Schwiegermutter am folgenden Morgen entgegen, „und wie? in Ihren Alltagskleidern? Denken Sie nicht an die Gratulationsvisiten, die wir heut empfangen." Es folgte ein Register Derjenigen, welche dieser Schuldigkeit bereits nachgekommen waren.

„Und das sind noch nicht Alle?"

„Für diesen Vormittag, ja! Jetzt wollen wir frühstücken, und dann unsere Agenten vorlassen. Apropos, hier ist Ihre Casette, wir sind auf Pfänder und Wechsel achthundert Thaler schuldig."

„Achthundert Thaler! liebe Mutter, sind fünf Procent meines Vermögens."

„Undankbarer Mensch, was wären Sie ohne mich. Hätte ich diese Gesinnungen früher an Ihnen gekannt, nimmermehr hätte ich mich Ihrer angenommen."

Was half's. Ich mußte meine Caſette öffnen und achthundert Thaler aufzählen.

„Jetzt brauche ich noch dreihundert und ſechzig," fuhr meine Schwiegermutter fort, „machen Sie die vierhundert nur voll."

„Aber liebe Mutter!"

„Mein Himmel! machen Sie nicht ſo viele Umſtände. — Ich habe im Café des Etrangers ein Gaſtmahl für ſechzig Perſonen beſtellt."

„Für ſechzig Perſonen?"

„Ja! nur für die allernächſten Freunde und Bekannten. Wir dürfen Niemand zurückſetzen und das Couvert nur zu ſechs Thalern."

Auf dieſe Oekonomie ſchien ſie ſich etwas Rechtes einzubilden, und weil ich ſie deshalb nicht lobte, verſicherte die Gütige: daß ich meine neuen Verhältniſſe noch gar nicht begriffe. Es gälte dem Director zu zeigen, daß wir kein Geld brauchten. Er dürfte ſonſt glauben, drei Subjecte unſerer Art für ein Spottgeld zu erlangen. Ich mußte nun auch noch die vierhundert Thaler zahlen, da fragte Conſtanze recht kläglich: „Bekomme ich denn gar nichts?" Sie hatte, ich weiß nicht bei welchem Kaufmann, einen himmelblauen Shawl geſehen, zu hundert Ducaten. Das arme Kind hatte nur einen rothen, einen ſchwarzen und einen Chamoi und alle Welt verſicherte ihr, daß blau ſie am beſten kleide.

Verdrießlich warf ich die ganze Caſette hin. „Da habt Ihr Alles," rief ich, „ich bin nun ein Bettler, und Ihr ſeid es mit mir, wenn Ihr fortfahrt ſo zu wirthſchaften."

Da ſchrien Braut und Schwiegermutter vor Freuden laut auf, fielen wie die Harpieen über den Schatz her, und eigneten ſich zu, was ſie ergreifen konnten. Conſtanze mit ihrer klingenden Stimme rief flehend: „Mutter, laß mir doch auch ein Paar Fünfthalerſcheine, was ſoll ich mit all den einzelnen Thalern, und die Papiere gingen faſt in Stücken, da rief ich ein donnerndes „Halt!" dazwiſchen, und wie die beiden Damen erſchrocken daſtanden, fuhr ich fort: „Ich habe auch Schulden und griff mit nach Allem, was mir handgerecht lag.

Die Creditoren ſtellten ſich nun ein mit ihren Papieren und Pfändern, erhielten ihre Bezahlung, verſprachen neuen Credit und wurden mit zum Diner eingeladen.

Die Sonne ging am folgenden Morgen ſo ſchön auf und überhaupt war ſo freundliche Witterung, daß mir nimmermehr ahnte: es würde ein Tag des Unglücks daraus werden. Ich hatte mich in einen neuen ſchwarzen Anzug geworfen; meine Demantnadel blitzte wieder in der Bruſtwäſche und meine Pettſchafte unter der Weſte; ſo erſchien ich meiner Braut, welche hoch und theuer ſich vermaß,

eine ſo liebenswürdige Perſon, wie ich heut ſei, noch nie geſehen zu haben. Wir fuhren ab. Unter den Gäſten befand ſich auch der Director und kurz vor Tiſch hätte ſich meine Schwiegermutter faſt gänzlich mit ihm entzweit. Sie begehrte in Summa für uns 4000 Thaler in Gold, ein Anſchlag den der Director übertrieben fand. Er wollte aufmerkſam machen, wie Conſtanze und ich doch eigentlich nur Anfänger wären. „Wie!“ rief meine Schwiegermutter, „meine Tochter eine Anfängerin?“ und wollte ſich nun auf nichts Weiteres einlaſſen. Der Director mußte einige Sottiſen einſtecken, ehe er 3000 Thaler zu bieten wagte, welches er mit einem feurigen Blick nach Conſtanzen that, die ihrer Seits beſcheiden und verſchämt ſich neigte.

Ich, wie geſagt, war nicht mehr eiferſüchtig, noch verliebt, und hatte alle Händevoll zu thun, die Complimente und Glückswünſche in Empfang zu nehmen, die man mir von allen Seiten darbrachte. Man wird wohl nirgends höher geprieſen, als auf Feſten die man Anderen giebt. Meine vorſichtige Schwiegermutter hatte auch ſämmtliche Recenſenten von einigem Belang eingeladen, welche ihr Couvert ſogleich mit einem Prachtexemplar ihrer öffentlichen Huldigungen bezahlt machten. Conſtanze hieß darin eine Göttin, ein Engel bis hinab zu einer Maria Stuart ohne Makel. Ich

aber gelangte nur zu einem edlen, mit allen Naturgaben geſchmückten Künſtlerjüngling. Als hätte meine Braut allein das Patent auf alles Ueberirdiſche.

Wir erhoben uns endlich mit ſchweren Köpfen und Leibern vom Tiſch. — Der Director hatte ſich viel mit mir beſchäftigt, er führte mich jetzt aus dem Speiſeſaale in ein anſtoßendes Zimmer, wo zwei Billards ſtanden. Ich bot ihm eine Partie an, wir griffen nach den Queus und eh' er ſich's verſah, hatte ich ihm drei Parthieen abgenommen. — Er legte ſein Queu hin und wollte bezahlen, allein ich kam ihm zuvor, händigte dem Marqueur aus meiner Brieftaſche einen Thalerſchein ein und ließ mir herausgeben. — Während der Marqueur nach kleiner Münze ſuchte, nahte ſich ein junger, ſehr elegant gekleideter Mann, bat ſich den Thalerſchein aus, hielt ihn gegen das Licht, ſah mich ſcharf an und fragte: „Wie kommen Sie zu dieſem Gelde?" Nach einer kleinen Pauſe, fügte er ſehr betreten hinzu: „das Papier iſt falſch."

„Sie ſind ein Narr!" ſagte ich aufgebracht, „von dieſem Papier habe ich zwiſchen geſtern und heute, an die tauſend Thaler ausgegeben."

„So?" fragte er erblaſſend. „Hm! ja! Ich werde mich wohl geirrt haben! — Sie ſind doch nicht böſe?"

Ich wandte ihm lachend den Rücken und folgte dem Director zur Gesellschaft, wo ich den Damen das Abentheuer erzählte. Wir scherzten noch darüber, als die Thür sich öffnete und der junge Elegant mit dem Wirthe des Caffeehauses, dem Polizeicommissar und einen Gensd'armen eintrat.

Der Commissar, den Thalerschein in der Hand, ging auf mich zu und fragte: „Mein Herr, sind Sie es, der dieß Geld ausgegeben?"

„Ich habe einen Thalerschein gewechselt, es kann wohl sein, daß es dieser ist." Aber der Wirth zeigte jetzt dreihundert und sechzig Thaler in denselben Papieren auf, und der junge Elegant sagte: „Ein gewisser Jude, Levy Salomon hat mir für 20,000 Thaler Staatspapiere abgekauft und mit diesen falschen Wischen bezahlt."

Bei dem Namen Salomon Levy ging mir ein entsetzliches Licht auf, und ich rief: „Ich bin verloren."

„Das ist ein Bekenntniß," rief der junge Elegant, „Herr Commissar arretiren Sie ihn."

In diesem Augenblick aber bekam er eine derbe Ohrfeige und der Commissar, der Hand an mich legte, erhielt einen Faustschlag in's Gesicht, daß ihm die Nase blutete.

„Sie sind Zeugen, meine Herren und Damen!" rief der Commissar und ließ das Blut vor aller Augen in die Brustwäsche fließen. „Dieser junge

Herr hat eine obrigkeitliche Perſon blutig geſchlagen, ich arretire ihn.“

Aber Niemand dachte jetzt ans Zeugen. Nach dem Beiſpiele des Wirthes ſuchten die Juden und Pfandleiher von den Papieren hervor und meine Schwiegermutter öffnete zitternd ihren Pompadour. Alle beſtürmten den jungen Menſchen ihnen Auskunft über die Papiere zu geben und dieſer warf einen Schein nach dem anderen hin und ſagte: „Falſch! — falſch, Alles falſch, ich bin der Bankier M —, und auf mein Wort können Sie ſich verlaſſen, die Papiere ſind nicht ſo als wie ſie ausſehen, ſie ſind abſichtlich ruinirt als wären ſie ſchon in tauſend Händen geweſen.“ — Nun drang Alles auf mich ein, ſelbſt meine Schwiegermutter wies mir Zähne und Nägel, nannte mich einen Räuber und Ehrenſchänder ihrer Tochter. Die Gensdarmen mußten mich ſchützen vor den Mißhandlungen, die von allen Seiten mir drohten.

Nur Conſtanze drang nicht mit auf mich ein; ſie hatte einen andern Kampf zu beſtehen. Ein kleiner Pfandjude wollte ihr durchaus ein Demantſchloß, welches erſt geſtern bei ihm eingelöſt worden, von dem vollen Buſen reißen. Sie wehrte ſich und ſchrie, wie die keuſche Suſanna, und doch hatte der kleine fluchende Räuber, ſo wollüſtig ſein Angriff ſchien, nicht den mindeſten

Sinn für die Reize, die er beleidigte. Ich hätte über dieſen Auftritt, mitten in meinem Unglück lachen können. Da kam der Direktor der bedrängten Unſchuld zu Hülfe, laut weinend warf ſie ſich in ſeine Arme und er umſchlang ſie feſt und innig. Die Gensd'armes ſtellten indeß die Ruhe einigermaßen her und der Commiſſar, der ſich die blutige Bruſtwäſche herauszupfte wie ein geſchmackloſer Stutzer ſeine Kleinode aufzeigt, rief immer: „Meine Herren und Damen, Sie ſind ja allerſeits vernünftig, ſo nehmen Sie doch ein wenig Raiſon an!" — Dann wandte er ſich an mich mit der Frage: „Wollen Sie jetzt gutwillig mit?"

Ich hatte indeß meine ganze Beſinnung wieder und fragte: „Bin ich als Falſchmünzer etwa überführt und Sie, mein Herr," wandte ich mich an den jungen Bankier „übernehmen Sie die Verantwortlichkeit meiner ſchimpflichen Haft. Sie! der Sie ſo gut wie ich von Levy Salomon betrogen wurden, der Sie mehre falſche Papiere von ihm in Händen haben? Wie leicht könnten Sie wie ich, dieſe Papiere ausgeben und wie ich Arreſtant ſein, wären Sie nicht ſo glücklich geweſen bei Zeiten den Betrug zu entdecken."

„Sie mögen ſchuldig ſein oder nicht," rief der Polizeicommiſſar, „ich arretire Sie, weil Sie ſich an einer obrigkeitlichen Perſon vergriffen."

„Ich werde mich nicht widersetzen," antwortete ich. „Aber lassen Sie uns einen geschlossenen Wagen nehmen. Ich besitze noch genug diese Kosten zu bestreiten."

Der Commissar meinte: „mein Geld könne mir nicht helfen, da ich Arrestant sei." Indeß erkundigte er sich nach meinem Stand, Namen und Geburtsort, und als er vernahm, daß meine Eltern in der Stadt ansäßig wären, gab er mir den schwachen Trost, daß nach meinem Vater gesendet werden müsse, von dessen Aussage es abhinge, wie mit mir zu verfahren sei.

Es verging eine bange Stunde, in welcher ein unbefangnerer Beobachter Stoff genug zum Lachen gefunden hätte: die Marqueure, welche den Tisch abräumten, behandelten die ganze Gesellschaft mit einer Rücksichtslosigkeit und Verachtung als sei sie eine einzige große Falschmünzerbande. Einige Damen und Herren wollten, der Neugier ungeachtet, sich entfernen. Aber der Wirth vertrat ihnen höflich den Weg und erklärte ihnen unter großen Achtungsbezeugungen, daß man ihm das Mittagessen bis jetzt nur in falscher Münze bezahlt. Meine Schwiegermutter wollte einige Stücke von ihrem Schmucke zum Pfande lassen, aber die Pfandleiher behaupteten ein älteres Recht darauf zu haben und gingen in ihrer Indiscretion so weit

zu äußern, daß der ganze Schmuck erſt geſtrige Tages für falſches Geld ausgelöſt worden. De höfliche Wirth beſtritt ihre Rechte nicht, da er ſie ja mit viel leichterer Mühe an gute Mänte Shawls und was ſonſt in der Garderobe abgeleg war, halten könne. Nun erſt ward das Lamentire allgemein und mehrere Mitglieder, beſonders De men, hatten ſo wenig Luſt, ihre koſtbaren Hülle Preis zu geben, daß ſie dem menſchenfreundliche Wirth für ihr Couvert Bezahlung boten. Allei dieſer verſicherte mit aller ſchuldigen Hochachtung daß er nicht jedes Mitglied der verehrungswürdige Geſellſchaft kenne, und daß bei einer Geſellſcha Alle für Einen, wie Einer für Alle ſtehen müſſ Es ſollte hierauf Jeder ſein Couvert bezahlen, ab Manche, z. B. die Recenſenten, waren inſolven die Pfandleiher waren zufrieden, daß man ih alten Hüte behielt, und ein orthodoxer Jude be hauptete nichts als Brod, einige Früchte un Kuchen gegeſſen zu haben, wofür er unmögli ſechs Thaler ſchuldig ſei. Meiner armen Schwie germutter, die jetzt von allen Seiten beſtürm wurde, blieb keine weitere Ausflucht, als eine trefflichen Sopha ſich aufzuſuchen, mit wankenden Schritte demſelben ſich zu nahen und in eine maleriſchen Stellung darauf in Ohnmacht zu ſin ken. In eine wirkliche Ohnmacht! denn ma

kann das Comödienspielen auch da nicht lassen. Am besten von Allen stand sich der Theaterdirector, Constanze lag aufgelöst in Weh und Hoffnungslosigkeit an seiner Brust und ihr herbes Schicksal ging dem redlichen Manne sehr zu Herzen. Er versprach ihr wie Don Octavio Gatte und Vater zu sein.

Das Erscheinen meines Vaters brachte endlich einige Stille hervor.

„Mein Herr!" begann der Commissar, „Sie sind ohne Zweifel benachrichtigt von dem was sich mit Ihrem Sohne zugetragen."

„Mit meinem Sohn!" fragte mein Vater barsch. „Ich habe keinen Sohn; von dem Taugenichts da will ich nichts wissen."

„Lieber Vater!" entgegnete ich gelassen, „es handelt sich hier nicht darum, ob ich Dir Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben habe, sondern ob Du mich als einen Verbrecher willst behandelt wissen oder nicht. Bedenke aber wohl, daß Du verantwortlich bist für das was Du sagst: Du sprichst mit einer Gerichtsperson und wirst als redlicher Mann kein falsches Zeugniß ablegen wollen."

„Dieser Herr!" fügte der Commissar hinzu, „führt Ihren Namen und ist nicht volljährig. Wollten Sie für seine Redlichkeit bürgen, so darf ich ihn nicht arretiren."

„Machen Sie mit ihm, was Sie wollen," versetzte mein Vater. „Ich werde in der Zeitung bekannt machen, daß er meinen Namen nicht mehr führen soll."

„Das darfst Du nicht!" rief ich heftig, „denkst Du, ich hätte keine Rechte gegen Dich. Was kannst Du mir nachsagen, welche Rechtsgründe hast Du zu diesem Verfahren?"

„Weil Du ein Commödiant bist," rief mein Vater, uneingedenk in welcher Gesellschaft er sich befand, „ein ungehorsamer Sohn und Taugenichts, dem nicht zu viel geschehen kann." Nach diesen Worten stülpte er den Hut mitten im Zimmer auf, sprach „Adjes!" und ging.

Ich sollte nun als Verbrecher über die Straße geführt werden, was schlimmer mir als der Tod dünkte. „Constanze!" rief ich, „läßt Du diese Schmach über mich ergehen. Ich entsage allen Ansprüchen, ich habe sie aufgegeben; aber bedenke, ich war Dein Bräutigam, ich bitte nur um einen geschlossenen Wagen."

Sie antwortete mit einem anhaltenden gellenden Schrei und verbarg ihr Antlitz an der Brust des Directors.

Die Thränen standen mir in den Augen und doch lachte ich vor Wuth und Verzweiflung. Der Commissar erinnerte mich, „daß es Zeit sei."

„Gut!“ entgegnete ich. „Nur diesem Herrn habe ich noch einige Worte zu sagen.“ Ich deutete auf den Bankier, der sich bisher stille verhalten hatte und jetzt furchtsam mir ausweichen wollte.

„Fürchten Sie nichts!“ rief ich ihm zu; „Sie sehen ich bin ruhig. Mein Herr! Noch sind es keine vier und zwanzig Stunden, daß man nicht Hände genug hatte, mir Beifall zu klatschen und nicht Athem genug, mir Bravo zu jauchzen. — Soll ich jetzt dem Spott des Pöbels und der Gassenbuben Preis gegeben werden. — Ich bin das Opfer desselben Betrugs, der auch Sie viel kostet. Ich aber büße mein ganzes Vermögen, eine glänzend begonnene Carriere ein. Sie sehen ja, meine Collegen, meine Schwiegermutter, meine Braut, mein eigener Vater verlassen und verdammen mich. Ihre Voreiligkeit hat mich unglücklich gemacht. Ich verlange keinen Ersatz. Allein Sie sind reich und Reichthum pflegt ja sonst vor Schmutzigkeit zu schützen: „Wollen Sie mir einen Wagen kommen lassen, oder soll ich als Verbrecher durch die Straßen geführt werden.“

Ich hatte keine Fehlbitte gethan, der wackere junge Mann schüttelte mir die Hand. „Könnten Sie in meinem Innern lesen,“ sagte er, „wie ich meine Uebereilung bereue, zu der mich nur der

lebhafteſte Verdruß über einen ſo großen Ver
hinreißen konnte, Sie würden mir gern verzei
und meiner Verſicherung glauben, daß ich zur
leichterung Ihres Ungemachs Alles was in mei
Kräften ſteht, aufbieten werde. Von Ihrer
ſchuld bin ich dermaßen überzeugt, daß ich
Ohrfeige, die Sie mir gegeben, für eine gere
Strafe anſehe."

Hierauf ſprach er leiſe einige Worte mit d
Commiſſarius, der jetzt mit dem Schnupftuche
Geſicht von dem Blute reinigte und die blut
Wäſche verſteckte. Sodann nahte er ſich mir n
der und ſprach: „Ihre Freiheit iſt leider von n
ner Ausſage nicht mehr abhängig. Sie ha
große Summen falſches Geld in Umlauf gebra
und ich finde es nicht gerathen, Caution für a
etwanigen Schaden zu ſtellen. Einen Wag
aber werde ich ſogleich beſorgen und Sie werd
meine Begleitung nicht verſchmähen. Faſſen S
Muth. Sie haben Talent und an Unterſtützu
von meiner Seite ſoll es Ihnen nicht fehlen

Der wackere Jüngling verließ mich, und
der That, ſeine herzliche Theilnahme rührte m
tief. Der Marqueur brachte eine Flaſche Cha
pagner mit zwei Gläſern. Der Commiſſ
ſchenkte ein und reichte mir das Glas mit d

Worten. — „Nehmen Sie sich die Sache nicht zu Herzen. Es wird den Hals nicht kosten.“

Ich ergriff das Glas: „Darf ein Falschmünzer,“ begann ich zur Gesellschaft gewendet, „den Echtheiten der Menschheit gegenüber als da sind: Wucherer, Pfandleiher, Commödianten, Recensenten und Kunstfreunde, auch das Wort nehmen, ohne von dem Glanze dieser Wahrheiten geblendet, das Auge niederzuschlagen. Darf er zu reden wagen, wo Sie im Bewußtsein Ihres Werthes, der sich in einem alltäglichen Anstand oder in einer anständigen Alltäglichkeit so siegreich offenbart, nichts Besseres zu thun haben als zu schweigen. Ja! meine andächtigen Zuhörer. Gesetzt Levy Salomon war kein Falschmünzer, so war er vielleicht ein großer Philosoph, der nach dem Stein der Weisen forschte, und nur sein System war nicht ganz haltbar, wofür man heutiges Tages keinen Philosophen brandmarkt. Er selbst ward inne wie mangelhaft seine Constructionen waren und verschwand allen menschlichen Blicken mit echtem Philosophenstolz, der die Leute verachtet, die ohne alle Kritik seine Werke für baare Münze nahmen und er hielt es unter seiner Würde sie aufzuklären. — Was haben Sie denn gegen falsches Geld? meine Herren und Damen! Haben wir nicht geschmauft und gezecht wie Fürsten für falsches Geld! Haben wir uns

nicht erluſtigt wie Könige und gewirthſchaftet wie Schlaraffen, für falſches Geld? O ich könnte mehr noch aus Erfahrung reden. Für falſches Geld iſt die beſte Schwiegermutter zu haben, die Sie pflegt und ſegnet und Freudenthränen weint über Sie. Für falſches Geld iſt die liebenswürdigſte zärtlichſte Braut zu haben, die Sie zum glücklichen Vater macht, eh' Sie ſich deſſen verſehen. — Nein, ich will lieber eine Geſchichte erzählen. Es hatte Jemand Geld und eine Braut und Schwiegermutter. Er löſte ihnen die Koſtbarkeiten ein, die ſie verſetzt hatten und gewann damit ihre Liebe, bezahlte große Gaſtmähler und erwarb ihre Freundſchaft, ſchenkte ihnen ſein ganzes Vermögen, damit ſie Leid und Freude mit ihm theilten. Aber mit einem Male war ſein Geld falſch. Aber auch Liebe, Vertrauen, Freundſchaft, Theilnahme erwieſen ſich falſch und der Bräutigam ganz allein war der Falſchmünzer. — Iſt da Sinn und Menſchenverſtand drin!"

„Gerechter Gott! er ſchnappt über," rief der Commiſſar. „Ich werde ihn ins Krankenhaus und nicht ins Bürgergefängniß abliefern müſſen."

Ich fuhr fort wie Hamlet zu improviſiren. — „Wahrlich Herr Commiſſar Sie haben Recht, wenn Sie meinen Verſtand nicht für echter wie mein Geld halten. Was iſt aber kein falſches Geld?

was Wucherer auf Pfänder leihen, was ein Theaterdirector für Kunststücke zahlt, die in einem Jahre zu erlernen sind? O es thut mir leid, mich an einer obrigkeitlichen Person vergriffen zu haben, aber wie sollte ich Sie überführen, daß ich nicht lauter falsche Münze ausgebe. Sie haben hier Blut am Bein, wischen Sie ab. Meine Herren und Damen! Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß man ohne Hut, Mantel und Shawl nicht auf die Straße gehen kann; und wer nicht ins Freie kann, ist ein Gefangener. Warum behauptet man denn, ich sei Arrestant, den man mich platterdings in's Freie und auf die Straße führen will. — Sind Sie verheirathet, Herr Commissar?"

„Nein!"

„Gesetzt Sie wären's und hätten Braut und Frau und die ganze Sippschaft zum Ueberdruß und Ekel satt, ließen Sie sich nicht gern ein Paar Tage einsperren, um ihrer los und ledig zu sein?"

„Warum nicht?" lachte der Commissar.

„Warum glauben denn die Leute hier, daß ich in's Gefängniß komme, weil ich doch eigentlich der Haft entschlüpfe und frei werde. Ja! wäre der Verstand meiner Schwiegermutter jemals echt gewesen, sie hätte nicht den ersten Stein auf mich geworfen. Nun hat sie eine ledige Tochter, bald vielleicht einen Enkel oder Enkelin und Schulden —

echte Schulden. O Herr Commiſſar, ich ſchäme mich wahrlich nicht, mit Ihnen in der Kutſche zu fahren. Denn meine Schmach gleicht ein gerichtliches Proclam aus. Die Schmach aber die gewiſſe Perſonen bei gewiſſen Gelegenheiten auf ſich geladen, die Blößen, die ſie ſich gegeben und ihre Denk- und Handlungsweiſe, die ſie dargelegt — das wäſcht ihnen kein Regen ab, das bleicht ihnen kein Wind. Ja wohl, wenn Philoſophie oft Falſchmünzerei iſt, ſo iſt Falſchmünzerei viel öfter noch Philoſophie, denn Wahrheit iſt für Geld nicht feil. Aber bei falſcher Münze bekommt man Wahrheit in Hülle und Fülle mit in den Kauf."

Der Wagen kam, wir ſtiegen ein und hier iſt meine Geſchichte aus. Eine Beſchreibung meines Gefängniſſes und meiner Mitgefangenen gehört nicht hieher und noch weniger habe ich Luſt zu erzählen, wie leicht und glücklich mein Proceß ſich endete, weil keine meiner Handlungen auf Geldgier und Gewinnſucht deuteten, während meine Ex-Schwiegermutter noch zwanzig gerichtliche Streitigkeiten hatte, wobei ich ſchwören, zeugen und confrontirt werden mußte. Mein neuer Freund, der Banquier M. nahm ſich auf's Thätigſte meiner an, und ſtreckte mir, nachdem ich in Freiheit geſetzt war, noch eine ziemliche Summe

Geldes vor, die ich, Gott sei Dank, bald abzutragen im Stande war.

„Und Constanze?" fragte der Journalist.

Wir begegnen uns öfter auf fremden Bühnen. Es ist unglaublich, wie sie mich haßt. Mitten im Feuer des Spiels bei einer Stelle, die ich oder Sie habe und die im entferntesten auf unser altes Verhältniß anspielt; scheint sie auf's empfindlichste ergriffen.

„Sie liebt Dich noch immer," rief der Musiker.

Sie haßt mich wenigstens nicht und sollte ich wider alles Vermuthen je wieder reich werden, so würde sich dieser Haß ohne Zweifel in Liebe umwandeln; doch mich verlangt nicht mehr von ihr geliebt zu werden. Wir Männer sind glücklicher daran, wir vergessen leichter.

Der Musiker seufzte und der Journalist fragte neugierig: „Und Du bist Vater?"

„Wer kann das sagen, indeß lebt ein kleines Mädchen, welches mich nach dem Spruche pater est quem nuptiae demonstrant Vater nennen müßte, hätte ich Constanze geheirathet. So aber — Sollte sie schon vor der Geburt dem Kinde ein schlechtes Beispiel geben, und wenn es dereinst mit unschuldigen Lippen den süßen Namen Vater lallt, sein zartes Herzchen mit kindlichen Gefühlen für

einen Falſchmünzer anfüllen, für einen unmoraliſchen Verführer, der Tugend, Unſchuld und Liebe mit falſchen Thalerſcheinen bezahlte? — Da war der Director ein ganz anderer Vater, ein reicher, vornehmer, moraliſcher, vielfach bekränzter Künſtler. Vielleicht war es eine individuelle Einſeitigkeit von Conſtanze, daß ſie ihn für den beſten Vater hielt, der ſich irgend finden ließ, denn ſie ſtammte im dritten Glied, als Waiſe von Schauſpielerinnen ab, die Alle, ſo zu ſagen, hinter den Couliſſen gezeugt und auf den Brettern geboren waren und das Urenkelchen wird ſchwerlich aus der Art ſchlagen und hat nun einen wahren Muſtervater oder ein Vater-Muſter, der ihr dereinſt ein lebenslängliches Engagement verſchafft. Die Kunſt hat ihm ſo viele Laſten aufgebürdet, warum ſollte er ſeine Laſten der Kunſt nicht wieder aufbürden. Conſtanze hat in jeder Hinſicht zweckmäßig und fürſorglich gehandelt.

Das Wunderkind.

Auch ich — begann der Musiker nach einer kleinen Pause — weiß vom Lottospiel zu erzählen, aber meine Geschichte ist nur einfach und ohne Abentheuerlichkeiten; denn ein armer Musiker, wie ich, lebt wenig, fühlt viel, und freut sich, daß Empfindungen nichts kosten, damit er doch einen Trost gratis hat, während er entbehren muß, was irgend — mit Kosten verknüpft ist. — Habe ich daher schon Ursache, als Erzähler bescheiden zu sein, so darf ich um so stolzer auf mein Herkommen thun. Mein Vater war kein Handwerker, der von der Hand in den Muud lebte, sondern ein reicher Kaufmann; und meine sämmtlichen Anverwandten gehörten zu jener vornehmen Mittelclasse, in der, wie man weiß, sämmtliche Tugenden heimisch sind. Meine Familie also war, wenn auch nicht von echtem Erbadel,

doch von jenem unendlich vorzugswürdigeren S
lenadel, dem Nachbaren und Hausfreunde, Kin
und Dienstboten huldigen. „Sie dürfen stolz s
auf Ihre Familie," hat mir noch Jeder gesagt,
lange wir Geld hatten.

Mein Großvater war ein ehrwürdiger Gre
der zwar ein schlechtes Deutsch sprach; es war a
nicht seine Schuld und lag an der Erziehung. W
er jung war, erzog man die Kinder noch nic
Auch meine Eltern hatten keine Erziehung. M
urtheile daher von unserem Glück! Wir Kinder e
pfingen eine Erziehung für drei Generationen; w
nigstens kostspielig genug war sie. — Mein Gro
vater hatte genug in der Welt gewirkt und gesch
fen, um sich bei Zeiten zur Ruhe zu begeben, u
die Geschäfte seinen drei Söhnen zu überlassen,
im rüstigen Mannesalter sich nach Thaten u
Handlungen sehnten. — An der Spitze des G
schäftes stand mein Onkel, der die Weisheit sel
war, und wenn man ihn sagen hörte: „Nach m
ner unmaßgeblichen Meinung scheint mir die Sac
allerdings sehr bedenklich," so öffnete sich dem H
rer ein solcher Abgrund von Bedenklichkeiten, dav
dem Ungeübten leicht schwindeln mochte. Er s
es gern, wenn man ihn für älter hielt als er wa
auch hatte er früh das Ansehen eines Greises, den
täglich fiel Allerlei vor, wobei er zu sagen hatt

„Nach meiner unmaßgeblichen Meinung halte ich die Sache allerdings für sehr bedenklich.“ Und diese häufigen Bedenklichkeiten schmückten sein Antlitz bei Zeiten mit den Runzeln und Furchen des Alters. — Ja! in seinem Wesen, seinem Gange und Benehmen lag etwas, woran man auf hundert Schritt erkannte: „da kömmt ein weiser Mann her!“

Obendrein war er Prophet, obschon er Wunder und Prophezeihungen leugnete, denn er war aufgeklärt. Aber seine Weisheit war wunderthätig und schaute die Zukunft. Er hatte einem armen und liederlichen Studenten prophezeit, daß nichts aus ihm werden würde, und es ward nichts aus ihm. Ich würde, meine Freunde, dieß nicht so zuversichtlich behaupten, hätte ich mich nicht völlig überzeugt, hätte irgend Täuschung obwalten können. — Darum auch konnte mein Onkel nachmals dem liederlichem Studenten in seinem ärmlichen und zerlumpten Aufzuge nie begegnen, ohne triumphirend zu fragen: „Habe ich Dir nicht vorher gesagt, daß nichts aus Dir werden würde.“ Und je mehr der liederliche Student darüber sich ärgerte, um so höher stieg er in der Gunst meines Oheims, aus der zuletzt eine wahrhafte Zuneigung ward. — Er lud ihn zu Tische — erst einmal, dann für alle Sonntage, dann für immer, zuletzt nahm er ihn ganz ins Haus. — Der liederliche Student sagte

dann aus dankbarlicher Bekehrung: „Ach hätte ich doch damals Ihre guten Lehren befolgt.“ „Freilich!“ sagte mein Oheim, „nach meiner unmaßgeblichen Meinung, hättest Du sie allerdings befolgen müssen,“ und Beide vertieften sich in Bewunderung der Weisheit, ihres Segens, und der traurigen Folgen, wenn man sie verachtet.

Von meiner Großmutter, meinen Tanten u. s. w., wage ich nur zu sagen, daß alle Grazien und meinetwegen auch Minerva (um auch Achtung vor meinem Styl einzuflößen) ihre Wiege umstanden hatten. Wir Kinder aber waren sämmtlich kleine Engelchen, und nichts war rührender als die Feier eines Geburtstags in dieser durch die zartesten Bande verbundenen und durch die besten Kinderschriften gebildeten Familie. Denn unter uns gesagt, unsere Eltern, indem sie uns erzogen, erzogen sich selbst ein wenig mit. —

Frühmorgens, wenn der Geburtstagsheld erwachte, wurde ihm nicht Zeit genug gelassen, sich zu waschen und anzukleiden; man streute ihm Blumen vors Bett; dann — es galt gleichviel, welche Gewohnheiten er hatte und er mochte an Unterleibscongestionen leiden oder nicht — mußte er Chocolade trinken und dazu von einem schweren Buttergebackenen genießen; dann wurden ihm allerlei werthlose Kleinigkeiten, welche aber durch den be-

sten Willen, und die aufrichtigsten Gesinnungen des Gebers einen unbezahlbaren Werth gewannen, verehrt. Hierauf kamen wir Kinder an die Reihe und declamirten in lateinischer, französischer, oder einer andern Sprache, welche unsere Eltern nicht verstanden, verschiedene Gedichte und Glückwünsche, in denen unsere Lehrer die reinsten, aufrichtigsten Gefühle, wie sie an diesen Tagen unseren Herzen irgend geziemten, ausgesprochen hatten. Dann wurden Zeichnungen, Stickereien, Aufsätze präsentirt, die für kleine Meisterstücke galten; und wo die Correcturen unserer Lehrer handgreiflich von unseren Pfuschereien abstachen, nahm man, mit Freudenthränen über unsere Fortschritte, auf unser zartes Alter Rücksicht. —

Diese musterhafte Familie sollte indeß von einem harten Schicksale heimgesucht werden. Mein Großvater starb; und wenig Monden drauf mein Onkel, der die Weisheit selbst war; und getreu seinem Sprichwort: „Nach meiner unmaßgeblichen Meinung, scheint mir die Sache allerdings sehr bedenklich," hinterließ er seine Angelegenheiten, welche zugleich Sache der ganzen Familie waren, in einem so höchst bedenklichen Zustand, daß uns vor lauter unmaßgeblichen Meinungen Hören und Sehen verging. Unsere Mütter, die idealen Matronen, die frommen Dulderinnen, die ergebnen Märtyrerinnen, schalten jetzt ihre Männer Dummköpfe und Ver-

schwender; unsere Väter aber, die Männlich-starken antworteten: Wir haben Unglück gehabt, wie viele Kaufleute vor uns, und wir werden nicht die Letzten sein, welche bankerott machen. Und trotz ihrer einstigen Geschäftslust, legten sie sich nunmehr auf die faule Seite und thaten nichts, außer daß sie mit einem Anstand und einer Würde sich öffentlich zeigten, wie einem Obristen Gustavsohn, oder einem Karl X., oder einem Dey von Algier geziemt haben würde. Nicht sie, sondern unsere Mütter zankten sich um den Nachlaß, und suchten an sich zu reißen, was der Charybdis der Concursmasse zu entreißen war. Unsere Väter hatten das Ihrige auf dieser Welt gethan.

Natürlich galt hier kein Recht, und wer etwas hielt, der hatte es. Zank und Streit dienten höchstens einen Raub zu rächen. Weil aber Rache nur erbittert, und nicht ersetzt, entzweiten sich meine Anverwandten völlig und jede Familie blieb eine Zeit lang für sich. Bald jedoch empfand man, wie sehr man aneinander gewöhnt war. Die Lehrer, Hausfreunde und Schmarotzer, die nun keine reich besetzte Tafel fanden, blieben aus, mit Fremden hatte man nie Umgang gehabt, konnte sich auch in einen fremden Umgang nicht mehr finden. Man versöhnte sich daher aus Langerweile, vergaß aber weder Haß, noch Neid, noch irgend eine cultz

tene Kränkung, und weil die Unterhaltung stets um dieselben, die allernächsten Gegenstände sich drehte, fehlte die Gelegenheit nie, sich das Leben möglichst zu verbittern. Jeder bemühte sich, den Neid des Anderen zu erwecken, Jeder war bedacht, den Andern aufs Empfindlichste in seinen Ansprüchen zu verletzen.

Ich zählte damals sechzehn Jahre und Cousine Leonore vierzehn. Wir blieben der Stolz unserer Eltern, denn wir gewannen einiges Geld durch Unterricht. Leonore spielte die Harfe und ich die Geige. Wir waren trefflich eingespielt und ließen uns bisweilen mit Erfolg öffentlich hören. Ein Jüngling und ein Mädchen werden nicht leicht musiciren, ohne die Harmonie der Töne und der Herzen mit einander zu verwechseln, und was der Componist gedacht, für eigene Gefühle zu halten. Musik ist die discreteste aller Künste, für junge Herzen die verführerischste also. Ueberdieß war Cousine Leonore hübsch. Es fehlte ihr als Kind schon nicht an Anbetern, später umschwärmten sie reiche, schöne, vornehme und elegante Jünglinge genug; aber sie gab mir auch nicht den mindesten Anlaß zur Eifersucht, wozu ich vermöge meines Temperaments nur allzugeneigt war. Wir waren die Einzigen der ganzen Sippschaft, welche in die Welt kamen und sogar geliebt und bewundert wurden. Gemeinsam

führten wir miteinander ein heiteres, buntes Leben, genossen miteinander unsere Freuden, unsere Triumphe. Im Kreise der Unsrigen fühlten wir, daß wir über unsern Umgebungen standen; darum schien uns unsere Liebe heilig und bestärkte uns in edlen und tugendhaften Entschlüssen, und Cousine Leonore, heiterer und aufgeweckter wie ich, lieh ihren Empfindungen viel unumwundnere Worte, während ich mich oftmals unwürdig erachtete, von ihr geliebt zu werden. — Ihr kennt Shakspeare's unübertreffliches Liebesdrama: habt ihr wohl gemerkt, in welcher Umgebung Julia und in welcher Romeo lebt? — Welch eine Wirthschaft im Hause des alten Capulet! wie ungezogen, rücksichtslos ist sein Zorn gegen die edle Tochter, dem die coquette Mutter nicht zu widersprechen wagt, wohl aber die gemeine Amme. — Wie fein und poetisch stellt sich dagegen die Familie Montague dar! — Der große Menschenkenner wußte nur zu gut, daß die harmlose Schönheit des Weibes wild und unter lächerlichem Unkraut gedeiht und die künstelnde Menschenhand sie nur entstellen kann. — Anders ist es mit dem Jüngling; seine Kräfte wollen geweckt, seine Fähigkeiten geübt sein. — Romeo in der Familie Capulet wäre ein sentimentaler Melancholiker wie ich geworden, Julia in der Familie Montague, eine zierliche und sittsame Gattin für den Grafen Paris. — Leonore

und ich ſtanden aber Beide in einer Familie wie die Capulets, nur weniger vornehm noch, und aus mir konnte kein Romeo werden, für den eine Julia alle Liebesproben beſteht! —

Indeß ging Alles gut, ſo lange wir Kinder waren. Da wir aber heranwuchſen und unſer Einkommen ſo knapp war, daß wir uns kaum ſo elegant zu kleiden vermochten, als es jungen Virtuoſen, die der Oeffentlichkeit angehören, ziemt, war an eine Verbindung vorläufig nicht zu denken. —

Hierzu kam, daß meine ſämmtlichen Vettern, und die Jüngern und Jüngſten ſchon als Handlungsdiener anfingen, ſich viel beſſer zu ſtehen wie ich; worüber meine Eltern viel von den Verwandten und ich von meinen Eltern anzuhören hatte. — Man denkt aber wenig an Gewinnſt und Erwerb, ſo lange man jung iſt, und mein Troſt war Leonore, die mir einmal über das andere ſagte: „Du biſt ein Mann, denn Du behältſt Deinen freien Sinn, Deine muſikaliſche Laune und Heiterkeit allen Nöthen zum Trotz.“

Ich hatte früher ſchon mit Glück einige Lieder und Walzer componirt; jetzt beſchloß ich, aller Noth und Plackerei auf einen Streich ein Ende zu machen. — Nämlich eine Oper wollte ich componiren und aufführen laſſen und alle Welt auf mein Talent aufmerkſam machen.

Ein Sujet war bald gefunden. — Ihr werdet Tieck's Fortunat aus dem Phantasus kennen. —

Fortunat im Walde will verschmachten; da erscheint Fortuna mit dem ganzen allegorischen Gefolge ihrer Gaben. — Er wählt den Reichthum, und unter phantastischen Ballets und Gepränge wird ihm der Zaubersäckel bereitet und übergeben. — Alljährlich soll aus demselben ein armes tugendhaftes Brautpaar ausgestattet werden. — Ein solches tritt nunmehr auf unter dem Volke, welches sich sammelt, den reichen Mann mit glänzendem Gefolge einziehen zu sehen. — Das arme Pärchen wird von der Menge seines schlechten Aufzuges halber verspottet. — Da erscheint Fortunat in aller Pracht und Glanz des unerschöpflichen Reichthums, schützt die Gefährdeten, beschenkt sie und verspricht ihr Glück zu machen. — Als er aber am folgenden Tage sein Wort erfüllen will, ist ihm der Säckel gestohlen. — Der Dieb entdeckt den Zauber desselben und, hiermit nicht zufrieden, will er den frühern Besitzer, den einzigen Mitwisser des Geheimnisses, verderben. Die arme Familie nimmt sich des Fortunat an. Der Dieb fällt in die eignen Schlingen und wird von dem armen Bräutigam getödtet. — Fortunat bemächtigt sich des Säckels wieder, beschenkt seinen Retter überreich; endlich verschmäht Fortuna selbst es nicht, der Ver-

lobung in eigner Perſon beizuwohnen, und beglückt, was bis dato noch unbeglückt geblieben. — Der Text war ſchlecht und recht, aber luſtig, hatte viele draſtiſche Stellen, und Reichthum und Armuth und Armuth und Reichthum wechſelten als entſchiedene Gegenſätze ſtets die Plätze. — Die ganze Oper klang nach Gold, und Jedermann konnte ſie verſtehen. — Als ich nun eines Tages an meinem ſchönen Wienerflügel ſaß, dem Ueberbleibſel einer reicheren Zeit, und meinen Fortunat gleich einem romantiſchen Rothſchild renommiren ließ, war meine Mutter ganz im Gegenſatze dazu beſchäftigt, einiges wenige Geld in kleine Häufchen zu ordnen, wie es Bäcker und Schlächter, Brauer und Wäſcher für die vergangene Woche zu fordern hatten. Aber immer fehlte es hier und da. Die Eintheilung ward von Neuem begonnen, und immer fand ſich eine Lücke, welche ſich nicht decken ließ. — Ihre wirklichen Seufzer ſtörten mich endlich in meinen echt goldenen Phantaſien, und als ſie meine Theilnahme bemerkte, hub ſie trübſelig an: „Ich komme dieſe Woche wieder nicht aus; von der vorigen bin ich auch noch im Rückſtand; das ſummt ſich auf allmählig, und zu verkaufen iſt auch bald nichts mehr. Was iſt ein Thaler, wie oft habe ich einen Thaler verſpielt, verſchenkt — denn wer hat es mir an der Wiege geſungen, daß

mir ein Thaler Sorge machen würde! Lieber Gott, was iſt ein Thaler, und er fehlt doch! — Ich bitte Euch, Freunde, konnte ich unter ſo tiefſinnigen Klagen fortfahren, meinen Fortunat zu ſchreiben?"

„Ja Mutter," entgegnete ich, „was iſt ein Thaler! Ich könnte ſagen vierundzwanzig Groſchen, aber damit iſt nichts geſagt, denn es fragt ſich wieder, was iſt ein Groſchen? Es hat Sophiſten gegeben, welche beweiſen konnten, ein Groſchen macht Reichthum, wie ein Haar einen Bart, ein Körnchen einen Haufen; aber ich will nicht den bewieſenen Thaler, ich will den Philoſophen-Thaler, den Heckthaler, den Thaler, der mich den Thaler nie entbehren läßt, den ich ausgeben kann, ſo oft ich will. — Wie der Heißhungrige im Traume köſtliche Mahlzeiten genießt und ungeſättigt erwacht: ſo, Mutter, wenn ich Dich Mangel leiden ſehe und ſelbſt ihn leide, muß ich unwillkührlich an unermeßliche Reichthümer denken. — Gieb Acht, meine Oper wird gefallen; die Armuth wird mich verſtehen, und damit hat ein Künſtler heut ſchon viel gewonnen. — Uebrigens, beſte Mutter, habe ich auch an Dir ſchon wahrgenommen, daß Du den Mährchen der Tauſend und eine Nacht, wo ein armer Schlucker plötzlich reich und ein König wird, mit beſonderer Aufmerkſamkeit zuhörſt. Auch Nikolaus Markgraf, der Diamanten macht, hat

Dir gefallen, ja der unglückliche Peter Schlemiehl erbaute Dich, denn Du riefſt aus: „Ach gäbe mir doch Jemand ſolchen Reichthum für meinen Schatten!“

„Ich gebe den meinigen noch wohlfeiler hin, denn, in Wahrheit, der Reiche iſt eine Geſtalt des Lichtes und braucht keinen Schatten zu werfen.“ —

„Und was hilft das Alles?“ fragte meine Mutter bekümmert.

„Daß wir eine Stunde angenehm verlebt haben. — Du konnteſt ſonſt die Mährchen nicht leiden, zuckteſt die Achſeln, wenn ich ſie las. — Jetzt kennſt Du doch ein Gefühl, eine Sehnſucht, iſt es auch nur die nach Gold, und Dichtungen, die Dir früher Todtes waren, bewegen Dich jetzt wunderbar. — Glaube nicht, Mutter, daß wir hier auf der Welt ſind, um uns wohl zu fühlen, fühlen ſollen wir, wie übelſchmeckend das Leben iſt, und uns ſehnen — gleich viel wonach. — Die rechte Sehnſucht bleibt ſchon nicht aus. — Und hätten wir nun das Säcklein des Fortunat, könnten wir Diamanten machen wie Nikolaus Markgraf, wir wären um kein Haar glücklicher. Seit ich die Fortſetzung des Fauſt von Goethe geleſen, wünſche ich die Erfüllung überſchwenglicher Träume nicht mehr. Es träumt ſich ſüß, aber Wirklichkeit dringt auf Wachſein und Pflichten. Es gehört eine äußerſt lebenskräftige Natur dazu, ein überſchwenglich rei-

ches Leben zu ertragen, ohne ſich elend zu fühlen. — Was mich betrifft, gute Mutter, der ich Deine Hauptſorge bin, ſo kann ich gar keine Wirklichkeit ertragen.“ —

„Goethe hat die Frage: was ſoll der Menſch mit übernatürlichen Kräften, trotz aller Magie und Phantaſtik, ſehr ſchwach gelöſt; fragſt Du aber, was vermag ein Menſch, wenn ein unmäßiger Reichthum ihm zu Gebote ſteht, ſo giebt Dir die Wirklichkeit eine Antwort, ſie lautet: „Gebrüder Rothſchild.“ Man kann ſich in die Angelegenheiten aller Höfe miſchen und auf die Geſchichte aller Staaten Einfluß üben. Sind aber Börſengeſchäfte erfreulich?“

„Warum nicht? wenn ſie glücken.“ —

„Und die Angſt, wenn ſie verunglücken?“

„Du nennſt ſie erfreulich, weil Du ſie Dir denkſt; Du würdeſt ſie haſſen, wenn Du ſie betriebeſt.“

Seufzend entgegnete ſie: „Ich ſehe, daß Du leichtſinnig biſt, daß die eigne Noth Dich nicht beſſert und die Deiner Eltern Dich nicht rührt.“

Damals erzürnte mich der Vorwurf: — „Mich beſſern?“ fragte ich, „was will die dumme Noth von mir, wer iſt denn glücklich außer dem Künſtler, der auf ſeine Sehnſucht, ſeine Träume angewieſen iſt.“ (O ſchönes Blütenalter der Jugend, jetzt bin ich ganz und gar dem Leben verfallen!) —

„Nein! Mutter," fuhr ich fort, „Du irrſt Dich in Deinem Sohn. Ich gedachte Dich zu tröſten. — Allein der Unglückliche glaubt, er ſei ganz allein unglücklich; er bedenkt nicht, wie in einem civiliſirten Staat, wo Jeder über die rohe Gefahr hin geſichert iſt, Jeglicher auch ſein Päckchen Unglück dafür trägt und tragen muß. Und iſt es nicht ein Troſt für uns, daß wir einander haben, daß Du mich haſt; welch ein Reichthum könnte Dir den Schmerz vergüten, den mein Tod Dir verurſachen würde!"

Meine Mutter brach in lautes Weinen aus, und es dauerte lange, ehe ſie ihre Thränen ſtillte; ich aber ſaß wieder an dem Clavier, fühlte mich wunderbar erhoben und hatte wieder einen der reichen Augenblicke, wo Melodien und Ideen in ganzer Fülle uns zuſtrömen.

Und ſiehe, während ich mit raſchen Händen eine Bravourarie der Fortuna aufzeichnete, ſchwebte ſie ſelbſt dicht an mir vorüber, um zu meinem Verdruſſe bei einem Nachbar einzukehren. Eine Equipage fuhr vor. Neugierig eilte meine Mutter ans Fenſter, denn in unſerem jetzigen kleinen Hauſe war dies ein ungewöhnliches Ereigniß. Mein Onkel, meine Tante und Couſine Leonore ſtiegen aus; ſie waren prächtig gekleidet, und Heiterkeit und Glück ſtrahlten aus ihren Blicken.

Nachdem die erſten Begrüßungen gewechſelt waren, ſie auch Platz genommen, erklärten ſie den Zweck ihres Beſuches. — Wirklich war ihnen ein ebenſo großes, als unverhofftes Glück widerfahren. — Sie hatten nicht weniger als 15,000 Thaler in der Klaſſenlotterie gewonnen, und wo konnte ihnen dies glänzende Ereigniß wunderbarer erſcheinen, als unter den nächſten Verwandten, mit denen ſie ſtets auf gleichem Fuße gelebt, und die jetzt aus der eigenen bedrängten Lage recht ſehnſüchtig und neidiſch auf die Glücklichen ſchauten.

Meine Mutter betheuerte aufrichtigen Herzens ihre Theilnahme; „denn," ſagte ſie, „jetzt haben wir doch eine Ausſicht für unſere Kinder, die lange genug gewartet." Sie meinte mich und Leonoren. — Mein Vater war nicht daheim; ich aber ſah bang und zu Boden gedrückt auf Couſine Leonore, die in ihren ſchönen Kleidern recht lieblich ausſah. Ich fühlte in dieſem Augenblick, daß ſie für mich verloren ſei; ihr Beſuch dünkte mir der Abſchiedsbeſuch meines Jugendglückes; die glänzenden Träume alle überreichten mir eine Karte pour prendre congé! — Ich hatte noch nicht gedacht, daß ein ſolcher Augenblick je eintreten könnte.

War es vielleicht der Neid, der mich empfinden lehrte? — Mein Onkel nahm ſehr vornehm das Wort:

„Wie geht es Dir denn, Julius, verdienst Du ſchon etwas mehr!“

Dieſe Frage empörte mich, und ich fühlte mich gedemüthigt vor der erſt ſeit geſtern reichgewordenen Geliebten; ich deutete indeß auf mein Manuſcript und ſagte: „Dies wird ſchon helfen.“

Mein Onkel — er war die Herzensgüte ſelbſt, und als er noch Geld hatte, gab er jedem Bettler Almoſen, ſpendete reichlich bei jeder Collecte, ſtiftete Ehen und übte ſonſt allerlei Zeitvertreib um einen Gotteslohn. — Mein Onkel ſchüttelte den Kopf: „Die Welt kennt mich und weiß, daß ich es mit allen Menſchen gut meine, aber Du, lieber Neffe, machſt mir Kummer, da doch unſere Familie ſonſt von gutem Schlage iſt. — Du biſt und bleibſt unter uns der einzige Egoiſt, der gefliſſentlich die heiligſten Pflichten verkennt, die er gegen Eltern hat. Den Deinen geht es nicht zum Beſten; Du haſt für ſie zu ſorgen, aber treibſt brodloſe Künſte, die einem reichen Manne wohl anſtehen, nicht aber dem Sohne, der die Noth ſeiner Eltern ſtets vor Augen hat.“

So ſprach der herzensgute Mann zu mir in Gegenwart meiner Mutter, deren Augapfel ich war, und ich ſchwieg. Charaktere wie ich, haben nicht zu reden Muth, wenn etwas auf dem Spiele ſteht;

allein ich winkte Leonoren, und ſie folgte mir in ein Nebenzimmer.

„Ich wünſche Dir Glück," begann ich zu ihr, „Du biſt zwar nicht reich geworden, aber doch zu Gelde gekommen. Wie es ſcheint, haben aber die 15,000 Thlr. eine unüberſteigbare Scheidewand zwiſchen uns errichtet, an der nicht einmal ein Ritzchen uns erlaubt, wie Pyramus und Thisbe miteinander zu ſchwatzen."

Statt aller Antwort fiel ſie mir um den Hals. „So ſeid Ihr Männer," rief ſie, „gleich mit dem Argwohn bei der Hand, und doch ſind wir Weiber von der Natur zur Treue beſtimmt. — Denn geſetzt, ich ließe mir einfallen, zu handeln wie Du denkſt, da man weiß, wie unzertrennlich wir waren, da unſer inniges Verhältniß kein Geheimniß iſt, würde mich ein ſolches Benehmen vor aller Welt beſchimpfen. — Geſetzt aber, Du hätteſt in der Lotterie gewonnen, und es fiele Dir ein, mich ſitzen zu laſſen, ſo würdeſt Du das für einen liebenswürdigen Flatterſinn ausgeben, und man würde es dafür halten; Du würdeſt Dich auf meine Koſten luſtig machen und alle Welt würde mit Dir über mich lachen. — Iſt es nicht ſo? Komm, ſei wieder Mann! bedenke, wenn Deine Oper Glück macht, erhältſt Du ein Mädchen mit Geld, biſt auch ein Freier, den man nicht abweiſt. — Auf mich kannſt

Du, denke ich, bauen. — Ich würde ſchon deshalb keinen Anderen als einen Künſtler nehmen, weil ich des bunten fröhlichen Lebens einmal gewohnt bin und es liebe.“

Wir plauderten noch lange miteinander und ſchufen uns tauſend goldene Hoffnungen, bis man ſie abrief, denn ihre Eltern wollten weiter fahren. —

Sie hatten uns verlaſſen, und meine Mutter ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Schon wieder, mein unglücklicher Sohn, biſt Du um ein Glück ärmer, nimm es Dir nur diesmal nicht zu Herzen; es iſt mir doch lieb, daß Du leichtſinnig biſt.“ Ich horchte hoch auf: „Sprichſt Du von Leonoren?“

„Haſt Du nicht gemerkt, weshalb Dein Onkel ſo boshaft war?“

„Auf den Onkel kommt nichts an.“

„Aber auf die Tante. Sie hat ſich ſehr entſchieden geäußert, Du möchteſt Dich nach einem ſichern Broterwerb umſehen, denn einem Künſtler, und wäre es Roſſini ſelbſt, würde ſie nimmermehr ihre Tochter geben.“

„Aber ich habe mit Leonoren geſprochen und hier meine Oper! — Mutter! laß uns nur drei Monate älter ſein, und wir werden ſehen, ob ſie dann noch reden wie heute.“

„Ach, Julius, Julius!“ ſeufzte ſie: „Du biſt immer zu klug und nie klug genug.“ —

Ich aber ließ mich nicht irren. — Der Jüngling, der Liebende, der Künſtler glaubt gern, und ich war alles Drei. — Meine Geliebte aber hatte zwei neue Reize für mich: ſie hatte ſich treu erwieſen und hatte Geld.

Unermüdlich arbeitete ich jetzt an meiner Oper, obſchon mit ungünſtigem Erfolg. Was mir heute gelang, gefiel mir morgen ſchon nicht mehr, und nichts dünkte mir außerordentlich und bedeutend genug. So verſtrich ein Tag, eine Woche nach der andern, und ich gönnte mir kaum Zeit zu ſchlafen und Nahrung zu mir zu nehmen. —

Vater und Mutter drangen in mich, einen Beſuch bei Leonorens Eltern abzuſtatten, ich aber war gebannt an meine widerſpenſtige Arbeit.

Sie ſahen ſie indeſſen öfters und verſicherten ſtets, daß man ſie überaus artig empfangen habe; von mir jedoch nie die Rede geweſen.

Ich dachte nur an meine Oper und ſprach: „Es muß dennoch gelingen!“

Endlich war ſie vollendet und übertraf, was ich früher irgend geſchaffen, oder gedacht. — Jetzt eilte ich Leonoren zu beſuchen; ich traf ſie nicht daheim. Am folgenden und dritten Tage ging es mir nicht beſſer. „Sie laſſen ſich verleugnen,“ ſagten meine Eltern; was aber kümmerte das mich, denn der Buchbinder brachte mir die elegantgebun-

dene Partitur meiner Oper! — Nun hatte ich mein Glück in Händen!

Am folgenden Tage lief ein Brief an mich ein. Er war von Leonoren. Sie ſchrieb:

Guter Julius!

Für meine heiligſten Pflichten erachte ich diejenigen, die ich gegen meine Eltern habe — Nicht wahr, ſo könnte ich beginnen? allein was hilft's, mit ſchönen Worten ſich cajoliren? Das Leben iſt garſtig und will uns eben ſo garſtig haben, als es ſelbſt iſt. —

Mit kurzen dürren Worten alſo: Mein Vater ſagt, es ſei der ausdrückliche Wille meiner Mutter, — oder, was viel mehr noch ſagen will, meine Mutter ſagt, es ſei der ausdrückliche Wille meines Vaters — und Du weißt, wie gefährlich dieſe Sprache iſt — daß ich vorläufig nicht mehr muſiciren, nicht mehr öffentlich auftreten, ſondern die Gattin eines dreifachen Hauseigenthümers werden, ihm die Wirthſchaft führen, Kinder gebären und mit meinen Talenten und ſonſtigen liebenswürdigen Eigenſchaften frohe Stunden machen ſoll, wofür er mich reichlich und anſtändig verſorgen wird. — Was beginne ich armes Mädchen, die ſich mehr Kraft zutraute, als ſie beſitzt! Ich ſtehe in der Gewalt

meiner Eltern, habe es weder an üblichen Thränen, noch Bitten und Beſchwörungen fehlen laſſen; allein meine Mutter ermüdet mich, indem ſie ewig wiederholt: Dein Vater will es, und mein Vater iſt längſt ſchon ermüdet und eingeſchlafen und träumt nun wirklich, daß er etwas will. — Ich ſtelle Vergleichungen an zwiſchen meinem Prätendenten und Dir, die zu Deinem Vortheil ausfallen. Du biſt hübſch; ihn, ſollte ich mich jemals in ihn verlieben müſſen, würde ich immer kaum erträglich finden; Du biſt jung, er ein Vierziger; Du biſt talentvoll, Er: — ein Philiſter! ein elender Philiſter! O Julius! Du verachteſt die Philiſter nur, fühlſt Dich groß ihnen gegenüber. Du biſt kein Mädchen! Dich blickt der Philiſter nicht an mit funkelnden verliebten Augen! — Und ich ſoll ihn wieder lieben! — Ich verachte mich! — Ich erröthete vor meinen Eltern, ſelbſt wenn er mir die Cour macht; aber er hat drei große Häuſer und das iſt keine Geſchmacksſache. — Was alſo ſoll ich beginnen? Es bleiben mir freilich zwei Wege; z. B. könnte ich mich todtgrämen: aber ich bin keine Julia, und, aufrichtig geſagt, mein Julius, ein Romeo biſt Du auch nicht. — Ich habe ernſtlich darauf gedacht, zu ſterben! — Für Dich zu ſterben,

aber ſiehe da, ich fürchte mich vor dem Tode und finde doch das Leben garſtig, was viel ſagen will für ein Mädchen, und ich darf wohl ſagen — für ein hübſches Mädchen! — Ich muß alſo ohne Dich leben, und Du wirſt auch ohne mich leben können. Nicht wahr? — Ja was noch mehr iſt: mit einander können wir nicht leben, denn woher wollen wir eſſen, trinken, wohnen, uns kleiden und was dergleichen Hauptmotive mehr ſind? — Du haſt mir oft erklärt, was in der Poeſie tragiſche Liebe iſt. — Die unſrige iſt alſo keine tragiſche. — Ein zweiter Ausweg wäre: Ich ließe mich von Dir entführen; allein denke Dir einen Roman mit zwei Hauptcharakteren wie wir Beide, in derſelben Situation, und ſie entführen ſich; — das Staunen der Eltern, — die Reden der Stadt, — das Lachen des Drei-Häuſer-Mannes! — Lieber Julius, möchteſt Du den Roman ſchreiben? — Soll ich aber ſpielen, was Du nicht einmal ſchreiben magſt? — Nenne mich nicht leichtſinnig; ach Gott, könnte ich doch leichtſinnig ſein! Es iſt der Fluch der Zeit, daß wir ſolide ſein müſſen ſammt und ſonders. — Ich will einmal ſolide denken. — Mein Vater hat jetzt 15,000 Thaler, davon er mir 5,000 abgeben will; wie lange wird er

15,000 Thaler haben, wie lange mir 5,000 abgeben können? Er fängt schon wieder sehr an viel zu gebrauchen, und meine Mutter auch. Obendrein aber ein Drei-Häuser-Mann! Julius, es giebt doch eine tragische Nothwendigkeit. — Ferner zähle ich zwanzig Jahre, Du erst zweiundzwanzig, bist in zehn Jahren ein Mann, wenn ich schon eine alte Jungfer über und über heiße. Ich will Deine Gesinnungen nicht in Zweifel ziehen; indeß man kann sich ändern. Ich z. B. denke seit kurzem sehr garstig; aber ich will auch an eine Aenderung Deinerseits nicht glauben. Nur um Lebens und Sterbens willen versprich mir, daß, sollte ich eine alte Jungfer werden, Du es nicht bemerken wirst; daß Du nie aus Gnade und Barmherzigkeit, noch aus Rechtlichkeit (Dein gegebenes Wort zu halten) sondern aus echter Liebe zu mir fortfahren wirst, meine Hand zu begehren. Kannst Du das, — so erlaube ich Dir, diesen Brief an den Drei-Häuser-Mann zu senden, und dann ist's wohl aus mit ihm. Das wird er sich hoffentlich nicht gefallen lassen, obgleich ich ihn daran gewöhnt habe, viel geduldig einzustecken. Kannst Du es nicht, so sende mir diesen Brief zurück, der in Deinen Händen auch nicht bleiben darf; vergieb mir und sei nach wie

vor mein Jugendfreund. Ich habe nie inniger wie jetzt gefühlt, wie und warum ich Dir gut bin und bleibe. Unſere glücklichſte Zeit haben wir mit einander verlebt. So glücklich werden wir nie wieder und ich könnte das mit keinem Andern, Du mit keiner Andern erleben."

Meine Eltern fragten beſorgt, was mir fehle. Der Brief hatte mich entſeelt. „Nichts! dies Schreiben will gleich beantwortet ſein." Und ich ging und ſchrieb auf der Stelle, ohne mehr als die Worte geleſen, ohne Zeit und Ruhe gehabt zu haben, den Sinn zu erfaſſen:

Reizende Couſine!

Des Weibes Tugend iſt Sinn für Häuslichkeit. Dein Prätendent hat drei Häuſer, drum Glück zu! Ich freue mich, daß Du ſo groß von Dir denkſt und Dich wenigſtens für einen Spottpreis nicht verſchenkſt, Deinen Brief ſende ich dem Drei-Häuſer-Mann nicht, denn was der Himmel fügt, der Dir 15,000 Thaler beſcheert, ſoll der Menſch nicht trennen. — Dir ſende ich ihn noch weniger, denn bei einem Mädchen, das leichtſinnig genug war, ſolchen Brief zu ſchreiben, wäre er ſchlecht aufgehoben. Für die angebotene Freundſchaft danke ich, nicht weil ich ein Koſtverächter bin, aber Du biſt meine Couſine. —

So dachte ich meiner Rache genügt zu haben, nahm noch einmal Leonorens Brief vor, um ihn Punkt für Punkt mit meinem Antwortschreiben zu vergleichen. — O Himmel, jetzt erst konnte ich den Sinn verstehn und die furchtbare Wahrheit in ihm!

So spricht eine Seele, ermüdet im Kampfe mit dem Leben; und ihre Gleichgültigkeit war verzeihlich. Sie hatte wacker widerstanden, und auf Anstrengung folgt Abspannung: Ein schwaches, hülfsbedürftiges Weib erregt unsere Theilnahme. Leonore fühlte sich schwach, unglücklich! Durch den Brief hatte sie ihr Geschick in meine Hand gelegt. — Aber war ich der Mann, der der ohnmächtigen Geliebten jetzt Beistand leisten konnte? — —

Das ist die Geschichte einer Jugendliebe heut zu Tage! — Auf dem Flügel lag meine elegant gebundene Oper; um mich zu zerstreuen, schlug ich sie auf und las darin. Das hatte noch gefehlt, mich vollends trostlos zu machen; wie schal, elend, erbärmlich, abgeschmackt, matt dünkten mich gerade die Stellen, welche ich für die nachdenklichsten und tiefsten gehalten. Der Brief meiner Leonore beschämte die ganze Goldoper. — Eine Zeile desselben enthielt mehr Schmerz, als die Summe meiner ganzen Composition. — Dort

war Wahrheit und Natur; ich hatte mit Empfindungen und Effecten ein leeres Spiel getrieben. — Mein Entschluß war gefaßt! — Entsagen! —

Ich ging zu Leonoren. — Heut wurde ich nicht abgewiesen und traf sie allein in ihrem Zimmer. Sie schien mich erwartet zu haben, trug ein verführerisches Negligee und, was sie noch reizender machte, war ihr blasses Gesicht und ihre nassen Augen.

„Hier ist Dein Brief wieder, Leonore," begann ich, „glaube aber nicht, daß ich schmerzlos auf Dich verzichte. Willst Du mir eine harte Beleidigung vergeben, so kann ich meinen Schmerz Dir beweisen durch diesen Brief, den ich widerrufe, bevor Du ihn gelesen." —

Sie las und fing bitterlich an zu weinen. „So wollen wir also werden wie alle andere Menschen?" fragte sie schmerzhaft. —

„Wir sind nicht Romeo und Julia," war meine Antwort. „Liebe Leonore! Du hast mir einen musterhaften Brief geschrieben, der eine tiefe Weltansicht ausspricht, — freilich streng lyrisch, — dafür bist Du ein Frauenzimmer. Ich hab Dir wie ein wüthender Musiker geantwortet, allein das gilt nichts; jetzt bin ich hier als ein vernünftiger Mann, Dir Rede zu stehen. —

Das Leben, mein Mädchen, ist eine ideale Hungersnoth; wir müssen es einer Mutter vergeben, wenn sie im Wahnsinn des Heißhungers ihr Kind verzehrt. — Gelinder freilich ist der Wahnsinn der Nahrungssorge; aber dennoch gilt der Selbsterhaltungstrieb, und der Vater stößt den Sohn, der Bräutigam die Geliebte vom rettenden Brettchen, nur um leichter oben auf zu schwimmen auf dem allgemeinen Sorgenmeer. — Unsere Jugend gehört der Schule an, unsere Freuden der guten Gesellschaft; unsere Reife sei der Arbeit gewidmet, unser Denken geht auf Industrie, unser Gefühl ist Sorge: folglich muß die Liebe ein Diskonto-Exempel sein. — Daher ist unsere Liebesgeschichte so lumpig. Wir haben kein Geld! das ist das unübersteigbare Hinderniß. — Drum heirathe Deinen Drei-Häuser-Mann. Wir haben uns von Kindheit an geliebt, Du aber bist früher reif, drum heirathe Deinen Vierziger! — Es ist eine tragische Nothwendigkeit. Ich höhne nicht! ich bin zu gutmüthig dazu; und Dich zu verhöhnen, armes Mädchen, wäre grausam; drum führe die Wirthschaft und säuge Kinder, ich meines Theils will arbeiten, und Brod verdienen! Es giebt ja einen Trost für alle Uebel. Nicht die Philosophie, für die Verliebte blind sind: — die Religion! Nur weiß ich nicht, welchen Trost die Religion dem

verheißt, der mit Talent begabt, zeitlebens die Rolle eines Lumps ſpielen ſoll! —

Leonore ſtürzte mir an die Bruſt, ihre Arme umſchlangen mich, als wollten ſie mich nie wieder laſſen, ihr glühender Mund brannte auf meinen Lippen. — Auch mich erfaßte der Wolluſtrauſch, aber nur einen Augenblick; im folgenden ſchämte ich mich der Regung. — Ihr Zimmer war entlegen, leicht wäre ſie mein geworden, aber das Scherzen mit dem Leben war mir vergangen.

„Leonore!" ſprach ich leiſe, aber mit Nachdruck, „wir brauchen nicht ſchlecht zu ſein, das ſteht in unſerm Willen." Sie ließ mich, wandte den Rücken, ſank auf die Knie; dann auf den Boden, und weinte laut und heftig. —

Am Abend ſaß ich mit meinen Eltern um den runden Tiſch, der heut mit allerlei Leckereien und einer Flaſche alten Wein beſetzt war.

„Was bedeutet aber dieſe Verſchwendung; haſt Du Dein Geld, um es zu verpraſſen?" fragten ſie unwillig. Aber es war einmal bezahlt, und ſie ließen ſich bereden zuzugreifen. Bevor dies geſchah, nahm ich noch einmal das Wort:

„Beſte Eltern! ich feiere heut ein Feſt, ein trauriges Feſt, aber ich fühle mich dennoch erhoben, — ein Feſt der Entſagung, ich will verzichten auf alles Schöne, alle Hochgefühle, kann

aber nur mit Hochgefühlen den Hochgefühlen Lebewohl ſagen und das Schöne liebend das Schöne verabſchieden. Daher meine feierliche Stimmung, daher dieſe Anſtalten. Wollt Ihr ſie thöricht nennen, immerhin! thöricht iſt alles Menſchenthun, thöricht ſelbſt die Feier religiöſer Ereigniſſe; und ſoll gleich das heutige Feſt mir eine dauernde Erinnerung ſein, mir ſchwere Pflichten auflegen, man kann dennoch thöricht nennen, daß ich Geld verſchwende.

Ich will Euch ein Mährchen erzählen: In Prag lebte eine ſchöne und vornehme Dame in aller Ueppigkeit der Schönheit und des Reichthums. — Man wußte nicht, wer ſie war, noch woher ſie den gewaltigen Aufwand beſtritt, weil ſie bei dortigen Kaufleuten und Geldwechslern niemals Summen erhob. — Auf ihren prächtigen Feſten ließen ſich Virtuoſen hören, welche die Erſten der Welt zu ſein ſchienen, die aber Niemand kannte. Ebenſo war es mit den Tänzern und Schauſpielern. — Weil aber die ſchöne Dame gern Gäſte bei ſich ſah und ihre Bewirthung und Feſte alles Erdenkliche übertraf, beläſtigte man ſie nicht mit Erkundigungen. —

Eines Tages löſ'te ſie das Räthſel; wieder hatte ſie zahlreiche Gäſte zu einem Banquet verſammelt, was an Glanz, Pracht und geſchmack-

vollen Ueberraſchungen alle früheren übertraf, als ſie plötzlich gegen Mitternacht ſich erhebt, die Melodien zu ſchweigen, die Tänzer und Diener ſich zu entfernen befiehlt und zu ihren erſtaunten Gäſten alſo ſpricht: — „Meine Lieben! wir ſehen uns heute zum letzten Male, die Zeit meines Lebens und meiner Erdenfreuden iſt hin; wißt aber, daß ich ein ſolches Gelüſte darnach trug, daß ich Leib und Seele dem Böſen übergab, damit er drei Jahre lang alle Füllhörner des Genuſſes über mich ausleere. — Mit der Mitternacht iſt die Friſt verſtrichen.“ Sie ſchwieg und ſtand da im vollen Glanz ihrer Schönheit, die mächtig-rührender niemals erſchienen war. Die Glocke ſchlug zwölf und alle Gäſte ſtießen einen Schrei der Angſt und des Entſetzens aus. Vor der Thüre aber hielt eine ſchwarze Kutſche mit ſechs ſchwarzen Pferden beſpannt. Die Diener öffneten den Schlag und eine hohe Geſtalt, ebenfalls ganz ſchwarz gekleidet, ſtieg aus. — Noch einmal nahm die ſchöne Dame Abſchied von ihren Gäſten, tröſtete jeden Einzelnen über ihr Schickſal, warnte ihn vor einer ähnlichen Zukunft, dann ſagte ſie: „Das Entſetzen der Hölle beſteht darin, daß wir uns ſelbſt nicht lieben können; Das macht ihre Qualen unerträglich.“ Da öffnete ſich die Thür des hellen Saales, die ſchwarze Geſtalt trat ein und blieb ſich verbeugend

an der Schwelle ſtehen. Die ſchöne Frau nah
ſich ihr, reichte ihr die Hand, und verließ d
Saal. Man ſah ſie die ſchwarze Kutſche beſteige
den finſtern Begleiter ihr folgen und im Nu jagt
die ſchwarzen Roſſe davon.

Mir iſt vielleicht zu Muthe, wie jener ſchön
Frau in der Mitternachtsſtunde, und ich habe e
Abſchiedswort zu ſprechen, gleich dem ihrigen, al
minder gottlos! Ich habe Leonoren heut geſpr
chen. Sie hätte ohne meine Einwilligung de
Zorn ihrer Eltern getrotzt; aber ich gab ſie ihr u
ermahnte ſie zum Gehorſam. — Denn w
vermag ich? Mein Talent iſt arm; es ernäh
kaum mich; nun habe ich Eltern; ich hoffe i
Alter dereinſt zu erleichtern; aber auch eine Gatt
ſoll ich erhalten? Das darf ich nicht hoffen; a
beiten will ich als guter Sohn, nicht als zärtlich
Gatte.

Ich habe niemals große Anſprüche an d
Leben gemacht; nur von Kindheit an war ich g
wöhnt, die Menſchen durch etwas Ungemeines u
Ungewöhnliches zu erfreuen. Die Zeit iſt hin, i
kann nicht mehr erfreuen. Die Welt will nich
mehr von mir wiſſen. — Mein Genie iſt ke
rieſiges; hat auch die göttliche Urkraft nich
allen Zorn und Wettern Hohn zu ſprechen. E
iſt eine zarte beſcheidene Blume, dem Epheu gleic

der an einer Stütze rankt; nun aber fehlt ihr die Stütze, und Wind und Wetter stürmen auf sie los! —

Vielleicht verstehe ich die Kunst, mit Anmuth sinnlich zu scherzen. Das aber erträgt die Welt nicht mehr; soll ich nun den Rossini's und Auber's nachahmen. Denn die heutige Kunst muß ein Charlatan sein oder ein heiliger Prophet!

O daß ich der Kunsterlöser auserkoren wäre, der die Tische der Wucherer und Wechsler umstößt und aus dem Heiligthum sie jagt — der bin ich nicht! Drum will ich eine Zahl sein auf der Lebensliste, will arbeiten. Und dieser Entschluß verdiente den Namen eines Opfers nicht, könnte ich nur ferner noch mich lieben, denn wer kann sich lieben, der sein Individuellstes opfert. Ja! ich fühle es, daß ich etwas Eigenthümliches habe, weil ich mit so großem Schmerz es hingebe. — Unsere modernen Politiker und Publicisten sagen ja auch; die Zeit will nicht mehr individualisiren! — hahaha!! — Und statt zu ringen und zu streben, werde ich gemächlich arbeitend, in den Tag hineinleben!

Wohlan! Es lebe die heutige Zeit und ihre Sittenlehre! — So lebt denn wohl, ihr Wunderklänge, die ihr aus einer bessern Welt herübertönt, du Seelensprache, die den Reichthum von Lust und

Schmerzen, Hochgefühlen und Hohn aller Sterbli
Brüste umfaßt und ihnen einflößt. Lebewohl, u
was von Deinem Reichthum in dieſem Hirn u
Ohre ſteckt, verdorre in ſeinem Quell. Hier entſa
ich jedem ſchönen Traume, verfluche jede Hoffnu
auf eine beſſere Zeit; und die entfernteſte Ausſi
darauf will ich als eine verführeriſche Lockung v
mir ſcheuchen. — Leb wohl, mein Jugendglück! –
und hiermit warf ich meine Partitur in die Flam
des Kamins, die hungrig ihre Blätter leckte. Z
meinen erſchrockenen Eltern ſagte ich: — Geſegne
Mahlzeit! — Von jener Zeit an trachtete i
die Möglichkeit von Stunden zu erhalten, u
Gott ſei Dank ich lebe mit meinen Elter
„Und Leonore?“ fragte der Journaliſt.

Der Muſiker drückte ſich eine Thräne aus d
Augen: „Leonore,“ ſprach er, „lebt und hat vi
Kinder; — ſie denkt gern an ihre Jugend zurü
giebt wöchentlich einmal eine muſikaliſche Soiré
übt viel und iſt ein ſogenanntes muſikaliſches Un
geheuer. Sitzt ſie einmal bei der Harfe, ſo iſt ſ
nicht von ihr zu trennen, kümmert ſich nicht u
die Langeweile, die ſich deutlich genug ausdrück
noch um die Nachreden, die laut genug erſchalle
Iſt klug genug, ſelbſt einzuſehen, wie unausſtehli
ihre muſikaliſche Aufdringlichkeit iſt, und kann ei
mal nicht anders.“ —

„Und Du haſt ſie auf dem Gewiſſen!“ rief der feurige Schauſpieler. — „Dieſe ſchöne Seele! — Deine Schuld iſt, daß ſie ſich in Gemeinheit und Alltäglichkeit verſtrickt, verpuppt und verunſtaltet hat.“

„Wie das?“ fragte Jener erſchrocken.

„Du fragſt? Weiter kann ein Weib nicht gehen als Leonore, indem ſie Dir den Brief ſchrieb und Dir die Erlaubniß ertheilte ihn dem Drei-Häuſer-Mann zu ſenden. Da war es Deine Sache, kräftig um Liebe und Leben zu ringen und zu wetten; nicht aber feigerweiſe zu fragen: Welch einen Troſt gewährt die Religion: wenn das Schickſal uns die Rolle eines Lumpen auferlegt? Denn nicht das Schickſal, Du ſelbſt haſt für gut befunden, ſie zu ſpielen.“

„Und was hätteſt Du an meiner Stelle gethan?“

„Was ich für Conſtanze that! Vermögen, Eltern, Exiſtenz! — Alles gab ich leichtſinnig unnützerweiſe, raſchen Entſchluſſes ihr in Händen! — Warum verbranntest Du die Oper. Das war die Karte, die Du hätteſt beſetzen ſollen. Und geſetzt ſie wäre umgeſchlagen. Haſt Du nicht Muſik gelernt, warſt Du nicht Virtuoſe beim Himmel! Wäre mir im Leben ein Mädchen wie Leonore begegnet, ſo brav ſo verſtändig-redlich, ſo aufrichtig liebend, betteln wäre ich mit Geige und Harfe, an

ihrer Seite von Thür zu Thür gegangen. Schlech-
tere Muſiker wie Ihr, ſind nicht verhungert, und
Mancher der klein anfing, arbeitete ſich zu etwas
Großem empor. Wahrlich, den Brief, den ſie mir
geſchrieben, ich hätte ihn anders beantwortet. Ich
hätte geſagt: „Auf Dein gutes Herz, Deinen ge-
raden Sinn, auf meine Liebe, werden Jahre keinen
Einfluß haben.“ Du aber haſt nie geliebt, denn die
Ewigkeit der Liebe zu fühlen, vermochteſt Du nicht.“

Der Journaliſt nickte bedenklich, als gäbe er
dem heftigen Redner nicht Unrecht.

„Durfte ich meine Eltern im Stiche laſſen?“
rief der Muſiker. „Sollte ich Leonoren bei mir
alle Bequemlichkeiten entbehren laſſen, deren ſie
von Jugend auf gewohnt war. Sollte ich ſie
den Verfolgungen ihrer Eltern, den Läſterungen der
Baſen und Vettern Preis geben?“

„Sind das Motive, wenn Du liebſt?“
fragte der Schauſpieler.

„O! daß ich Euch früher gekannt,“ fuhr Jene
fort, „daß ich ſchon damals Euere freieren, großar-
tigeren Lebensanſichten angenommen hätte. —
Wer weiß, was geſchehen wäre. Jene Fratzen von
häuslichem Glücke, heiligen Kindespflichten, ſüßen
Familienbanden, die meine Kindheit ausfüllten,
hielten den jungen Geiſt in ſtarren Feſſeln. Ich
wagte ſie zu verhöhnen, nicht ſie zu zerreißen. —

„Wäre ich doch ein Tiſchlersſohn wie Du!“ wandte er ſich an den Schauſpieler; „zwar fehlt Deiner Jugend alle Pietät, und das taugt auch nicht. Ich aber habe mich meinen Eltern geopfert und finde keine Erhebung darin, und nirgend Troſt.“

„Genug der Klagen!“ rief der Journaliſt, „in denen Du Dir gefällſt, wie ein Weib. Es iſt an mir, eine Geſchichte zu erzählen, weil aber mein Leben an Abentheuern arm iſt, berichte ich Euch eine nicht unintereſſante Begebenheit, die einem meiner Freunde zugeſtoßen. Es iſt eine wahre Geſchichte, die ich „eine Novelle“ nenne, weil ich ſo eingeübt auf Novellen bin, daß unter meinen Händen Alles dieſen Charakter annimmt.“

Die Blondine.

Novelle.

Die Blondine und die Brünette sind verschiedene Naturen. Die Brünette ist unstreitig die poetischere; sie ist sentimental und leidenschaftlich, die Blondine naiv und zärtlich. Jene ist die weibliche Heroine, sie wird liebenswürdig, hinreißend, entzückend, verführerisch, so bald sie poetisch erweckt und angeregt, sobald bedeutende mächtige Verhältnisse große Entschlüsse, schöne Thaten von ihr fordern. — Hier hört die Blondine auf, liebenswürdig zu sein. — Diese schuld- und bewußtlosen schönen Kinder müssen eben so zart und keusch behandelt werden, als sie selbst sind. — Jede rauhe Berührung des Schicksals zerstört, verunstaltet sie. Zärtlichkeit und Naivheit sind Eigenschaften für's Haus und die Blondine ist das deutsche Weib. — Unsere Dichter loben die rothen Weine und die braunen Mäd-

chen, vielleicht weil beide in Deutschland seltener wachsen, vielleicht auch weil sie ihre eigenen Lieblingskinder in der Brünette wiederfinden: das zu allem Ungewöhnlichen fähige Weib. Die Franzosen loben die Blondine, vielleicht weil sie am liebenswürdigsten im Bette ist. Und Bonaparte sogar sagte seinem Kammerdiener eines Morgens: Constant, Du mußt Dir eine Deutsche heirathen. Es geht nichts drüber. Dieß war im Jahre 1810. —

Bertram war ein junger Autor, dessen satyrische Schriften anfingen Aufsehen zu machen. Er war nicht eigentlich Dichter. Er hatte ein zu weiches Herz, war zu hingerissen, um mit Phantasie und Besonnenheit bis zur Grenze des Möglichen, bis zum Gipfel menschlichen Schaffens sich zu erheben. Aber er verstand es, die Sitten der Menschen zu geißeln, und sie in ihrer Lebens-Aermlichkeit zu verhöhnen. Er liebte eine Blondine.

Pauline war die Tochter eines armen alten, mürrischen Goldschmidts, der kaum so viel erwarb, als er zu seinem Unterhalt bedurfte. Aber das schöne Kind sorgte für ihn, arbeitete unermüdlich Putz und Kleider, und verwendete den größten Theil des Gewinns zur Pflege ihres Vaters. Ihr Benehmen war fein und zierlich, wie ihr ganzes Wesen. Die Manieren und Sprache der reichen und

vornehmen Damen, für die sie arbeitete, hatte sie sich angeeignet als gebührten sie ihr. Bei ihren Kunden war sie beliebt, denn sie begehrte geringen Lohn, und war ein Genie in ihrem Fach. Was sie sah, konnte sie anfertigen, auch Geschmack hatte sie, erfand selbst, und berücksichtigte stets Gestalt und Wuchs der Dame, der ihre Arbeit bestimmt war. Was sie irgend machte, bedurfte auch nie einer Aenderung! —

Auf ihren Bräutigam war sie stolz, nicht weil er hübsch und geistreich, sondern weil er ein Gelehrter war. Das übertraf, wie es schien, alle Erwartungen, die das gute Kind sich von einem Bräutigam gemacht. — Auch manche vornehme und reiche junge Herren bestellten bei ihrem Vater Arbeiten, und gaben mehr als der Alte wollte, nur um das hübsche Goldschmidts-Töchterlein zu sehen und zu sprechen. Pauline war freundlich gegen Jeden; aber die Complimente, Zärtlichkeiten, Aufmerksamkeiten waren fruchtlos. „Er nimmt mich doch nicht!" war der Zauberspruch, der sie schützte, und deshalb liebte sie ihren Bertram so sehr, denn sie war überzeugt, daß er sie heirathen würde. — Und jetzt gar, wo seine Schriften anfingen Aufsehen zu erregen, sprach er von baldiger Erfüllung seines Versprechens. —

Eines Abends fand Bertram sie so reizend,

daß es ihm unmöglich dünkte, sich von dem schönen Kinde zu trennen. — Der alte Goldschmidt blickte schon finster und klagte über Müdigkeit; indeß ließ sich mit ihm reden. — Bertram fragte nur: „Ich tränke wohl gern ein Gläschen Punsch, eh ich nach Haus gehe.“ „Aber es ist so spät!“ wandte Pauline ein. — „Kind!“ bemerkte der Alte strenge, „nicht einmal das Deinem Freunde zu lieb zu thun, der Dir die Wünsche aus den Augen liest!“ Und Pauline legte still die Arbeit hin, und ging in die Küche; der Alte nahm Mantel und Mütze, um Rum, Zucker und Zitronen zu holen, wozu Bertram das Geld gab.

Er war noch nicht lange fort, so trat Pauline schon wieder ein. — Sie hatte ihre Hände auf dem Heerde nicht beschmutzt, trocknete sie dessenungeachtet an einem Tuche ab, und setzte sich wieder an die Arbeit. — Bertram sah ihr zu, da begann sie mit einem Male:

„Lieber! Mir haben diese Nacht drei Nummern geträumt: 13, 25, 38. Wollen wir sie setzen?“

„Das verlohnte sich des Geldes!“

„Statt Punsch zu trinken, könntest Du wohl in der Lotterie spielen!“

„Aber Pauline! so hast Du noch nie gesprochen. — Um den Punsch ist es mir ja nicht zu

thun, sondern um Deinen Vater bei Laune zu erhalten, damit ich noch ein Stündchen bei Dir bleiben kann."

„Aber wenn wir gewinnen, können wir uns ja heirathen und dann sind wir immer beisammen."

„Ja, Wenn! — Nun, Wenn gegen Wenn! Wenn irgend ein dickthuender Bäcker oder Brauer, oder ein schäbiger Filz, oder ein verdrüßlicher habsüchtiger Rentier, oder ein reicher Fabrikant, der das Leben seiner 1000 Arbeiter verpraßt, den Treffer hat? — Wie Viele verspielen, damit Einer gewinnt! Und mit dem Gelde trüge ich ja die Freude, bei Dir zu sein, hin. — Ach, wie viele paradiesische Freuden mögen so an ein elendes plumpes Glück geopfert werden, welches ein Dümmling, ein Elender, ein Lump, ein Egoist und Lasterhafter hat."

„Aber vor vier Wochen habe ich ja 20 Thaler gewonnen."

„Ich gäbe 40 Thaler darum, daß es nicht geschehen wäre. An Geld und Gewinnst hast Du nie gedacht."

„Wenn ich, statt mit meiner Freundin, mit Dir gespielt hätte, so würdest Du auch 20 Thaler gewonnen haben."

„Ich hätte sie nicht genommen!" rief Bertram in einem Anfall von Humor; „vom lieben

Gott nehme ich selbst Mißgeschick ergeben hin und bin glückselig, wenn ich weiß, er legt es mir auf, mich zu prüfen; er denkt an mich. — Aber in der Lotterie spielt man nicht mit dem lieben Gott, sondern mit dem Teufel! Und der Teufel muß nicht glauben, daß ich ein solcher Lump bin und mich durch 20 Thaler von ihm verlocken lasse."

„Aber Du kannst ja eine Terne von 10,000 Thalern gewinnen!" Die würde ich nehmen und sagen: „nun Teufel ärgere Dich, ich spiele nicht wieder!"

„Aber warum bringst Du mir Bücher, wo von Nummern und Gewinnst die Rede ist."

„Ich brächte Dir solche Bücher?"

„13, 25, 38. Ich denke wunder wie belesen Du bist!"

„Und wo ist das her?"

„Weißt Du nicht die Frau, die 13 rothe Hühner und 25 blaue Tauben hat, die zusammen 38 Eier legen, die dreizehn Krebse ißt, 38 Gläser Bier dazu trinkt und ihrem Mann 25 Perücken über einander aufsetzt."

„Ach, Tieck's „Jahrmarkt!" Wirklich, Du begreifst die Dichter auf ganz eigene Weise, und machst einen recht sonderlichen Gebrauch von ihren Werken, die Du in die Lotterie setzest: Nun, der arme Tieck! wie wird er sich ärgern, wenn wir

auf seine Novelle 10,000 Thaler gewinnen! Denn so viel hat er selbst diese Nummern gewinnen lassen, der gute Mann! Ich glaube, er bekommt nur 10,000 Thaler für seine sämmtlichen Werke letzter Hand, und Du weißt das aus einer einzigen Novelle von ihm zu schaffen. — Das gefällt mir; der Teufel ist malitiös gegen große Menschen. — Ich spiele mit Dir!"

„Jetzt bist Du recht liebenswürdig!" rief Pauline und klopfte vor Freude in die kleinen Hände. „Nicht wahr, wir werden gewinnen? denn die Hühner, Perücken, Eier und Krebse, kamen mir im Traume vor, und um sie nicht zu vergessen, schrieb' ich die Nummern mit Kreide an die Thür."

„Seit wann aber denkst Du so an Geld und Gewinnst?" fragte Bertram ernsthaft; „daß Du von Nummern träumst?"

„Siehst Du, wir zanken uns noch und dann kommen wir sicher heraus!" rief Pauline lebhaft. —

Der Vater kehrte jetzt heim, und Pauline eilte wieder in die Küche, um das Getränk zu bereiten. — Bald dampfte die kleine Bowle und die Gläser wurden gefüllt. — „Herr Bertram," begann der alte Goldschmidt, „wissen Sie vielleicht, was ein orientalischer Kiesel ist? Man hat kürzlich in meiner Werkstatt darnach gefragt." Bertram

antwortete: „Welch 'ein Pariser Professor dies Produkt erfunden, weiß ich nicht. — Er gleicht vollkommen dem Diamant und wird aus einer orientalischen Erde bereitet. — Der orientalische Kiesel hält den Schlag auf dem Ambos aus und selbst das bewaffnete Auge erkennt keinen Unterschied, als höchstens auf dem Probierstein. — Durch diese orientalischen Kiesel soll eine Marquise unter Carl dem Zehnten zu einer Pension gekommen sein. Vergeblich hatte sie schon ein Jahr lang antichambrirt; da faßte sie einen raschen Entschluß, kaufte sich einen Demantschmuck für fünf Thaler, der aber mehrere Millionen an Werth schien; denn die orientalischen Kiesel kann man von beliebiger Größe machen. So geschmückt erschien sie unter den Supplikanten und machte natürlicher Weise Aufsehen. Es wurde dem Könige gemeldet, der, neugierig auf diese fürstlich geschmückte Dame, ihr sogleich Audienz gab und sie überreichte ihm die Bittschrift. „Wie, Madame?" fragte der König: „Sie begehren eine Pension von 1200 Franken und tragen ein todtes Kapital von mehreren Millionen in den Haaren?" „Sire," antwortete die Marquise, „die Steine verdienen den Blick eines so erhabnen Auges nicht. Sie sind falsch!" Darüber lachte der König, und wer einen König zum Lachen bringt, verdient doch mindestens

eine Pensien von 1200 Livres. Mich wundert nur, daß dieses untrügliche Mittel, durch orientalische Kiesel sich eine Pensien zu schaffen, nicht öfter benutzt wird!" —

Pauline hatte ihre Arbeit sinken lassen, um mit großen leuchtenden Augen zuzuhören. Bertram reichte ihr die Hand und betrachtete die ihrige mit all dem Entzücken, mit dem ein Liebhaber die schöne Hand eines schönen Mädchens betrachtet.

„Könnte ich diesen Finger doch mit einem Ringe von unbezahlbarem Werthe schmücken!" rief er aus. — „Aber," fügte er lächelnd hinzu, „ich würde Dir weißmachen, es sei ein orientalischer Kiesel." „Warum das!" — „Das geprüfte Auge deines Vaters würde dennoch hinter die Wahrheit kommen," fuhr Bertram fort. — „Die Juweliere würden Dir große Summen bieten und dann würde sich ausweisen, ob Du mich allem Reichthum vorzieheſt; denn eines Ringes, den ich Dir schenke, darfst Du Dich nicht entäußern, und würden Dir Millionen dafür geboten."

„Und hast Du mich in einem solchen Verdachte?"

„Nein! Aber wenn Du den Ring fein bewahreſt, so komme ich nach einiger Zeit wieder und sage: Paulinchen, ich bin nicht Bertram und auch kein armer Schriftsteller, sondern ich heiße

Fortunat, oder Oberon, oder bin ein orientalischer Zauberer oder Genius. — Und dann setzen wir uns in den goldenen von Adlern gezogenen Wagen und kutschiren über Rosenwolken nach unserm Demant-Pallast."

„Jetzt gewinnen wir sicherlich," rief Pauline vergnügt, „denn Du träumst wachend davon."

„Ich leugne nicht, daß ich wünsche, unvermuthet und plötzlich reich zu werden."

„Und was würdest Du beginnen? Ich bitte — erzähle mir!" und zärtlich lehnte sie sich an den Geliebten. Bertram mußte ihr Begehren erfüllen und begann:

„Ich wünsche nicht den orientalischen Mährchen-Reichthum, noch den phantastischen des Fortunats-Säcklein und nicht einmal eine prosaische Million. Das Alles dünkt mich plump, roh, beziehungslos auf Dich und mein und Dein Glück, und würde uns bald sättigen. — Also nur eine bürgerliche Rente von 5 bis 600 Thalern. — Und dann würde ich eines Morgens in einem Fiacker hier anfahren und Dich bitten, einzusteigen. — Nun führen wir nach einem hübschen anmuthig gelegenen Hause; nicht eben kostbar und prächtig, doch recht zierlich und behaglich eingerichtet. — Ich führte Dich aus einem geschmackvollen Zimmer in das andere, von einem Schrank zum andern,

die voll Linnen, Porzellan, Silberzeug wären und was zu einem soliden Hausstand gehört, und spräche: Pauline, das Alles ist Dein und wenn es Dich glücklich macht, so bin ich es noch viel mehr; und wenn Du mich liebst, so behaupte ich: wenigstens an mir geht das Sprichwort nicht in Erfüllung, daß auf Erden kein vollkommnes Glück blüht. — Sieh, das Gemüth eines Autors ist selten ein stilles. — Woher auch? Er lebt nicht bloß sein eigenes Leben; er fühlt mit allen Menschen, ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart, selbst die Möglichkeit ihrer Schicksale sind ihm Wirklichkeiten; ihre geträumten Leiden und Freuden, und Tausend verwegene und fromme Wünsche, bald sich, bald seine Zeit oder gar das Jenseits betreffend, lösen sich ab in seiner Brust, um ihn zu beunruhigen und wach zu halten. — Du aber bist stets klar und still und schön, innen wie außen. — Habe Geduld mit meinen Launen, wie Du sie mit denen Deines Vaters gehabt. — Wie schön und immer schöner Dich diese Demuth und Geduld macht, Du weißt es nicht! Aber es hat mir Herz und Sinne geraubt. — Sorge für mich so liebevoll, wie Du für Deinen alten Vater sorgtest, und ich verantworte es vor Gott und Menschen, daß ich Dich zum Weibe genommen. — Vor Gott, denn er kennt Dein Herz und es ist rein. —

Du bist nicht leidenschaftlich, Dich verletzt der leiseste Ungestüm, selbst von mir. — Du hegst nicht unerlaubte Wünsche; ich habe Dich und Deinen Fleiß oft bewundert. — Mich dünkt, es ist Dir nie eingefallen, Dich selbst mit den schönen Kleidern und den kostbaren Zeugen zu schmücken, und doch probirtest Du zuweilen ein Stück an und sahst Dich in dem Spiegel. Nach meinem Geschmack kleidete es kein Weib schöner als meine Pauline, am schönsten aber kleidet es Dich doch, wenn Du so rührend emsig daran arbeitest. — Vor Menschen will ich's um so eher verantworten, denn Du bist hübsch und machst meinem Geschmacke Ehre; Dein Betragen und Deine Art Dich auszudrücken, ist fein und gesittet. — Du hast im Umgange mit den Gebildeten Deines Geschlechts gelernt, Dich zu benehmen. Und hast vor ihnen die Bescheidenheit voraus. Dein Anstand ist ein natürlicher, jener ein gemachter. — Ja! ich bin glücklich, daß ein Wesen wie Du mich liebt, und kann die Welt Welt sein lassen, nur um meiner Kunst und Dir zu leben. Ihre Freuden und Zerstreuungen — Dir sind sie neu, Du hast noch wenig davon gekostet — ich schätze sie gering, — doch was Dich erfreut, werde ich mitgenießen. — Ich werde ein Kind sein, mit Dir, Du reizendes Kind, und Deine holde Freude wird mich mit freuen."

Hier unterbrach Pauline den Redner, indem sie mit Thränen an seine Brust sank. — „Ach! wie glücklich werden wir sein!" mehr konnte sie nicht sagen. Ihre Wange glühte, ihr Auge leuchtete in Thränen, Wehmuth hob ihren Busen. So liebend hingegeben hatte Bertram sie noch nie gesehen. — Denn ihre Wünsche alle nach Glanz und Reichthum waren angeregt, knüpften sich an den Geliebten und verklärten sie in Gefühlen, die ihr selbst ein Räthsel waren. — Bertram herzte und küßte sie und der Alte war im Sessel eingeschlafen. „Wie Schade!" begann Pauline wieder, „daß ich es weiß, wenn wir nun gewinnen, Du kannst mich nun nicht überraschen und mir all die schönen Dinge sagen!" — „Ach, hätten wir nur erst gewonnen, ich wollte Dir schon Alles wieder ausreden, um Dich dennoch zu überraschen."

„Wie das?"

„Ei, bin ich nicht Dichter, habe ich nicht die Gabe der Erfindung?" rief Bertram lachend. „Dich, gutes Kind, werde ich doch belügen können."

„Ich wette, es gelingt Dir nicht!"

„Ich möchte lieber wetten, wir gewinnen nicht, und möchte diese Wette verlieren." —

„O, pfui, daß Du zweifelst, böser Mensch! Du selbst hast gesagt, daß noch Niemand darauf gekommen ist, ein Dichterwerk in die Lotterie zu setzen.

Wart, ich will Dir nur gleich meinen Antheil geben.“

„Ich kann ja auslegen!“

„Nein! es hat mir so geträumt.“

Sie gab ihm das Geld, und Bertram trennte sich endlich von der Geliebten, trunkener als je von ihren Reizen und ihrem Wesen. — Ihm ahnte nicht, daß er die letzte glückliche Stunde mit ihr verplaudert. —

Ein wüster Traum hatte Bertram die ganze Nacht verfolgt. — Ihm träumte: Er selbst läge als Nummer in einem Glücksrade. — Es wurde gedreht, Anfangs langsam und die Nummern mischten sich, dann immer schneller. — Auch Pauline und der alte Goldschmidt waren Nummern und gesellten sich zu ihm. — Zuletzt ergriff sie das Rad mit solcher Schnelligkeit, daß sie am äußersten Rande bei einander blieben, während die übrigen lustig durch einander rannten und tanzten. — Er erwachte, und halb schlaftrunken glaubte er nie einen so geist- und beziehungsreichen Traum gehabt zu haben; denn wirklich fühlte er, daß sich sein Bett, das Zimmer, die ganze Welt drehte. Es war pechfinster in, wie um ihn, und nur der Gedanke: ich bin eine Nummer, schien ihm das einzige menschliche Bewußtsein und Licht. — „Ach,“ jammerte er, „morgen früh werde ich erwachen und

den ganzen Traum, den tiefsinnigsten, der je geträumt wurde, vergessen haben; wachend kommen mir solche Einfälle nicht. — In dieser Angst und Sorge und zwischen Schlaf und Wachen brachte er einige Stunden zu. — Endlich schlief er dennoch ein; und als er spät am andern Morgen erwachte, hatte er Kopfweh und Uebelkeit und ward inne, daß er sich nur mit den Dünsten schlechten Punsches gequält; das ärgerte ihn. —

„Bin ich berühmter Satyriker nicht die ärgste Satyre, die je auf einen Menschen gemacht wurde! Da träume ich einen alten Gedanken des Horaz. — Hätte ich je gedacht, daß sein „numeri sunt“ auf mich und meine Braut sammt Schwiegervater eine so absonderliche Anwendung finden würde, als hätte der alte Römer uns sämmtlich prophezeit? Und geschieht mir nicht recht? Ich bin verliebt? — Das ist zu entschuldigen. Warum aber bin ich ein so verliebter Narr, daß ich von den Träumen eines schuldlosen lieben Mädchens mich dermaßen irre machen lasse, um selbst in der Lotterie zu spielen und vom Lotto zu träumen, obendrein recht universell. — Gerechter Gott, wie viel Satyren habe ich gegen das Lotto geschrieben und jetzt muß ich selbst spielen! Ich muß! — Pauline hat mir das Geld dazu gegeben. Es wäre unredlich, es anders zu verwenden, und ich darf das Risiko nicht

übernehmen. — Wenn das ein Rezensent erfährt? Wahrlich, ich mache es meinen Feinden zu leicht! — So sprach er, und setzte sich an den Schreibtisch. — Ein Bund wohlgeschnittener Federn wurde gelöst, vom besten Velin bereit gelegt, die Tinte war schwarz und flüssig und nichts fehlte ihm als die Inspiration; aber der beste Wille dazu war vorhanden. Vielleicht hätte er sie ersetzt, wären nicht drei Freunde zu ihm in's Zimmer getreten, um ihn zu einer außerordentlichen Sitzung der „Freunde in der Noth" einzuladen. — So nannte sich eine Gesellschaft junger Schriftsteller, die ein Schutz- und Trutz-Bündniß geschlossen, um ihre ästhetischen Grundsätze und Meinungen geltend zu machen. —

„Die außerordentliche Sitzung" berichtete ihm einer der Freunde, „gilt der Aufnahme eines Fremden, des Dichters der neuen Tragödie, welche heut Abend aufgeführt wird. — Er war seit lange schon ein Anhänger unserer Ansichten und wir dürfen ihn nicht im Stich lassen."

Die Sitzung fand in einem Weinkeller statt, und die Danksagungsrede des neu angeworbenen Mitgliedes intressirte Bertram auf's Lebhafteste. — (In Stunden und an Tagen, wo die eigene Begeisterung versagt, ist man um so empfänglicher für fremde. —)

„Die Noth!“ sagte er unter Anderem. — „O es ist ein schlimmer Streich, den uns die Sprache spielt, weil sie die Noth zu einem Weibe macht. Personificirt sie einmal! — Etwa ein kümmerliches, dürres Mütterchen, mit zerlumpten Kleidern und versiegten Brüsten? — o pfui! und wiederum sagen wir Deutsche, das Weib und machen das Weib zur Sache. Ich sage also lieber der oder das Noth, denn Noth, mir ist sie, oder er oder es erschienen, nicht als Weib! — Ich hatte eben einen freundlichen, zierlichen, entzückenden Elfentraum gehabt. — Oberon und Titania hatten sich gezankt und vertragen und ich sah die schöne Mondnacht, in welcher alle Elfen und Elfinnen sich mühten, den poetischen Launen und Grillen ihrer Herrscher zu huldigen.

Oberon und Titania geriethen wirklich zuletzt in gute Laune, und Freunde, Ihr möget beurtheilen, wie was das Geisterkönigspaar erfreute, mich, den Sterblichen, ent- und verzückte. — Und siehe! gerade wie das Beste, kommen sollte — ich glaube es war ein Elfenfeuerwerk, ein ganz eigenthümliches, noch von keinem Sterblichen erschautes Mondschein-Meteor — rüttelt mich was am linken Bein. — Ich schaue nieder — und ein kleiner, bucklichter Zwerg hatte mich angefaßt. — Er trug eine Hanswurst-Jacke und hatte eine

Mütze auf, wie ein chinesischer Thurm, Dach über Dach, und jedes Dach mit vielen Spitzen und an jeder Spitze hing ein Glöckchen. — Er war früher ein gutmüthiger Elf gewesen, der sich nur einbildete, klüger zu sein als er war, er prophezeite aus der Hand. — Zu seinem Unglück hielt ihm die holde Titania ein Mal ihr Händchen hin und er guckte und guckte hinein und wollte etwas sagen und wußte nicht was und stammelte; Universum, Kosmus, Mundus, und hatte den Verstand ganz und gar verloren. — Der Elfenblödsinn reicht aber im Menschenleben immer noch als Verstand und Lebensklugheit aus und der Zwerg geht jetzt unter den Menschen herum, ist fett und groß geworden, hat derbe Knochen und behaarte Fäuste. Die Handwerker und die Altklugen verehren ihn als einen Gott, die aber nicht auf ihn hören, ärgert er durch seine Weissagungen, wie er mich denn an einen gewissen Weinhändler erinnerte, der für eine bedeutende Schuld bezahlt sein wollte, oder mich einsperren zu lassen drohte. — Während er mir noch seine Geschichte erzählte, hob sich eines der Glöckchen auf der chinesischen-Thurm-Mütze und fing an hell und laut zu schellen. „Guten Abend!“ sagte der oder das Noth; „dies Glöckchen gehört einem reisenden Engländer, der am Ufer des Orinoko jetzt sein Mittagsmahl im Freien hält.

Er wird mir gar zu übermüthig und ich muß ihm nur sagen, wie seine Braut von 20,000 Pfund Renten ihm untreu geworden, ehe er heimkehrt. — „Wer ist der Reisende?" fragte ich; „in der Zeitung war von ihm nicht die Rede." — Aber der häßliche Zwerg war verschwunden, bevor er mir die literarische Notiz gegeben. — Dieser oder dieses Noth — woher ich's weiß, kann ich nicht genau sagen — ist König des Zufalls. — Er gebietet den Kartenspielen, macht die Course der Staatspapiere steigen und fallen und herrscht über das Lotto. — Sein anderer Name ist Wirklichkeit. — Es ist schlimm, daß wir auch die Wirklichkeit sagen; der oder das Wirklichkeit mag wohl richtiger sein. — Personifizirt einmal die Wirklichkeit als Weib, mit allen Warzen, Muttermählern, Gebrechen, Anomalien und Abnormitäten. — Die Aufgabe aus dem Nicht-Idealen ein Ideal zu machen, halte ich für unmöglich; schwer ist sie jedenfalls. — Die Wirklichkeit feindet alles Schöne an; nur das Weib aus üppiger Lebenskraft ringt ihr seine Blüthe und Schönheit für wenige Jahre ab, aber die Wirklichkeit besiegt sie wieder, raubt ihr Zähne, Haare, macht sie alt, und ach! zerstört mit den Körperreizen nicht selten auch ihre Seele. —

Auch den Dichter feindet sie an, der aber ist berufen, sie zu besiegen. — Das Bild verwit-

tert, der Bau zerfällt, das Gedicht aber bleibt, mag selbst die Sprache untergehen. — Ja, Ihr Freunde in der Noth, böse Menschen werden behaupten, daß Jeder von uns Freunden an sich in Noth sei und in Nöthen stecke. Das aber begreifen sie nicht, daß wir Freunde in, durch und wider Noth und Wirklichkeit sind. — Noth ist Aerger und ärgern kann nur Wirklichkeit. — Im Elfen- und Geisterreich ist der Aerger unbekannt. — Wir hoffen nichts von der Wirklichkeit als Aerger, alle Freuden aber von uns selbst und von und durch einander! — Was ist Besitz? was Eigenthum! was Glück? Gehört der Pallast dem Großen und Reichen, der ihn bezahlt, und der nichts kann als darin wohnen, oder schlafen; oder dem Künstler, der ihn erbaut, und 1000 Meilen davon entfernt ist? Gehört das Buch dem, der sich's gekauft, oder dem, der daraus lernt und besser und edler wird? Der Besitzer eines kostbaren Bildes ist nur Herr des zufälligen Geldwerthes; wir Künstler aber haben alle europäischen Bildergallerien zum Eigenthum. — Als ich hier Eure Residenz betrat, den Ränzel auf den Schultern, sah ich unter dem schönen griechischen Thore die Sonne untergehn. Mich allein entzückte das naive Natur-Schauspiel, die eleganten Spaziergänger lustwandelten gleichgültig zum Thore hinaus. Mich be-

grüßte die Sonne, nicht eure Residenz. Sie hatte mich getreulich auf der Reise begleitet, nun ich an Ort und Stelle war, wünschte sie mir Glück und ging für Andere schlafen. Und ich gedachte des Regenbogens nach der Sündfluth, der Tausend antidiluvianischen Natur-Schönheiten und Meteore, die kein sterblich Auge gesehen. War ich nicht einer der verklärten Geister, die sie schauten, weil ich mir im Geiste diese Schönheiten ausmalte? — war meine Phantasie gleich bleich und farblos, wie erloschenes Gedächtniß. — Ja, Freunde, nur der Dichter existirt wahrhaft und Alles ist nur unsertwillen da. — Wir zehren von der Wirklichkeit, indem wir existiren, wir verarbeiten und objektiviren das Geschaute und ringen ihr eine neue Schöpfung ab, und endlich behaupten wir einen gewissen Egoismus immerdar, während die Wirklichkeit wie ohnmächtige Wellen des Meeres sich um uns hebet und senket.

Freunde! Wenn Jemand berechtigt ist, von Wirklichkeit zu reden, so bin ich's heut: Ich lasse ein Stück heut aufführen, d. h., ich bin im Begriff eine Poesie recht plump verwirklichen, von kunstlosen Schauspielern entstellen zu lassen und es einem unverständigen Publikum hinzugeben, das sich von seinen Handwerkern hat verdummen lassen. — Ich werde schlecht im Kampfe mit

der Wirklichkeit bestehen, sie hat ein zu mächtiges Bündniß mit dem Elenden heut geschlossen, aber gleichviel! Ich bleibe ich und — ich bitte, Freunde in der Noth, stimmt ein — ich fluche jeglicher Wirklichkeit, die ich nicht selbst als Dichter bin. — Sei sie ein schönes Mädchen, Wein, Reichthum: Fluch ihr! sie kann nur ärgern. — Jedes Gut, jede Kostbarkeit wird trivial, kann sie uns nicht mehr Gedanke bleiben, und Liebe und ihr Gegenstand sind zweierlei. — Es kommt auf Stimmungen an. — Was uns heut entzückt, verdrießt uns morgen, was den Hungernden reizt, ekelt den Satten an; der Wein, der uns jetzt begeistert, macht uns vielleicht diesen Nachmittag Kopfweh! Wohlan, Freunde in der Noth, auf Euer Wohl leere ich dies Glas, der Wirklichkeit diese Scherben!" Er zertrümmerte das Glas am Boden und die Freunde folgten dem Beispiel, und riefen Pereat! und priesen das neue würdige Mitglied laut und lebhaft.

Bertram sprang auf, das Wort Lotto vorhin hatte ihn an seinen Auftrag erinnert. — Er wollte rasch hingehen, die Nummern besetzen. — Aber man lachte und bedeutete ihm, daß das Büreau seit einer Stunde schon geschlossen, weil um ein Uhr (in der folgenden Stunde also) die Ziehung statt haben würde. — So bewandert

war der Verfaſſer der trefflichen Satyre wider Lottoſpiel! —

Am Abend thaten die Freunde in der Noth das Ihre und hielten das Stück. — Es war voll naiver Poeſie, aber keiner der Darſteller traf ſeine Rolle. — Sie hielten Reden, ſtatt von Situationen und Leidenſchaften ſich hinreißen zu laſſen. — Verſtimmt über das offenbar feindſelige Verhältniß der heutigen Zeit zur Poeſie, begab ſich Bertram nach dem Theater zu ſeiner Braut. — Das Zimmer war geſchmückt und hell. Freundlich hieß ihn der alte Goldſchmidt willkommen und Pauline, in ihrem weißen Sonntagskleide, eilte auf ihn zu, ſchloß ihn zart in ihre Arme und hauchte einen leiſen Kuß auf ſeine Lippen. — „Nun," rief ſie, „belüge mich, wenn Du kannſt!" Sie zeigte ihm ein Abendblatt, die drei Nummern hatten gewonnen — Bertram ſtand verſteint und bleich. —

„Komm zu Dir!" rief Pauline, „finde Dich doch in Dein Glück, lieber Freund, Du biſt ja ein Mann! Aber wo haſt Du denn geſteckt, daß Du nichts davon weißt, und die Nachricht Dich überraſcht. — Und entzückt ſchlug ſie in die Hände, ſprang in die Höhe und entwickelte eine ſo reizende und liebreiche Glückſeligkeit, daß Bertram einen Engel, ein Feenkind vor ſich zu ſehen glaubte. —

Ach und er sollte diese entzückende Freude vernichten! —

„Tod und Hölle!“ rief er verzweiflungsvoll, „und wobei fluch' ich noch? — Denn hier hilft kein Beten. — Pauline — o Herr des Himmels, Du wirst mich nicht mehr lieben! — ich habe ja vergessen zu setzen!“ und vor Schmerz und Wuth weinte er bittre Thränen. —

Auch Pauline und der Alte standen eine Weile wie betäubt. — Aber sie lachte mit einem Male hoch auf. — „Er spielt seine Rolle gut, wirklich! Er kann lügen, daß man's glaubt; ja, er ist ein Dichter!“

„Du tödtest mich!“ rief Bertram, „beim allmächtigen Gott, ich verstelle mich nicht, ich lüge nicht. — Pauline, um Gottes willen, ertrage diese grausame höllische Prüfung!“

„Er ist ein Freigeist!“ sprach sie lachend. „Behalte mich lieb' oder ich werde zum Selbstmörder!“ rief Bertram verzweifelnd zu ihren Füßen. —

„Nun höre auf, denn Du ängstigst mich!“

„Mädchen, ich habe Dich um all Deine Hoffnungen betrogen — laß mich fort; Deinen Kampf mit anzusehen geht über meine Kräfte.“

„Du wirst aber doch kommen, mich abzuholen in das zierliche niedliche Haus!“ „Gott! Gott!“

rief Bertram ſchmerzlich — doch plötzlich war er gefaßt und kalt, obwohl todtenbleich — „Mädchen! kannſt Du es ertragen, ohne wahnſinnig zu werden?“ (und er zog ein Kreuz, welches ſie an einer feinen goldenen Kette trug, aus ihrem Buſen) „Du kennſt mich, ſoll ich auf das Kreuz ſchwören, daß ich weder lüge noch Komödie ſpiele?!“

Da wich die Freude aus Paulinens holden Gliedern und mit ihr, wie es ſchien, Blut und Leben. —

„Schwöre!“ ſprach ſie kläglich, „ſonſt verliere ich den Verſtand um dieſen grauſamen Spaß.“

Bertram leiſtete einen fürchterlichen Schwur und mit einem lauten Schrei fiel die Aermſte in Ohnmacht. —

Bertram rannte in's Freie und der alte Goldſchmidt, bisher ein ſtummer Zeuge, raufte ſich das Haar und fluchte und weinte laut. —

Bertram faßte ſich wieder. — Was iſt verloren? Beſſern ſich mein Ruf und meine Einkünfte nicht täglich? Sie ſoll mein Weib ſein. — Ich will die fröhlichen Gelage und jeden Aufwand meiden. — Dies ſei meine Strafe und ſie wird mich lieben, wenn ſie mich büßen ſieht. —

Aber ein beſonderer Widerwille hatte ſich Paulinens bemeiſtert gegen Alles, was ſie früher liebte, ihre Arbeit, ihren Vater, ſich ſelbſt. —

Wenn Bertram erſchien, ſie zu beſuchen, ſchrie ſie laut auf und rannte wie wahnſinnig in's Nebenzimmer, welches ſie abſchloß. — Dennoch hoffte der Liebende und ſelbſt die mürriſche Einſylbigkeit des Vaters vermochte ihn nicht, ſeine Beſuche zu unterlaſſen. — Eines Tages fand er Paulinen nicht daheim, auch ihre Arbeit, ihre Habſeligkeiten ſchmückten die Werkſtatt des alten Goldſchmidts nicht mehr. — Statt ihrer arbeiteten zwei Geſellen laut, unſauber und unzierlich. —

„Wo iſt Pauline?"

„Sie bewohnt ein anmuthiges Haus," antwortete höhniſch der alte Goldſchmidt. „Ihre Schränke ſind voll Linnen, Porzellan, Silberzeug und Kleider; juſt wie Sie es verſprochen."

„Iſt ſie verheirathet?"

„Nein! Aber ſie hat einen Bräutigam!"

„Wen?"

„Den reichen Juwelier — *"

„Ein verheiratheter Mann, ein Familienvater?"

„Haben Sie ſich nicht ſo! Er ſorgt in der That für ſie, wie Sie mit Worten. Es iſt ein gutes Kind. — Sie ſorgt für ihren alten Vater!"

„Ich wünſche Euch Glück!" rief Bertram, „und den Segen des Himmels, wenn er Euch erreichen kann." Er ging und vergaß ſie nicht. — Erſt nach einigen Jahren ſah er ſie wieder. —

Es war Nacht. — Paulinens Wangen war geschminkt, sie grüßte und winkte ihm. — D war aus dem keuschen, sanften, geduldigen, demü thigen Kinde geworden! — Bertram weinte se und klagte sich an, aber seine Thränen, seine Kl gen lösten sich auf in den Seufzer: die Wir lichkeit! —

Schluß.

„Also eine wahre Geschichte?" fragte d Schauspieler und fügte hinzu, nachdem der Erzä ler bejaht:

Mindestens gut erfunden.

„Haben's gefunden, haben's gefunden, haben gefunden!" rief hastig eine heisere Stimme. „S gehörte dem Loosjuden, die Nacht war völlig a gebrochen, so daß man seinen Eintritt nicht bemer

Der Schauspieler zeigte ihm das Loos unb rührt auf der Erde.

„Sie wollen nicht machen Ihr Glück!" rief „So eine Nummer, wovon geschrieben ist e Comödie die gemacht ihr Glück, und noch e Comödie, die wieder gemacht hat ihr Glück. E eine Nummer ist nicht noch einmal im gan Glücksrad!"

Indem kam der alte Junggeſelle an, um die letzten Worte noch zu hören: „Fort, Jude, fort!“ rief er. „Hat man vor Eures Gleichen im eignen Hauſe keine Ruh?“

Der Hauſirer ſchien ihn zu kennen, denn er ging ſtill ſeiner Wege.

„Was iſt das für eine Nummer, von der ſo viele Comödien geſchrieben ſind und die überall gewinnt?“ fragte er, da er kein Theater beſuchte.

„777“ gab der Schauſpieler zur Antwort.

Indeß hatte der Schauſpieler ſeine Gaſtrollen vollendet und rüſtete ſich zur Abreiſe, auch der Journaliſt hatte eine Luſtreiſe vor und die Freunde wünſchten den letzten Abend noch mit einander zuzubringen.

Ein ſeltſames Gerücht bewog ſie, ihren gewöhnlichen Zuſammenkunftsort wieder zu erwählen, der reiche alte Junggeſell, hieß es, hatte 20,000 Thaler in der Lotterie gewonnen.

„Auf welche Nummer?“ fragte der Muſiker.

„Nicht auf 7777, denn die habt Ihr Beide hinter meinem Rücken geſpielt.“

„Nein! das habe ich von Euch gehört,“ riefen die beiden ſo Angeredeten nach einander.

„Ich kaufte das letzte Viertel, nachdem Ih
schon Eure Loose hattet," betheuerte der Schauspie
ler. Und die beiden Anderen betheuerten daſſelbe
Jeder berief ſich auf den Loosjuden und nachdem ſi
ſich verſtändigt, ergab es ſich, daß der Hauſire
Jedem insbeſondere auf dieſe Weiſe ein Loos auf
geſchwatzt.

Man lachte herzlich und lobte die Induſtri
des Juden.

Plötzlich aber ſchlug ſich der Schauſpieler vo
die Stirn und rief mit Pathos. — „Auf 777
hat unſer Mäcen gewonnen, und ich habe ihn
den Gewinnſt in Händen gejagt. Denn weil e
nach der glücklichen Nummer in der Comödi
fragte, nannte ich aus leiſem Mißtrauen oder Miß
gunſt 777 und nicht 7777. — Nun gleichviel
Wenn ich kein Geldglück habe, mögen Andere e
haben. Und zum Abſchied wird er uns jetzt et
was Tüchtiges zum beſten geben."

Mit dem Gewinn des reichen Junggeſelle
verhielt es ſich, wie der Schauſpieler geſagt. Doc
von einem Abſchiedsſchmaus wollte er nicht
wiſſen.

„Sie werden doch wenigstens Champagner zum Besten geben," fragte ihn der Schauspieler dreist.

„Wenn Sie ihn gern trinken, will ich eine Flasche holen lassen. Ich aber trinke nicht mit. Es würde meine Diät stören."

„Wie?" rief Jener höhnisch. „Sie haben 20,000 Thaler gewonnen, und nehmen die Glückwünsche bei einem Gläschen Branntwein an."

„Was sind denn 20,000 Thaler," fragte er erstaunt. „Sie zu gewinnen, ist allerdings eine Freude, eine sehr große Freude, aber mein Glück machen sie nicht. Ich hätte nicht nöthig gehabt 20,000 Thaler zu gewinnen um ein reicher Mann zu sein. Was würde man an der Börse sagen, wenn ich vor Freuden, 20,000 Thaler gewonnen zu haben, Champagner tränke!"

Kaltblütig erhob sich der Schauspieler. „Ich will aber den letzten Abend meines Hierseins beim Champagner verbringen. Kommt, meine Freunde. Ich würde auch Sie einladen. Doch es ist besser, Sie stören Ihre Diät nicht!" — Frostig nahm man Abschied, und vor der Thüre sagte der Journalist: „Der Schauspieler ist doch in vieler Hinsicht begünstigt, vor Allem aber durch die stete Geistesgegenwart, ein Hauptbedingniß seiner Kunst. —

Du warst sehr unhöflich, und doch nicht unfein gegen ihn."

„Ich zürne ihm nicht!" antwortete der Schauspieler. „So sind die Geldmenschen. Wir haben diesem Filz manche frohe Stunde, manchen heiteren Abend gemacht. Er hat oft herzlich über uns gelacht. — Und doch, was fragt er nach Geist? Er dünkt ihm gut genug bisweilen, und wo es ihm nichts kostet, davon zu naschen. Er liebt nicht den Geist des Geistes halber. — Und lieben wir etwa das Geld des Geldes halber. Wir vernaschen es ja auch nur. Drum lebe der Geist."

„Beim Champagner! Du hältst doch Wort?"

„Freilich! Ich habe ja meine 100 Louisd'or Honorar baar in der Tasche."

Der Hässliche.

Ein Fragment.

Auf der Terraſſe eines öffentlichen Gartens, die eine herrliche Ausſicht auf den Rhein gewährte, ſaßen eines Abends, da die meiſten Beſucher ſchon in die Stadt zurückgekehrt waren, noch ein Herr und eine Dame. Sie hatten eben das Abendbrod zu ſich genommen, wie das verſchobene Gedeck, die nicht mehr reinen Teller und Gläſer und die leere Flaſche zeigte. Er, ein ſchöner Jüngling, ſchlank und groß, war nach damaliger Mode fein und koſtbar gekleidet und wohlfriſirt und gepudert. — Die Dame trug nur eine Robe von gelber Seide mit ſchwarzem Beſatze, und eine hohe Friſur ohne Puder, aber Reifrock und Toupet ſchienen ihr ungewohnt und hinderlich, wenigſtens fehlte ihr aller Anſtand, den die damalige Tracht dringend begehrte. —

Der Jüngling war eben ſo zärtlich-geſchwätzig, als ſie verſtimmt und ſchweigſam. „Mademoiſelle!“

rief er endlich mit einem Accent, der den Ausländer verrieth, „nun weiß ich nichts mehr anzufangen. — Wie liebenswürdig waren ſie den ganzen Tag, bis Ihnen der häßliche, fatale, bucklichte Knirps begegnete! — Wer iſt der Garſtige? Ihr Bräutigam, Ihr Liebhaber doch unmöglich? Ihr Bruder! — Warum ſchrien Sie denn auf: „he!“ und warum er „ha!“ und blieben vor einander ſtehen, erſtarrt, wie Modelle auf einer Akademie?“

„Ach,“ brach die Schöne in Thränen aus, „wie leichtſinnig bin ich! ach, wenn dies meine Mutter wüßte, ſie kehrte ſich im Grabe um.“

„Welche Anwandlung!“ rief der Jüngling.

„O, meine Mutter war eine ſehr brave und honette Frau,“ entgegnete die Schöne.

„Habe ich denn das ſchon beſtritten?“

„Sie hat es nicht um mich verdient, daß ich mich anziehen und friſiren laſſe wie eine vornehme Dame und mit einem wildfremden Menſchen, ja mit einem Franzoſen ſogar, ſpazieren gehe.“

„Charmant! niedlich!“ verſetzte der Jüngling, „Mademoiſelle! ich bewundere Ihre Weisheit; denn hätten Sie dieſe moraliſchen Betrachtungen vor Tiſche angeſtellt, ſo hätten Sie ſich Ihren herrlichen Appetit, den ich ebenfalls bewundere, verdorben. — „Diable m'emporte,“ fügte er in

seiner Landessprache hinzu, „elle me coute chère.“ „Denken Sie, ich verstehe das nicht,“ rief die Schöne, „Sie haben eben gesagt, mich soll der Teufel holen.“

Jener lachte hell auf. „Nein, Sie sind zu liebenswürdig, ich muß Sie küssen.“

„O ja! unterstehen Sie sich.“

„Das werde ich ganz gewiß,“ versicherte Jener, zog die Schöne, die sich tapfer genug wehrte, an sich und küßte Sie mit solchem Ungestüm, daß sie laut und ängstlich Hülfe schrie.

In diesem Augenblick aber nöthigte der Druck einer kräftigen Faust den schönen Jüngling, seine Beute fahren zu lassen, und als die Dame sich vollends seinen Armen entwunden, stand ein unansehnlicher, verwachsener Mann, dem man so viel Kraft nicht zugetraut, trotzig zwischen ihnen. —

„Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte der Schlanke.

„Jemand, der Mannes genug ist, Ihnen zu zeigen, wo und wann Sie wollen, welchen Lohn es bringt, sich Gewaltthätigkeit gegen eine Wehrlose zu erlauben.“

„Was mir so geboten wird, muß ich begehren,“ sagte Achsel zuckend der Franzose. Diese Kaltblütigkeit schien aber die Wuth des Unansehnlichen nur zu steigern, denn zähneknirschend erwie-

derte er: „Und es giebt kein Begehren, welches ich Ihnen lieber erfüllte, denn was ich von Ihnen hier gesehen und gehört, ist, — doch wozu der Worte!" Hiermit wollte er sich schon entfernen, als die Schöne, plötzlich aller Angst vergessend, hell auflachte und rief: „Das giebt ja wohl ein Duell meinethalben; nun das ist zum Todtlachen."

Ihre Lustigkeit brachte ein seltsame Wirkung auf den Unansehnlichen hervor. Wie vom Donner gerührt stand er da und fand und hatte keine Worte. Der Schlanke nahm sich seiner an, wandte sich ernsthaft zu der munteren Dame und rief: „Mademoiselle, wagen Sie nicht, einen Ehrenmann zu verspotten, der Sie würdig achtet, den Degen für Sie zu ziehen; Ihr Gelächter beweist nur, wie wenig Sie es werth sind." Es lag etwas Edles und Gebietendes in seinen Worten, und Augenblicks verstummte die Lacherin, um nach leichter Mädchenart wieder heftig zu weinen. —

Immer noch stand der Unansehnliche betroffen und starr.

„Sie haben mir meine erste Frage nicht beantwortet," fuhr Jener gelassen fort, und mit schlecht verhehlter Verwirrung zog der Unansehnliche eine Brieftasche aus dem Busen und reichte dem Schlanken eine Charte, der seiner Seits ent-

gegnete: „Mein Name ist d'Aubaigne, morgen mit dem Frühsten werde ich Ihre Wünsche erfüllen.“ Mit einem gebietenden Blicke reichte er hierauf der immer noch betrübten Schönen den Arm und trat mit ihr den Rückweg zur Stadt an. Der Unansehnliche blieb eine Weile sinnend zurück. — Er konnte weder das Vorgefallene, noch sein eignes Benehmen sich erklären. — Nur so viel sah er ein: er hatte sich lächerlich gemacht und war schonend behandelt worden.

Die abgegebene Charte lautete: Advokat Albert Doctor utriusque juris, im Hause des Regierungsraths Albert, — Straße. Nr. * Als der junge Franzose sich den andern Morgen mit dem Frühesten dahin begab, fand er seinen Gegner noch im tiefsten Négligé und stutzte fast über den Anblick. — Die Natur schien dem Unglücklichen so viel Häßlichkeit aufgebürdet zu haben, als irgend eine Menschengestalt tragen kann. — Er bemühte sich vergebens, die übertriebene Länge der Arme, die zu breiten Hände in den Falten des nicht ganz sauberen Puder-Mantels zu verbergen. — Aus dem Schlitze desselben guckte die gekrümmte Brust nackt und struppig hervor, die Haare hingen lang und halbgepudert in das blatternarbige Gesicht mit wulstigen Lippen und dicker Nase. — Nur die Stirn, obgleich schmal, hatte etwas Edles, und

aus den kleinen funkelnden Augen leuchtete eine versöhnende Milde und Schwermuth. —

Ganz das Widerspiel stand der Schlanke vor ihm, die weißen, knapp anliegenden Unterkleider verliehen dem ohnedies zierlichen Wuchs etwas Gedrechseltes, der blaue Tressenrock saß wie angegossen, die feine Spitzenkrause und Manchette, die Brustnadel, die Uhrkette, die vielen Ringe an den schönen Fingern, kurz die ganze Toilette zeugte von Eleganz, Geschmack und einer in's Kleinliche getriebenen Sorgfalt, welche aber die gefällige, frische Gestalt, die blühenden Wangen und munter blickenden Augen zu rechtfertigen schienen. —

Der Häßliche selbst schien es zu fühlen, denn er kürzte den Augenblick der ersten Begrüßung ab, deutete auf einen Sessel und warf sich selbst in einen großen Lehnstuhl, in dessen weichen Ecken er seinen Buckel barg. —

„Mein Herr!" begann der muntere Franzose, „wir sind Beide jung und haben, wenn wir nicht an Altersschwäche zu sterben gedenken, Zeit genug, uns die Hälse zu brechen. Ich bin Edelmann und Franzose, ich habe also ein Urtheil in Ehrensachen. — Sie haben mich gestern zur Verantwortung gezogen, und ich bin sie einem Manne, wie Ihnen, schuldig. Aber, mein Herr, wer ist die Dame von gestern, und in welchem Verhält-

niß steht sie zu Ihnen? Mich dünkt, darauf kommt es sehr an; und ich selbst möchte wissen, bin ich einem Bruder, Gatten, Bräutigam, zu nahe getreten? — Bruder, Gatte, Bräutigam einer Gastaufwärterin dünkt mich unmöglich. — Sie sind Doctor juris, ist es etwa Ihre Maitresse, und sorgt man in Deutschland auf diese Art für seine Maitressen, daß man sie in Gasthäusern dienen läßt. — Sie sehen, ich bin wildfremd hier und weiß nicht das mindeste von deutschen Sitten; ich reise, um die Welt kennen zu lernen. Mein Unstern führt mich gleich hierher in dieses — mit Ihrer Erlaubniß — vermaledeite Nest, wo es weder Theater, Festins, noch Assembleen, Bälle, Concerte giebt. — Man geht hier spazieren, das ist Alles, und dabei geht es so verwünscht sittsam zu, daß man schon ausgelacht wird, zeigt man nur Lust, sich zu verlieben. — Aus Verzweiflung mache ich meiner Aufwärterin im Gasthofe die Cour. — Auch sie ist tugendhaft; ich lasse mich aber keine Mühe verdrießen, und wirklich scheint das arme Kind tief gerührt, da ich ihr eine Robe von gelber Seide kaufe, um sie darin zu malen. — Bei Tage hat sie keinen Augenblick für sich; es ist ein harter Dienst, Aufwärterin in einem Gasthofe zu sein; aber spät Abends kam sie auf mein Zimmer; ich malte sie bei Lichte. Denken Sie,

Miniatur bei Lichte! Das Bild wurde schauderhaft, aber es war Nebensache, und leider blieb es dabei, und all' mein Kunstentzücken, wenn ich zu ihren Füßen, an ihrem Halse betheuern wollte, daß sie ein Engel, eine Göttin sei, ward abgeschlagen; ich sollte immer malen. So viel glaubte sie mir indeß, daß, wenn ich sie in diesem Kleide spazieren führte, Niemand sie erkennen, und alle Welt über ihre vortrefflichen Reize außer sich sein würde. Gut! Ich ließ sie frisiren und das Gesicht mit Schönpflästerchen verkleben, und aller Welt fiel sie auf, denn auf den hohen Schuhen wankte sie einher wie trunken, und die Breite des Reifrocks wußte sie nicht zu lassen. Ich habe sie geführt, mein Herr, ich! und das war keine leichte Arbeit. Endlich sind wir an Ort und Stelle, und ich hoffe, den Lohn meiner Mühe einzuernten, da begegnen Sie uns und erkennen meine Dame, nun ist Alles aus. — Wir speisen mit einander, trinken eine Flasche alten Rheinwein; ich escamotire ihr das Meiste zu, um sie zu erheitern; aber im Gasthofe muß viel abfallen, wenigstens den Nierensteiner verträgt meine Aufwärterin wie ein Held. Nun begegnen Sie uns, entzweien sich mit mir, fordern mich! — Nun will aber auch meine Schöne nichts mehr von mir wissen, verachtet Kleid, Spaziergang, Abendbrot, Schönpflaster

und behauptet, das Alles hätte sie viel besser haben können, hätte sie ihr Glück nicht mit Füßen von sich gestoßen. Ihrethalben habe ich Zeit, Kosten und Mühe verloren, mein Herr, und das Schlimmste ist, ich begreife kein Wort von dem ganzen Handel. Wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, welche Beleidigung ich Ihnen zugefügt, die Blut fordert?" Der Franzose sprach das Alles mit so drolliger Leichtigkeit, daß man seiner Dreistigkeit unmöglich zürnen konnte. —

Allein der Häßliche erheiterte sich keineswegs. — Eine Weile starrte er sprachlos vor sich nieder, dann rief er in jäher Leidenschaft: „Wohl Ihnen, mein Herr! Schönheit ist ein Segen des Himmels, und Ihnen gab die Natur diesen offenen Empfehlungsbrief mit. — Aber Häßlichkeit ist ein Fluch, und mein Leben ist voll dieser bittern Erfahrung. — Mißdeuten Sie meine plötzliche Bewegung nicht; wenn Sie wüßten, wer das Mädchen ist, mit dem Sie gestern Ihr Spiel getrieben, was sie mir ist! Nein, nicht Neid, nicht Eifersucht spricht aus mir; ich fühle nur mein Unglück. — Ich werde nie einen Freund haben, nie geliebt werden; aber Sie, Sie sind ein schöner Mann, haben auch Geist. Die ich bisher für schöne Jünglinge ausschreien hörte, waren erbärmliche Laffen. Wohlan, genießen Sie, schwelgen Sie in Allem, was mein ist. Nein!

zerstreuen Sie sich nur. Mein ganzes Lebensglück ist gut genug, ein Spielwerk für Sie abzugeben, das einzige Weib, was ich liebe, Sie auf Ihrer Durchreise durch dieses „vermaledeite Nest" einige Stunden zu unterhalten. — Noch einmal, mein Herr, verzeihen Sie meine Fassungslosigkeit. — Werden Sie die Klagen eines Häßlichen verstehen? so hören Sie, was Sie mir gethan, hören Sie die Lebensgeschichte eines Häßlichen:"

Mit großen Augen betrachtete ihn der Marquis; ein leises Lächeln zuckte auf den Lippen, und er dachte bei sich: wieder ein wahnsinniger Deutscher, die Nation hat ihren Spleen, wie die Engländer, mit dem Unterschied, daß der englische Spleen nobel und vermögend ist, während der Deutsche halb gelehrt, halb empfindsam, nur naturtoll ist, was jeder Lump sein kann.

Der Häßliche begann: „ich weiß nichts von dem Glück der Kindheit, meine Mißgestalt vergiftete mir früh die heiteren, schuldlosen Freuden und Spiele. — Ich durfte mir nichts herausnehmen, oder ich erhielt Ekelnamen, die mich empfindlich kränkten. Als ich herangewachsen, schrieen kleine Kinder bei meinem Anblick, Andere schlugen nach mir. — Ich flößte ihnen Widerwillen und Haß ein. — Nur meine Eltern liebten mich, später auch meine Lehrer, denn ich war ein fleißiger und recht-

ſchaffener Schüler. Von meiner Liebe zu den Eltern, kann ſich ein Fremder ſchwerlich Begriffe machen. Las ich in Romanen, oder ſah ich in Schauſpielen den Tod eines Vaters, einer Mutter; ſo löſte es mich auf in Weh und Thränen. Ich bebte vor einer Zukunft, darin ich meine Eltern nicht mehr beſitzen ſollte, und ich hätte in Rührung vergehen mögen, wenn meine Mutter für mich ſorgte, mich liebkoſte. — Ach, wie gern hätte ich ihre Launen, ihre Mißhandlungen ertragen. — Dagegen haßte ich das zweite, oder, wenn Sie wollen, das ſchöne Geſchlecht. Dieſe weißen, zähen, faden, ſüßlichen Geſchöpfe mit den zierlichen Lappen, Flicken und Bänderwerk ekelten mich an, wie den überladenen Magen der Zucker. Welchen Eindruck ſollte es auch auf mich machen, wenn die vornehmſten, zierlichen jungen Mädchen mich verlachten, wo ich in ein Geſellſchaftszimmer trat, wenn Damen, die ſich für ſchöne Seelen ausgaben, mit unbeſcheidenen Blicken mich anſtarrten. Ich aber lachte auch meinerſeits, wenn ich irgend eine galante Damenunterhaltung hörte voll fader Unwahrheiten, lügenhafter Schmeicheleien, oder eine ernſte, welche ſo zuverſichtlich Alles von der Oberfläche ſchöpft. Ich zählte 23 Jahre, als ich von der Akademie heimkehrte, und es machte Aufſehen, daß ich in dieſem Alter ſchon die juriſtiſche Doctorwürde hatte.

Noch hatte keine Sehnsucht nach dem Weibe meine Gedanken getrübt. — Es giebt einen sittlichen Stolz, den man freilich zu Versailles nicht kennt, der aber im Leben der Seher und Propheten als seliges und beseligendes Gefühl herrscht. Ich war hart daran, ein Frömmler zu werden und für mystisches Christenthum zu schwärmen, nur meine juridischen und historischen Studien hielten mich ab; es kostete meiner Seele aber dennoch harte Kämpfe, die Schlange des Hochmuths zu besiegen, und der Glaube, ein Auserwählter des Herrn zu sein, hat so viel Verführerisches, daß man ihn viel leichter faßt, als aufgiebt. Aber ich merke, Sie verstehen mich nicht, und ich muß fortfahren, mein äußeres Leben zu schildern. Mein erstes Aufsehen als Rechtsgelehrter, machte ich durch die Vertheidigung eines Verbrechers. Ein armer Familienvater hatte wahnsinnig vor Nahrungssorgen Weib und Kinder ermordet. Ich rettete ihn vor der Todesstrafe. Man forderte mich auf, die Vertheidigungsrede in Druck zu geben; ich that es. Die kleine Schrift verschaffte mir einen vortheilhaften Ruf. Man war begierig, mich von Person kennen zu lernen, und mein Vater, Mitglied eines gelehrten Klubbs, an welchem die vornehmsten Rechtsgelehrten und Staatsbeamten Theil nahmen, führte mich als Gast in diese Gesellschaft. Zum ersten Male ward ich weder ver-

spottet, noch verlacht. Im Gegentheil, man behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung, und die es thaten, waren die geachtetsten, gelehrtesten, vornehmsten Männer der Stadt. Meine Eitelkeit war im vollsten Grade befriedigt, und trunken von glücklichen Selbstgefühlen folgte ich meinem Vater nach Hause. Noch ein Stündchen verplauderten wir. Mein Vater nannte mich seinen Stolz, sein Glück, seine Freude, und gab mir seinen Segen, bevor er mich entließ. In meinem Zimmer ging ich auf und nieder und dachte nicht ans Schlafen, sondern wiederholte mir unaufhörlich Alles, was mir Angenehmes und Schmeichelhaftes widerfahren, bildete daraus Pläne für die Zukunft und schmückte mich im Geiste schon mit den höchsten Aemtern und Würden, dachte auch wieder an meine Schrift, wie so Manches nicht klar genug, wie ich Manches ganz anders hätte darstellen können." —

„Längst war es Tag geworden, und ich ging immer noch aufgeregt im Zimmer hin und her. Da pochte es an der Thür, ich rief: Herein, — und der Moment entschied mein Schicksal. — Alle Träume von Glanz, Glück, Ehren und Würden, die sittlichen Hochgefühle, der geistige Stolz sollten einem moralischen Elende weichen." —

„Sie errathen, wer eintrat. Ich sah Lottchen zum ersten Male. Meine Mutter hatte sie als

Magd angenommen. „Befehlen der junge Herr das Frühstück," fragte sie und schaute mich freundlich und liebreich an. Ich stammelte: Ja! und mit einer rührenden Emsigkeit und zierlich und flink brachte und ordnete sie mir das Begehrte und war im Nu wieder verschwunden. Mir war seltsam zu Muthe. — O Himmel, was war aus dem erbittertsten Weiberfeinde geworden! Gedanken und Phantasie waren fest gekettet an das Dienstmädchen. Ich schämte mich, wollte Gedanken und Phantasie bekämpfen, bezwingen, und über den Vorsatz vergaß ich jedesmal den Kampf."

„Ich rief sie noch drei-, viermal am selben Vormittage, um ihr allerlei Gleichgültiges aufzutragen. Sie that Alles so unverdrossen, nahm so demüthig meine Befehle entgegen, und meine aufmerksamen Blicke nöthigten ihr ein selbstgefälliges Lächeln ab. Sie freute sich, mir zu gefallen; einer tieferen Empfindung ist Lottchen nicht fähig. — Ich fragte sie aus über ihre Eltern, ihre Heimath. Ihre Antworten waren aufrichtig, mitunter auch zierlich, aber ohne Geist, ohne Gefühl, ohne Erziehung; denn zu dem, was man ist und wird, wird man nicht nur geboren, auch erzogen. Das aber war mein Leid, mein Schmerz, mein heilloser Zwiespalt. — Ich liebte sie; und warum: Diese Liebe war dumm, widersinnig, abgeschmackt, toll, aber

ich liebte. Und könnte ein Jurist abergläubisch sein, für verzaubert hätte ich mich gehalten. Ich war zerstreut, verdrießlich, unbehaglich, mochte nicht essen, nicht schlafen, nicht arbeiten; nur am Fenster stand ich den ganzen Tag und sah hinunter in den Hof, wo sie wusch, spülte, kehrte, Alles so flink, so anmuthig, so rührend, emsig und zierlich, und das nährte meine unselige Leidenschaft. Von geistiger Sympathie, von einer platonischen, oder tragischen Bestimmung nirgends eine Spur. Das zierlichste Exemplar eines weiblichen Menschen, weiter war sie nichts, und doch — nicht wahr, man könnte darüber toll werden? — Was in mir vorging, wußte Jedermann im Hause, denn ich erröthete, wo ich ihren leichten Schritt hörte und wenn sie mit lieblicher Stimme bei der Arbeit ihre Gassenhauer sang. So ging's bis zum Ende des Vierteljahrs; da brachte sie mir eines Morgens das Frühstück und weinte. Ich fragte nach der Ursach' ihrer Thränen. — Sie weinte noch heftiger. „Madame hat mich abgelohnt; ich bin gewiß recht fleißig und brav gewesen. — Aber Sie haben Schuld, junger Herr, warum machen Sie sich soviel mit mir zu schaffen. — Nun leben Sie wohl, ich bringe Ihnen heute zum letzten Male ihr Frühstück und habe keinen neuen Dienst wieder."

„Das arme Kind weinend und brotlos, viel-

leicht zum letzten Male zu sehen, das war zu viel für mich. Weg waren alle Gedanken und Entschlüsse, die bisher meine Neigung in Schranken gehalten. Ich zog sie an mich, weinte mit ihr, küßte sie, wie entschlossen sie sich auch wehrte. Ich betheuerte, daß ich sie nicht lassen würde, daß ich ohne sie nicht leben könne. — Da schrie sie laut auf und ich hörte die Stimme meiner Mutter: „Wilhelm! Wilhelm! um Gottes willen, was ist das!"

„Nur einen Augenblick hatte die Offenbarung meines Geheimnisses etwas Ueberraschendes für mich. — Im folgenden lag ich zu den Füßen meiner Mutter und bekannte, was? weiß ich nicht, doch sprach ich mit einer Heftigkeit, daß meine Mutter ängstlich und erschrocken den Vater rief. — Auch seine Knie umfaßte ich und bat, klagte, flehte, beschwor, bis mich die Besinnung verließ."

„Als ich mein Bewußtsein wieder erlangte, war es Nacht. — Mein Vater saß vor meinem Bette, und auf einem Tische standen Arzneigläser. „Wo ist Lottchen?" war meine erste Frage, „soll ich sie nicht wiedersehen?" „O weh," seufzte mein Vater, „der Paroxysmus beginnt wieder." Ich versicherte ihm, daß ich für den Augenblick mich wohl befände, und mein gesundes Urtheil eben mir eingäbe, nach dem, was vorgefallen, müsse Lottchen

entfernt werden, vielleicht ohne daß ich hoffen dürfe, sie je wiederzusehen. — Mein guter Vater vermochte nicht zu glauben, daß ein so verständiger, hoffnungsvoller Sohn sich wirklich in eine Magd verlieben könne. — Er ist ein gelehrter und kluger Mann; dergleichen war ihm aber nicht in der Erfahrung, noch im Traume vorgekommen. Ich wurde indeß immer dringender; ein neuer Fieberanfall war in der That zu befürchten. Mein Vater gab mir endlich Wort und Handschlag, ich solle sie wiedersehen; und nun ward ich ruhig. — Es war zum ersten Male, daß eine Krankheit mich befallen, und ein paar tüchtige Aderlasse thaten das Ihre; ich besserte mich zusehens." —

„Wie groß war aber das Erstaunen meiner Eltern, als ich den Vater an sein gegebenes Wort erinnerte. „Was soll daraus werden?" fragte er unaufhörlich, und wie vergebens es ist, eine Leidenschaft durch Worte zu bekämpfen, erfuhren wir Beide zu unserem größten Verdrusse und Mißvergnügen. Mein guter Vater erschöpfte Tage lang seine Beredsamkeit, und ich hielt ihn stets beim Wort. Und er ermüdete früher, wie ich, denn mich unterhielten die Seufzer um Lottchen." —

„Es rührte mich tief, da er endlich in halber Verzweiflung sich zum Worthalten entschloß, und ihn liebkosend fragte ich: „Glaub' nur, es wird

nicht geſchehen, was Dir Gram und Leid verurſacht. Ich werde mich mit Lottchen verſtändigen, und ſie wird meine Hand ausſchlagen. Ich weiß, wie häßlich ich bin, und daher ſchöpfte ich meine Ahnung.“ Ging meine Leidenſchaft ſchon über die Begriffe meiner Eltern hinaus, ſo erſtaunten ſie erſt recht über die Möglichkeit, daß eine Dienſtmagd die Hand eines Geheimen-Raths-Sohnes und Doctors der Rechte ausſchlagen könne. Sie waren von elterlicher Liebe verblendet, und meine Liebe ſah weiter.“ —

„Ich ſah Lottchen wieder; und mit verſchämt geſenkten Augen ſtand ſie vor mir. „Lottchen,“ begann ich, „willſt Du meine Gattin werden, und Glück und Gut mit mir theilen? vielleicht liebſt Du mich nicht! Ich glaube, Du kannſt mich nicht lieben. — Aber haſt Du nicht Mitleid mit mir, da ich ſo um Dich leide?“ Statt aller Antwort ſchüttelte ſie ſtill mit dem Kopfe, und mich empörte dieſer Stumpfſinn, dieſe Theilnahmloſigkeit. „Dummes Ding!“ rief ich in einem plötzlichen Anfall von Wuth, „ſo bleibe, was Du biſt, eine ſchlechte Magd, und fege, waſche, ſcheure und verſchenk' Deine Jugend an den erſten beſten lockeren Zeiſig, und wenn der Dich ſitzen läßt, an einen Andern, und biſt Du zur Hure geworden, ruht der Fluch und Abſcheu der Menſchen auf Dir, ſo denk' an

mich, und wie Du Dein Glück mit Füßen getreten." —

„Die Aermste fing bitterlich zu weinen an und wollte entfliehen; aber schon reuete mich diese Rohheit; ich hielt sie zurück. „Liebes Mädchen," rief ich, „so sollst Du nicht von mir gehen, und kannst Du mich auch nicht lieben, so sollst Du mich wenigstens nicht schelten. — Sieh! durch mich bist Du aus diesem Hause, hast vielleicht noch keinen Dienst, trifft auch wohl einen so guten nicht wieder, dafür bin ich Dir Ersatz schuldig."

„Ich öffnete eine Commode, und eine Rolle mit zwanzig Goldstücken fiel mir in die Hände. Zu knausern erlaubte mir meine Stimmung nicht. Ich zählte ihr das Gold auf den Tisch. „Nimm," sprach ich; „es ist zur Entschädigung, und nun gelobe mir, brav und gut zu bleiben, und Du sollst einen Freund an mir finden, der zu jeder Zeit sich Deiner annehmen wird."

„Sie betrachtete lange Zeit das Geld, und schien unschlüssig. Ich raffte es zusammen, drückte es ihr in die Hand und wiederholte: „Versprich mir brav und gut zu bleiben." Da sank sie auf ihre Knie, küßte meine Hand, und — ach, ich weiß, was Sie sagen wollen: es geschah Alles des Goldes halber, ich gebe es zu, und doch kann ich des Augenblicks nie ohne Rührung gedenken! In-

deß hat ſie ihr Verſprechen gehalten. Ich ſah ſie zwar nicht wieder, unterließ aber nicht, mich nach Allem zu erkundigen, was ſie anging. Ich habe nur das Beſte über ſie gehört — bis geſtern! ich habe eine ſchmerzliche Erfahrung gemacht, in der That! Aber Sie, mein Herr, haben mich ſchonend behandelt, wohlan, wir ſind Freunde, und von dem geſtrigen Auftritt iſt keine Rede mehr."

„Zum Henker auch!" rief der Franzoſe, „freilich iſt davon und von nichts Anderem die Rede, denn, mein Herr, jetzt geht mir ein Licht auf, jetzt verſtehe ich Lottchen, wie ſie ſagte: „Ich hätte nicht nöthig, mich für fremde Menſchen abzumühen, und zum Lohn für meinen Fleiß mich ſchelten zu laſſen!" Darum alſo komme ich aus Paris, darum quartiere ich mich ein in den Gaſthof, darum verliebe ich mich hoffnungslos in Ihre Charmante, laſſe ſie friſiren und herausputzen und führe ſie ſpatzieren in eine anſtändige Geſellſchaft, Alles das, um ihr begreiflich zu machen, welch ein Glück ſie mit Ihrer Hand von ſich gewieſen. Himmel und Erde! wenn Sie ſie noch lieben, und Lottchen bereuet, büßt, beklagt ihre Dummheit, ſo bin ich Ihr Brautwerber! — Mein Herr, ich habe Anſpruch auf Ihre Dankbarkeit, aber, ich verſichre Ihnen, ganz wider meinen Willen. Nun fehlt nur, daß wir uns ſchlagen, daß Sie mich umbringen, daß

das schauderhafte Bild meine letzte Arbeit, und diese viel schauderhaftere Avantüre meine letzte Intrigue sei, und daß ich, mit einem Worte, sterbe an der Bekehrung eines unverständigen Mädchens."

Der junge Advocat schüttelte den Kopf:

„Wie glücklich Sie doch Alles von der leichten, lustigen Seite auffassen, und wie mattherzig, ernst und schwermüthig betrachte ich das Leben. — Aber Sie haben Recht, und lachen Sie mich doch auch aus. — Sie haben nun die Geschichte meiner Liebe gehört, meiner ersten und einzigen, ich werde kein zweites Weib lieben, und nicht wahr, das Bild, was ich von Lottchen zeichnete, ist nicht geschmeichelt? O lachen Sie doch, denn, daß sie weint, bereuet und büßt, hat alle meine Herzenswunden wieder aufgerissen, und wenig fehlt, so gehe ich zu ihr und wiederhole ihr meinen Antrag. Ich liebe ja so uneigennützig, daß ich keine Gegenliebe fordere, oder vielmehr, ich bin ein verliebter Bucklichter. Wie lächerlich! O lachen Sie, Sie sind Maler! Ich habe wohl gemerkt, mit welchen Blicken des Entsetzens Ihr Auge auf meiner Mißgestalt ruhte, und welche widrige Ueberraschung Ihnen Ihr Eintritt hier bot."

„Nein, mein Herr! ich lache nicht," entgegnete der Franzose ernst, „denn Sie gefallen sich darin, sich unglücklich zu fühlen und zu klagen.

Als Maler erkenne ich eine so übertriebene Mißgestalt, welche Sie als ein so Unleidliches schildern, keineswegs in Ihnen, Ihre Stirn verräth den Denker. In diesen feinen Muskeln und Falten offenbart sich ein geistiger Sieg, und Ihr Gesicht, ob zwar nicht regelmäßig, zeugt doch von einer stillen, interessanten Schwermuth, ja von einer ganzen Fülle frommer hingebender Herzensgüte."

Der Häßliche konnte nicht umhin, während dieser Kritik seine Züge sorgfältig in einem Spiegel zu prüfen.

„Und warum ich Sie am meisten beneide," fuhr Jener fort, „ist, daß Sie lieben, daß Sie lieben können, denn ich, in Wahrheit, mir sind die Weiber nur Zeitvertreib, und ich habe dennoch lange Weile bei ihnen. Daß der Gegenstand Ihrer Liebe Ihrer nicht würdig ist, was schadet das der Liebe! Ich bin sehr oft geliebt worden, habe viele Damen glücklich gemacht. Und was ist im Grunde an mir, denn ich selbst weiß, was ich bin. — Ja, mein Herr, indem ich so neben Ihnen sitze, frage ich ganz ernsthaft: wer von uns ist schön, wer häßlich? Sie, mein Herr, der von Jugend auf Zerstreuungen, Unmäßigkeit, Laster hassen gelernt, der sich an Thätigkeit und Ordnung gewöhnt, welche dem Geiste eine freie Behaglichkeit gewährt, darüber kein Verdruß, Leid, Mißstimmung leichtlich etwas

vermögen? oder ich in meiner unsauberen unseligen Genußsucht, der ich Alles zum Opfer bringe, Zeit, Geld, mich selbst? Bin ich nicht jeder Laune, jeglichem Kummer knechtisch unterthan? Unlust treibt mich zum Müssiggang, Müssiggang macht mich uneins mit mir; o ja! ich genieße viel, aber ich sterbe dabei vor Langweile. Sie säen jetzt, ich ernte schon, und bald habe ich abgeerntet, dann bleibt mir Alter, Siechthum, ach! und öde Langweile. Dann blicken Sie mit stolzer Selbstzufriedenheit auf Ihre Thaten, werden als ein tüchtiger, guter, angesehener Mann geliebt und geachtet, ja, mein Herr, geliebt. — Dann haben Ihre Züge das würdige Gepräge des Alters, und die Schöne des Geistes und der Güte sich ausgebildet. Darauf wird man sehen, weil man sie liebt, an ihre Unregelmäßigkeiten hat man sich gewöhnt, und scherzen Sie selbst darüber, wird man es liebenswürdig finden. — Während ich — ich; da! da haben Sie mich angesteckt mit Ihrer Melancholie. Deutschland, Deutschland! man muß wider seinen Willen moralisiren und unverständige Mädchen bessern und Ehen stiften, statt Ehemänner zu krönen; glauben Sie nicht, daß ich mir vornehme, mich zu bessern; es ist Melancholie. — Leben Sie wohl, es giebt nur ein Paris."

Er war hastig aufgesprungen, und nach die-

ſem kurzen Abſchied griff er nach ſeinem Hute und eilte der Thüre zu.

„Wir werden uns doch wiederſehen?“ rief ihm der junge Albert nach.

„Nie! niemals!“ erſcholl es zurück.

„Ein ſeltſamer Menſch,“ dachte der Advocat, „aus Allem macht er einen Scherz, ſelbſt aus Geiſt und Gewiſſen.“ Dann warf er ſich wieder voller Mißbehagen in ſeinen Lehnſeſſel.

„Es gilt die Ruhe meines Lebens,“ ſprach er für ſich, „und ich habe mich zu hoch vermeſſen, leidenſchaftlos zu ſein. Wenn nun dieſer Windbeutel wahr prophezeiet, wenn mein Daſein noch Werth gewinnen könnte durch That und Werke. — Und Lottchen, ha, wenn ſie bereut und weint! Eine Thorheit wär's, ihre Thränen nicht zu trocknen; ſchöpfe ich ſelbſt daraus doch Muth zu leben und zu wirken. Wohl hat ſie wenig Geiſt und Phantaſie, wenn man ſie erſt in einen Reifrock ſtecken muß, damit ſie gewahr wird, wie gut ſie es als meine Frau haben könne. Aber welche Anſprüche habe ich wohl an eine Gattin? Ha! geiſtesarm, wie ſie iſt, ohne Phantaſie, könnte ſie mich mit der Zeit nicht lieb gewinnen? Ach, welch ein Glück! — man gewöhnt ſich an Schönheit; ſollte die Häßlichkeit nicht auch mit der Zeit erträglich werden? Und wie viel Geiſt, wie viel Phantaſie haben

denn unſere vornehmen jungen Damen? — Sollte ſich nicht! — Ja, ich bin entſchloſſen, theure Eltern; dies iſt das Mittel, euch den Sohn zu erhalten; und ſoll ich leben ohne alle Anſprüche auf Lebensfreuden." —

Niemals hat wohl ein leidenſchaftlicher Liebhaber bei ſeiner Werbung geringere Worte gewählt, als der junge Albert.

„Kind," ſprach er zu Lottchen, „ich höre, Du biſt vernünftig geworden, und weißt jetzt, daß es ein Unterſchied iſt, Dienſtmagd in einem Gaſthofe zu ſein, oder die Frau Doctorin Albert, Schwiegertöchter des Geheimen Rathes. Obſchon jener Auftritt von neulich verdient, daß ich mich ferner nicht um Dich kümmere, bin ich dennoch entſchloſſen, Dich vor Gott und Menſchen zu meinem Weibe zu machen. Danke es meiner Dazwiſchenkunft, daß aus Deinem Fehler kein Vergehen wurde; der Fluch, den ich Dir in einem Augenblick des Zornes gab, drohte faſt in Erfüllung zu gehen, und mit einem Fuße ſtandeſt Du ſchon auf der Bahn der Schande und des Elends. Aber, liebes Kind, als meine Gattin mußt Du um Deiner und meiner Ehre willen mir in Allem unbedingt gehorchen; biſt Du dazu entſchloſſen?"

„Lieber junger Herr!" antwortete Lottchen, „ich wußte wohl, daß Sie mich nicht vergeſſen

hatten; Sie wollten ſich ja neulich um meinetwillen duelliren, und was den Gehorſam betrifft, ſo wird er mir leichter werden, wie der im Gaſthof.“

„Charmant! ja Du biſt vernünftig; nun, ich ſtelle Deinen Gehorſam auf die Probe: gieb einmal Deinem Bräutigam einen herzlichen Kuß.“

Lottchen ſprang vor Freuden in die Höhe und gehorchte ſo wacker, daß der entzückte Advocat ausrief: „Du biſt jetzt meine Braut; nun mache, daß Du ſo bald wie möglich aus dieſem fatalen Gaſthofe kommſt.“

Die Vermählung ward ganz in der Stille vollzogen, nur die Eltern des Häßlichen waren gegenwärtig und ſchlugen vor Verzweiflung die Hände über den Kopf zuſammen, wenn der jungen wohlgeſchmückten Braut eine Bewegung mißrieth, oder ein rohes ungebildetes Wort entſchlüpfte; Lottchen weinte zuletzt, und mochte nichts mehr thun, noch reden. Der Häßliche tröſtete ſie jedoch und vermaß ſich hoch und theuer, binnen ſechs Monaten müſſe ſeine Frau die Zierde einer guten Geſellſchaft ſein. In der Stadt ſprach man viel von der Mißheirath; was kümmerte es aber das neue Paar? es war unmittelbar nach der Hochzeit auf Reiſen gegangen.

Ein Jahr verstrich, und was glich der Ueberraschung der Eltern, die von der Ankunft ihrer Schwiegertochter nur neue Demüthigungen ihres bürgerlichen Ehrgefühls erwarteten, als an einem heiteren Frühlingstage eine elegante Reisechaise unter schmetterndem Schalle des Posthorns die Straßen daher kam, und eine zierliche junge Dame an der Seite des häßlichen Sohnes ihnen freundliche Kußhände zuwarf. Sie traten vor die Thür, und ein Diener öffnete den Schlag. Noch weniger wollten sie ihren Augen trauen, als die schöne Dame zierlich und sittsam über den Tritt schwebte, anmuthig sich verneigte, sie in französischer Sprache begrüßte und der Schwiegermama die Hand küßte. Mit Anstand nahm sie den dargebotenen Arm des Geheimen-Raths, während die Mutter mit dem Sohne, den sie bereits mit Fragen bestürmte, folgte.

Wenig Tage darauf war Gesellschaft; Lottchen machte mit dem besten Anstande die Honneurs, sie sprach freilich nur wenig und nur französisch. Ihre Muttersprache, behauptete sie, während ihres einjährigen Aufenthalts in Frankreich vergessen zu haben.

Der Häßliche triumphirte. Er hatte sich gerächt an den Schönen seiner Vaterstadt, die ihn so oft verlacht; eine Magd hatte sie verdunkelt, und er war gerechtfertigt, sie zum Weibe genommen zu haben.

„Wie haſt Du das Alles möglich gemacht?“ fragte ihn ſein Vater.

„Ich habe wohl das Wenigſte dabei gethan, und iſt denn die geſellige Bildung unſerer Damen ſo weit her, daß man ſie in einem Jahre nicht erlernen kann? In Paris aber fand man es nicht auffallend, daß eine Ausländerin Unterricht in allen möglichen Dingen nimmt. Man denkt dort, an anderen Orten der Welt kann man nichts lernen; Lottchen hat ſich Mühe gegeben, aber die Theater unterrichteten ſie beſſer, als der Sing- und Sprachmeiſter. — Sie iſt ein ſanftes gutes Geſchöpf und liebt mich, wie ihr Glück, denn anders vermag ſie nicht zu lieben. Dank dem Himmel, auch ich bin glücklich.“

Er war es in der That! Es entzückte ihn, wenn man ſeine Gattin ſchön und liebenswürdig fand, und ſie bemühte ſich es zu ſein, ihrem Manne zu Liebe. — Es fehlte auch nicht an Jünglingen und Männern, die nicht ungeſtraft ſo vielen Reizen ſich nahten. Aber Lottchen hatte keinen Begriff, wie man aus Leichtſinn ſein Lebensglück aufs Spiel ſetzen könne, und zu allen Zärtlichkeiten und Liebesverſicherungen ſchwieg ſie, oder überhörte ſie, wie Alles, was ſie nicht verſtand. Auf Liebesbriefe antwortete ſie ebenſo wenig, aus dem einfachen

Grunde: sie konnte nicht schreiben; aber sie gab sie ihrem Manne, und dieser beantwortete sie so weiblich, tugendreich, geistvoll, daß Lottchen bald in den Ruf einer schönen Seele kam, ohne selbst zu wissen, was eine schöne Seele sei. — Ihr guter Ruf und die Achtung, die man ihr zollte, stiegen um so höher, je einfacher und stiller ihr geselliges Benehmen war, und je mehr sich ihr Streben verrieth, in Allem ihrem Manne zu Gefallen zu leben.

Und nun, lieber Leser, ist es nicht hübsch von dem Autor, diese Geschichte in das vorige Jahrhundert verlegt zu haben? denn hat die Bildung der Frauen andere Fortschritte gemacht, als die Zeit, die jetzt ebenso confus ist, wie damals einfach? Kann man nicht noch heute in einem Jahre lernen, gebildet zu scheinen, und wie selten ist man es? Kann nicht noch heut ein ungebildetes Mädchen gebildet aus Paris zurückkommen, wo so viele Gebildete verschroben heimkehren?

Uebrigens geht es in der Welt nicht so einförmig zu, wie in Damenromanen, wo er und sie gleich schön und geistvoll sich auf den ersten Blick sterblich und unsterblich verlieben. — Im Leben hat der Mann das Recht, häßlich, das Weib — ei nun! — dumm zu sein. — Dies Recht wird freilich oft gar zu sehr gemißbraucht. Aber,

schöner Leser, und scharfsinnige Leserin — von bei den Seiten!

In den Bädern zu * war es lebhafter, al je. Der Ruf des wunderthätigen Quells hatte sic auch jenseits des Rheins verbreitet, und ein große Theil der Gesellschaft gehörte dem galanten Nach barvolke an; übrigens sah man wenig Kranke, un meistens junge, elegante und schöne Welt, welch in dem nervenstärkenden Wasser Heilung, oder Lin derung geheimer innerer Leiden suchte. Denn vo Kurzem war Goethe's Jugendwerk erschienen, hatt mehrere Auflagen, Nachahmungen, Fortsetzungen er lebt, war in alle Sprachen übertragen und vo aller Welt verschlungen worden. „Die Leiden de jungen Werther," die der Dichter selbst empfunde und so schlicht, und wahr geschildert, hatten nich unterlassen, ähnliche Leiden zu vervielfältigen, ode vielmehr war man in den lieben deutschen Lande inne geworden, daß man ein Herz habe, ein Herz das da lebet und fühlt, und dessen Empfindunge sich gar fein und anmuthig ausdrücken und auf spinnen lassen. Bekannt auch ist, daß diese Er fahrung häufig auf Kosten der Gesundheit gemach wurde.

Ein Kaffeehaus hart an der Promenade, war der Sammelplatz der ledigen jungen Herren: man nannte es scherzweise: Le café de Wahlheim, denn auf einem großen Platze vor demselben befand sich ein alter Brunnen, mit Pappeln umgeben, ganz wie er in jenem Büchlein beschrieben wird, von welchem hier die Rede war, der eigentliche Name des Hauses aber war: „der Hirsch.“ — Unter den dortigen Gästen zeigte sich ein französischer Marquis, ein großer, schöner Mann mit dunklen Augen und anmuthigen Zügen, als ein entschiedener Gegner des so sehr beliebten Werkes aus und hatte oft schon Aergerniß gegeben, wenn er den Werther einen ungezogenen Buben nannte, der wie ein Kind, das seinen Willen nicht bekommt, zur Erde sich wirft, welches den ersten Band ausmacht, — oder sich das Leben nehmen will — wie der zweite Theil beschreibt; oder, wenn er das Büchlein einen Roman pour la canaille nannte und den galanten Racine dagegen lobte, dessen Helden sich auch wohl selbst mordeten, aber aus Staatsinteresse, Blutschande und anderen wichtigen Motiven. — Seine Landsleute stimmten ihm darin bei und nannten es eine Verrücktheit, sich eines Weibes halber zu erschießen.

„Aber,“ wandte ein deutscher Literat ein, „der junge Dichter hat ja einen ähnlichen Zustand erlebt, und ein wirklicher Vorfall liegt dem Werke

zu Grunde. Der Werther war ein Predigersſohn, Namens Jeruſalem, und die Lotte iſt die Frau eines Geheimen-Rathes zu Hannover."

„So hätte ich den närriſchen Menſchen wohl kennen mögen," rief ein Franzoſe.

„Nein!" entgegnete der ſchöne Marquis, „lieber die Lotte, um mich von ihren tödtlichen Reizen zu überzeugen. Je nun! nach der Saiſon reiſe ich nach Hannover, um die ſchöne Geheime-Räthin daſelbſt kennen zu lernen und ſie in mich verliebt zu machen. Es wäre ein köſtlicher Triumph, und, meine Herren, finden Sie ſich im künftigen Jahre wieder hier ein, ſo ſollen Sie den Erfolg meiner Troubadourfahrt ausführlich vernehmen."

Man fand den Einfall ſpaßhaft, obſchon ihn der Marquis für völligen Ernſt ausgeben wollte, der Literat aber wandte ſich wieder zu ſeinem Gegner

„Schelten Sie den Werther keinen Narren," ſagte er, „Goethe ſelbſt nennt den Selbſtmord eine Krankheit, von der ich ſogar glaube, daß ſie anſteckend iſt, denn dieſelbe That wiederholte ſich öfter aus denſelben Motiven, zum großen Theil freilich, veranlaßt durch jenes Büchlein. Ueberhaupt mögen wir wohl alle neue Ideen neu entſtandenen Seelenzuſtänden verdanken, und ſo mag in den Ideen wiederum das Contagium liegen; hüten Sie ſich daher, Herr Marquis, bei Ihrer Rückreiſe nicht

Ihr Vaterland anzustecken, denn unbewußt und frisch und wohlgemuth, wie Sie da sitzen, mag Ihnen das Uebel schon im Blute stecken, und Sie wären der Erste nicht, der aus einem entschiedenen Widersacher neuer Ideen zu deren Märtyrer sich aufwürfe." —

„O, mein Herr!" antwortete der Marquis, „wir haben in Frankreich längst schon einen Werther gehabt, aber alle Welt nannte ihn einen Narren, und Niemand mochte ihm nachahmen. Sie können ja auch wohl denken, daß, wenn die Deutschen sich einbilden, neue Ideen zu haben, es nur solche sind, die wir vor einem halben Jahrhundert hatten aber nicht brauchen konnten und wegwarfen."

„Ein französischer Werther!"

Man bat den Marquis, sich deutlicher zu machen. —

„Aber ich rede ja von einem weltbekannten Vorfall," sagte er, indeß schienen auch seine Landsleute nicht zu wissen, worauf er anspiele. „Wohlan, meine Herrn," fuhr er fort, „vernehmen Sie die blutige Mordgeschichte; aber haben Sie die Güte, statt des hellen Sonnenscheins, welcher durch die Rouleaux hier blitzt, sich eine Mitternacht mit Sturm, Schloßen, Regen und Unwetter zu denken. Auch sitzen wir hier nicht in einem freundlichen Kaffeehaus, nahe einer Promenade, auf der es bald

ſehr lebhaft ſein wird, ſondern fern von Menſchenwohnungen, in einem alten, öden Schloſſe, um einen Kamin, deſſen flackerndes Feuer wunderlich um unſere bleichen Geſichter ſpielt. Die Pauſen meiner Rede, bitte ich, in Gedanken mit geſpenſtiſchem Tapeten-Rauſchen, geiſterhaften Kaminſtimmen, Eulengekrächze und anderen unheimlichen Lauten und Zuthaten auszufüllen; — verſprechen Sie mir das?" —

„Alles, was Sie wollen, nur erzählen Sie."

„Gut," ſagte der Marquis, nahm zur Begeiſterung einen tüchtigen Schluck dampfenden Kaffee's und begann: „Gleichwie im alten Rom es Zauberinnen gab, die ſich durch heilloſe Künſte in ewiger Jugendſchöne erhielten, alſo giebt es deren auch zu Paris, dem heutigen Rom, oder der jetzigen Welthauptſtadt. Horaz berichtet von einer gewiſſen Canidia, welche das Fleiſch der Leichen ſich aus Kirchhöfen aufwühlte, um es in unwiderſtehliche Reize zu verwandeln. Ich rede von einer ebenſo gewaltigen Zauberin, die aber wohlriechenderer Mittel ſich bediente, wie ſie auf den Boulevards zu haben ſind, und die vermöge ihrer Künſte 70 Jahre lang als Schönſte der Schönen en vogue blieb. Zu Paris en vogue ſein, wiſſen Sie, meine Herren, was das heißt? und en vogue ſein als Schönſte der Schönen? O, reden Sie nicht von einer National-

krankheit, bevor Sie das gefaßt. — Wer von der Zauberin nie gehört, durfte nicht auf Existenz Anspruch machen; wer sie nie gesehen, wagte es nicht zu lieben, und wer sie nie geliebt, war kein Franzose. Ihr Name war Ninon de Lenclos. Nestor sah nur drei Generationen, Ninon aber vier zu ihren Füßen seufzen, und eine fünfte begann sich zu rekrutiren. Dies Räthsel ist nur algebraisch lösbar; der Sohn folgt dem Vater nach dreißig Jahren, und nach dreißig Jahren der Enkel dem Sohne, das sind Nestors Generationen; die Männerschönheit blüht aber nur funfzehn Jahre, und jedes Jahrfunfzehn brachte Ninon eine Garde; sie hießen die alte Garde, die junge alte Garde, die alte junge Garde, und die junge Garde. Die Rekruten waren also die dritte Generation, von den Vätern, wie diese von den Großvätern, eingeführt, um in Ninons Salon Anfängerstreiche und Neulingsfurcht zu verlernen und sich zu perfecten Kavalieren heranzubilden. Jeder Liebhaber wußte von Glück zu erzählen, entweder im Präsens, oder Imperfectum, Perfectum, oder Plusquamperfectum, den Rekruten blieb ein leckeres Futurum und das lehrreiche Paulopost. Keiner aber beneidete den Andern, Eifersucht war in Ninons Salon etwas Unbekanntes."

„Alles lächelte, Jeder lächelte für sich, Jeder gönnte dem Andern das Lächeln. Es war ein Pa-

radies mitten in Paris, ein Vorzug, den das urſprüngliche Paradies nicht hatte. — Aber, o Graus! mitten unter den lächelnden, wohl friſirten, wohlduftenden Garden zeigt ſich ein Geſpenſt in blauem Frack, mit gelben Unterkleidern, nachläſſig friſirt, aber ſtark gepudert. Ein unglücklicher Franzoſe, meine Herren, wird nie unterlaſſen, ſich ſtark zu pudern, es unterſtützt die Geiſterbläſſe. — Das Geſpenſt hält ſich zuweilen unbeweglich an der Thür, zuweilen macht es eine Promenade durch den Saal, ſeine Blicke ſind ſtarr auf Ninon gerichtet, bisweilen erheben ſie ſich voll Sehnſucht gen Himmel, als ſuchten ſie die Ewigkeit! — eine zarte Anſpielung auf Ninons Reize, die ewig ſcheinen. — Finſtere Gerüchte über das Phantom kommen in Umlauf: es heißt, Ninon ſei zum erſten Male grauſam geweſen, und das Geſpenſt müſſe nun herumwandeln zwiſchen Himmel und Erde, bis ihre Gnade auch ſeiner ſich erbarme; dies meint ein 85jähriger Marquis."

„Junger Menſch," belehrt ihn ſein Nachbar und huſtet, „junger Menſch, ich habe Ninon in ihrem 16. Jahre gekannt, und ſchon damals war ſie nicht — grauſam, will er ſagen, der Huſten aber läßt ihn nicht zu Worte kommen. Uebermorgen feiert er ſeinen neun und neunzigſten Geburtstag, deshalb huſtet er, deshalb nennt er einen

fünf und achtzigjährigen Marquis einen jungen Menschen. Die junge alte Garde sagt: „Die reizende Kokette, sie stellt uns ein Exempel auf, damit wir uns bedanken für das Bischen Vernunft, was sie uns einst gelassen.“ Wirklich war es nur ein Bischen, und eigentlich hatte sich Ninon dafür bedankt. — Die alte junge Garde sagt: „Da lobe ich mir die gute alte Zeit, in der es noch nicht Mode war, grausam zu sein, und man den Luxusartikel Sprödigkeit nicht kannte,“ und sie vergißt im Lobe der guten alten Zeit das Gespenst und Ninon und sich selbst. Die junge Garde aber sagt nichts, wann hätte auch je eine junge Garde etwas gesagt, selbst da nicht, wo Jünglinge sich in alte Großmütter verlieben, und achtzigjährige Koketten spröde sind gegen zwanzigjährige Jünglinge.

So aber konnte es nicht bleiben, das begriff auch Ninon, und wie nun das Gespenst erlösen, das ausgeschlossen ist von ihrer Allen geweihten Liebe? — Ein Mittel bleibt, ein verzweifeltes, die letzte Zuflucht einer Dame, die auf ihrem Kopf besteht. — Ninon will vernünftig mit dem Geiste reden. Er bekömmt ein Rendez-vous; die Kur schlägt an. — Der Geist spürt etwas Appetit, er fühlt, daß seine Hoffnungslosigkeit ihn minder angriff, als die Aussicht auf Seligkeit. Um sie ertragen zu können, muß er ein gutes

Frühstück einnehmen. — Ninon empfängt ihren Werther in den innersten Gemächern, in dem Heiligthum ihrer Toiletten-Mysterien, wohin nur geweihte Kammerjungfern Zutritt hatten. — „Mein Sohn," beginnt sie dort — „mein Enkel," fügt sie mit Grabesstimme hinzu, „ahnest Du das Geheimniß, das ich Dir eröffnen will?" — Werther steht da, wie Jemand, dem nie was geahnet hat. — „So vernimm denn das Entsetzliche, zwar weiß es die Welt, aber ein Weibermund hat dergleichen nie bekannt. — Wohlan, Unglücklicher! höre und schaudere; ich bin achtzig Jahre alt." Werther schaudert nicht, er liebt die Natur, die Natur ist noch älter; Ninon hört ihn von Natur und ewiger Jugend reden, sie seufzt. — „O!" ruft Werther, „höbe der schöne Busen sich nach mir!" „Dieser?" fragt Ninon, „den trage ich ja schon seit Jahr und Tag, ich will Dir einen ganz neuen schenken, den ich gestern erst erhalten; sieh, die Rechnung liegt dabei, er ist noch nicht bezahlt." —

Werther schlägt das Geschenk aus. „Nur Dich will ich." „Aber, was in aller Welt willst Du?" fragt Ninon in Verzweiflung, „diese Rosen und Lilien? Da hast Du sie auf Deinem Schnupftuch, die Locken, die mein Haupt umgaukeln, da, bewahre sie zum Andenken! oder diese Perlenreihe von Zähnen? da, mon enfant, steck' sie in die

Tasche!" Allein Werther läßt alle Souvenirs fallen und ruft immer heftiger: „Nur Dich will ich," und je weiter Ninon von ihren Reizen sich auf ihr Selbst reducirt, um so dringender wird er. — Der Unglücklichen bleibt keine Wahl mehr, sie muß zum letzten Mittel greifen: „Wahnsinniger!" schreit sie, „o halte ein, die Du liebst, ist Deine Großmutter, und mich siehst Du nie wieder!" Sie enteilt, und erstarrt steht der Unglückliche da und betrachtet Ninons Reize, die am Boden liegen; ein schreckliches Licht geht in ihm auf; zum ersten Male wird ihm klar, daß auch sein Vater eine Mutter gehabt hat, und diese Erkenntniß bricht ihm das Herz. — Sorgfältig sammelt er die Rosen und Lilien auf dem Schnupftuch, den Busen, die Zähne, die Locken auf und drückt sie an seine Lippen. — Sie sind seine Großmutter nicht, sie darf der Aermste lieben. — Er verbirgt sie in seine Taschen, sie sind sein! Ninon hat sie ihm geschenkt. Verzweiflungsvoll rafft er sich zusammen und geht. Ninon war den ganzen Abend nicht sichtbar; alle Gaden, die ihr die Aufwartung machen wollen, werden abgewiesen; die Neugierde, was im Allerheiligsten der Toilette vorgefallen, erreicht den höchsten Gipfel, — da knallt um Mitternacht eine Pistole und löst alle Räthsel. — Der Enkel hat sich unter dem Fenster

seiner Großmutter erschossen. — Er wurde in seinen Kleidern begraben; in jeder Tasche stak ein Reiz von Ninon. — Kein Dichter hat den Unglücklichen besungen, kein Jüngling aus sympathischem Gefühl ihm nachgeahmt. — Nur die Toilettenkünstler, die Händler mit Putz und Schminke, die Perrückenmacher und Zahnärzte haben sein Andenken gerettet. — Auf ihren Aushänge-Schildern erblickt man die rührende Geschichte vielfach abgebildet. Im Vordergrunde steht Ninon in voller Schönheit; ihre verderblichen Reize, die all' dies Unheil angerichtet, liegen in Natura um das Bild tausendfältig zum Verkauf ausgelegt; im Hintergrund hat sich der Enkel erschossen. — Der gefühlvolle Wanderer wird solch einer Boutike nicht vorübergehen, ohne dem Andenken des unglücklichen Jünglings und seiner Großmutter eine Thräne des Mitleids zu weihen." Der Marquis schwieg, und seine Zuhörer lächelten und lachten. — „Wie?" fragte der Marquis, zum Schein entrüstet, „Sie lachen, meine Herren?" „Ist unser Lachen nicht ein Triumph Ihres Erzähler-Talentes?" fragte ihn ein deutscher Baron. —

„Das ist zu arg!" rief Jener, „ich erzähle Ihnen die rührendste Geschichte von der Welt, ganz à la Werther, bemühe mich, den Styl Ihres Göthe zu treffen, und Sie lachen?" Das Lachen

aber mehrte sich nur, und der Marquis, um den Auftritt würdig zu schließen, zahlte dem Marqueur und griff nach dem Hute. — Man ward irre und bemühte sich, ihn zurückzuhalten. — Da rief ein Franzose: „Er will nur Beifall haben, meine Herren; so liebt ein Schauspieler im Augenblick, wo er alle seine Künste zum Besten gegeben, die Scene zu verlassen, und Beifall wollen wir ihm schenken!“ Er fing an zu applaudiren, Mehrere folgten ihm und ein lauter Applaus begleitete den Marquis aus dem Saal.

„Es ist doch Schade um den talentvollen Mann,“ sagte der deutsche Baron kopfschüttelnd, „welch eine seltsame und windbeutlige Eitelkeit, uns auf solche Weise zu verlassen.“

Ei, mein Herr! nahm ein eleganter Franzose das Wort. „Es ist nicht früh mehr und das Spiel beginnt.“ Der Marquis nämlich hielt eine Pharobank.

„So ist es Schade, daß dieser liebenswürdige Mann ein Spieler ist.“

„Er spielt nur zu seinem Vergnügen und ist sehr reich!“

„Was ist denn Reichthum in den Händen Desjenigen, der zu seinem Vergnügen spielt!“

„Er spielt mehr zu unserm, als zu seinem Vergnügen,“ versicherte der Chevalier, „ich kenne

den Marquis, er ist von guter alter Familie, ist ledig und hat bedeutende Revenüen zu verzehren. Ich spiele an seiner Bank mit wenigem Glücke, aber bei jeglichem Verluste tröstet mich doch die Ueberzeugung, daß ich um mein Geld nicht betrogen werde, ich habe einige Goldstücke auf eine Karte zu wagen und freue mich, sie an einen Mann von Ehre zu verlieren. — O, Sie kennen die Banquiers an den gewöhnlichen Bänken noch nicht. Allein was stehen wir hier und schwatzen, da drinnen wahrscheinlich das Spiel schon in vollem Gange ist."

„Ich spiele nie," sagte der Baron, nicht unfreundlich, aber bestimmt. — „Sie scherzen, ein perfecter Cavalier von Ihrem Schlage, und Sie können leben ohne Spiel? — Sehen Sie, mich reißen die Karten aus einer so liebenswürdigen Gesellschaft, wie die Ihrige, wider meinen Willen hinweg, — wünschen Sie mir Glück, Herr Baron. Auf Wiedersehen!"

„Ich wünsche keinem Menschen Unglück," entgegnete Jener „das wenige Geld aber, welches Sie heut gewinnen können, steht zu tief unter unseren beiderseitigen Wünschen." — Ich wette, dachte der Baron bei sich, nachdem der Chevalier kaum den Rücken gewandt, dies ist einer von den

geheimen Croupiers, denen es obliegt, Fremde zum Spiele zu verführen.

Der Franzoſe aber ſprach zu einem ſeiner Landsleute, der ihn begleitete: „Dieſer Baron iſt ſo ein rechter eingefleiſchter Deutſcher; woher dieſe Nation nur an ſolche dumpfige moraliſche Geſinnungen kömmt?“

„Marquis,“ ſagte wenige Tage darauf ein Gaſt jenes Kaffeehauſes, „nehmen Sie ſich mit Ihren dreiſten Aeußerungen über den Werther in Acht, es könnte leicht ſein, daß die Romancharaktere ihre Pappdeckel, oder Franzbände verlaſſen, um als wirkliche Menſchen in unſerer Geſellſchaft zu erſcheinen und wie wir die Bäder zu gebrauchen.“

„Hat ſich ein Werther hier blicken laſſen?“ fragte der Marquis. „Behüte, der iſt todt und an der Kirchhofmauer begraben, aber Albert und Lotte leben und ſind ſeit geſtern hier eingetroffen.“ Bei dieſen Worten zeigte er dem Marquis die Badeliſte, in welcher ein geheimer Rath Albert nebſt Gattin aus * * am Rhein angeführt waren.

„Aber ſie ſind ja aus Hanover,“ wandte ein Deutſcher ein. — „Können ſie ihren Wohnort nicht verändert haben?“ fragte Jener. —

„Allein der Name Albert iſt ein fingirter und

ist in Deutschland sehr üblich," versetzte der Literat. — Der Marquis war nachdenklich geworden: „Aus * *," wiederholte er halblaut. — „Ich war dort und lernte einen jungen Rechtsgelehrten kennen von vielem Geiste, aber von äußerst unglücklicher Gestalt. — Er liebte ein Mädchen, das schönste, was ich je gesehen, aber von sehr geringem Stande und niederer Herkunft, auch war sie ganz ohne Geist und Erziehung."

Man hatte dem Marquis aufmerksam zugehört. Indem zeigte sich draußen auf der Promenade ein fremdes seltsames Paar.

„Wären das die Fremden etwa?" fragte einer der am Fenster Sitzenden. — Der Marquis blickte lange hin; endlich rief er zerstreut: „Beim Himmel! sie ist es, Lotte! Lotte! wer hätte das gedacht." „Lotte und Albert!" riefen sämmtliche Gäste, und Alles eilte an die Fenster. — Albert war klein und verwachsen, und wie die Häßlichen alle schreiende Farben lieben, trug er einen rothen Tressenrock, eine silbergestickte Weste, meergrüne Beinkleider, Schuhe mit ungeheuern Absätzen, und ein zierlicher dreieckiger Hut, durch seine Kleinheit fast lächerlich, saß hoch oben auf der ungeheuern Frisur à la hérisson. — Die Dame, die er führte, und welche der Marquis Lotte genannt, war von ausnehmender Schönheit. — Sie hatte

schwarze Augen, von langen Wimpern melancholisch beschattet. — In ihren Blicken lag etwas wie eine stille, unerfüllbare Sehnsucht; ihre feinen Züge drückten einen süßen inneren Schmerz aus, und ihre Kleidung war schwarz, wie ihr Haar, was sie ohne Puder trug. — Das Männchen geberdete sich keck und beweglich und schien dreist und streng wie ein Gebieter mit ihr zu reden; — aber sie blieb still und sanft, bisweilen sah sie ihren Führer fast ängstlich an, dann schlug sie auch wohl das schöne Auge, wie in tiefer Unterwürfigkeit, zu Boden. —

Je mehr man die auffallenden Gestalten betrachtete, desto mehr fühlte man sich zugleich angezogen und abgestoßen. — Sie weckte Rührung und Liebe, er Haß und Widerwillen, und doch schienen sie zusammen zu gehören als entschiedene Gegensätze, die sich gegenseitig erheben und ergänzen. — Man blickte ihnen nach, bis sie am äußersten Ende des Lindenganges in den Büschen verschwanden. — „Nicht wahr, Marquis," fragte der deutsche Literat, „sie erscheinen wie Gestalten eines edlen einfachen Dichters, die ein ungeschickter phantastischer Maler karikirt hat? oder sind das Ihre Ideale, so gestehen Sie es." — Aber vergeblich sah man sich nach dem Marquis um, er schien verschwunden; endlich sah man ihn unten

auf der Promenade den Fremden mit großen Schritten nacheilen. — „Er ist klüger wie wir!“ rief ein munterer Franzose, „aber was hindert uns, seinem Beispiele zu folgen?“ Die Franzosen Alle griffen nach ihren Hüten und eilten dahin, die Schöne in näheren Augenschein zu nehmen; die Deutschen hielten ein so leichtfertiges Benehmen für unangemessen, blieben sitzen, sprachen über das seltsame Paar, das noch wunderbarere Zusammentreffen der Namen, gestanden sich ihre Neugier nach einer näheren Bekanntschaft ein und gingen endlich, um den Ihrigen die interessante Badeneuigkeit mitzutheilen.

Lauter als je ging es am andern Tage im Kaffeehause zu. Die Franzosen, welche überhaupt hier das Wort zu führen pflegten, konnten kein Ende finden, Lottens Schönheit in den Himmel zu erheben und den häßlichen Albert zu verwünschen.

„Wo nur unser Marquis bleibt?“ fragte Einer derselben. „Er soll mir Rechenschaft geben, weshalb er die reizende Dame geistlos nennt und ohne Erziehung. — Mich dünkt, ich habe nie eine geistreichere Schönheit gesehen, und ihr Gang, gleicht er nicht dem Schweben einer Grazie? — Der häßliche Buckel aber mag wohl der Geistlose sein, denn wie geschmacklos kleidet er sich, wie brutal ist sein Benehmen, und mit welch' einer widrigen Frechheit

accentuirt er jede Sylbe! Noch kein Mensch war mir dermaßen unausstehlich."

„Kennen Sie die Gellert'sche Fabel vom Zeisig und der Nachtigall?" fragte der deutsche Baron den Literaten. —

„Was meinen Sie damit?"

„In Bezug auf die Verse: „„Dem sieht man's schon an seinen Federn an, daß er nichts Rechtes singen kann."" Weshalb soll der geheime Rath, den ich sehr gut kenne, so widerwärtig und geistlos sein? Nur daß seine Gestalt ihn wenig empfiehlt."

„Einem niederen Stande soll sie angehört haben," versetzte ein Anderer, „und sie spricht das reinste Französisch, was ich je aus einem weiblichen Munde vernommen. — Meine Muttersprache ist mir seit gestern noch theurer geworden. — Ja, hätte der Marquis nicht das Gegentheil behauptet, so möchte ich sagen: Sie ist eine Französin."

„Schweigen Sie, mein Herr Elsasser, denn Ihr Dialekt verräth Sie!" rief ein Dritter. „Ich kann offenbar das größte Wunder erzählen; denn, meine Herren, vernehmen Sie. Ich bin so glücklich, mit der lieblichen Lotte unter einem Dache zu wohnen. Unsere Zimmer gehen auf denselben Corridor, das meinige ist dem ihrigen schräg gegenüber, und Niemand erwartet die Ankunft des Marquis sehnlicher, als ich, denn vielleicht ist er im Stande,

über höchst räthselhafte Dinge, die ich in dieser holden Nachbarschaft erlebt, mir Auskunft zu geben."

Man drang in ihn, zu erzählen. „Die halbe Nacht, meine Herren, wie Sie wissen," begann er, „verbracht' ich an der Pharobank des Marquis. Als ich müde und ausgebeutelt nach Hause ging, graute der Morgen schon. Ein süßer Schlaf entschädigte mich für meinen Verlust, und süßer noch sollte mein Erwachen sein. — Die himmlischen Klänge einer weiblichen Stimme drangen in meine Träume und verschönten mein Erwachen. Die Klänge meiner Heimath! auf Ehre, meine Herren, echte Pariser Chansons! Und mit sirenenhafter Gewalt drangen sie in mein Zimmer und füllten den Corridor, da ich die Thür öffnete. „Wer wohnt in jenem Zimmer Nr. 4?" fragte ich den Marqueur, der mir das Frühstück brachte. „Der Herr Geheime-Rath Albert, nebst Frau Gemahlin," lautete die Antwort. „Urtheilen Sie, meine Herren, ob ich die Thür wieder schloß; es zieht auf dem baufälligen Corridor wie in einem Kamin, aber ich wagte es auf Schnupfen, Gicht und Katarrh, nur um nichts von der süßen Tonfülle zu verlieren. — Nebenbei durfte ich hoffen, die Reizende selbst würde in einem verführerischen Négligé aus ihren Zimmern treten, und ich sie anstaunen, bewundern, begrüßen können. — Allein es schwieg der Gesang;

statt dessen erhoben sich die leisen näselnden Töne einer Stockvioline, dazu scharrte es am Boden, wie wenn Jemand die Kosacke tanzt. Und, meine Herren, errathen Sie noch die Bewandniß nicht.“ —

Nach einer Pause, in welcher man schweigend rieth, fuhr er fort: „Wohlan! auf Ihre Discretion wage ich es und theile Ihnen meine gegründete Muthmaßung mit; die Holdselige ist nun einmal so zauberhaft an diesen Kobold, dieses Alräunchen, diesen häßlichen Gnomen gefesselt, und Niemand fühlt besser, als sie, wie plump und unmanierlich der Charmante ist. Was in ihren Kräften steht, ihn erträglicher, gefälliger zu machen, verabsäumt sie nicht und ahnet nicht, daß sie das Uebel nur mehren, aber nicht heben kann.“ Er schwieg. — „Nun?“ fragte er, „ahnen, rathen, muthmaßen Sie noch nichts? gar nichts? — Die Liebliche giebt dem Purzelmännchen Tanzunterricht und streicht die Geige zu seinen Capriolen. O, es muß ein Schauspiel sein zum Lachen und zum Thränenvergießen!“

Während man noch über diese Muthmaßung lachte, trat der Marquis ein. Alle seine Landsleute eilten ihm entgegen und fragten: „Wo bleiben Sie so lange!“

Er antwortete trocken: „Ich war zum Frühstück beim geheimen Rath Albert.“

„Und war die schöne Lotte gegenwärtig?"

Er bejahte mit einem leisen Seufzer.

„Und sie singt?"

„Zum Entzücken!"

„Und spricht französisch?"

„Wie eine Pariserin! — Aber das ist noch lange nicht Alles!"

„Was! giebt es noch mehr weibliche Vollkommenheiten!"

„Ja, meine Herren, denn sie tanzt wie eine Vigano, wie ein Engel, wie Terpsichore selbst. — Wir haben in aller Frühe eine Kosacke miteinander getanzt, der Herr geheime Rath hatte die Güte, die Violine dazu zu spielen. Ach, meine Herren, meine Freunde! weiß Niemand eine leichtfertige, oder schmutzige Geschichte, oder einen derben unziemlichen Spaß, denn ich kann mich immer noch aus meiner überschwänklichen Verworrenheit nicht in die Wirklichkeit zurückfinden! — Ja," fuhr er fort, „wer von uns kann sagen; ich habe geliebt, ward beglückt durch Gegenliebe, ich habe die höchsten Freuden des Lebens genossen? Niemand, Niemand, und doch hätte ich jede dieser Fragen vor dem Frühstück noch bejaht. Jetzt aber weiß ich, es giebt nur ein schönes Weib auf Erden, die geheime Räthin Albert, und einen glücklichen Mann, den kleinen geheimen Rath."

„Ist's möglich," fragte Jemand, „sie liebt dieses Murmelthier?"

„Wer sagt das?" entgegnete der Marquis; „nein, sie liebt ihn nimmermehr, und darin eben liegt das Wundersame und Phantastische dieses Paares; kennen Sie wohl das Mährchen: La bella et la bête? O, es ist rührend, mit welcher zarten Aufmerksamkeit die Schöne sich um ihr Ungeheuer müht, wie sie seine Wünsche in seinen Augen zu lesen trachtet, in welcher holden Demuth sie seine brutale Behandlung und seine herben Worte hinnimmt. — Aber das genügt nicht, der unerbittliche Schicksalsspruch lautet: Liebe allein soll die Bezauberung des Unthiers aufheben. — Sie weiht ihm Gehorsam, Treue, Zärtlichkeit, aber lieben kann sie das Ungeheuer nicht; das verkündet ihre stille Trauer, der sehnsüchtige Schmerz ihrer sanften Züge; darum bleibt der Prinz ein Unthier, und die Schöne seufzt vergebens."

„Nein, es ist nicht länger auszuhalten," unterbrach ihn hier der junge deutsche Baron lebhaft, „sagen Sie mir in aller Welt, Herr Marquis; ist es ein Verbrechen, eine schöne Frau zu haben, wenn man selber häßlich ist? — Ich kenne den Herrn geheimen Rath, denn ich bin ebenfalls aus *, — *; ich gebe zu, daß er viele Sonderbarkeiten hat, woran ich mich schon gewöhnt haben mag, die seine übri-

gen trefflichen Eigenschaften in meinen Augen auch längst schon ausgeglichen; giebt dies Ihnen aber ein Recht, einen redlichen, hochachtbaren Mann dermaßen zu mißhandeln und zu lästern?"

Jener antwortete: „Seine Sonderbarkeiten sind zu auffallend, zu lächerlich!"

„Er ist verwachsen," fuhr der Baron fort, „deshalb verdient er Mitleid und keinen Spott, den Häßlichen verunstaltet Alles, und jeder Bucklichte obendrein hat die merkwürdige Eigenheit, seine Mißgestalt mehr zur Schau zu stellen, als zu verbergen. — Wie seinem Aeußern Verhältniß und Anmuth mangelt, so fehlt ihm auch innerlich Geschmack und Schönheitssinn, und er scheint das Widrige, Abgeschmackte zu lieben. Mag Lavater dies moralische Phänomen erklären; Sie, Herr Marquis, müssen so gut wie ich erfahren haben, daß ein äußeres Gebrechen mit einem innern zusammenhängt."

„Das ist es ja eben," rief der Marquis, „Physiognomik! Phbsiognomik! ich habe heute schon ein praktisches Collegium frequentirt, und jetzt wird mir auch die Theorie gelesen. — Vernehmen Sie, Herr Baron, ich kenne Ihren guten Freund schon lange, auch die Frau geheime Räthin kannte, ja liebte ich einst, und damals lebte sie in ganz anderen Verhältnissen. — Der geheime Rath weiß auch, daß

sie mir einst nicht gleichgültig war, und was thut er? — Ich mache ihm diesen Morgen als alter Bekannter meine Aufwartung; er ist hoch erfreut, mich zu sehen; seine Frau muß ins Cabinet gehen und ihre Toilette ajustiren; sie erscheint wieder und sieht aus zum Entzücken; ich kann kein Auge von ihr lassen; der kleine geheime Rath merkt's und lächelt höhnisch. — Die Holde muß auf sein Geheiß sich neben mich setzen, mich unterhalten; er bringt das Gespräch auf Musik, befiehlt ihr zu singen; in schöner Ergebenheit gehorcht sie, sie singt wie ein Engel; des Kleinen Augen leuchten vor Stolz, sie schließt; er umarmt, küßt sie, ist zärtlich, und Alles läßt ihm abscheulich."

„Nun, was sagen Sie zu meiner Frau?" fragte er mich; „und was sollte ich sagen? die Sprache fehlte mir, und auf eine solche Frage läßt sich auch nur eine alberne Antwort geben. — Aber das Alles genügt nicht. — Jetzt soll die Reizende auch noch mit mir tanzen. — Wieder gehorcht sie augenblicklich, und ich denke, mir sollen die Sinne vergehen über die Reize, die Anmuth, die ihre Bewegungen entwickeln; ich darf ihre Hand fassen, die zarte Hüfte umschlingen; sie duldet es leicht und nachlässig; nur ein kalter Blick ihrer dunklen Augen trifft mich, als wollte sie sagen: Aermster, ich bedaure Dich, wenn Du Dich in mich

verlieben ſollteſt, denn ich ließe Dich doch nur hoffnungslos verſchmachten. Und der verwünſchte Kleine — ſeine Augen blitzen noch einmal ſo hell; er hat, wie er die Geige ſtreicht, mit einem Male zwanzig Glieder mehr, die vor lauter Schadenfreude ihm am Leibe wackeln und zappeln, und ſein Antlitz gewinnt 99 friſche Runzeln, die hämiſch lachen und mittanzen und mich verhöhnen. — Endlich iſt auch der Tanz zu Ende; nun denke ich, meine Bezauberung iſt vollendet, aber nein, jetzt empfiehlt ſich der Kleine, und ich bleibe allein mit der Liebesgöttin. — Ich fühle, ich war beneidenswerth, ja, ich beneide mich jetzt ſelbſt darum, und doch ſaß ich wie ein Stock, wußte nichts zu reden, von Liebe ſchien mir unſchicklich, von etwas Anderem anzufangen, albern. Da faſſe ich mir ein Herz, ich erinnere ſie an unſere frühere Bekanntſchaft, frage, ob ſie mich ganz vergeſſen, ob ich ihr völlig gleichgültig geworden u. ſ. w. Was giebt ſie mir zur Antwort? Nichts, meine Herren, nichts, gar nichts; ſie that, als höre ſie nicht, als ſei kein Marquis auf der Welt. — Ich empfehle mich alſo ebenſo ſtumm und gehe. — Nun, Herr Baron, ſagen Sie mir, was denken Sie davon? was war die Abſicht des kleinen geheimen Rathes? was hatte er mit mir vor? mich verliebt machen in ſeine Frau? hoffnungslos, unheilbar? Ich bitte,

reden Sie doch, sollte ich bei dieser Lotte zum Vergnügen dieses Alberts den Werther machen? Fast läuft es darauf hinaus, und ich wäre gar nicht abgeneigt." — Der Marquis sagte dies mit so sonderbarer, an Ingrimm grenzender Heftigkeit, als könne ihn schon in diesem Augenblick Verzweiflung bewegen, den lächerlichsten Wertherstreich zu improvisiren.

„Ihre Schilderung," antwortete der Baron, „ist, obgleich übertrieben, doch sehr treffend; ja, ich sehe meinen Freund Albert vor Augen, wie er bei jedem Triumph seiner schönen Frau vor Entzücken aus der Haut fahren möchte, während sie kalt und gleichgültig bleibt. — Auch sie hat ihre Eigenheiten, die Sie eben so richtig bemerkt und geschildert haben. — Auf Fragen, die ihr nicht gefallen, antwortet sie nichts, und zumal das Empfindungsgeschwätz, das Geistreichseinwollen ist ihr zuwider, sie hört nicht darauf, dennoch, Herr Marquis, haben Sie sie, wie ihn, mißverstanden. Glauben Sie mir, dies ist das glücklichste Paar auf Erden. — Einiger und zufriedener miteinander können Engel vielleicht, Menschen aber nicht leben. Sie lieben sich, und das, mein Herr Marquis, wollen, oder können Sie nicht glauben. Der geheime Rath ist Ihnen zu häßlich! Doch sagen Sie selbst: wird er seiner Gattin je eine Bitte abschlagen? O nein,

er scheint nur darauf bedacht, ihr Freude und Vergnügen zu verschaffen. Wird sie ihrem Gemahl je widersprechen? Gewiß nicht, denn sie lebt in seinem Willen. Ihr einziges Streben ist Gehorsam! — Wird er mit Eifersucht je sie quälen, da es ihn entzückt, wenn Andere seine Gattin liebenswerth finden? Wird sie ihm je Anlaß zu Mißtrauen geben, da sie gleichgültig jeden Triumph hinnimmt, nur ihrem Manne zu gefallen? Und liegt nicht in diesen wenigen Zügen die Schilderung einer beispiellos glücklichen Ehe? Sie haben sich überzeugt, Herr Marquis," fuhr der Baron im Eifer des Gespräches fort, „daß ich nichts als die Wahrheit gesagt; ich werde jetzt fortfahren und muß leider auf Kosten meines Freundes indiscret sein."

„Schon mit seinem 24. Jahre war mein Freund Albert ein berühmter Advocat; was seinen Ruf mehrte, aber war, daß er Unbemittelten und Hülflosen unentgeltlichen Rechtsbeistand leistete, sie aus seiner Kasse unterstützte und nie einen ungerechten, oder nur zweideutigen Prozeß annahm. Schon damals zollte man ihm ein unbedingtes Vertrauen und hohe Achtung. — Da verliebte er sich in eine Magd, die bei seinen Eltern diente; die Eltern, die ganze Stadt waren über diese unpaßliche Verbindung außer sich, man wollte wissen, daß weder

Herz, noch Geist, noch Sitten der Braut sich irgend für die gute Gesellschaft eignete."

„Ganz recht," sagte der Marquis, „so lernte ich die geheime Räthin kennen."

„Allein der Advocat Albert wußte doch, was er that; unmittelbar nach der Hochzeit ging das junge Paar auf Reisen, kehrte nach Verlauf eines Jahres etwa heim, und mit der liebenswürdigen Frau Doctorin Albert hatte sich die auffallendste Veränderung begeben; sie paßte nicht nur für die beste Gesellschaft, durch ihre Anmuth, ihre Talente war sie eine Zierde derselben. Dessenungeachtet wollten gewisse Menschenkenner und Menschenbeobachter von Profession der schönen Frau Geist absprechen. In der That sprach sie nur von den gewöhnlichen Dingen, scherzte nie, lachte auch über keinen Scherz und wollte man über Theater oder Künste mit ihr reden, so — nun, Herr Marquis, Sie wissen, wie sie es macht — so ward sie zur Bildsäule. — Dessenungeachtet gab es Jünglinge genug, die nicht ungestraft so viele gefährliche Reize schauten. Doch was half ihnen Sehnsucht und Seufzen! sie wurden nicht gehört, vielweniger erhört; — die Kühnsten wagten, an sie zu schreiben: sie nahm die Briefe an, beantwortete sie sogar. — O, wie hatte man sich geirrt, indem man dem schönen Wesen Geist absprach! Diese Briefe, in französischer Sprache,

mitunter unorthographisch, bisweilen mit Germanismen abgefaßt, athmeten einen edlen, gesunden Sinn und, wenn es nicht zu viel von einer Dame gesagt ist, eine milde Weisheit, die nichts kannte, als Tugend, Sitte, Vernunft und Recht. — Ihre Sprache war nicht gewählt, allein herzlich und einfach, daß wir uns unsrer Leidenschaft schämten, fortfuhren sie zu lieben, aber wie ein höheres Wesen, dem man keine unlautere Flamme weihen darf."

„Ich habe „wir" gesagt, denn auch ich war einer der kühnen Schreiber, ihre Antworten haben mich aber besser, edler gemacht. Noch immer schützen sie mich vor Leichtsinn und Laster und sind mein Trost in trüben Stunden und Widerwärtigkeiten. O, man hat noch einmal so viel Muth zu leben und zu leiden, wenn man weiß, daß es edle Seelen giebt, die auf uns blicken, und vor denen wir nicht unwürdig erscheinen dürfen. Ich bewahre ihre Briefe wie ein Heiligthum, und kein fremdes Auge soll sie je entweihen. Andere Jünglinge gingen leichtsinniger damit um, zeigten sie auf, ließen den Geist und die Tugend der Verfasserin in denselben bewundern und gaben sich dadurch Preis, denn keine Schulweisheit herrschte in jenen Schreiben, vielmehr eine genaue und treffende Berücksichtigung der Personen, denen sie galten. Dies, meine Herren, ist die Dame, über die man hier so leichtsinnige Reden führt, und ihr kleiner, häßlicher, abgeschmackter Mann, beim blauen Himmel droben, ist nicht minder seelengut."

Der Baron hatte zuletzt mit tiefer Rührung gesprochen, eine Thräne glänzte in seinem Auge,

und die tiefe Stille bewies, mit welcher Theilnahme man seinen Bericht aufnahm.

Der Marquis brach das Schweigen. „Meine Herren," sagte er, „ich habe ein curioses Geständniß abzulegen, Sie dürfen mich aber nicht verlachen."

„Nun?"

„Ich glaube, ich bin verliebt!"

„Ei," entgegnete man ihm, „wenn Sie es nur glauben, so sind Sie es sicher nicht."

„Scherz bei Seite! die Erzählung unseres trefflichen Freundes hier hat sich mit unendlichem Weh in meiner Brust gelagert; wie ich Athem hole, fühle ich Schmerzen, und denken Sie nur, wie ich vom geheimen Rath hierher gehe, begegnet mir Armand. — „Haben Sie einen Augenblick für mich übrig?" sagte er. — „Für Sie wohl tausend, mein theurer Freund," sage ich; er fängt an zu erzählen, ich höre kein Wort; er schweigt; jetzt merke ich, daß ich antworten soll, ja, ich ertappe mich auf einem großen Seufzer. — „Ist Ihnen unwohl?" fragt er. — „Ja, ich glaube beinahe;" sage ich. — „Nun gut, ich komme diesen Nachmittag und bitte mir den Bescheid aus." — Er geht; ich freue mich, ihn los zu sein, weiß aber auf Ehre nicht, worauf ich Bescheid geben soll, noch woran ich gedacht, worüber ich geseufzt habe. — Sagen Sie, meine Herren, sind das Symptome des Verliebtseins? denn für meine Person war ich nie verliebt, als höchstens in mich. Haben Sie Mitleid mit einem vier und dreißigjährigen Novizen, denn im schlimmsten Falle wäre es auf Ehre meine erste Liebe."

Man ſtritt ſich, ob der Marquis ſcherze, oder im Ernſte ſpreche. Letzteres behauptete der Literat. „Kann ſich irgend etwas Luſtigeres in aller Welt begeben," rief er lachend, „als daß der entſchiedenſte Gegner eines Büchleins, des beſten, was in deutſcher Sprache erſchienen iſt, jetzt den Kopf verliert, weil zwei ganz gewöhnliche und in Deutſchland allgemein übliche Namen lebenden Perſonen angehören? Denn warum, meine Herrn Franzoſen? — Der Styl dieſes Romans iſt Ihnen zu edel und einfach! Lotte ſoll zum Tollwerden ſchön, Albert zum Abſcheu häßlich ſein; dann iſt Alles gehörig phantaſtiſch, bunt und grell, und Werther kann in der erſten Scene von Sinnen kommen. — Was hilft Ihnen aber all Ihr Leid, mein Herr Marquis, Sie haben uns ſchon zu oft zum Beſten gehabt, Niemand wird Ihnen mehr glauben."

Der Marquis ward böſe, ſchob ſeinen Stuhl bei Seite und ging gerade auf den Literaten zu: „Mein Herr," ſprach er, „Sie ſind ein Menſch, mit dem ſich nichts Ernſtes reden läßt, Sie haben keinen Sinn für eine pſychologiſche Merkwürdigkeit, ſonſt würden Sie einem Mann, wie mir, der nach ſo vielen Liebſchaften erſt verliebt wird, wenigſtens den Puls fühlen, examiniren und die Zunge beſehen, um etwas Näheres von der Epidemie zu wiſſen, von der ich nach Ihrer Vorausſagung nun auch befallen bin."

Hierauf ging er in ein Nebenzimmer und ließ ſich Wein geben. — — —

1913. 12886

Linchen

oder

Erziehungs-Resultate.

Königl. Bibliothek Berlin

Novelle

von

[Hermann]

Dr. Schiff.

Librairie de C. Forst
rue du Jambon près la Place Verte
ANVERS.

Hamburg.
B. S. Berendsohn.
1841.

Mein Vater — erzählte mein junger Freund, bevor er mir nachstehende Briefe mittheilte — sparte nichts an meiner Erziehung; ich besuchte die Hochschule und hatte Privatlehrer in Sprachen, Zeichnen, Tanzen und der Musik; ich war ein Schüler, wie ihn der Lehrer sich wünschen mag, nicht etwa weil ich leicht begriff, sondern weil es stets etwas an mir zu ermahnen, bessern und zu unterweisen gab. Ich scheute mich selbst zu denken, hatte auch zu viel Lehrer, die doch nicht umsonst bezahlt werden durften; sagte aber einer von ihnen, was ich Ähnliches schon gedacht, so war ich überzeugt, daß doch einmal etwas aus mir

werden würde, obgleich meine Eltern mir täglich das Gegentheil sagten. Auch meine Lehrer nannten mich Schlingel, Dummkopf, Tölpel, wenn sie sonst auch meine Anlagen und Fortschritte lobten, und ich glaubte ihnen Alles auf's Wort. Überhaupt verehrte ich alle erwachsenen Personen grenzenlos, und Gott weiß es, wie oft ich das kahle Haupt meines Schuldirectors, eines berühmten Lateiners, bewunderungsvoll angestaunt und an die Unendlichkeit der Gedanken gedacht, die diese nackte Kugel beherbergte. Es waren Augenblicke, wo ich glaubte, dies Haupt vor Gelehrsamkeit leise dampfen zu sehen, und dann war mir, als hätte noch kein Maler, kein Christ an einen Heiligenschein gedacht, und ich hatte ihn in diesem sublimen Dunst recht rationell erfunden. — War's ein Wunder, daß, so oft mich dieser Mann etwas fragte, ich ihm die Antwort schuldig blieb? ich dünkte mich nicht würdig, daß er Zeit und Athem an mir wage; wollte ich mich aber zusammen

nahmen, so vergaß ich aus Übereilung und Angst seine Frage. Er selbst hatte Mitleid mit meiner Befangenheit oder Zerstreuung, aber was half's? er konnte nicht immer schonen, und deshalb saß ich in allen Klassen unten an; dann konnte ich wenigstens ungestraft schweigen, bisweilen weinte ich auch, doch nur selten. Alle Sonnabend mußten wir eine kleine deutsche Ausarbeitung überreichen; wer sie nicht brachte, wurde Nachmittags ins Correctionszimmer gesperrt: was ich aber niederschrieb, dünkte mich beim Durchlesen abgeschmackt und erbärmlich, und weil ich stets wieder von vorn anfing, konnte ich nie fertig werden. Zuletzt gewöhnte ich mich auch an das Correctionszimmer, und meine Privatstunden Sonnabend Nachmittags wurden abgeändert. Am meisten fürchtete ich mich indeß vor dem monatlichen Actus, er ward öffentlich gehalten, und der dritte Theil der Schüler jeglicher Klasse mußte griechische, lateinische, französische, oder deutsche Gedichte her-

ſagen. Hatte ich auch noch ſo gut gelernt und ſollte vor den anweſenden Eltern, Lehrern und Schulkameraden die Bühne betreten, ſo befiel mich ein Zittern, ein Flor deckte mein Auge, ich verlor Gedächtniß und Stimme und wurde ausgelacht. Der Einhelfer überſchrie das jubelnde Gelächter, nur ich hörte ihn nicht und mußte mit Schimpf und Schande abtreten, natürlich weinte ich, denn es war die letzte Zuflucht einen einigermaßen anſtändigen Schluß in dieſe peinliche Situation zu bringen. Als dieſer Auftritt ſich erſt zweimal wiederholt, freuten ſich meine Schulkameraden von Vierteljahr zu Vierteljahr im Voraus darauf, daheim erzählten ſie ihren Eltern, daß ich declamiren würde, und nun ſtrömte Alles herbei, wie zu einem Volksfeſte. Galt es nun zu erſcheinen, — ja ehe mein Vordermann noch die Bühne verlaſſen, erhob ſich ein Ziſcheln und Flüſtern, das ſich bei meinem Anblick in ein lautes Gelächter auflöſte. Meine Eltern wollten mich vom Actus dispenſiren

lassen, aber das lief wider alle Schuldisciplin; es mußte ein anderes Mittel ausgefunden werden, und so bekam ich Declgmationsunterricht bei einem Schauspieler unsers Stadttheaters; wirklich lernte ich bald ein Gedicht mit Gefühl und sauber vortragen. Mein Lehrer rühmte mich, man sprach schon in der Stadt, daß ich alle meine Schulkameraden übertreffen würde, es kam endlich so weit, und der Saal war voller, als je. Diesmal zischelte und flüsterte man nicht, vielmehr herrschte lautlose, gespannte Erwartung. Ich erstieg die Stufen zur Bühne mit Anstand, auch die Verbeugung gelang mir noch, als ich aber zu reden beginnen wollte, fehlte mir wieder Gedächtniß und Athem, vor Angst fing ich still an zu weinen, und mein betrübtes Gesicht galt für Mimik, man erwartete etwas außerordentlich Rührendes und Fürchterliches. Da entschlüpfte mir endlich ein Jammerlaut, und ein donnerndes, vielleicht auch krachendes Gelächter erfolgte, denn mir war, als

müsse der Saal einstürzen, und vor Angst bewegte ich mich nicht von der Stelle, bis der Director sagte: „Einfaltspinsel, scheere er sich herunter", — Worte, die mir dennoch wie Erlösung klangen. Versteht sich, daß ich in der Schule und zu Hause bestraft wurde; am Wüthendsten aber benahm sich mein Declamationslehrer, er schrieb meinem Vater einen groben Brief, worin er behauptete, es sei eine Kabale gewesen, ihn um seinen Ruf zu bringen, mit höhnischem Triumphe fügte er hinzu, daß er am selben Abend herausgerufen worden, und in einer Nachschrift verfluchte er den Schritt, den er wieder über unsere Schwelle setzen würde.

Auch wenn meine Eltern Gäste hatten, und ich sollte Violine spielen, ging es nicht besser; entweder mein rechter Arm zitterte, oder ich übernahm mich in Kraft und Gefühl und warf um, so zu sagen. Dann weinte ich, ward ausgescholten und bekam auch wohl

Schläge. Besser ging es mit den Zeichnungen, denn hier galt es nur das Vorzeigen. Da führte aber mein Unstern den Onkel Holm aus **rode nach **feld. Er brachte seine Tochter mit, ein Mädchen in meinem Alter. Es fehlt überhaupt nicht an Originalen in meiner Familie, und Onkel Holm hält sich für den größten Grobian seiner Zeit. Cousine Malvine zeichnete auch, weil aber meine Zeichnungen und selbst die illuminirten Püppchen, die ich zum Spielen verfertigte, correcter und sauberer aussahen, als was seine Tochter irgend leistete, behauptete er steif und fest, mein Lehrer mache das Alles, um meine Eltern damit zu hintergehen. Onkel Holm hat eine merkwürdige Art zu streiten, gegen die sich mit Worten nichts ausrichten läßt; ich wurde also gerufen und mein Vater zeigte mir einen holländischen Ducaten und versprach ihn mir, wenn ich den Onkel, wie er da vor mir stände, abzeichnete. Ich bat den Onkel Holm, sich still auf einen Stuhl hinzusetzen.

Das that er mit den Worten: „Na kritzle zu!“ Er saß aber nicht still, sondern lachte, schnitt Gesichter und fluchte, und ich verdarb ein Blatt Velin nach dem andern. Endlich dauerte es ihm doch zu lange, er sprang auf und rief überlaut: „Mordelement, bin ich denn so mohrenblau angelaufen, daß ich, vor lauter Bohnenstroh keinen Dreschflegel rieche? muß ich alter Kerl stundenlang dasitzen wie ein Pappstoffel und habe nicht einmal einen Gotteslohn davon?“ Es war ein tragischer Auftritt, mein Vater drohte mir verstohlen mit der Faust, meine Mutter weinte, ich glaube heftiger, wie ich. — Auch ein Ball wurde zu Ehren der Fremden gegeben, und ich sollte zeigen, daß ich tanzen gelernt, und mit der Cousine den Ball eröffnen. — Die Musik begann, die Paare standen in festlicher Erwartung, und man winkte mir anzufangen. Mich überlief ein kalter Schauer nach dem andern, die Kniee zitterten mir, aber ich mußte beginnen und fehlte gleich den ersten Takt.

Mein gutmüthiges Couſinchen that Alles, mir zu helfen, aber ich war zu ſehr gewohnt mich fallen zu laſſen, vielleicht auch verdroß mich, zu allen dieſen Kunſtſtückchen gezwungen zu werden, kurz ich blieb mitten im Saal ſtehen und fing bitterlich an zu weinen, bis mein Vater zornig und beſchämt mich auf die Seite gehen hieß. Ein junger Commis übernahm mein Ehrenamt bei Wienchen, und mein Onkel um mich zu tröſten raunte mir zu: „Was nützt Dir auch das Rutſchen und Schurren, Du willſt ja kein Hahn werden, der auf dem Miſt ſcharrt.“

Mein Onkel reiſte ab, und wenigſtens ſo viel hatte ſeine Grobheit gewirkt, daß meine Eltern, des Scheltens und Strafens müde, auf andere Mittel, meine Blödigkeit abzuſtellen, dachten. „Der Junge, ſagte mein Vater, iſt nicht böswillig und kann und weiß ſo mancherlei, aber im Ganzen hat er keine Erziehung, das macht er iſt Stundenweiſe erzo-

gen. Senator Sömmerich's Kinder können nicht so viel, wie unser Heinrich, und sind doch besser erzogen, das macht, sie haben einen Präceptor, den können wir unserm einzigen Kinde auch halten, und im Grunde hat es mich schon lange verdrossen, daß Senator Sömmerich's Kinder vor meinem Heinrich etwas voraus haben; ich werde mich also nach einem feinen, gebildeten Mann umsehen, mit dem ich die ganze Erziehung Alles in Allem veraccordire, so daß er für Risico steht; wie er fertig wird, ist seine Sache."

Es gab aber in ganz **felde keinen wohlerzogenern, feinern Mann, als einen gewissen Rittmeister Braun oder von Braun, wie man ihn gewöhnlich nannte. Mit ihm veraccordirte mein Vater meine Erziehung per aversionem, und die Wahl konnte keine glücklichere sein. Er war ein schöner, lieber Mann, der auch keinen Spaß verstand. Er lehrte mich reiten, exerciren und fechten auf Stoß

und Hieb. Wollte ich zerſtreut ſein, ſo gab es derbe Stöße, oder das Pferd wurde gepeitſcht, und ich bekam aus Verſehen das Meiſte ab, oder das Gewehr wurde mir gegen Kopf und Schulter geſtoßen, daß mir die Thränen in die Augen traten; wollte ich aber weinen, ſo ging mir's noch ſchlimmer, und obendrein verklagte mich der Rittmeiſter bei meinen Eltern als ein feiges, furchtſames Knäblein, das ſich nicht traue, etwas feſt anzugreifen. — Aber ich machte Fortſchritte, das Pferd wurde weniger gepeitſcht, das Rappier meines Lehrers, hörte auf mir furchtbar zu ſein; auch mein Anſtand beſſerte ſich, ich gewann ein geſundes, blühendes Ausſehen und fing an mir ſelbſt zu gefallen. In den Lehrſtunden wetteiferte ich mit meinen Schulkameraden, bei meinen Ausarbeitungen half mir der Rittmeiſter, und wer noch wagte, mich einen Dümmling, Einfaltspinſel u. dergl. zu nennen, wurde wacker zerbläut, denn ich konnte fechten, traf gut und mir war nicht

leicht beizukommen. Ich spielte jetzt auch vor Fremden, so oft es meine Eltern begehrten. Man ist sehr musikalisch in **felde, man fand mich brauchbar, und ich wurde zu den vornehmsten Musikparthieen eingeladen. Einmal ließ ich mich sogar in einem öffentlichen Concerte hören und gefiel. Meine Eltern waren außer sich vor Entzücken, sie sagten es mir ins Gesicht, daß ich ihnen Ehre gemacht, und mein Rittmeister, der Urheber meiner glänzenden Metamorphose, erhielt eine kostbare Uhr zum Geschenk. So hatte ich Muth und Ehrgefühl bekommen, ohne selbst zu wissen wie, zugleich aber hatte mich mein Präceptor eitel gemacht, so eitel, wie er selbst war. Ich nahm es übel, wenn man in einer musikalischen Gesellschaft mich nicht aufforderte ein Solo zu spielen, und auf Bällen schätzte ich mich glücklich, der erste Tänzer zu sein und die vornehmsten schönsten Damen aufzufordern. Erregte ich gar Aufmerksamkeit, so konnte ich innerlich triumphiren, und ich fragte mich

selbst: Bin ich denn wirklich der ehemalige dumme Junge von **felde?

Der Beifall einer Gesellschaft galt mir als das höchste Glück, und mein Wohl und Weh lag in der Meinung der Welt vor mir. Ein allgemein herrschendes Vorurtheil ist jedoch schwer zu beseitigen, und was ich leistete, betrachtete man immer noch aus dem alten Gesichtspunkte. Einige meinten, es sei gut, daß ich mich auf schöne Künste gelegt, denn etwas Ordentliches könne doch nicht aus mir werden; brachten die enormen Kosten des Unterrichts in Anschlag, und zum Unglück ließ man mich merken, wie man von mir dachte. Ich war damals Primaner, der sich halbweg schon Student dünkt. Dummer Junge ist ein Tusch, das fühlt der eifrigste Bursche nicht lebhafter, wie ich damals, und dieses akademische Gefühl steigerte sich bei mir zu einer Idiosynkrasie. Ich konnte die Worte: „albern, verrückt, dumm" nicht mehr

hören, ohne daß das Blut mir in die Wangen schoß, galten sie gleich einem Anderen, denn in der Familie des Gehenkten soll man nicht vom Stricke reden, und fast in jeder Gesellschaft mußte ich mir Complimente gefallen lassen wie: „A[illegible]hnen hätte ich das nicht erwartet:“ „[illegible]as ist alles Mögliche in Betracht ihrer Person“ oder, was mir das Schrecklichste war: „Sie sind nicht so dumm wie sie aussehen.“ Bei solchen Gelegenheiten versäumte ich fast nie, die Leute in ihrer vorgefaßten Meinung zu bestärken.

Unter diesen Umständen behagte mir am Meisten der Umgang mit den Officieren der Garnison. Mein Rittmeister lebte in guter Kameradschaft mit ihnen, wir ritten, fochten und gingen spaziren, und diese trefflichen jungen Leute ließen sich herab, mich als ihres Gleichen zu betrachten. Beim Fechten freilich hatte ich einen übermäßigen Respect vor den Uniformen und wagte nicht eher darauf los-

zuſchlagen, als bis ein tüchtiger Hieb mich zur Verzweiflung brachte. Auch Kaffeehäuſer und Vergnügungsorte beſuchten wir, und mein Rittmeiſter kargte ſo wenig wie die übrigen Officiere, zumal er, was darauf ging, meinen Vater anrechnete. Daher berückſichtigte man auch ſtets meine Gegenwart, und wo das Geſpräch unziemlich und ausgelaſſen zu werden drohte, wußte mein Rittmeiſter es zur rechten Zeit zu hemmen; er war der Mann dazu.

Ich hatte mein zwanzigſtes Jahr erreicht, und meine Erziehung ſollte für vollendet angeſehen werden. Mein Rittmeiſter ſprach ſchon vom letzten Handanlegen und erachtete für rathſam, mit mir auf Reiſen zu gehen; bei dieſem vornehmen Ausdruck hatte er aber nur im Sinn, ſeine Anverwandte in **rode, ſeinem Geburtsorte, zu beſuchen, und außer meinem groben Onkel hatte ich auch einen feinen Onkel oder Vetter dort, Namens Bür-

ger. Er hatte dort ein großes Rittergut, Bürgsleben, gekauft, wie boshafte Leute sagten, dem Namen zu Liebe; in der That aber hatte er seinen Namen, oder eine Sylbe davon dem Gute geopfert. Er nannte sich jetzt Bürg auf Bürgsleben und spielte den Landedelmann.

Es wurden große Anstalten getroffen. Ich wurde völlig neu gekleidet, bekam die feinste Wäsche, Pretiosen und was zur Toilette eines reichen jungen Mannes gehört, zwei Koffer — die Felleisen, Reisetaschen, Hutschachteln ungerechnet — wurden vollgepackt, denn ich nahm Habe und Gut, Instrumente, Rappiere, Zeichenmaterialien, Musikalien, Bücher, Alles mit, als sei in **rode für Geld nichts zu haben. Auch für Tante und Cousine wurden kostbare Zeuge eingepackt, obschon Onkel Holm Alles eben so gut fabricirte, wie mein Vater.

Endlich ging die Post ab. Mein Präceptor saß schon im Wagen, aber mein Va-

ter gab mir noch gute Lehren, und meine Mutter schärfte mir ein, wie Alles darauf ankäme, meinen Eltern Ehre zu machen. Der Postillon blies, noch einmal schlossen mich meine Eltern unter Thränen und Segenswünschen in die Arme. Ich kann indeß nicht sagen, daß dieser Abschied mich sonderlich angriff.

Heinrich an seine Eltern.

— rode, am . . .

Beste Eltern!

Gestern Nachmittag langten wir bei sehr regnigem Wetter in —rode an. Auf der letzten Station hatten wir Extrapost genommen, wir bekamen aber nur eine zweisitzige Chaise, und es hielt schwer, alle unsere Koffer und Sachen drin und drauf zu befestigen; der Wagen gewann durch das Gepäcke ein recht närrisches Ansehn; wir saßen unbequem, und der Postillon und die vier Pferde hatten auch

ihre Noth. Ich begriff Anfangs nicht, warum wir die ordinaire Post nicht behalten, der Rittmeister aber belehrte mich, daß Alles Euch zu Ehren geschähe, und er hatte Recht, denn wie wir in —rode anlangten, waren alle Fenster voller Menschen, die uns neugierig betrachteten und so zu sagen, aus unserem Gepäcke heraussuchten. Das gefiel mir sehr.

Wir stiegen im ersten Gasthofe ab und bekamen die besten Zimmer darin, die aber gegen die unsrigen zu —feld gewöhnlich, klein und niedrig sind. Vor der Hand bleiben wir im Gasthof Euch zu Ehren. Überhaupt gingen jetzt die Beschwerden unsrer Reise an, von denen ich unterwegs nichts gespürt, denn wir packten aus. — Der gute Herr Rittmeister gab mir treffliche Lehren über Ein- und Auspacken, und wie man sich behilft und mit Geschick und Geschmack jede Localität benutzt. Ich begriff ihn vollkommen, nur ist Begreifen und Ausüben zweierlei. Der Mann

muß viel Geduld mit mir haben. Abends speiſten wir en Table d'hôte. Ihr könnt leicht denken, wie groß meine Freude darüber war, da ich noch nie en Table d'hôte gegeſſen habe und höchſtens à la carte, was dagegen gar nichts iſt, denn an einer Table d'hôte geht es zu wie bei einem Feſte. Ein langer, großer, ſchöngedeckter Tiſch glänzte von ſilbernen Armleuchtern, auf denen Wachslichte brannten, alle Gäſte rings herum waren heiter, freundlich und geſprächig, alle kannten den Onkel Holm und wußten allerlei Anekdoten von ſeiner Grobheit zu erzählen; wie gern hätte ich geſagt, daß ich ſein Neffe bin. Was mir ſehr gefällt, iſt, daß jeder Gaſt einer Table d'hôte Wein trinken muß, wenigſtens eine halbe Flaſche. Ich bekam auch eine vor mein Couvert, wovon aber der Herr Rittmeiſter aus Beſorgniß das Meiſte trank. Seid alſo meinethalb nicht ängſtlich, die Table d'hôte iſt mir ſehr gut bekommen.

Gestern früh machten wir Toilette, ich zog meine schönen neuen Kleider an und freute mich sehr. Der Herr Rittmeister hat mich sehr lieb und half mir wie ein Kammerdiener, denn ich machte ihm nichts geschickt und sauber genug.

Unsere erste Visite war bei dem Bruder des Herrn Rittmeisters, Herrn Braun, einem hiesigen Gewürzkrämer. Beste Eltern, was sind das für herrliche Menschen! Seine Brüder, Schwestern und Schwägerinnen, Alle kamen herbei uns zu bewillkommnen und alle mögliche Gastfreundschaft anzubieten. Sie behielten uns gleich den ganzen Tag da. Jedesmal, so oft ein neuer Gast eintrat, und ich vorgestellt wurde, leuchteten die Augen meines guten Herrn Rittmeisters vor Stolz, und wenn man mir ein Kompliment machte, freute er sich, als sei es ihm widerfahren. Ihn bewunderte man nicht minder, seine Uniform, seine Orden, sein hübsches Aussehn,

denn hier freuen sich die Menschen, wenn sie einander etwas Angenehmes sagen, oder einen Dienst erweisen können.

Seine Nichten kamen zum Kaffee; sie sind liebenswürdig und zuvorkommend und machten mir so viel Komplimente, daß ich keine Gelegenheit fand ihnen wieder Artigkeiten zu sagen. Nur schwatzen sie Alle sehr unüberlegt. So z. B. fragte eine nach der andern, wie es mir in —rode gefalle? Was weiß ich von —rode, außer daß ich hier gefalle. Dergleichen sollte ich „in —felde einmal fragen, denn, beste Eltern, es thut mir leid, Euch gestehen zu müssen, wie man immer noch ein abscheuliches Vorurtheil gegen mich hegt, und welch' einen häßlichen Spitznamen man mir giebt. Wie also jede dieselbe Frage wiederholte, sagte ich endlich: „Die Damen überaus" und erschrack, denn ich glaubte etwas Unziemliches gesagt zu haben. So nahm es das schöne Mädchen nicht auf, dem meine

Antwort galt. Lorchen Braun, eine hohe, schlanke, lichtblonde Dame mit rothen Wangen, nur im Profil ist ihre Nase zu lang. Sie meinte, da würden mir meine Cousinen sehr gefallen, denn es seien die hübschesten Mädchen weit und breit; besonders Cousine Winchen lobte sie als eine sehr vollkommene Dame.

„Linchen ist doch hübscher", meinte Mamsel Nikow, ein kleines Mädchen von etwa zwölf Jahren, die Blonde aber sagte: „Das ist Geschmackssache, und es ist Schade um das liebe Kind, denn" — sie deutete auf die Stirn.

„Verrückt?" fragte ich erschrocken, denn ich liebe solche Pantomimen und Worte nicht.

„Nein! so arg ist es nicht, etwas confus, übergeschnappt, oder dumm, mich so auszudrücken."

Das, beste Eltern, erschütterte mich dermaßen, daß die kleine Nikow meine Verlegen-

heit merkte. „Pfui Lorchen, rief sie, wie kannst Du das dem Herrn von seiner eignen Cousine ins Gesicht sagen. Glauben Sie es nicht, Herr Wolters, sie ist ein wenig lebhaft, das ist Alles, seitdem aber Demoiselle Holm sich ihrer angenommen und ihr ein wenig Erziehung gegeben, ist ihr nichts anzumerken. Übrigens heirathet sie einen reichen Engländer, der auch seinen Spleen hat, und Reichthum und Spleen entschuldigen Alles.

Ernsthaft, beste Eltern, mir graut heute, zu Bürg und Holm zu gehen. Unter Winchen denke ich mir einen weiblichen Rittmeister, und bei Linchen fällt mir mein eigner Spitzname ein. Ich bin nicht so glücklich mit meinen Verwandten, wie der Herr Rittmeister.

Ich hatte den Muth zu fragen. „Worin besteht denn eigentlich Linchens Dummheit?“

„Sie glaubt Alles, was in Büchern steht, in Romanen nämlich,“ sagte Lorchen,

und ich zwang mich laut aufzulachen, denn dergleichen kann man mir in — felde nicht nachſagen.

„Auch Geld kennt ſie nicht, fuhr die friſche Blondine fort, und einmal hat ſie ſogar Schulden gemacht. Als der arme Rentier hier gepfändet werden ſollte, leiſtete ſie im Namen ihres Vaters Caution für ihn. Der Executor nahm die Bürgſchaft an, worüber ihm der Bürgermeiſter eine Naſe gab, und ihr Vater mußte Alles zahlen, um ſeine Tochter nicht zu blamiren.“

Ich verſtand dies nicht und fragte: „Giebt es hier arme Rentiers, die ſich pfänden laſſen?“

„Siehſt Du Lorchen! rief die kleine Nikow, Du ſprichſt auch mitunter, als wärſt Du nicht recht geſcheut.“

Nun ward die hohe Blondine feuerroth und erklärte mir, der arme Rentier ſei der ärmſte Mann in ganz — rode und heiße Renn-

thier, daher die Benennung. Dieser Rennthier war früher Opernsänger, dann ward er Stadtmusikus allhier, jetzt spielt er in Bauernschenken zum Tanze. Seine Unmäßigkeit im Trinken soll ihn so weit heruntergebracht haben. Linchen aber protegirt ihn und zieht ihn selbst zu Gesellschaften. Sie soll ihm so zugethan sein, daß ihr Bräutigam, von dem sie nicht viel wissen will, auf ihn eifersüchtig sein könnte. Das ist doch ächte —!!

Gegen Abend gingen wir spaziren. Ach, liebe Eltern, wie schön ist es hier! mich dünkt die Sonne scheint heller, wie in —felde. Die Menschen verdienen es aber; welche Mühe geben sie sich mich zu unterhalten; gewiß die Menschen sind hier besser, wie in — felde, Ihr ausgenommen, denn wodurch habe ich verdient, daß Ihr mir so viel Liebe und Güte erweist und keine Mühe und Kosten erspart mich glücklich zu machen! — Doch ich will schließen. Wundert Ihr Euch denn gar nicht, daß Ihr

einen so langen Brief von mir erhaltet, von mir, der nie einen deutschen Aufsatz zu Stande brachte. Beste Eltern, wenn Euch dies Freude macht, so schreibt es mir doch. Ja! die Reise hat ihren Nutzen! Ach welche Freude, wenn vollkommen gebildet und wohlerzogen Euch heimkehrend in die Arme sinkt

Euer Sohn

Heinrich.

Rittmeister Braun an Herrn Wolters.

— rode . . .

P. P.

Unsere glückliche Reise und Ankunft wird Ihnen Heinrich gemeldet haben. Ich habe seinen Brief nicht gelesen. Ein Sohn hat seinen Eltern Allerlei zu sagen, was einen Dritten nicht kümmert. Ihre Anverwandten

besuchen wir erst heut. Nach funfzehnjähriger Abwesenheit trieb es mich, die Meinigen zu sehen. Man übt die Gastfreundschaft etwas zudringlich in einer kleinen Stadt, und als wir erst bei meinem Bruder waren, ließ man uns nicht wieder fort.

Es ist ein mehr wehmüthiges, als freudiges Gefühl, seine Heimath nach so langer Zeit wiederzusehen. Die Kinder sind herangewachsen und machen uns den Rang streitig. Meine Brüder und Schwestern sind verheirathet, haben erwachsene Kinder, ihre Töchter sind zum Theil schon wieder Mütter, und der Bruder ist allen ein Fremdling. Nichts findet man, wie es war, nicht einmal sich selbst. Ich bin nun fünf und dreißig Jahr, stehe einsam in der Welt, was wird meine Zukunft sein? Um so mehr Freude macht mir mein Heinrich, ja mein Heinrich, denn er gehört mir auch, und ich danke dem Schöpfer, der meine Mühe und Sorgfalt gesegnet,

daß er unter meiner Leitung sich so herrlich entwickelt hat. Meine Anverwandte finden ihn sehr liebenswürdig, und meinen Nichten hat er die Köpfe verrückt. Was wohl Herr Holm jetzt zu ihm sagen wird? Herr Holm ist hier sehr angesehen und beliebt. Auch rühmt alle Welt seine Tochter Malwina. So oft ich davon höre, denke ich an meinen Heinrich. Denn gesetzt, daß Fräulein Malwine so schön und liebenswürdig ist, wie der Ruf sie schildert, da Herr Holm ihr 30,000 baare Thaler zur Aussteuer bestimmt, sehe ich nicht ein, weshalb sie nicht eine Partie für unsern Heinrich sein sollte. Hier legt alle Welt unserer Reise diesen Zweck unter, und alle meine Gegenversicherungen helfen nichts. Herr Holm könnte auch leicht auf den Gedanken kommen. Man sagt zwar, er wolle hoch hinaus mit seiner Tochter, und kein Freier sei ihm vornehm und reich genug. Was er aber wohl an Heinrich auszusetzen findet? Ist er auch nicht adlich geboren, so sieht er doch aus, wie

feiner Leute Kind. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Verzeihen Sie diese Träume der Liebe zu meinem Heinrich.

Ihr u. s. w.

Heinrich an seine Eltern.

—rode . . .

„Der ist dumm, jener ist klug," das ist das ewige Gespräch hier, schon zwei Tage lang habe ich nichts Anderes gehört. In — felde für einen — — zu gelten, ist schon abscheulich; in —rode muß es zum Rasendwerden sein. Wie bedaure ich die arme Malwine!

Beste Eltern, wenn ich Euch gestern schrieb, daß Linchen — ist, so war dies ein Irrthum, denn unmöglich kann ich die Namen Linchen und Winchen verhört haben, aber die schalkhaften Mädchen haben mich zum Besten gehabt, welches ich gar nicht schön finde.

Auf Onkel Bürg können wir ſtolz ſein. Denkt Euch, beſte Eltern, ſein Haus auf dem Markte liegt wie ein Schloß von allen Seiten frei, es hat eine Auffahrt mit einem eiſernen Geländer und vier Laternen, und wie wir hinauf gingen, ſtanden die Leute ſtill und ſahen uns nach. Onkel Bürg hält ſich äußerſt grade, ſeine Geſichtsfarbe iſt friſch, und ſein graues Haar fein gelockt. Er trägt ein Jagdkleid und Spornſtiefel, was ihm ein ſehr vornehmes Anſehn giebt. Nachdem er mich umarmt und bewillkommt, fragte er mich, ob ich Franzöſiſch ſpräche, und als ich es bejahete, ob ich ein Freund der Jagd ſei. Ich antwortete ihm, daß ich noch im Leben keine Flinte losgeſchoſſen. Da wandte er ſich an Herrn Rittmeiſter: „Aimez-vous la chasse?“ — „A la folie,“ entgegnete dieſer, und beide begannen ein Weidmannsgeſpräch, was mich wenig erbaute. Indem öffnete ſich die Thüre, und eine leichte, lichte Geſtalt ſtand darin, ſchloß ſie aber haſtig wieder, als ſie uns ge-

wahrte. „Linchen, Linchen!“ rief der Onkel, aber umsonst, er mußte aufstehen und sie holen. Sie trat ein, flüsterte ihrem Vater etwas ins Ohr, und dieser antwortete eben so. Wahrscheinlich erkundigte sie sich, wie sie uns zu begrüßen habe, denn jetzt schritt sie erst auf den Herrn Rittmeister zu, verneigte sich leicht und zierlich und hieß ihn willkommen, dann wandte sie sich zu mir und, liebe Eltern, die Mädchen hier sind sehr schön, aber gegen Cousine Linchen kommt keine, von solchen durchsichtigen klaren blauen Augen habe ich bisher keinen Begriff gehabt, auch nicht von solch einem Lächeln.

Ihr ganzes Wesen verklärte sich darin, als sie mich so anlächelte und sprach: „Das ist schön, Herr Vetter, daß Sie uns besuchen, denn hier erlebt man sehr wenig.“

Ich verstand die Anrede nicht und fragte, was sie mit dem „Erlebt“ meine.

Da erröthete sie ein wenig, drohte mit dem zierlichen Finger und sagte: „Man fragt nie, wie etwas gemeint sei, denn Personen, die ihre fünf Sinne beisammen haben, wissen recht gut, was sie reden.“

Die Zurechtweisung verdroß mich nicht im Mindesten, im Gegentheil, der herzliche Silberton entzückte mich. Ach wie gern ließ ich mich von Linchen erziehen! Da sie Winchen so gut erzogen, wie viel könnte ich nicht auch von ihr profitiren.

„Herr Rittmeister, fuhr sie fort, ich habe sie Vorgestern ankommen sehen und herzlich gelacht; hat man in —felde keine bessern Wagen?“

„Gnädiges Fräulein, sagte Herr Rittmeister, denn so nennt man sie hier, der Wagen ist von der letzten Station, kein eigener.

„Ach, da sind sie wohl sehr lange unterwegs gewesen?“

„Zweimal vier und zwanzig Stunden.“

„So lange dauert ja das Auf- und Abpacken so vieler Koffer und Felleisen.“

Sie hatte Recht; zwei Stunden gingen mit dem Aufpacken hin; rechnet man das Abpacken auf eben so viel, so wären wir immer noch unterwegs. Herr Rittmeister sprach von der Geschicklichkeit der Postknechte und dergleichen; aber in Verlegenheit war er doch und hat es mir selbst gestanden. Mich verdroß nur, daß er Linchen eine „pfiffige Kröte“ nannte: er hätte sich immer eines andern Ausdrucks bedienen können, um ihrem durchdringenden Verstande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; dergleichen litt er früher nicht von seinen Kameraden. Aber seht Ihrs, beste Eltern, meine neuen Bekannten gefallen mir schon besser, als meine alten, nur Euch nehme ich aus. Womit habe ich es verdient, so glücklich zu sein, so gute Eltern zu haben, solche noble Verwandte und eine so reizende Cousine.

Mit Onkel Holm bin ich nicht so zu-
fr den. Wir wurden nicht, wie bei Onkel
Bürg auf Bürgsleben, angemeldet, sondern
grade zu ins Comptoir gewiesen, wo Onkel
mit einem Kunden zankte und schrie: „Sieb-
zehn und ein halb, und damit Punktum.“ —
Es folgte einer seiner Lieblingsausdrücke, die
sich mit der Feder nicht wiedergeben lassen;
er drehte dem Kunden seinen Rücken zu, ging
auf mich los und fragte mich barsch: „Auch
ein Musterreuter! meinetwegen hätten Sie
nicht nöthig gehabt, solche Toilette zu ma-
chen.“ Ich gab den Brief des lieben Vaters
ab. „Sapperment, rief Onkel, da er einen
flüchtigen Blick hineingeworfen, mein dummer
Neffe! na bist du immer noch so dumm, daß
sich gar nichts mit dir machen läßt, da wirst
du hier Aufsehn machen, denn die Dummheit
ist hier rar, die Schlingel da (er meinte seine
Comptoiristen) sind so halb klug und halb-
dumm, daß man nichts wie Verdruß davon
hat.“ Nun hatte ich die Dummheit satt,

und wenn das gar in — rode auch ein Stadtvorurtheil würde! — „Nein Onkel, sagte ich, ich habe mich jetzt auf die Grobheit gelegt und du bist auch nicht mehr der Alte, ich wollte den Grobian besuchen und treffe nur einen Dummerjahn! Der Rittmeister meinte, ich sei zum erstenmal in meinem Leben witzig gewesen. Wenn das ist, so hat mich Linchen mit ihrem Verstande angesteckt, denn ich sage Euch, wenn sie lächelt, so geht Einem ein Licht auf. Ihr habt sie aber nicht lächeln gesehn und werdet mir nicht glauben. Überhaupt fürchte ich, daß dieser Brief Euch nicht so gut, wie der gestrige, gefallen wird, aber ich muß Alles aufschreiben, was mir einfällt, und Ihr nehmt schon vorlieb, da es mir ganz was Neues ist, meine Gedanken aufzuzeichnen. Von Linchen habe ich aber noch sehr viel zu sagen, denn ihre Gestalt hat all mein Kunstinteresse rege gemacht.

Ich war wirklich böse, nicht so Onkel; er schloß mich an die Brust und sagte:

„Wenn das die dummen von —felde sind, so bitte ich mir die Klugen aus?“ „Was ist Er für eine Sorte?“ fragte er Herrn Rittmeister, der stolz erwiederte.

„Ich bin jetzt außer Dienst, da ich aber meinen Abschied als Rittmeister habe, werde ich als Lieutenant nicht so ganz dumm gewesen sein, und jetzt bin ich Erzieher ihres Neffen.“

„Herr Rittmeister, ich nehme meine Mütze ab, sagte mein Onkel, ich bin kurzsichtig und der goldnen Schnüre halber auf Ihrer Jacke hielt ich Sie für den Bedienten meines Neffen. Darf ich bitten, wir wollen hinauf gehn zu Frauchen und Tochter, die werden Augen machen über den dummen Vetter.“ Hiermit ließ er Commis und Kunden stehen; auf der Flur gab er einem Burschen, der einen Ballen zeichnete, eine derbe Ohrfeige und rief: „So habe ich stets alle Hände voll zu thun!“ — Dann schalt er auf die Musterreuter:

„Mich verdrießt dieſes Zierbengelvolk, es hat nichts wie ſchöne Kleider auf dem Leibe und ſchöne Redensarten im Munde und iſt inwendig und auswendig nackt und erbärmlich.“

Tante Holm iſt ſehr corpulent und eine große Freundin der Natur. Ich glaube, Onkel iſt nur grob, um ſie zu ärgern, denn als ſie von den ſchönen Umgebungen von —rode ſprach, rief er: „Wie kommt dieſe dicke Maſchine zu all den zarten Empfindungen!“ Tante weinte, denn was kann ſie für ihre Corpulenz. Ich hätte dennoch faſt laut gelacht. — Wohl giebt es einen Unterſchied zwiſchen Lachen und Lachen. Linchen z. B., ich habe ſie nur einmal lachen geſehn, ich wollte ſie aber zeichnen und doch wird meine Kunſt an dieſem Lächeln ſcheitern. Es ſind nicht die reizenden Grübchen, die friſchen Lippen und Zähne allein; die Lieder mit langen blonden Wimpern ziehen ſich ſo ſüß zuſammen, daß das Auge einen überirdiſchen Glanz

gewinnt. Aber ich will sie dennoch zeichnen damit Ihr doch auch seht, was Lächeln heiß

Ja wohl ist Cousine Winchen auch schön allein es ist Geschmackssache, denn sie h Anlage zur Corpulenz, wie ihre Mutter. Ih Kleider aber sitzen reizend, wie unendlich zau berischer ist doch die Tracht der Damen, al die unsrige. Dies habe ich schon oft gedac und an Winchen recht bestätigt gefunden Bei Linchen denkt man an keine Kleider, s scheinen eins mit ihrem Selbst. Ich möch Linchen wohl einmal herzlich lachen sehn, w die feinen Gliederchen in den leichten Hülle da wohl tanzen und sich schütteln möge Ach wenn mir doch Jemand den Gefall thäte und ihr recht viele Possen vormachte!"

Mit Winchen fühle ich das tiefste Mi leid. Das arme Mädchen, sie ist wirkli — — Sie hat sich auch, um mit Dr kel Holm zu reden, recht talpatschig. S flog ins Zimmer herein mit den Worten

„Wo ist der kleine Heinrich?“ Dann blieb sie dicht vor mir stehen und fragte: „Vetter bist du es, oder bist du es nicht?“ — Welcher Unsinn! ob ich es bin, und gar, ob ich es nicht bin! — Dergleichen sollte ich in —felde einmal gewagt haben. Darauf nahm sie mich beim Schopf und küßte mich. „Gefällt sie Dir“, fragte Onkel, „Du kannst sie bekommen, und ich gebe Dir 30,000 Thlr. mit.“ — Nun das gäbe einen schönen Scandal, wenn ich mit der Frau nach —felde käme. Onkel aber machte fast Ernst und fing an mich zu tariren. Was er und die liebe Mutter vom Großvater zu erwarten haben, schätzte er auf 60,000 Thlr., den lieben Vater taxirte er auf 100,000, und das fand ich sehr rücksichtslos in Gegenwart eines Sohnes. Dann fragte er nach der Erbschaft von Tante Grota. Ich sagte ihm: „Sie war nicht so reich, als man dachte, und hat mir, als alleinigem Erben, kaum 3000 Thlr. hinterlassen.“ Herr Rittmeister fügte hinzu:

„In baarem Gelde und 20,000 Thlr. in Papieren. „Ich fragte ihn nachdem, weßhalb er die Unwahrheit gesagt. Um Euch Ehre zu machen, beste Eltern! das begreife, wer kann.

Den Werth des Geldes kennt Winchen auch nicht, sie hat für Drittehalbtausend Thaler Kupferstiche gekauft, die nicht so viele hundert werth sind: Abdrücke **avant la lettre**, aber Kopien, das Abendmal von Pavon, den Tod des General Wolf von Falkoison, aufgekratzte Platten von Wille, Dürers große Fortuna, die sehr neu aussieht u. s. w. Als wir den Saal betraten, wo alle diese Raritäten hängen, sagte mir der Herr Rittmeister: Merk auf Heinrich, merk auf! dergleichen bekömmst Du sobald nicht wieder zu sehen.“ Ich schwieg, denn wirklich schämte ich mich meiner Cousine vor dem Rittmeister; aber im Grunde bedaure ich sie.

Beim Onkel Holm ißt man außerordentlich gut, er hält sich einen Koch, der

früher, ich weiß nicht, bei welchem Prinzen gedient hat.

Tante, Winchen und ich ſahen die Sonne untergehen, ich fürchte aber, Tante verſteht ſo wenig von der Natur, wie Winchen von Kupferſtichen. Um nicht unartig zu ſein, mußte ich mit in die Sonne ſchauen und hatte auf dem Heimwege nichts als farbige Scheiben vor Augen.

Meine Briefe zeige ich dem Rittmeiſter nicht. Es würde mich ſtören, weil er gleich merkt, wo ich unverſtändig, oder unwiſſend war. Dieß aber iſt Euer Fach nicht, darum werdet Ihr's nicht ſo genau nehmen. Ich ſchreibe zwar nicht beredtſam und blumenreich, aber doch gewiß recht wahr und lebendig, und es iſt ja ein ganz neues Talent. Bitte, liebe Eltern, vergeßt nicht mir zu ſchreiben, ob meine Briefe Euch Freude machen.

Euer u. ſ. w.

N. S. Ich erſchrecke, wie ich den Brief durchleſe, iſt von nichts darin die Rede, wie von Dum.n und Klug. Das muß hier klimatiſch ſein.

Rittmeiſter Braun an Heinrichs Eltern.

Verehrteſte!

Meine geſtrige Eröffnung habe ich Ihnen bereits heut im Namen des Herrn Holm zu wiederholen. Es geht raſch, denn Herr Holm hält mit der Sprache nicht zurück, und Heinrich kömmt, ſieht und ſiegt. Herr Holm ſtellte ihm bei unſerm geſtrigen Beſuche ſeine Tochter vor, mit den ausdrücklichen Worten: „Willſt Du ſie haben, ich gebe ihr 50,000 Thlr. mit.“ Nachdem hat er mit mir ins beſondere geſprochen und mich beauftragt, Ihre Meinung darüber einzuholen. Daß ſich die jungen Leute gern ſehen, iſt keinem Zweifel unterworfen. Fräulein Holm iſt in der That

das reizendste Mädchen von der Welt. Mein unschuldiger Heinrich scheint so vieler Schönheit gegenüber ordentlich betäubt. Auch hat er Ursache sich ein wenig zusammen zu nehmen; an Erfahrung und Verstandesausbildung ist ihm seine Cousine allerdings überlegen.

Unser Empfang war indeß nicht allzu freundlich. Sie wissen, wie Herr Holm spricht, und auch, wie ers meint. Deshalb setze ich seine Worte nicht hieher, welches nur zu Mißverständnissen führen könnte. Heinrich begegnete seinen ersten Derbheiten mit so edlem Stolze und so gesundem Witz, daß ich über meinen Schüler erstaunte. Wie er unter meinen Händen wächst, grenzt an Wunder. Daheim lebt er stets in denselben Verhältnissen und Umgebungen, sah stets dieselben Personen, Sitten und Gebräuche und ihm fiel nicht ein, wie Alles auch anders sein könne. Hier lebt er in einer fast fremden Welt, man begegnet ihm anders, er fühlt

ſich ein Anderer, die Wirklichkeit reizt ſeinen Geiſt, der ſich früher nur im Abſtracten übte, und er offenbart Witz, Phantaſie, Empfindung, alles kraus und luſtig durch einander, mitunter läuft auch einige Naivität, und dann iſt er gar zum Küſſen.

Herr Holm macht hier enorm Geſchäfte. Seine Grobheit iſt eine Art Politik. Jedermann lacht darüber, und er iſt grob gegen Jedermann. Die kleinen Kaufleute freuen ſich, dieſelbe Behandlung zu genießen, der ſich die großen rühmen, und wenn man ſich mit ſeinen Ausdrücken wie mit **bon-mots** herumträgt, können ſie auch mitſprechen. Glauben Sie, das empfiehlt mehr, wie Adreſſen. An allen Tables d' hôte's iſt nur von Herrn Holm die Rede, und ein Reiſender, der mit Peter Holm keine Verbindung hat, würde ſich ſchlecht empfehlen. Auch hat er die Concurrenz und kann mehr thun, wie jeder Andre. Er hat mir ſeine Bücher gezeigt. Ob ich

ein Geschäft beurtheilen kann, wissen Sie. Sollten Sie den Antrag des Herrn Holm genehm finden, so lohnte es sich wahrlich der Mühe, daß Sie, bester Herr Wolters, hieher kämen. Herr Holm hat nicht Ursache, bei solch einer Gelegenheit seine Bücher zu verbergen, denn ich sage Ihnen, die Bücher sind eine wahre Pracht.

Sein Haus ist auf englischem Fuß eingerichtet, nicht imposant, aber solide und patent. Es ist viel, daß ein Kaufmann 50,000 Rthr. aus dem Geschäft giebt. Ich muß Ihnen daher melden, daß Fräulein Malvine für ihr Nadelgeld eine kostbare Sammlung von Kupferstichen gekauft hat, für 2500 Thlr. lauter Abdrücke avant la lettre. Sie können sich denken, wie viel kostbarer eine solche Sammlung ist, wie die Stücke einzeln, und sie hat sie auf einmal erstanden von einem englischen Baronet Sir John Oldstown, der nächstens die Ehre hat, in Ihre Verwandtschaft einzu-

treten. Er ist Bräutigam des Fräulein Bürg auf Bürgsleben. Was meinen Sie zu einer jungen Dame, die für eine Liebhaberei Dritte-halbtausend Thaler von ihrem Nadelgeld auf ein Brett zahlt? — Halten Sie es übrigens nicht für Verschwendung; gute Kupferstiche tragen Zins auf Zins. — Als wir den Speisesaal betraten, wo alle diese Meisterwerke hängen, war Heinrich ganz außer sich vor Entzücken.

Herr Bürg auf Bürgsleben ist ein sehr liebenswürdiger Mann, ein Reiter, Jäger und Pistolenschütze, Alles in der höchsten Vollkommenheit. Mit den Städtern hat er wenig Umgang, aber den ganzen Adel in der Umgegend sieht er bei sich. Seine Tochter soll ihm viel Gram machen, ein zierliches, liebreizendes Prinzeßchen. Leider hat sie ihre fünf Sinne nicht beisammen und ist ein wenig vorlaut und naseweis. Deshalb eben hat sich der reiche Baronet in sie verliebt; er ist jetzt abwesend.

Ich bin auf Ihre Antwort ſehr begierig. Wie, wenn ich jetzt ſchon gratuliren dürfte!

Ihr u. ſ. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— felde am . . .

Mein ſüßes Kind!

Deine Briefe machen mir mehr als Freude, ſie beglücken mich. Ach fahre fort mir viel und oft zu ſchreiben, denn es giebt kein gröſseres Vergnügen für mich auf der Welt, als von Dir zu leſen. Indeß, mein Sohn, iſt der Geſchmack verſchieden, und ſchon Dein eigener Vater denkt nicht, wie ich, aber laß Dich das nicht kümmern, denn Dein Vater nimmt Alles zu wichtig. Denk Dir nur, wegen der Extrapoſt und der 20,000 Thaler wollte er dem Rittmeiſter ſchon Vorwürfe machen. Das leide ich aber platterdings nicht,

denn was Du mir anvertraust, muß anvertraut bleiben. Zweimal habe ich daher schon die Briefe Deines Vaters an den Rittmeister zerrissen, bis er endlich die Vorwürfe in eine Bitte verwandelte, aus der kein Mensch klug werden kann. Auch Deinen letzten Brief hat der gute Vater nicht gelesen. Künftig addressirst Du also Deine Briefe nur an mich, denn Du müßtest Rücksicht nehmen auf die Eigenheiten Deines Vaters, welches Deiner Ausbildung im Briefschreiben schaden könnte. Das wäre Schade, denn Du kannst gewiß noch einmal ein recht großer Briefschreiber werden. Über manche Dinge, die ganz ernsthaft gedacht sind, mußte ich freilich lachen; allein was thut das? ich habe sie sehr gut verstanden; Du lachst vielleicht auch über meine Ausdrücke, und es sind just die, welche Du am Besten verstehst.

Was der Rittmeister schreibt, ist nicht halb so gut, wie das Deine, denn er spricht ungefähr wie ein Advocat für seine Partei,

ſo daß der Gegenadvocat eben ſo leicht ganz das Gegentheil behaupten könnte; Du aber ſiehſt und fühlſt, berichteſt Thatſachen, kurz, Dir muß man glauben. Demungeachtet iſt mir völlig unbegreiflich, woher Eure Briefe ſich ſo ganz widerſprechen. Lieber Heinrich, Du glaubſt gar nicht, wie der Rittmeiſter ſo ganz das Gegentheil von Dir ſagt. Z. B. Du erklärſt Winchen für unklug; er behauptet, ſie flöße Dir durch Geiſtesüberlegenheit Reſpect ein. Du ſchilderſt Linchen als die vollkommne Dame; er nennt ſie verrückt, vorlaut und naſeweis. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Du Recht haſt, aber biſt Du auch feſt überzeugt, daß die Nichten des Rittmeiſters Dich zum Beſten gehabt, und hätte das friſche Lorchen nicht umſonſt die lange Naſe im Profil? Ferner iſt Winchen wirklich mit den Kupferſtichen angeführt? Sie hat ſie von dem Baronet Sir Oldſtown, Linchens Bräutigam, gekauft. — Darüber wirſt Du mir etwas Näheres ſchreiben.

Bei solchen Widersprüchen wirst Du auch Deinen Vater entschuldigen, daß er uneins ist mit mir; er meint, ich liebe Dich zu sehr und heiße gut Alles, was Du thust; ich behaupte aber, er ist eigensinnig und will auf seine vorgefaßte Meinung bestehen. Je nun, er wird künftig Deine Briefe nicht lesen, ich aber lese auch die des Rittmeisters und lasse dem lieben Vater seine Pläne und seinen Willen, denn es ist etwas im Werke, ich sage Dir nicht was (das wäre unredlich), Du aber wirst in nichts willigen ohne meine Zustimmung und Erlaubniß. Dies Versprechen fordere ich Dir als Mutter ab.

Nun lebe wohl, mein vielgeliebter Heinrich, und vergiß nicht, daß ich Freudenthränen über Deine Briefe weine, damit Du mir recht viel schreibst. So hat mir noch kein Gedicht gefallen, wie der Schluß Deines letzten Briefes: „Liebe Eltern, vergeßt ja nicht mir zu schreiben, ob meine Briefe Euch

Freude machen.“ — Ja, mein Sohn, Du haſt ein gutes Herz.

Deine glückliche Mutter u. ſ. w.

Heinrich Chriſtoph Wolters an den Rittmeiſter Braun.

— feld am . . .

Lieber Herr Rittmeiſter!

Ich ſchreibe Ihnen heute nicht wie einem Fremden, ſondern ich betrachte Sie als Mitglied meiner Familie. Ich hätte auf der Stelle Extrapoſt genommen um nach —rode zu kommen, nur kann ich nicht ab. Wozu auch? Peter Holm kenne ich ſchon lange, und Sie ſind im Stande meine Stelle dort zu vertreten. Ich gebe alſo meinen Segen, und machen Sie die Sache richtig. 50,000 Thlr. iſt viel Geld, wenn ſie ein Kaufmann aus der Handlung giebt, aber Wort iſt Wort.

Es versteht sich, daß die jungen Leute Contract machen, und die 50,000 Thlr. der erste und Hauptpunkt sind.

Ich habe große Pläne vor, und die Sorge für Ihre Zukunft sei meine Sache. Um was ich aber bitten muß, machen Sie mir Ehre, so viel Sie wollen, aber hübsch solide, wie es Heinrich Christoph Wolters zukömmt. Ich darf Ihnen nichts mehr sagen, denn zwei Briefe hat mir meine Frau schon zerrissen.

Ihr u. s. w.

Heinrich an seine Mutter.

—rode am . . .

Ja, gute Mutter, viel, recht viel will ich Dir immer schreiben! nur wird mein heutiger Brief nicht, wie die vorigen, gerathen; ich bin nicht unbefangen mehr, seit ich weiß, daß sie Dir so gefallen. Auch ist es nicht

gut, daß ich Dir heut ſchon ſchreibe, was geſtern geſchehen. Ich bin hier oft auf der Jagd und dem Fiſchfang, verſtehe aber von beiden nichts und habe im Freien, im Walde und auf dem Waſſer Zeit genug, Briefe an Dich auszudenken. Dein liebes Schreiben fand ich geſtern Abend ſpät, als ich vom Onkel Bürg heimkehrte.

Wirklich komme ich mir hier wie ein Prinz vor. Alle Leute geben mir Feſte, ich ſchwelge, tanze, muſicire, reite, jage, fiſche, und mich dünkt, man erweiſt mir weit mehr Ehre, wie dem Herrn Rittmeiſter, ſelbſt auf der Parade, wohin er mit Fug und Recht gehört, und die Officiere mich nur aus Artigkeit miteinladen. Nur bei ſeinen Verwandten ſpielt er die erſte Perſon und ziemlich obligat, ich werde ſehr gehofmeiſtert, und dort will ich es noch in der Ordnung finden, aber auch bei Holms? Er bildet ſich ein, der feinſte, und Onkel der gröbſte Mann im

deutschen Reich zu sein, und doch sind sie ein Herz und eine Seele. Extreme berühren sich doch nur, aber sie fallen nicht in einander.

Bei Onkel Bürg war gestern Abend viel Adel aus der Umgegend, aus der Stadt nur der Bürgermeister und einige Officiere. Linchen machte die Honneurs. Es geht ihr Alles so leicht und hübsch von der Hand, sie ist huldvoll, zuvorkommend gegen Jeden, aber sie nöthigt nicht, wie die Verwandte des Rittmeisters. Ich könnte sagen, liebe Mutter, gestern habe ich meinen Eltern Ehre gemacht, und hätte es vielleicht noch vor acht Tagen gesagt. — Jetzt aber habe ich gelernt, daß das Lob der Gesellschaft nicht das höchste ist, und man sich selbst genügen muß. Was haben die Leute hier für Begriffe von der Musik! Ein Virtuose, wie ich, sagte der Burgemeister, hat sich in —rode noch nicht hören lassen, und einige Edelfräulein hielten, bevor sie mich gehört, die Geige für ein übelklingendes Instrument. Der Musik-

direktor führt nur den Titel und ist eigentlich Organist, im Ganzen mehr ein Notenfresser, wie Virtuose, so recht ein moderner Spieler. Der arme Rentier aber ist durch und durch musikalisch. Daß er bei so vielem Geiste nur die traurige Rolle eines Säufers in der Welt spielt! — Und wie gut ist Linchen! — Verstohlen füllt sie ihm stets sein Glas, denn er leert es zu auffallend oft, und Speisen und Backwerk giebt sie ihm ganze Tücher und Papiere voll mit nach Haus.

Ich wollte mit einem Quartett von Beethofen beginnen, allein Herr Rittmeister bestand auf die Gesangscene. Linchen wurde ordentlich böse über den Einspruch und begehrte ihrerseits das Quartett; da gab der Concertmeister den Ausschlag, er besah die Principalstimme, welche Herr Rittmeister schon aufgeschlagen hatte und fragte: „Spielen Sie das?" Ich sagte ja und mußte es nun beweisen. So beging ich denn die Geschmack-

losigkeit, mit einem Solo anzufangen, und im Grunde hatte Herr Rittmeister Recht, die Leute hier wollen Noten hören.

Onkels Saal ist sehr hoch, und es klingt, daß man sich selbst mit Vergnügen hört; wie man mich lobte, habe ich Dir bereits gesagt, liebe Mutter. Herr Rittmeister sogar mußte Einspruch thun, denn ich hätte, Gott bewahre, eitel werden können, und wie die gnädigen Damen vom Lande sich anstellten! Hätte ich nur ein wenig besser noch gespielt, sie wären alle vor Entzücken gestorben. Gefreut aber hat mich, daß Linchen, die nun singen sollte, erklärte, sie wage es nicht, und als der Musikdirector aus Höflichkeit sie aufforderte, fragte sie ihn dreist: „Wagen Sie nach meinem Vetter etwas vorzutragen?“ Er wurde ganz bleich. Linchen aber setzte sich ans Clavier und hämmerte unbekümmert ein Quartett von Mozart ab. Du kannst Dich darauf verlassen, liebe Mutter, daß sie nicht viel Verstand

hat, ſie treibt Muſik offenbar nur, um ſich vernünftig zu beſchäftigen. Ich accompagnirte, und weil man einmal im Bewundern war, begleitete man meine kleinen Soli mit: „Ach“! ſchön“! herrlich!“ u. ſ. w. Nun winkte mir Linchen und bat mich, dem armen Rentier etwas zu Gefallen zu thun. Er war ſchon ganz betrunken und ſtammelte mit verdrehten Augen. „Ich componire auch, aber ſpielen kann ich ſo recht nicht mehr, da habe ich ſo was, es iſt leicht, nur müſſen Sie auf die Vorzeichnungen achten, ſie ſind ja ein fermer Spieler.“

Es war ein Quintett für Violine, Clarinette, Waldhorn, Bratſche und Baß, ein wildes, aber geniales Muſikſtück. Beſonders das Adagio und Rondo, welches Mania überſchrieben iſt. Es beginnt tief melancholiſch, bricht ab, wechſelt die Tempi, jauchzende Luſtigkeit, und dann die Thorheit. Ich nahm ſie ponticello, welches ſehr überraſchte. Ich kann nicht leugnen, daß mich die Com-

position ergriff, sie ist oft gemein, ein Trunkenbold, ein Bierfiedler hat sie gemacht, das läßt sich nicht verkennen, und doch ist sie genial und lustig. — Als wir geendet, weinte der arme Rentier bitterlich. Ich hielt seine Thränen für Reue, für Neid, denn mich dünkt, er darf mich beneiden. Aber nein! Ich hatte ihm einen Triumph verschafft, man wollte bisher dies verwegene Stück nicht machen, man verachtete den armen Rentier zu sehr, ich hatte gezeigt, daß etwas daran sei, und Linchen selbst hätte nimmer geglaubt, daß man die Violine so humoristisch spielen könne. Wer aber beneidete mich? Das hätte ich nicht erwartet, der Musikdirector, denn jetzt trat er ans Clavier und spielte Variationen auf die Sentinelle mit fürchterlicher Bravour. Man achtete wenig darauf, weil er was Altes ist. Ich sagte: „Bravo!“ War das nicht recht von mir?

Nach Tische wurde getanzt. Herr Rittmeister fand es unschicklich, daß ich mit Lin-

chen so viel tanzte. Aber ich habe doch Gründe, denn erstlich ist sie die beste Tänzerin, und wenn ich mit ihr walze, sieht alle Welt uns zu; dann ist sie die Tochter vom Hause und meine Cousine, der ich diese Aufmerksamkeit schuldig bin, und endlich habe ich mit andern Damen auch getanzt. Bei einer Eccossaise, die ich wieder mit Linchen tanzte, rief er laut: „Pfui, Heinrich, welch ein Pas ist das, Du tanzest ja wie ein Schneider!“ Aber Linchen blickte ihn mit den klaren Augen an und fragte: „Sind Sie Tanzmeister?“ und nun mußte ich ihr zu Gefallen mit dem Schneiderpas fortfahren. Du siehst also, liebe Mutter, daß es kein Wunder ist, wenn unsere Briefe sich widersprechen, da wir selber nie einig sind. Er hofmeistert mich zu auffallend, und alle Welt nimmts ihm übel, nur seine Verwandten und Holms nicht. Demunerachtet ist er ein herzensguter Mensch, der Euch sehr liebt. Dein Brief, liebe Mutter, hat mich unendlich ge-

freut, das war aber nichts gegen die Freude des Herrn Rittmeisters über die erste Nachricht von Euch. Er sprang in die Höhe, klopfte in die Hände, zuletzt umarmte und küßte er mich und weinte wie ein Kind. Das darfst Du aber auch von mir nicht verlangen, liebe Mutter, denn ich habe einen andern Character; erzwingen läßt sich so etwas nicht, und hätte ich mich noch herzlicher freuen können, gewiß ich hätte es gethan.

Dein u. s. w.

N. S. Malvine (der Talpatsch) nennt mich Du, wie ich Dir schon geschrieben; das hat Linchen gehört, und weil ich ihr Vetter doch auch bin, sagt sie auch Du zu mir, das kleidet sie allerliebst.

Derselbe an dieselbe.

— robe, am . . .

Linchens Bräutigam ist angekommen. O Himmel, wie kann sie den Menschen lieben!

Er hat von einem Engländer nichts, als Steifheit und Lebensüberdruß. Er iſt corpulent, hat dünnes, rothes Haar und ſchnupft ſtark, weil er häufig an Augenentzündung leidet. Mir erweiſt er eine unerklärliche Zuneigung, die ich aber nicht erwiedern kann; mir iſt ganz unheimlich in ſeiner Nähe. Er hat etwas Wildes, Unſtätes. Alle Augenblicke iſt er verreiſt, und ehe man ſichs verſieht, iſt er wieder da. Er bewohnt ein eignes Haus, hat aber keine Dienerſchaft. Ein Aufwärter kömmt alle Morgen und geht wieder. Es ſieht ſehr unordentlich bei ihm aus, und, denk Dir, die Staatspapiere liegen nur ſo bei ihm herum. Ich machte ihn aufmerkſam, wie leicht er beſtohlen werden könnte; er antwortete ganz phlegmatiſch: „Erſt im vorigen Jahre hat man mir all mein Geld und meine Familienpapiere geſtohlen, und ich habe nichts wiedergekriegt; na, die Spitzbuben wollen auch leben!“ Der Mann hat alſo Winchen die Kupferſtiche nicht verkauft. Vielleicht

meinst Du, daß er selbst damit angeführt sei? O nein, er ist Kenner, wir haben über Manches gesprochen; auch hat er den sogenannten Malerblick, und wenn er von Gemälden spricht, bewegt er die Hände und Finger so fest und sicher, wie etwa ein Kupferstecher. Ich möchte wohl die Sache einmal zur Sprache bringen, nur fehlt es mir an Muth; zudem, liebe Mutter, gäbe es unvermeidlichen Verdruß. Mit Herrn Rittmeister mag ich auch nicht darüber reden, Bilder sind ihm böhmische Dörfer. Übrigens, theure Mutter, muß man sich an die Unwahrheiten, Abgeschmacktheiten, Verkehrtheiten im Leben gewöhnen, es ist einmal so, und man nennt's Erfahrung.

Die Pferde des Baronets werden bei einem Fuhrmanne gewartet. Diese kostbaren Thiere unwissenden Stallknechten anzuvertrauen! Eine Isabelle steht während meines Aufenthaltes hieselbst zu meiner Disposition, ein superbes junges Thier noch ganz roh und

wild. Die Stange kann es noch nicht vertragen.

Wie viel Originale giebt es doch in —rode. Der Engländer, Onkel und Tante Holm, der arme Rentier, der Musikdirector, Winchen. Vielleicht giebt es so häufige und markirte Gestalten auch in —felde vielleicht bin ich selbst so ein Original.

Aber das ist das Glück des Reisens. Wir beobachten die Menschen in ihrer engen lächerlichen Häuslichkeit, in ihren kleinbürgerlichen Verhältnissen, während wir selbst unabhängig und frei dastehen, oder wenigstens scheinen.

Liebe Mutter, schreibe mir doch auch wieder ein Paar Zeilen, ich habe schon seit acht Tagen keine Nachricht von Euch.

Derselbe an dieselbe.

— rode, am . . .

Theure Mutter!

Welch eine Erfahrung habe ich gemacht, gleich nachdem ich meinen gestrigen Brief besorgt. Laß es Dich nicht betrüben, und ich will Dir offenherzig Alles bekennen. Ja, süße Mutter, das blonde Lorchen hat mich nicht zum Besten gehabt. Cousine Winchen gilt für die vollkommene Dame, und Linchen — — — Wie freut es mich, daß ich Dir bereits geschrieben, wie geschmacklos hier die Menschen sind, daß sie vor Kunstentzücken sterben, vor Naturliebhaberei sich die Augen blenden und für schlechte Kupferstiche Tausende zahlen. Und wenn ganz — rode sagt, Linchen ist — — so sage ich Linchen ist klüger, wie Ihr Alle.

Daß die Menschen immer urtheilen wollen und nie sehen und fühlen! Das Urtheil ge-

hört wahrlich nur in die Wissenschaft, das Menschenleben aber will begriffen sein. Linchen und ich, wir sehen und fühlen, und deshalb nennt man sie hier — und mich in —felde einen — — Da hast Du ein Urtheil und eine Verurtheilung, und weil jeder Mensch urtheilen will, kann keiner sich mit dem andern vertragen. Der liebe Vater urtheilt wie ein Kaufmann, daß eine Extrapost und 20,000 Thlr. nicht ihm, noch mir Credit verschaffen. Herr Rittmeister dagegen urtheilt wie ein Officier und Edelmann, der stets Aufwand macht und Geld im Munde führt, und beide haben Recht, obschon sie sich streiten und erzürnen. Du sagst, der liebe Vater ist eigensinnig, das ist wahr und so wahr, als Du mich liebst; aber Liebe ist nur denkbar bei recht innigem Verständniß; deshalb, liebe Mutter, thust Du Recht, aus Liebe mir zu glauben, und bei meinem heutigen Brief rechne ich darauf besonders.

Ich besuchte gestern also, nachdem ich den Brief besorgt, Onkel Bürg. Der Rittmeister war schon bei Holms, wo wir Alle zu Mittag uns einfanden.

Onkel machte Toilette, und ich traf Linchen und ihren Bräutigam, den sie heftig ausschalt. Du solltest sie einmal schelten sehen, liebe Mutter; sie scheint weit mehr gekränkt, als sie kränken kann, und ihr Zorn ist mehr Angst, als Zorn. Dabei wirft sie die Worte so kraus und bunt durch einander, daß man lachen möchte, je mehr sie sich ereifert. Ich will Dir einen Begriff von ihrem Schelten geben, so gut ich kann.

Daß ich eintrat, störte sie gar nicht, und sie fuhr laut und heftig fort: „Ich werde nie zugeben, daß man seine Erziehung gegen mich aus den Augen setzt.

„Aber Miß! kaute der Baronet, in wie fern habe ich meine Erziehung aus den Augen gesetzt?

„Weil es sich durchaus für einen vornehmen Engländer nicht schickt, zärtlich zu sein und seine Braut wider ihren Willen zu küssen.“

„Zärtlich zu sein! Es freut mich nur, daß dieser junge Gentleman hört, was sie mir vorwerfen.“

„Dieser junge Gentleman, fuhr Linchen im höchsten Eifer fort, wird mir Recht geben, daß, wenn ich einen zärtlichen Bräutigam haben will, ich keinen Engländer nehme. Warum stecken Sie die Daumen nicht in die Westenärmel und ächzen: Das Leben ist langweilig, oder: Champagner habe ich schon ganze Orhofte getrunken. Das kleidet Sie zwar abscheulich, aber so ziemt es sich doch für einen Engländer, und so zeigen sie sich vor allen Menschen. Nur wenn Sie allein mit mir sind, werden Sie zärtlich und ängstigen mich, und das ist noch viel abscheulicher. Warum zeigen Sie sich mir von Ihrer ab-

scheulichsten Seite, da ich doch ihre Braut bin? Aber ich will Ihnen sagen, das liegt an Ihrer Erziehung, die noch gar nicht zur fixen Idee geworden ist.

Indem trat Onkel Bürg ein und fragte zürnend: „Was ist das nur wieder? Linchen, Linchen!“ Sie schmeichelte ihm aber so lange, bis er wieder lächelte; und der Baronet ward lustig und schwur: „God dam! sie ist das reizendste Geschöpf unter der Sonne.“ Linchen drohte ihm mit dem Finger: „Daß das nicht wieder geschieht, Sir.“

Der Baronet ging mit dem Onkel, und weil ich immer noch so hohe Begriffe von Linchens Erziehungskünsten hatte, begann ich: Cousinchen, ich weiß, Du hast das Fragen ungern, aber Manches, was Du Deinem Bräutigam gesagt, habe ich nicht verstanden.“

„Von Herzen gern, antwortete sie in liebenswürdiger Herablassung will ich Dich belehren, so weit es in meinen Kräften steht.“

Und nun, liebe Mutter, ſetze ich Dir unſer Geſpräch her, ſo wie wir es führten.

„Was verſtehſt Du unter einer Erziehung, die zur fixen Idee wird?“

„Eine fixe Idee, lieber Vetter, iſt, wenn ſich zum Beiſpiel Jemand einbildet, ein Hahn zu ſein; in ſo fern hat er Recht zu krähen und mit den Flügeln zu ſchlagen, wie es die Hähne thun. Oder er glaubt, daß er von Glas iſt und hat wieder Recht zu ſchreien, wo ſich Jemand naht, der ihn unvorſichtiger Weiſe zerbrechen könnte.“

„Die Folge iſt richtig, aber der Vorderſatz iſt falſch.“

„Die fixe Idee iſt die Hauptſache bei der Erziehung.“

„Das eben verſtehe ich nicht.“

Ach! Du kennſt ja unſern Muſikdirector mit dem rothen Haar. Er friſirt ſich oben

einen Kamm und läßt sich den Bart am Unterkinn wachsen; seine lange Nase trägt er hoch und hat einen gespreizten Gang, und wenn er gar anfängt zu singen, so ist mir, als graute der Morgen. Wie leicht könnte der arme Mensch auf die fixe Idee kommen, ein Hahn zu sein. Zu seinem Glück hat er aber nur die fixe Idee, daß er ein liebenswürdiger Mann ist, und alle Welt läßt ihn dafür gelten. Ich finde aber, daß er weit mehr Ähnlichkeit mit einem Hahn hat.“

„Wie kommt aber das zur Erziehung?“

„Das ist Erziehung. Hätte er die unglückliche fixe Idee, die ihm so nahe liegt, so müßte man ihn ja ins Tollhaus sperren; da er aber zu seinem Heil auf die glückliche fixe Idee gekommen ist, so hat er Erziehung.“ (Was meinst Du zu dieser Logik, theure Mutter? Linchen fuhr fort:)

„Auch mein Vater hat die glückliche fixe Idee, ein vornehmer Gutsherr zu sein, und

ſelbſt, wenn er ſein Nachmittagsſchläfchen hält, liegt er da wie ein vornehmer Gutsherr. Onkel Holm iſt grob, denn er hat die glückliche fixe Idee, ein reicher Kaufmann zu ſein, bei dem Jeder vorſprechen muß. Und Dein Präceptor, vergißt er je den Officier, und hat er Dir nicht immer etwas zu kommandiren? Das verdrießt mich eben, daß er die fixe Idee für ſich behält und in Dir gar keine entwickelt, denn ich habe es Dir auf den erſten Blick angeſehen, daß Du keine Erziehung haſt. Du denkſt nie daran, daß Du ein vollkommener, reicher, geſchickter, gelehrter Jüngling biſt und Dein Rittmeiſter ſtört Dich darin vollends und thut, als wäre er geſchickter und gelehrter, wie Du.“ (Hier wurde Linchen ſehr bedenklich). „Glaube mir, lieber Vetter, eine fixe Idee iſt nothwendig im Leben, und wer keine hat, über den macht ſich die Welt eine. So lange ich Alles that, was mir einfiel und es laut und den Menſchen ins Geſicht ſagte, behauptete

man, ich hätte meine fünf Sinne nicht beisammen, und dahin kommt es mit Dir auch noch, wenn Du Dich nicht bei Zeiten nach einer fixen Idee umthust. Siehst Du, ich habe jetzt Erziehung, denn Winchen hat mir so lange gesagt: „Schickt sich das für eine junge Dame von Stande?“ oder, wobei mir die fixe Idee recht eigentlich aufging: „Und Du willst die vornehmste junge Dame der Stadt sein?“ Da nahm ich mir denn fest vor, die vornehmste junge Dame der Stadt sein zu wollen und bin seitdem freundlich und herablassend gegen Jedermann.“

Nun, liebe Mutter, was sagst Du zu dieser neuen Methode? — Aber sagte ich Dir nicht, daß ich von Linchen profitiren würde, und jetzt habe ich Erziehung.

Ich war ganz erstaunt und fragte ziemlich tolldreist:

„Aber Linchen, bist Du denn nicht die vollkommene Dame, die Winchen erzogen hat?“

Sie antwortete: „Siehſt Du, die Leute nennen mich unklug, wenn ich ſo rede, wie jetzt zu Dir.“ Da lachten wir alle Beide herzlich, und bei dem Lachen fiel mir ein, daß ich Linchens Portrait zeichnen wollte. Ich bat um die Erlaubniß und erhielt ſie; heut habe ich ſchon aufgeſpannt, morgen fange ich an.

Wir ſprachen noch Vielerlei und unter Anderm fragte ich ſie auch, ob ſie alle Romane glaube. — Nun hör', wie das zuſammenhängt.

„Giebt es nicht Dichter, fragte ſie, welche herum reiſten um ihre Geſchichten zu ſammeln?“

„Weshalb glaubſt Du das?“

„Du biſt auch gereiſt und haſt viele Städte, Dörfer und Flecken geſehen. Hier giebt es ſchon tauſend Häuſer; in London, Paris, Philadelphia über hunderttauſend, und es giebt ſo viele Städte und Dörfer, und in

einem Hause wohnen oft zwanzig Familien. Jede hat ihr besonderes Schicksal, und eines ist nicht wie das andere. Folglich muß doch mehr in der Welt passiren, als alle Dichter mit einander erfinden können. Man merkt es den Büchern gleich an, ob sie erfunden sind, oder die Dichter umhergereist, denn sie reisen doch, es steht in den Zeitungen. Da ist ein junger Mensch, Ludwig Tieck, der reis't umher, denn seine Novellen sind doch unmöglich erfunden."

„Ludwig Tieck, mein Kind, ist über sechzig Jahr alt, und seine Novellen sind allerdings erfunden."

„Erfunden unmöglich, Alles hängt so genau zusammen, kein Wort ist überflüssig, selbst die Gespräche sind so gut beschrieben. O, ich kenne wohl erfundene Bücher, wo man ganze Seiten vergeblich lies't, und am Ende Alles doch unmöglich ist."

Ich erſtaunte. „Gewiß geſchieht viel Poetiſches in der Wirklichkeit, ſagte ich, damit es aber ein Gedicht werde, bedarf es des Dichters, ſeiner Auffaſſung und Darſtellung. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten, die Revolution, das Kaiſerthum, die ganze Geſchichte iſt voll Poeſie, und Poeſie ſteckt unter jedem Dache, welches dem Wanderer im Wagen flüchtig vorüber ſchwindet. Aber mühen ſich nicht tauſend Autoren ab, geſchichtliche Romane zu ſchreiben? Du lieſt die Bücher und ſagſt, ſie ſind geſchrieben; nun aber hat ein Dichter die Wunderkraft der Darſtellung, die jenen abgeht. Jene erzählen, was geſchehen ſein ſoll, und Du hälſt es für unmöglich; die Andern Dichten Ungeſchehenes, und Du mußt es glauben. Ja, herrliches Mädchen, Du haſt die Wunderkraft, dichteriſche Behandlung zu erkennen, haſt ſie vor Tauſenden voraus und weißt es nicht und läßt Dich nur davon hinreißen.“

Aber wie kann dem alten Mann das Alles nur so einfallen?“

„Das iſt ſchwer zu ſagen, dafür iſt er ein Dichter.“

„Ich bin aber doch viel jünger, warum habe ich nicht Einfälle, wie er?“

„Ich könnte ſagen, Du haſt das poetiſche Talent nicht; aber nein, Du haſt die wunderlichſten Einfälle, und es ſteckt auch Poeſie darin.“

„Ich? — Doch da fällt mir noch etwas ein. Kennſt Du die Novellen des Herrn von Rumohr! Ich habe eine geleſen. Vater und Mutter tranken Kaffee, eine Stallaterne war ſolide gearbeitet, und ein Haushund ein kluges Thier, und der Hofhund ſeinerſeits auch. Das ſind doch keine Einfälle, wie ſie der alte Ludwig Tieck hat, und warum ſchreibt man ſo etwas, wenn es nicht wahr iſt?“

„Es giebt auch Autoren, welche alle mögliche Bildung haben, aber keine Phantasie; darum bleiben sie stets in der Wirklichkeit stecken, ihre Werke sind eben so wenig wahr, als poetisch! —

Sie stand einen Augenblick nachsinnend, dann sah sie mich recht groß und blau an und sagte: „Du hast mir viel zu denken gegeben.“

„Du mir auch.“ Und bei diesen Worten wurde mir ganz sonderbar wohl, ich hatte fast Thränen in den Augen.

Sie ergriff meine Hand und fragte theilnehmend: „Was fehlt Dir?“

„Nichts!“ mir ist, als kämen wir weit von einander her jeder aus einer besonderen Welt, aber wir verstehen uns und haben uns viel zu erzählen.“

„Ja wohl, rief sie hastig, und willst Du mich nicht auslachen?“

„Dich auslachen?“

„Glaubst Du an Geister?“ flüsterte sie rasch und leise. Ich erschrack! Vielleicht über die Worte, vielleicht, weil die Thür rasch sich öffnete. Der Onkel und der Baronet komplimentirten sich ins Zimmer.

Nun, liebe Mutter, verdenkst Du mir den festen Entschluß, Linchen nie zu vergessen? Wie fern wir auch sind, wir wollen uns stets Briefe schreiben.

Noch Eins. Ich habe zu Anfang gesagt: Liebe entspringt aus innigem Verständniß. Um Gottes willen, allerbeste Mutter, folgre nicht daraus, ich und Linchen verstehen uns so innig, folglich — — Das würde mich sehr kränken, dann könnte ich Dir von Linchen nichts mehr schreiben, dann könnte ich Dir überhaupt nichts mehr schreiben. Linchen hat ihren Bräutigam, und gesetzt, ich — — wahrhaftig Dir sagte ich es zuerst. Was ich heut bei Tische ausgestanden, Du

glaubſt es nicht. Onkel Holm, Tante, Winchen, der Rittmeiſter vor allen, warnten den Baronet von mir. Welche Dummheit! Linchen hat ſich auch geärgert. Onkel Bürg lachte, und der Baronet ſtreichelte mir freundlich die Wangen, als wollte er ſagen: Sei Du nur ſtets der Freund meiner Braut. Überhaupt iſt mir der Baronet ſehr zugethan. Ich weiß weder, wodurch ich ſo viel Herzlichkeit verdiene, noch wie ich ſie verdienen ſoll. —

Dein u. ſ. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— felde am . . .

Mein herzlieber Heinrich!

So oft Du einen Brief anfängſt, fürchteſt Du, er könnte Dir mißrathen, aber im Gegentheil, Du übertriffſt Dich dermaßen und

machſt ſolche Fortſchritte, daß Dein erſter Brief (Du weißt, wie er mich freute) gegen Deinen letzten erſcheint, wie der eines Kindes, zu dem eines Weiſen aus dem Morgenland. Deine letzten ſind rein philoſophiſch, ſo daß ich gar nicht begreife, woher ich ſie verſtanden. Das macht gewiß meine Liebe zu Dir. Daß Du aber in Linchen verliebt biſt, glaube ich nicht, denn geſetzt, es wäre, ſo hätteſt Du es mir geſchrieben. Nein, viel gefährlicher, als Linchen, dünkt mich die Iſabelle des Baronets, da ſie ſo roh und jung und wild iſt. Lieber Heinrich, mir zu Liebe reite ein anderes Pferd, Deine Mutter bittet Dich darum. Ich weiß, Du biſt ein guter Reiter, aber das eben macht mich ängſtlich, denn nur gute Reiter kommen zu Schaden. Dieß kömmt zum Theil daher, weil ſchlechte Reiter ſo klug ſind, kein wildes Pferd zu beſteigen. Ach, hätteſt Du doch nie reiten gelernt! es macht mir ſchlafloſe Nächte. Du weißt wohl, die Erziehung, die Dir der Rittmeiſter gegeben, wollte mir

nie gefallen, allein was sollte ich machen, der liebe Vater muß doch seinen Willen haben. — Du besteigst also die Isabelle nicht wieder; hörst Du, ich verbiete es Dir; thust Du es dennoch, so findest Du Deine Mutter bei Deiner Heimkehr nicht wieder; Angst und Sorge um Dich haben sie getödtet. Allein ängstige Dich nicht, bis jetzt bin ich, Gott sei Dank, noch ganz wohl; aber Du glaubst nicht, welche Sorge ich habe. Ich habe Dir bereits geschrieben, daß etwas im Werke ist, und Du solltest nichts beschließen ohne meine Zustimmung. Darauf hast Du mir nicht geantwortet. In jedem Briefe hoffte ich es, und deßhalb habe ich so lange nicht geschrieben. Lieber bester Sohn beruhige doch darüber

Deine sorgenvolle Mutter u. s. w.

Heinrich an seine Mutter.

Liebe süße Mutter!

Nun ists heraus das ganze Geheimniß, ich soll Winchen heirathen. Daher die große Freundschaft zwischen dem Rittmeister und Onkel Holm. Anfangs wollte ich Deine Antwort abwarten und entschied mich, wie Du es mir befohlen, für nichts. Da begann der Rittmeister, daß ich kein Kind mehr sei, daß man jetzt mit mir vernünftig sprechen könne, und er fing an, vernünftig zu sprechen.

Mutter, dieser Mensch wird mir verächtlich. Wie schön haben wir doch zusammen gesprochen! Er erzählte mir vom Kriege, vom Leben im Feldlager, von den Hochgefühlen des Kampfes, in denen uns das Leben verächtlich erscheint, und über Poesie und Philosophie regte er zuerst meinen Geist an. Er entwickelte in mir die Gedanken, Hoch-

gefühle, ohne die ich nicht leben möchte, und jetzt, wo ich erfahren, daß ich dieſes Geiſtes-Glück vor tauſend Menſchen voraus habe, nun mich Linchen in Allem beſtärkt und, ſo zu ſagen, begeiſtert hat, — nun wird er mit jedem Tage gewöhnlicher und will mir einbilden, Bequemlichkeit und Wohlleben ſei der Zweck des Daſeins. Der arme Menſch wird alt und grämlich; er hat kein Geld, darum dünkt Geld ihm das höchſte irdiſche Gut, und als er mir vorpredigte, Winchen habe 30,000 Thlr., der liebe Vater wolle ſein Geſchäft vergrößern, ihn anſtellen, er, wir Alle, würden glücklich ſein, — da übermannte mich der Unmuth, ich nahm meinen Hut und ließ ihn ſtehen.

Ich ging geradeswegs zu Linchen. Sie merkte, wie erhitzt ich war, und ich geſtand, wie ich ihr etwas anvertrauen müſſe. Was ich ihr ſage, liebe Mutter, iſt, als hätte ich es Dir geſagt.

Sie nahm mich in ihr Schlafzimmer, damit uns gewiß Niemand störe; ich sagte ihr Alles und sie mißbilligte sehr, daß ich den Herrn Rittmeister so betrübt, der doch nur mein, sein und Euer Glück wollte.

„Möchtest Du nicht tugendhaft sein?" fragte sie, und da ich weiß, wie tief und bedeutsam ihre Fragen sind, sagte ich: „Ja."

„Was ist tugendhaft, wenn Du Deinen Wünschen, oder denen Deiner Eltern und Freunde gehorchst?"

Das überraschte, und ich sah sie groß an; da traf mich ein leuchtender Blick aus süßen Augen. Sie trat dicht an mich, streichelte mir die Wangen.

„Denkst Du, daß ich meinen Bräutigam heirathe, weil es mein Wunsch ist? Allein Vater freut sich, daß ich eine gnädige Frau werde; auch hat ihm Sir John ein Adelsdiplom versprochen, und dann reisen wir nach

London und beſuchen die großen adlichen Geſellſchaften. Die Menſchen ſagen immer, daß die Eltern ihre Kinder ſtets mehr lieben, wie dieſe die Eltern; drum habe ich mir feſt vorgenommen, meinen Vater mehr zu lieben, wie mich. Nur ſo kann ich es vollbringen; er ſoll mich nicht nach meinen Wünſchen verheirathen um mich glücklich zu machen, ſondern ich verheirathe mich nach ſeinen Wünſchen, um ihn zu beglücken!“ O theure Mutter, ich ſank dem Engel zu Füßen und bedeckte mit Thränen und Küſſen die zarte Hand aus reinem Tugendeifer. Und wunderbar glänzte ihr Auge von einer Thräne, ſie neigte ſich zu mir, küßte meine Lippen, und ich drückte ſie ans Herz, weil ſie meine Couſine iſt, und nun bin ich zur Tugend geweiht. Ich eilte heim, fiel dem Rittmeiſter in die Arme, bat ihn um Verzeihung und ſagte Ja . . . Liebe Muter habe nur nichts dawider, daß ich Euch alle glücklich mache. Ich kenne Dich, Du wirſt die Gefälligkeit

von mir nicht annehmen wollen, aber ich schwöre Dir zu Gott, daß ich nur durch Tugend glücklich werden kann. Ach, mir ahnet, was Du mir antworten wirst. Aber bitte! bitte! bitte!! bitte!!!

Dein u. s. w.

N. S. Sir John ist wieder abgereist, ich reite die Isabelle nicht wieder.

Rittmeister Braun an Heinrich Christoph Wolters.

— rode am . . .

Meinen aufrichtigsten herzlichsten Glückwunsch. Die Verlobung hat Gestern aufs Herrlichste Statt gefunden, die halbe Stadt war auf den Beinen. — Wegen des Contracts bitte Einlage zu berichtigen.

Mit meinem lieben Heinrich habe ich nicht eher geredet, als bis Alles in Ordnung

war. Ich theilte ihm Ihr geehrtes Schreiben mit und behandelte Alles von Seiten der Lebensklugheit. Mit großen Augen ſtarrte er mich an; dann, ohne ein Wort zu ſagen, eilte er ins Freie — um nach einer halben Stunde zurückzukehren, ſich mir in die Arme zu werfen und in eine Verbindung zu willigen, die (laut ſeinen eignen Worten) uns Alle glücklich macht, jeden auf ſeine Weiſe. Noch ſtehen mir die Thränen in den Augen, denke ich daran. Dieſer Augenblick war mir der ſchönſte und merkwürdigſte meines Lebens.

Ich gratulire nochmals von Herzen

Ihr u. ſ. w.

Peter Holm an Heinrich Chriſtoph Wolters.
(Einlage.)

Schwager! Herzallerliebſter Schwager! doppelter Schwager! Schwiegerpappa! Nun, was ſagſt Du nun? Iſt das nicht eine Hei-

rath! Mordelement! unsere Kinder werden einmal Million haben. Aber schämst Du Dich nicht? Contract zwischen Kaufleuten von unserm Schlage, wenn wir unsere einzigen Kinder verheirathen? Und das sage ich Dir, Dein Sohn bekömmt ein Blitzmädel, um das schon mancher vornehme Tausendsakramenter sich die blauen Bohnen durchs Hirn jagen wollte. — Dein Junge gefällt mir, er ist beinahe schon so grob, wie ich, nur in einer feinern Manier. Das macht seine kostbare Erziehung. Meinem Mädel liest er den Text, daß ich Maul und Nase aufsperre, und in meinem Hause spielt er den Herrn, als ob Alles schon sein wäre.

Apropos, die Erziehung hört doch jetzt auf? er hat keine Zeit mehr zu verlieren, um ein ordentlicher Geschäftsmann zu werden, und was er auch Alles kann und weiß, ist so so gut, wie gar nichts.

Von Herzen gratulirt u. s. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— selde am . . .

Herzgeliebter Sohn!

Was Deinen letzten Brief betrifft so erstaunte ich eben so sehr über Dein gutes Herz, wie in den vorigen über Deine Weltweisheit oder Philosophie. Und das Alles hast Du von Linchen gelernt? Es ist erstaunlich, welche Fortschritte die Welt gemacht. So weise und tugendhaft waren wir in unserer Jugend nicht, wir lernten aber auch nicht so viel.

Soll ich Dir indeß die Wahrheit sagen, so gefällt mir Deine Philosophie doch besser, wie Deine Tugend. Erstere ist sehr lehrreich, Deine Tugend aber, mein süßes Kind, macht sie wirklich glücklich? Du schwörst zu Gott, allein mein Herz sagt, ich soll es nicht glauben. Sieh, ich verstehe Dein Glück gar nicht. Kannst Du mir in Deinem nächsten Briefe nicht etwas Philosophisches darüber sagen? —

Hättest Du doch einen Posttag nur ge-
wartet! 30,000 Thlr. thun uns so nöthig gar
nicht, daß wir unser einziges Kind deshalb
verheirathen müßten. Es würde uns freilich
schwer fallen, bei den großen Plänen, welche
Dein Vater hat, in den ersten Jahren, wo
die neuen Anstalten kosten und nichts abwer-
fen, die Interessen herauszuschaffen; aber un-
möglich ist es nicht, und im schlimmsten Falle
ist Großvater Holm ja auch noch da. Ja,
mein Heinrich, Du hast mich errathen, mein
Herz im Busen schreit dawider, solch eine
Gefälligkeit von Dir anzunehmen. — Aber
nun ists geschehen, und mir bleibt nichts, als
Dir meinen Segen zu geben, und ich gebe
ihn Dir aus voller Seele! Gewiß!!!

Heinrich an seine Mutter.

— rode am . . .

Theure Mutter!

Worin das Glück der Tugend besteht?
Die heilige Schrift sagt viel darüber, auch die

alten Classiker, aber es paßt nicht so recht auf meine Lage, und die neuere Pihlophie kenne ich zu wenig. Unglücklicher Weise habe ich jetzt (um mit Linchen zu reden), keine Einfälle. Ich bin in gar zu vielen Gesellschaften mit meiner Braut. Wenn ich aber nächstens wieder auf der Jagd, oder dem Fischfang bin, — Doch da fällt mir ein: Tugend ist Weisheit und Weisheit ist das wahrhafte Glück. Liebe Mutter! schreibe mir nur, was Du hiervon nicht verstehst, so will ich es Dir in meinem nächsten Briefe erklären.

Übrigens ist es kein Spaß Bräutigam zu sein. Alle Menschen gratuliren mir. Ich finde es fatal; was geht das sie an? Die Verlobung ward sehr kostspielig gefeiert, und mich dünkt, dergleichen müßte ganz still begangen werden; aber je älter man wird, desto mehr sieht man ein, wie närrisch alles Menschenthun und Treiben ist.

Meine Braut liebt mich, das ist ihre Schuldigkeit; aber sie liebt mich zu sehr, sie ist verliebt in mich. Lieben ist göttlich, aber Verliebtsein ist eine Schande, eine unverantwortliche, wenn mans genau nimmt. Dabei ist sie eifersüchtig, ach entsetzlich eifersüchtig. Ich soll mit Linchen kein freundliches Wort reden, soll sie des Vormittags nicht besuchen, da ich sie doch zeichnen muß, und das Bild lasse ich auf keinen Fall liegen. So gut ist mir noch nichts gerathen.

Glaube indeß nicht, daß ich mich irre machen lasse. O wie schlecht kleidet es dem Weibe, will sie herrschen; das Weib ist dem Manne unterthan; und gar Eifersucht! — Eifersucht ist ein Laster, und ich und Winchen haben uns nicht verbunden, unsere Untugenden an einander auszuüben, sondern sie abzulegen und uns gegenseitig zu bessern und zu veredlen.

Auch Onkel darf jetzt nicht mehr so grob sein. Es ist zwar kein Laster, aber immer doch eine Untugend. Denke Dir sämmtliche Gäste, die Onkel Bürg bei sich sah, haben mir die Ehre erzeigt, mich bei meiner Braut zu besuchen und laden mich zu Festen ein. Winchen kömmt erst durch mich in diese Gesellschaften. Onkel Holm hat in ihrer Gegenwart schon einige Mal seine Späße anzubringen versucht, allein ich habe es ihm verwiesen, denn das ist gut unter uns.

Gewiß, liebe Mutter, wenn ich meiner neuen Familie recht liebevoll ihre Fehler, Untugenden und Laster vorwerfe, fühle ich mich sehr glücklich.

Onkel Holm, oder Papa Holm vielmehr giebt mir in Allem Recht; aber denke Dir nur, der Rittmeister nimmt jedesmal die Partie meiner Braut und Tante. Das muß enden. Ich bin doch kein Kind mehr, und als Bräutigam sich hofmeistern lassen zu müs-

ſen, in Gegenwart von Officieren und Edelleuten: wirklich ich werde zum Geſpötte hier.

Ich habe dem lieben Vater das Alles vorgeſtellt. Einliegenden Brief übergieb ihm doch, wenn Du ihn dazu tauglich finden ſollteſt.

Dein u. ſ. w.

Heinrich an ſeinen Vater.

(Einlage des Vorigen.)

Lieber Vater!

Ich bin Dir Gehorſam ſchuldig und dadurch habe ich jetzt einen zweiten Vater, dem ich auch Gehorſam ſchuldig bin. Nun habe ich auch noch einen dritten Vater, den Herrn Rittmeiſter, der Deine Perſon bei mir vertritt, habe noch eine Schwiegermama und Braut, deren Wille doch auch zu berückſichtigen iſt. Mit Papa Holm werde ich ſchon fertig, denn er will immer, was ich will, Braut und

Schwiegermama ſind ſchon nicht ſo willfährig; aber am Schlimmſten iſt es mit Herrn Rittmeiſter, dem ich gehorchen muß, wie Du mir befohlen. Bedenke, lieber Vater, ich ſoll doch heirathen, nicht er; ich muß mit Braut und Schwiegermama auskommen, und ihn kümmern ſie gar nicht. Auch bin ich hier in ſehr vornehmen Geſellſchaften, — rode iſt nur klein, aber in der Umgegend wohnt viel Adel und nicht bloß Landadel, einige haben auch Hofchargen. In ſolchen Geſellſchaften, lieber Vater, beſchämt er mich wirklich durch lautes Zurechtweiſen. Da ich nun Bräutigam bin, repräſentire ich weit mehr Deine Perſon, als Herr Rittmeiſter, weßhalb es eben ſo gut iſt, als würdeſt Du zu recht gewieſen.

Wie dem abzuhelfen iſt, muß ich ganz und gar Deiner Einſicht überlaſſen; denn das ſehe ich wohl ein, daß es auf eine recht ſubtile Art geſchehen muß, da Herr Rittmeiſter

ein braver und trefflicher Mensch ist und große Verdienste um mich hat. Nun ich verlasse mich ganz auf Deine Einsicht, denn ich weiß Dir auch nicht einmal einen Rath zu geben.

Dein u. s. w.

Heinrich Christoph Wolters an seinen Sohn Heinrich.

Lieber Heinrich!

Einliegenden Brief giebst Du dem Rittmeister, nachdem Du ihn versiegelt. Nun? — Ist Dein Vater ein feiner und verständiger Mann? Der liebe Gott segne Dich und Deine Braut, dies ist mein täglich Gebet, und wie ich Dich liebe und alle Freude, die Du mir machst, belohne, wirst Du einsehen, wenn ich dereinst nicht mehr bin.

(Einlage.)

Lieber Herr Rittmeiſter!

Da mein Heinrich, Dank dem Himmel, Bräutigam iſt, ſo iſt ſeine Erziehung vollendet, und Ihr Honorar ſteht bei mir. Wollen ſie es gleich haben, ſo traſſiren ſie Sie auf mich bei Peter Holm; ich mache die 1000 Rthlr. voll. Sie bleiben bei meinem Sohne, bis er heimkehrt über lang oder kurz, nicht aber als Erzieher, ſondern als Geſellſchafter, bei Ihrer Heimkehr finden Sie eine Anſtellung in meinem Geſchäft, ich brauche einen Agenten in Kopenhagen. Sie können Däniſch und Schwediſch; vervollkommnen Sie ſich doch darin. Ihr Gehalt von 2000 Rthlr. beginnt mit dem heutigen Tag. Sollten ſie ſpäter eine Proviſion vorziehen, auch gut. Übrigens, lieber Herr Rittmeiſter, haben Sie meinen Sohn von dem heutigen Tag als Ihren Prinzipal anzuſehen, und was er Ihnen ſagt, iſt ſo gut, als wenn

ich es Ihnen ſage, denn aus Kindern werden Leute, und mein Sohn macht Ihnen alle Ehre. Er hat mir einen Brief geſchrieben, einen recht vernünftigen Geſchäftsbrief. Er iſt ein gemachter Mann, Dank dem Himmel, und bemühen Sie ſich in allen Dingen, ſeinem Wunſch und Willen zu entſprechen.

Ihr aufrichtiger u. ſ. w.

Madame Wolters an Heinrich.

Theures Kind!

Obgleich ich Dir alles ordentliche Glück wünſche, kann ich doch nicht leugnen, daß mir die Verbindung ſehr mißfällt. Welche Übereilung! Du zählſt noch nicht ein und zwanzig Jahre. Dein letzter Brief gefällt mir auch nicht. Iſt es erhört, daß ein Bräutigam ſich beklagt, weil ſeine Braut in ihn verliebt iſt, und gar, daß man heirathet, um

seine Laster, Untugenden und Fehler abzulegen. Welcher Unsinn! Ich bin drei und zwanzig Jahr verheirathet und werde doch auch ein Wort mitreden können. Nun, es ist geschehen. Dein Briefstyl, lieber Heinrich, hat schon sehr gelitten. Wenn das mit Deinen übrigen Talenten auch so geht! — Das danke ich dem Rittmeister und — ich mag nicht sagen, wie betrübt ich bin. Nimm meinen Tadel nicht übel, lieber Sohn, ich will ja gern Unrecht haben; ach hätte ich Unrecht!

Deinen Brief an den lieben Vater fand ich sehr zweckmäßig. Ich habe ihn mit einem alten Pettschaft von Dir versiegelt, und er hat nicht gemerkt, daß ich ihn gelesen.

Der liebe Vater sendet Dir mit der fahrenden Post Atlas zum Kleide und eine Demantnadel zum Geschenk für Deine Braut. Für Linchen habe ich etwas ganz Neues und Superfeines beigelegt.

Heinrich an seine Mutter.

— rode, am . . .

War mein voriger Brief wirklich so schlecht? Oder habe ich mich vielleicht nur albern ausgedrückt, daß Du mich mißverstehen mußtest. Ich weiß nicht genau mehr, was ich geschrieben. Ich muß mit meiner Braut Mittags, Nachmittags und Abends in Gesellschaften gehen, und das macht mich ganz wüst. Das bischen Geist, was mir blieb, verwandte ich auf Linchens Portrait. Ich glaube, liebe Mutter, es ist gut geworden, Du erhälst es mit der fahrenden Post. Schade, daß es fertig ist. Ich werde Linchen nun vor der Hand nicht mehr sehen und sprechen; meine Braut grämt sich zu sehr darüber. Zwar sagt sie nichts mehr, dahin habe ich es schon gebracht; das ist aber auch Alles. Frei von Eifersucht ist sie noch nicht: denn wenn ich nur Linchens Namen

nenne, wird sie blaß und ängstlich. Eine närrische Leidenschaft, die Eifersucht. Aber ich will meine Braut nicht quälen.

Denk Dir, mit dem Rittmeister habe ich gestern beim Burgemeister Brüderschaft getrunken. Wir nennen uns jetzt Du. Was Alles aus dem Menschen werden kann! Wer hätte das gedacht, als wir mit der ordinairen Post aus —felde abfuhren.

Derselbe an dieselbe.

— rode, am . . .

Dank liebe Mutter! der Crepp ist wunderschön. — Wir haben das Paket so eben mit der fahrenden Post erhalten, und es kömmt mir sehr gelegen, denn Sonntag sind wir beim Baron Längsdorf auf dem Ball. Der Rittmeister sagt, ich soll die Zeuge heut abgeben, die Nadel aber Winchen kurz vor

dem Balle mit einem artigen Briefe überſenden. Das gefällt mir, es iſt fein!

Aber, liebe Mutter, den ſchwarzen Krepp mit den großen rothen chineſiſchen Blumen kann Linchen unmöglich tragen. Es wäre gradezu abgeſchmackt, wollte ein ſo zartes Mädchen ſo bunt ſich herausputzen. Das kömmt eher meiner Braut zu, der ſtolzen corpulenten Jungfrau, die keinen weißen Atlas tragen darf, weil ihr Teint zwar zart, aber nicht ganz hell iſt. Sie würde aufgedonnert und unadelich ausſehen, und wahrſcheinlich treffen wir lauter Adel. Auch die Demantnadel bekömmt Linchen. Mit dem flammenden Halbmond auf dem Kopfe wird ſie wie eine Feenkönigin ausſehen. Meine Braut hat ſchwarzes Haar, man würde höchſtens die Steine bewundern. Auch iſt Corpulenz türkiſcher Geſchmack, und obendrein das türkiſche Wappen in den Haaren: o pfui, das wäre eine Satyre: — Nein! Alles thue ich für Euch, nur

geſchmacklos kann und will ich nicht ſein. Es giebt äſthetiſche Sünden, wie moraliſche, und wer weiß, welche am Schwerſten zu büßen ſein werden.

Nun, liebe Mutter, mit dieſem Brief biſt Du doch zufrieden.

Dein u. ſ. w.

Heinrich an Linchen.

Wenn Du, liebes Mädchen, Wort gehalten und Dein Atlaskleid mit Silber garnirt haſt, ſo trage auch dieſes Sternenzeichen auf Deinem ſchönen Haupt, damit Du vollends ausſiehſt, — nein, Linchen, nicht wie ein Engel, Engel ſind geſchlechtlos, das warſt Du ſchon als Kind; vielleicht wie ein Seraph, ein weiblicher Engel, aber der gehört in die Paſſionsgeſchichte, und was weißt Du, liebes wunderliches Weſen, von Nacht

und Schmerz und Tod; also wie eine Elfin, eine Undine, wie ein Feenkind — oder gar wie ein Herchen, denn Dein Anblick wird die Leute mehr, wie bezaubern, Du wirst sie so verheren, daß sie nicht wissen, wo sie geblieben sind.

Heinrich.

Madame Holm an den Rittmeister Braun.

Hochwohlgeborner Herr!

Heinrich hat sich heut noch nicht sehen lassen. Der Friseur ist da und will nicht länger warten. Kömmt die Nadel nicht bald (so ungern ich den jungen Leuten die Freude störe), werde ich für einen andern Kopfschmuck meiner Tochter sorgen müssen.

Die Ihrige u. s. w.

N. S. Warum lassen Sie sich gar nicht sehen? Wir haben dringend mit Ihnen zu reden!!!

Malvine an den Rittmeiſter Braun.

Hochwohlgeborner Herr Rittmeiſter!

Im Auftrag meiner Mutter muß ich Sie bitten, ſogleich zu uns zu kommen. Laſſen Sie Alles ſtehn und liegen. Sie vermuthen mich auf dem Ball, aber ich bin ſchon wieder heim. — — Heinrich iſt noch dort. — — Ich bin gewiß ſehr unglücklich, ſehr beklagenswerth. Sie ſind Schuld, denn ich habe auf Ihre Worte gehört und Ihren Rath angenommen. Entziehen Sie uns jetzt wenigſtens Ihren Troſt, Ihre Hülfe nicht, und nehmen Sie mich, wie meine Mutter, in Schutz gegen Ihren saubern Zögling und meinen Vater.

Die Ihrige u. ſ. w.

Heinrich an seine Mutter.

— rode am . . .

Theure, liebe Mutter!

Ja ich habe den Muth, Dir Alles, Alles zu gestehen, denn Du hast es voraus gesagt, es war eine Übereilung. Ich zähle zwanzig Jahr, Winchen ist eben so alt, ist verliebt, eifersüchtig, corpulent und versteht nichts von Kunstsachen. Ja, wenn ich das bedenke, so kann ich froh sein, daß nun Alles aus ist. — Den Atlaß, liebe Mutter, habe ich, wie Du weißt, Linchen geschenkt, und ihr den Crepp; die Nadel behielt ich zurück, bis es Zeit war, Toilette zu machen und gab sie mit einem artigen Brief an Linchen unten im Hause ab. Jetzt begreife ich vollkommen, welch' einen dummen Streich ich gemacht, aber gestern noch glaubte ich, ganz recht zu handeln, denn ich hatte für mich Alles, was nur Ge-

ſchmack heißt. Bei meiner Rückkehr fragte mich der Rittmeiſter:

„Heinrich!, wo haſt Du die Nadel?“

„Was kümmert's Dich?“

„Es iſt hohe Zeit, ſie abzugeben.“

„Sie iſt beſorgt.“

Wir verſtanden dies Jeder auf ſeine Weiſe, und weil der Rittmeiſter nicht mehr laut die Partie meiner Braut und Schwiegermutter nehmen darf, fiel mir nicht ein, daß ſie ſich hinter meinem Rücken verſtehen und verſtändigen könnten. Indeß hatte Tante geſchickt und ſich die Nadel ausbitten laſſen, denn Winchen ſollte friſirt werden. Ich bitte Dich, was ſind das für Confidencen zwiſchen ihm und meiner Braut!

Ich hatte einen Wagen beſtellt und fuhr zu meiner Braut (der Rittmeiſter iſt ziemlich außer Cours, ſeit er nicht mehr hofmeiſtern

darf, und war nicht mit eingeladen). Winchen in dem zarten chineſiſchen Kleide ſah wirklich reizend aus. Zum erſten Male mißfielen mir ihre Liebkoſungen nicht. Wenn ſie mir doch nur in allen Stücken folgen wollte; aber wir zankten uns doch noch, ehe wir abfuhren.

Winchen hatte natürliche Roſen im Haar (auch Perlenſchnüre, goldene Ketten und Diamanten, ihre Toilette war in der That wundervoll), und da fürchtete ſie, die Blumen würden verwelken. Ich machte ſie aufmerkſam, wie unſchicklich das frühe Kommen in ſolchen Geſellſchaften ſei. Sie ereiferte ſich, und nun ſchalt die Schwiegermutter dazwiſchen, daß ich meine Braut im Ballſtaat ärgere. Onkel wollte mir beiſtehen, und es gab eine jener ärgerlichen Scenen, die ich ſchon oft in dieſem Hauſe erlebt und raſch abzukürzen eile. Wir fuhren alſo und ſprachen unterwegs kein Wort; wir langten an

und waren die erſten. „Da ſiehſt Du nun, ſagte ich meiner Braut, daß ich mich nie ſtreite, um Dich zu ärgern, oder Recht zu behalten, ſondern, weil meine Meinung ihren Werth hat.“ — Es langten mehrere Gäſte an, und das Vorſtellen und Gratuliren ging wieder los. Endlich jedoch kamen die Wagen häufiger, und der Saal füllte ſich.

Winchen machte Aufſehn. Die jungen Officiere und Barone huldigten ihr, und wäre ich zur Eiferſucht geneigt, ihre feurigen Blicke, ihre ſeufzende Bruſt, ihre ſchmachtenden Bewegungen hätten mir wohl mißfallen können. Allein ich bin das ſchon gewohnt an ihr; es iſt ihre Art, und ſie denkt nichts dabei. Was mich freute, war, daß die adlichen Damen ſcheel ſahen auf meine bürgerliche Braut, die ſie ausſtach.

Ich will kurz ſein. Alles ging gut bis nach der Quadrille. In einer Pauſe wurde Eis herum gereicht. Da trat Onkel Bürg

ein und der Engländer in weißen Escarpin
mit zugeknöpftem blauen Frack, worin
keine sonderliche Figur spielte; mit seinem ro
then Haar sah er aus wie ein tricolore
(Er ist seit gestern wieder hier). Am Arm
führte er Linchen im Atlaß-Kleid, mit Fli
ter besetzt, den Mond in den lichten Locke
Mutter! Mutter! Was ist dagegen mei
Bild? Ich sage kein Wort, aber sie wa
so tanzselig, so festlich verklärt, daß sie d
Lichter ausstach, natürlich meine Braut, d
Doppelnelke, auch. Die adlichen Fräulein
erholten sich wieder, drängten sich um Li
chen, grüßten, umarmten sie; es ward ga
still im Saale, man hörte nur die wohlg
schmückten Mädchen flüstern und kichern, un
dazwischen rauschten und knisterten die fein
Kleider und Bänder. Da trat der Baron
zu mir und begann scherzend:

„Sir, was habe ich gehört! Sie h
ben in meiner Abwesenheit meine Braut a

konterfeit und das Bild Ihren Eltern gesandt. Wissen Sie wohl, Sir, daß ich Ansprüche auf das Bild habe und eifersüchtig bin?"

„Sir, Ihre Braut hat etwas so eigenthümlich Schönes, das jeder Maler wünschen wird, ihr Bild zu besitzen; wollen Sie auf alle Maler und Dilettanten eifersüchtig sein?"

„Aber Sie wenden ja noch immer kein Auge von ihr."

„Wahrhaftig, Sir John, weil ich meine Cousine bei Tageslicht gezeichnet und jetzt den Effect des Lichterglanzes bewundere. Ich wünschte Maler zu sein, und leider kann ich nur zeichnen."

„Aber, flüsterte Onkel Bürg mir zu, daß Sie meine Tochter in diesem Costüm sehen, ist ihr Wille, der meine nicht. Geschenke von solchem Werth muß ich mir verbitten!"

„Von solchem Werthe?“

„Ja, Sir, sagte der Engländer ebenfalls leise, die Steine sind einige tausend Thaler werth.“

Ich erschrack und wurde so roth, daß es Linchen merkte. — „Das wußte ich nicht, Sir, denn ich verstehe mich nicht auf Diamanten. Onkel ich hatte nur die Absicht, ihr eine Höflichkeit zu erweisen.“

„Sie machen also Geschenke von Sachen, deren Werth Ihnen unbekannt ist? fragte Onkel; das ahnete mir. Nun reden wir nicht weiter darüber.“

„Mit einem Male verläßt Linchen den Kreis der sie umgebenden Mädchen, eilt in vollem Glanze auf mich zu und winkt: „Komm, ich habe Dir auch etwas zu sagen.“ Wir betraten ein Zimmer, was noch ganz leer war, dann ein Cabinet für die Spieler, endlich waren wir in der Garderobe, wo die

Hüte und Mäntel hingen, und hier sollte sich ein Auftritt begeben, über welchen mir immer noch der Verstand still steht.

„Sie machen Dir Verdruß, lieber Vetter, weil Du mir den schönen Mond geschenkt, nicht so? aber sei nicht böse, mich freut es ganz außerordentlich, und das Herchen bedankt sich. In selben Augenblick hatte ich einen flüchtigen Kuß, und Linchen erröthete, denn Onkel, der Baronet und Winchen waren uns gefolgt, ohne daß wir's merkten; denn wir sahen uns jetzt erst um. Winchen hatte wahrscheinlich mein Gespräch mit Onkel und dem Baronet belauscht, denn sie sah sehr blaß aus.

Linchen faßte sich aber sogleich, küßte mich nochmal, indem sie fortfuhr: „Und das ist für den schönen Atlaß; dies hatte ich Dir zu sagen; nun kannst Du wieder gehen.“

Da trat Winchen aber zornig auf sie zu und sprach: „Das ist mein Kleid und meine

Nadel, die Du trägſt; in wie fern darfſt Du Geſchenke von meinem Bräutigam annehmen?"

„Es iſt aber doch mein Vetter," behauptete Linchen.

„Und ſchämſt Du Dich nicht, auf einem Balle Herren bei Seite zu führen und ſie zu küſſen."

„Daß ich ihn Du nenne und ihm einen Kuß gebe, habe ich nur von Dir gelernt, ehe Du ſeine Braut warſt."

„Wie, Sir, wandte ſich Winchen an den Baronet, und Sie ſagen kein Wort? und Dir, Onkel, iſt auch Alles gleichgültig?"

Onkel und ich blieben ſtill. Der Baronet ſagte mir auf Engliſch: Goddam, Sir, kehren Sie zur Geſellſchaft zurück, eh' unſere Abweſenheit bemerkt wird. Die Damen hier werden ſich ſchon vertragen."

Linchen verſteht kein Engliſch und dachte gewiß, der Baronet wolle mit mir ſchelten: „Sir, rief ſie, Sie haben meinem Vetter keine Vorwürfe zu machen; dafür hat er ſeinen Rittmeiſter, der macht ihm Vorwürfe ſo viel und mehr, als er will.“

Da ſagte unglücklicher Weiſe — denn ich glaube ſicher, daß er es nicht böſe meinte — der Baronet: „Der iſt aber nicht hier.“ Es war eine Beleidigung, und eh' ich mich noch beſinnen konnte, um darauf zu antworten, begann Winchen: „Ich fühle mich unwohl und fahre nach Hauſe; Deine Begleitung Vetter verbitte ich; überhaupt mag es Dir gerathen ſein, Dich nie wieder bei uns ſehen zu laſſen?“ — Und plötzlich vom Zorn überwältigt, blickte ſie mit flammenden Augen mich an und rief: „Pfui ſo jung und ſchon ſo ſchlecht!“ Weinend riß ſie ihren Mantel vom Nagel und ging zur Thür hinaus; wir hörten ſie draußen heftig ihren Wagen begehren.

Das seelengute Linchen hatte ihr vergebens nachgerufen: Winchen sei vernünftig, Du bist erhitzt, Du wirst Dich ja erkälten!

„Sir", wandte ich mich jetzt an den Baronet: „Sie haben mich beleidigt, ich glaube, wider Ihren Willen, aber das muß ich von Ihnen hören." —

Nun fing auch Linchen an zu weinen: „Alle behandeln sie ihn so unverantwortlich, weil er artig gegen mich war. Sir, auf der Stelle bitten Sie die Beleidigung ab, sie könnten sonst leicht von mir hören, was meine Cousine dem Vetter gesagt."

Da verbeugte sich der Engländer stolz und kalt und sprach: „Mylady, unsre Verbindung ist noch viel leichter gelöst, denn sie ist nur eine Mißheirath." Hierauf nahm er ebenfalls Mantel und Hut, nur viel gelassener und sagte: „Ich schicke Ihnen den Wagen wieder heraus," und ging.

Linchen sah ihren Vater groß an, dann eilte sie weinend in seine Arme und schmeichelte ihm.

„Still, still Linchen!“ das waren des Onkels erste Worte wieder. Siehst Du, was aus Deinem Ungehorsam entsteht? Ihr habt Euch beide wie die Kinder benommen; aber ich will Alles vergessen und vergeben, wenn Du, Linchen, den ganzen Abend tanzest und vergnügt bist. Sie, Vetter, werden nicht tanzen und sagen, Ihre Braut sei unpaß, aber sehr unbedeutend, daß Sie deshalb die Gesellschaft nicht verlassen wollten.

Linchen reichte mir die Hand. „Wir sind sehr tugendhaft, wir thun unsern Eltern Viel zu Gefallen,“ sagte sie mir leise und betrübt.

„Muntet, Linchen! das Lachen wird Dir ja sonst nicht schwer,“ ermahnte der Onkel. „Sie, Vetter, warten hier noch eine Weile.“

Ich blieb und dachte über das Geschehene nach. Auf diese Art hatten sich zwei Verbindungen, die aus Liebe zu den Vätern geschlossen waren, gelöst, und was Eifersucht war, hatte ich gesehen. Nun Winchen meine

Braut nicht mehr ist, dauert sie mich. Man muß sehr gekränkt sein, um sich so zu benehmen, und doch, dünkt mich, hat sie mich mehr gequält. als ich sie; denn mich hat sie nie berücksichtigt. Wie kömmt es aber doch, daß man mit dicken Personen so viel Mitleid hat! — Mit Sir John geht es mir fast eben so, er ist mir widerwärtig, aber ich bemitleide ihn, ohne zu wissen, warum.

Ich erschien wieder in der Gesellschaft. Onkel winkte mir, und wir traten in ein ganz leeres Spielzimmer und setzten uns in einen Sopha. Hier bat er sich Aufklärung über den Vorfall aus, und ich theilte ihm mit, was ich wußte und von der Geschwätzigkeit des Rittmeisters muthmaßte; auch, aus welchen Gründen ich anders über die Geschenke disponirt, und was ich Dir in meinem letzten Briefe geschrieben.

Nun hör', wie schlau Onkel ist.

„Sie können also behaupten, aus Versehen die Geschenke verwechselt zu haben? etwa,

sie waren in gleiche Papiere geschlagen und wurden beim Abgeben vertauscht?“

„O ja, nur der Baronet weiß das Gegentheil.“

„Man wird auf ihn nicht hören, er ist zu betheiligt; und Sie sind Sich selbst und meiner Tochter diese Lüge schuldig. Ihr Benehmen war allerseits unsinnig und unverantwortlich.“

Auf diese Weise, liebe Mutter, ist das Vorgefallene in —rode stadtkundig, auf diese Weise hat es der Rittmeister, und wird es der liebe Vater erfahren und zwar durch Onkels schlaue Maßregeln.

Da ich so eben einen Korb in bester Form erhalten, schickte es sich für mich nicht, zu tanzen, denn die Braut war meine Cousine. Onkel rieth mir zu spielen; ich kann nur ein wenig Whist; er meinte aber, Ecarté ginge auch schon.

Ich spielte mit einem alten Oberförster und verlor entsetzlich. Liebe Mutter, hundert Louisd'or in einem Abend sind keine Kleinigkeit. Glücklicher Weise trage ich jetzt all mein Geld bei mir und konnte sogleich zahlen, was Onkel sehr freute.

Ich habe eigentlich mehr noch verspielt, allein der Oberförster machte eine runde Summe daraus und nahm den Louisd'or für voll; denn bei hohem Spiel rechnet man nicht bei Heller und Pfennig.

Wir gingen zu Tische. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, und die erste galt der Königin des Balles, Linchen; den Baronet ließ man dabei leben. Da stand Onkel auf, dankte im Namen seiner Tochter, fügte aber hinzu, indem er sein Glas erhob: „Auf das Wohl des edlen Sir John Oldstown!" — ich bitte seine Gesundheit besonders zu trinken, denn er ist seit wenigen Stunden der Bräutigam meiner Tochter nicht mehr. — All-

gemeines Erſtaunen! — Nun wurden mehrere Toaſts ausgebracht, und zuletzt auch der meinige (man nannte mich den berühmten Virtuoſen) mit dem meiner Braut. Onkel winkte mir, und ich erhob mich und dankte: „Leider! fuhr ich fort, habe ich das Recht nicht mehr, im Namen der Demoiſelle Holm mitzudanken; auch ſie will ſeit einigen Stunden meine Braut nicht mehr ſein. — Allgemeines Gelächter! Onkel wandte ſich zu ſeinem Nachbar, einem alten Manne, und erzählte ihm eine Geſchichte. Dieſer erzählte ſie weiter, man wurde neugierig, das Geflüſter, das Lachen mehrte ſich. Man blickte auf Linchens Halbmond, ſie ward verlegen, und Onkel ſagte: „Der Irrthum iſt verzeihlich, liebe Tochter; ein junger Menſch, wie Dein Vetter, der zum Zeitvertreib hundert Louisd'or in einem Abend verſpielt, kann Dir wohl eine Nadel zu drei, vierhundert Louisd'or ſchenken.“ Ich merkte, wie Linchen kein Wort davon verſtand. — Wie

ſchlau Onkel doch Alles zu ſeinem Vortheil zu benutzen verſteht! — Die ganze Geſellſchaft war der Meinung, daß ein ſo offenbares Mißverſtändniß leicht beizulegen wäre. „Wir wollen es hoffen und wünſchen" war die jedesmalige Antwort des Onkels.

Als wir aufbrachen, graute der Morgen ſchon. Der Baronet hatte den Wagen zurückgeſandt; nicht ſo meine Braut, und ich hätte zu Fuße gehen müſſen, hätte mich Onkel nicht mitgenommen.

Linchen ſchlief bald ein. Sie hatte einen ſchwarzen Mantel mit Pelz um. Ihre Wange war von Schlummer und der Luft hochroth, ihr Mund ein wenig geöffnet. Wie ſchön iſt dies Mädchen doch, liebe Mutter! und ſo oft ein Stoß des Wagens ſie weckte, lächelte ſie. Sie ſaß mir gegenüber. Beim Ausſteigen drückte ſie mir die Hand erſt ſanft, dann aus Leibeskräften.

Während ſie ſchlief, hat mir Onkel derb den Text geleſen. Er meint, ich hätte durch meinen Genieſtreich das Lebensglück ſeiner Tochter, woran er ſeit zwanzig Jahren unaufhörlich gedacht und gearbeitet, zerſtört. Ich hätte ihm faſt eine gewiſſe Tugendſcene berichtet; ich that es nur Linchens halber nicht. Zuletzt war er doch froh, daß bei einem ſo kitzlichen Vorfall der Eclat ſo gänzlich vermieden iſt. Er iſt ſchlau und eben ſo eitel.

Schlafen kann ich nicht, drum ſchreibe ich Dir. Morgen, liebe Mutter, bekömmſt Du noch einen Brief. Der liebe Vater wird doch nicht böſe ſein wegen der 100 Louisd'or; das kann ihm nicht verſchwiegen werden! — Und Du, liebe Mutter, biſt nicht böſe —

Deinem u. ſ. w.

Heinrich an den Baronet Sir John Oldstown.

Edler Sir! Überbringer dieses, mein Erzieher, kömmt sich zu entschuldigen, daß er mich gestern nicht begleitet. Ich bitte, verabreden Sie mit ihm, wo Sie gedenken, mich in seiner Gesellschaft zu treffen.

Heinrich Wolters.

Peter Holm an Christoph Heinrich Wolters.

Allerliebster Schwager!

Dein Sohn muß sich die tollen Hörner ablaufen, aber er ist auf gutem Wege, er raf't sehr schön, trotz dem besten Holländer, und lange kann es nicht mehr dauern! — Seiner Braut hier hält er Vorlesungen über Moral und Tugend, derweil er der Braut eines Andern die Cour macht. Der Bräu-

tigam wird eiferſüchtig; er fordert den handfeſten John Bull, der zwanzig ſolche —ſchnäbel zum Frühſtück frißt, und bringt ihm eine Wunde bei, daß er fürs Erſte ruhig iſt; verſpielt an einem Abend 100 Louisd'or, verſchenkt einen Schmuck zu 1000 Louisd'or und überwirft ſich mit ſeiner Braut von 10,000 Louisd'or. — Aber tröſte Dich, lieber Schwager, denn gerade ſo war ich in meiner Jugend und bin doch ſo vernünftig geworden. Frag' nur meinen Vater, und Deine Frau weiß auch davon, obſchon ſie damals noch ein Kind war. Meine Tochter will jetzt nichts von ihm wiſſen. Schnickſchnack! ich frage nichts darnach. Und daß es ſich mit Deinem Sohne bald geben wird, wirſt Du wohl einſehen. Ich habe den Jungen gern und bin

der Alte.

Peter Holm.

Heinrich an seine Mutter.

— rode am . . .

Ich bin schon wieder der Held des Tages, auf recht unverdiente Weise; darum mißfällt mir meine Heldenrolle höchlichst und — ich habe einen tiefen Blick in menschliche Versunkenheit gethan.

Zürne nicht, liebe Mutter, ich habe Dir gemeldet, wie der Baronet sich gestern gegen mich benommen. Ich mußte ihn fordern; ängstige Dich nicht, denn die Sache ist abgemacht, und mein Gegner verwundet.

Seit Menschengedenken ist in —rode kein Duell vorgefallen; aber die Beleidigung, so wie daß ein Zweikampf daraus erfolgen müßte, war stadtkundig; und als nun die Officiere, die uns secundirten, zeugen und Waffen leihen mußten, geschäftig waren, bald den Baronet, bald mich besuchten, wußte man auch, wie man dran war.

Der Rittmeiſter lud die Zeugen (es waren ihrer nicht weniger wie fünf, denn Alle wollten mich fechten ſehen) zu Tiſche; verſteht ſich, ſpeiſ'ten wir auf dem Zimmer. Überhaupt hat ſich der Rittmeiſter bei dieſer Gelegenheit ſehr treu und brav bewieſen.

Gegen fünf Uhr ſetzten wir uns zu Pferde und trafen am Thor ſchon eine Menge Menſchen, die uns neugierig nachſahen. Der Baronet war nämlich kurz zuvor ebenfalls mit mehreren Officieren hinaus geritten.

Wir holten ihn eine halbe Stunde hinter der Stadt ein, an einem Luſtort, die Raſenmühle genannt, hielten uns aber nicht auf, ſondern bogen gleich vom Wege ab ins Gehölz. Eine Lichtung ward zum Kampfplatz auserleſen, und als ich mich entkleidete, ward mir ſo wohl auf dem friſchen Raſen, unter den ſchönen Bäumen, daß ich wußte, ich würde nicht ſterben, wenigſtens nicht untergehen.

Die Art, wie der Rittmeiſter meinen Gegner und ſeine Waffen unterſuchte, war beleidigend und mehr als das; dieſer treue Menſch, wie er mir nachmals geſtand, wollte Händel mit ihm haben, und wäre mir etwas Schlimmes widerfahren, ſo hätte es noch eine Leiche gegeben.

Es wurde ſo arg nicht. Ja, die Duellanten ſtanden ſich am Sicherſten, denn wir wollten einander nichts zu Leide thun, und die Zeugen und Ärzte litten mehr Gefahr, denn ein Paar Mal legirte ich meinem Gegner die Klinge, daß ſie nur ſo flog, und jene ſich wahren mußten.

Sei überzeugt, liebe Mutter, daß ich keine Heldenthaten gethan, was auch die Leute hier ſagen. Die Wahrheit iſt, was ich berichte. Ich kenne jetzt den edlen Sir, denn man lernt ſich kennen vor der Klinge. Ich weiß nicht, welcher Sinn oder welch, Geſicht tief in die Organiſation des Gegners ein-

dringt, und kämpft nicht organiſches Leben gegen organiſches Leben? was hilft da Geiſt, Reichthum, Schönheit, Kenntniß? Alſo ich kenne jetzt Sir John Oldſtown. Beim Duell entblößt man Bruſt und Hals, und ſein dicker Hals, ſeine fette Bruſt, reichen hin, moraliſchen Widerwillen einzuflößen. Hierzu kam, daß er zu Mittag tüchtig gezecht hatte. Seine Secundanten auch ſchienen ſehr erhitzt, und in ſeinen plumpen Zügen, in ſeinen blöden Augen lag Trunkenheit, und gar der feuchte, zuckende, wülſtige Mund! — Ich mag dies ekelhafte Bild nicht ausmalen, und dieſes perſonificirte Laſter, dieſes bläbende Exemplar von Spleen und Lebensüberdruß wollte mich zum Mörder machen, ja zum Meuchelmörder, denn mehr, als wehrlos, wollte er ſich an meinem Degen aufrennen.

Warum? fragſt Du vielleicht; um ſein verwüſtetes, verdorbenes, ſchmutziges Leben wohlfeil und ehrenvoll los zu werden; und

um recht flott zu ſterben, hatte er ſich betrunken. Welche Phantaſie, liebe Mutter, müßte ich haben, mir dies einzubilden, zu erfinden, mich zu täuſchen. Alſo ich habe es geſehn mit mehr, wie mit Augen. Eine elende Nation, die Engländer! O denk doch, Linchens Bräutigam! O ſchlauer Onkel Bürg auf Bürgsleben! Ja in Geſellſchaft iſt er der weiſe Uliſſes.

Beim erſten Gang ſagte der Rittmeiſter: „Sir, mein Eleve will nicht geſchont ſein, Sie können von ihm fechten lernen, und ich als Secundant verbitte mir das. (Eine Beleidigung). Aufrennen ließ ich meinen Gegner nicht, ich entwaffnete ihn ein Paar Mal, daß er in ſeiner Trunkenheit fühlte, wie ſehr er ſich blamire. Nun ward er wüthend (und da lernte ich ihn kennen); meine moraliſche Sicherheit nicht bloß, auch meine perſönliche war gefährdet. Da gelang es mir, ſeinen Arm zu verwunden. Könnte ich dereinſt alle

meine Handlungen ſo verantworten, wie dieſen Stich! Mein Gegner war unfähig, weiter zu gehen, und unter den Händen des Wundarztes offenbarten ſich Wirkungen ſeines Rauſches. Sein Pferd konnte er nicht mehr beſteigen, und es wurde ein Wagen geholt.

Als wir heimritten, begegneten uns neugierige Spazirgänger ſchon dicht an der Raſenmühle. Sie häuften ſich, je mehr wir uns dem Thor näherten. Wir gaben den Pferden die Sporen, und als ich in die Stadt ſprengte, wäre ich faſt mit einem Hurrah begrüßt worden; wenigſtens ganz ſtill war es nicht. Die —roder müſſen doch geſtehen, daß nicht jeder Fremde ſo originell iſt.

Wer ſich ſchlecht beim Duell benimmt, mehrt den Ruhm ſeines Gegners. Die Offiziere lachen, ſeine Secundanten ſchelten; er habe ſich betrunken, meinen ſie, weil er keine Courrage habe, oder nicht fechten könne. Aber hatten ſie nicht getrunken? und hätten

sie eine Gemüthsbewegung gehabt, wie die des edlen Sir, wer weiß. —

Liebe Mutter, aus diesem Schreiben wirst Du ersehen, daß ich nicht leidenschaftlich sondern besonnen bin; nun darfst Du meine dummen Streiche mir vergeben. Mißverhältnisse, Unerfahrenheit, ärgerliche Zufälle haben sie herbei geführt. Vielleicht darf ich sagen: „Es geschieht nicht wieder."

Auch eine Bitte habe ich an Dich — Nein! ich kann, ich will noch nicht — Erst Deine Vergebung.

Dein u. s. w.

N. S. Dem lieben Vater sollte ich billig schreiben, allein ich wage es nicht; ich müßte zu sehr lügen, und wozu das? Viel lieber beichte ich meinen Rittmeister, der mags weiter bringen.

Rittmeiſter Braun an Heinrich Chriſtoph Wolters.

Verehrter Herr!

Während ich hier mit dem größten Eifer Schwediſch und Däniſch treibe, um dem mir gütigſt verheißenen Poſten gewiſſenhaft vorſtehen zu können, hätte ein unglücklicher Irrthum faſt alle unſere Mühe und Alles, woran wir Freude und Hoffnung knüpfen, vereitelt. Ja noch immer ſtehe ich für nichts, erhalte ich nicht unbedingte Vollmacht, und wird Heinrich nicht gänzlich wieder unter meine Obhut geſtellt.

Einliegende Billets von Madame und Fräulein Holm erhielt ich vorgeſtern Abend, das letztere, als es bald eilf Uhr war. Ich fand Mutter und Tochter klagend und weinend, und Herr Holm ſchalt beide derb aus. Was nun war der Grund des ganzen Lärms?

— Eiferſucht, verliebte Zänkerei! — Demoiſelle Holm behauptete, Heinrich liebe ſie nicht und habe die ihr von ſeinen Eltern beſtimmten Brautgeſchenke ſeiner Couſine Elina Bürg verehrt, die ihr zum Verdruß damit auf dem Balle erſchienen. Natürlich entſchied ich mich für nichts, bis ich Heinrich geſprochen. Er kehrte erſt am andern Morgen früh heim und behauptete, die Geſchenke in gleiche Papiere eingeſchlagen und beim Abgeben verwechſelt zu haben. Von dem Gemüthszuſtand des Fräuleins Bürg habe ich Ihnen bereits Meldung gethan. Es läßt ſich denken, daß ein Dämchen von dieſer geiſtigen Beſchaffenheit eine Demant-Nadel von 3 — 4000 Thlr. ſich ohne Weiteres aneignet und ſich auf dem nächſten Feſte damit ſchmückt. Übrigens ſoll es einen ſehr ärgerlichen Auftritt gegeben haben; die Damen haben ſich ihre Kleider auf dem Leibe ſtreitig gemacht. Der Baronet hat einer Braut entſagt, die ſolche Geſchenke nimmt, und Fräulein Holm mit

Heinrich gebrochen, der ſolche Geſchenke nicht ihr macht.

Nun, dies Mißverſtändniß iſt handgreiflich; wenigſtens Herr Bürg, Heinrich und die ganze Stadt erzählen den Vorfall ſo. Demoiſell Holm freilich will wiſſen, daß Heinrich nicht aus Irrthum, ſondern abſichtlich ſo gehandelt habe. Ich vermuthe, die Eiferſucht ſpricht aus ihr. Auch Heinrich iſt aufgebracht und hat mir verboten, zu Herrn Holm zu gehen, der mich mit Einladungen beſtürmt. Freilich kann ich dieſem Verbot nicht unbedingte Folge leiſten.

Der Auftritt hätte aber dennoch auch ernſte Folgen haben können. Auch Heinrich und der Baronet waren hart an einander, und es fielen Worte, die ein Duell unvermeidlich machten. Es ſchien mir Pflicht, für den einzigen, mir von ſeinen Eltern anvertrauten Sohn mit Blut und Leben einzutreten; das wollte aber Heinrich nicht, und ich

bin gegenwärtig ihm untergeben. Was ich als Secundant für ihn gethan, weiß das ganze hiesige Officiercorps, und Heinrich hat es selbst anerkannt. Mein Eleve schlug sich wie ein Held, der Baronet dankt seiner Besonnenheit und Schonung das Leben.

Ich sehe mit Ungeduld ihrem Briefe entgegen. — Heinrich hat 100 Louisd'or auf dem Ball im Spiel verloren, und wir sind ganz blank; denn die 1000 Thlr. gab ich meinem Bruder ins Geschäft.

In vollkommener Hochachtung ꝛc.

N. S. Den Zankapfel, die Demantnadel, hat Herr Bürg auf Bürgsleben zu Ihrer Disposition mir zugestellt.

Christoph Heinrich Wolters an den Rittmeister Braun.

Liebster Rittmeister!

Welche Streiche! und so was am Posttage zu erfahren! Sie sind ein braver Mann,

das weiß ich lange und werde es Ihnen gedenken; allein sind Sie in —rode, um Dänisch und Schwedisch zu lernen, oder als Erzieher meines Sohnes? und wenn er sich mit seiner Braut überwirft, versteht sich da nicht von selbst, daß er wieder ganz und gar Ihr Schüler ist? Muß ich denn an Alles denken und für Alles sorgen? Dann kann ich nur mein Geschäft hier liegen lassen. Bringen Sie die Sache also wieder in Ordnung, auf welche Weise Ihnen am Räthlichsten scheint. Sie haben Vollmacht. Meinem Sohne verkünden Sie meinen väterlichen Zorn; ich habe keine Zeit dazu.

Ihr aufrichtiger Freund u. s. w.

N. S. Meine Frau, welche meine Briefe an Sie liest, bittet Sie, nicht allzu streng zu sein; denn wir haben mit der fahrenden Post eine Zeichnung von Heinrich erhalten, welche Professor G** für ein Meisterstück erklärt. —

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

Mein guter Sohn!

Denke nicht, ich zürne; zwar will ich das Duell nicht billigen, aber nicht wahr, lieber Heinrich, so lange Deine Mutter lebt, thuſt Du ihr das nicht wieder zu Leide!

Vorwürfe mache ich Dir nicht. Im Gegentheil, Deine dummen Streiche ſind ſo übel gar nicht, zumal, wenn man ſie gegen die klugen Streiche Deines Vaters und Deiner beiden Onkel hält. Unglücklicher Weiſe will der liebe Vater noch gar nicht von ſeinen Projecten laſſen. Er hat ſich nun einmal in den Gedanken verliebt, ſich mit Onkel Holm zu aſſociiren. Dies, lieber Sohn, würde Deine Verbindung mit Malvine ganz ſicher zur Folge haben. Aber kann es nicht ſo auch geſchehen? Ich ſage immer: große Geſchäfte, große Sorgen!

aber die Sorgen ſind den Geſchäftsleuten ſo unentbehrlich, daß ſie darohne nicht beſtehen können, ja, ſie opfern ihnen Leben und Geſundheit. Und zumal Dein Vater, wie er in Allem zu ernſt iſt, ſo auch im Geſchäft. Da war Dein Großvater Holm doch ein anderer Mann, der jetzt von ſeinen Geldern lebt. —

Du aber, mein Sohn, taugſt nicht für das Geſchäft, und das nehme ich Dir nicht übel. Du denkſt, man kann Alles nur ſo ins Blaue hinein ſein wollen, wie Du tugendhaft und ein Bräutigam warſt; aber, nicht wahr, lieber Sohn, wenn Du wieder ſo tugendhafte Entſchlüſſe haſt, warteſt Du einen Poſttag, damit ich Dir rathen kann. Denn das iſt die Folge von der Schlauheit des Onkel Bürg, daß er aus der ganzen Sache einen Spaß gemacht, und nächſtens wirſt Du wieder Winchens Bräutigam, und Linchen wird ſich mit dem Engländer verſöhnen.

Wirklich, da ſind Deine dummen Streiche weit eher nach meinem Geſchmacke, denn es iſt doch Sinn darin, und ſie haben Hand und Fuß; nur ſpielen mußt Du nicht wieder.

Wir haben mit fahrender Poſt Linchens Bild erhalten. Profeſſor G** hat es für ein Meiſterſtück erklärt. Du glaubſt nicht, lieber Sohn, wie glücklich dies Deine Mutter macht. Haſt Du aber auch nicht geſchmeichelt? Lieber Heinrich, Profeſſor G** ſagt, es ſei aus der Idee gezeichnet, denn eine Perſon, welche ſitzt, kann nicht ſo freundlich bleiben. Du haſt mir aber doch geſchrieben, Linchen hätte dazu geſeſſen? — Profeſſor G** ſagt, Du kannſt alle Tage Maler werden, denn das Bild wird immer freundlicher und heller, je mehr man es betrachtet, und es iſt doch nur gezeichnet.

Grüß das liebe Kind und ſag ihr, daß ich Deine Mutter bin. Daß ſie Deine Partie gegen Deine Braut und ihren Bräutigam

so eifrig genommen, hat mir außerordentlich gut von ihr gefallen. Ich nehme ihr das sehr hoch auf.

Deine u. s. w.

N. S. Höre, liebes Kind, der Rittmeister hat jetzt wieder zu befehlen; mach', daß Du heimkehrst, sonst geht die ganze Geschichte wieder von Vorn an. — Und nun, welch' eine Bitte hast Du? —

Heinrich an seine Mutter.

Theure Mutter!

Wir haben uns sonst so gut verstanden, und doch erräthst Du mich nicht. — Aber Du willst mich nicht errathen. — In allen meinen Briefen habe ich ja nur von Linchen gesprochen; ich habe sie gezeichnet, ihrethalben ward ich Bräutigam, ihrethalben brach ich mit der Braut. — Aber ich wußte es selbst nicht und belog mich und Dich.

Ach, es ist hier sehr traurig; keine Feste, keine Gesellschaften! Linchen sehe ich höchstens am Fenster. Zu Onkel Holm will ich nicht, zu Onkel Bürg darf ich nicht kommen. Ich soll Linchen nicht ins Gerede bringen, sagte er. Ach ich hasse alle Menschen, alle Welt, bis auf Dich und Linchen. — —

Ich stecke inwendig voll Verdruß. Ein Wenig hat's mich erheitert, daß Professor G**, dieser berühmte Mann, Linchens Bild nicht gewöhnlich findet. Ja wohl, so freundlich blickt nicht Jeder. — Ach die glücklichen Stunden, da ich das Bild zeichnete! — Wegen des Rittmeisters sei unbesorgt. Der gute Mann möchte gern Agent für Vater in Kopenhagen werden; ich kann ihm aber nicht helfen. — Auch heim kehre ich nicht; hier sehe ich doch Linchen noch am Fenster. — Ach ich bin sehr unglücklich!

Dein Heinrich.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— felde am . . .

Erinnere Dich, mein Kind, daß Du mir geschrieben hast: „Lieben ist göttlich, Verliebtsein eine Schande.“ Ach, daß hätte ich dem lieben Kinde im Bilde nicht zugetraut, daß sie mir dies Herzeleid machen würde! Aber müßt ihr Männer denn gleich verliebt sein? — Thu' Dir nur kein Leides, lieber Sohn, sondern mir zu Liebe fasse Muth und hoffe. Ich will den lieben Vater von seinen Projecten abbringen; aber dazu gehört Zeit. Indeß darf der Rittmeister nicht merken, daß Du verliebt bist. Ach! und kehre bald heim! — Mir hat immer geahnet, daß Dir auf der Reise ein Unglück zustoßen würde! — Nun ist's geschehen.

Deine sorgenvolle Mutter u. s. w.

N. S. Du darfst mit Linchen nicht von Liebe reden. Das mußt Du mir versprechen, oder ich kümmere mich um Nichts.

Heinrich an seine Mutter.

— rode am . . .

Beruhige Dich, theure Mutter, ich sage Dir ja, ich liebe Linchen nicht allein, sondern Dich auch, und ich bin ruhig, seit Du Alles weißt und nicht zürnest. Ich erheitere mich auch, so gut es geht.

Diese Welt ist eine Welt des Egoismus, das merkt man selbst in — rode; und ist mein Rittmeister nicht auch Egoist? — Ich amüsire mich jetzt, ihn und die ganze Welt zu ärgern. Denke Dir nur, die Menschen hier, die mich noch vor Kurzem als eine ganz ausgezeichnete Erscheinung betrachteten, wie sie ihre gewohnte Langweile noch nie unter-

brochen, unterſtehen ſich heut ſchon, mich für etwas Gewöhnliches zu halten, für etwas, was ſich von ſelbſt verſteht: ja ſie wagen es, mein Benehmen zu bekritteln. Aber, ob ich ſie verachte. — Ich beſchäftigte mich jetzt ſehr viel, das heißt, ich zeichne alle ſchönen Punkte der Umgegend. Landſchaften gerathen mir nicht ſo gut, wie Figuren. Nicht Maler, Bildhauer möchte ich werden! — Morgens kutſchire ich in einem Cabriolet über die Straßen zum Thore hinaus, und ein Lohndiener ſitzt bei mir, um meine Geräthſchaften zu bewachen; Nachmittags reite ich ſpatziren und ſehe Linchen am Fenſter; und Abends bin ich mit den Officiren zuſammen und — ſpiele. Erſchrick nur nicht, denn wir ſpielen Whiſt, Point zu 6 Pfennige, und was ich gewinne, bekommt allemal der Marqueur. Ich habe geleſen, ein leidenſchaftlicher Spieler wurde auf dieſe Weiſe gebeſſert, und leidenſchaftlich bin ich nicht; aber dieſe Art zu ſpielen gefällt mir. Übrigens lerne ich durch

die Officiere die Welt kennen; sie nehmen kein Blatt vor den Mund; z. B. machen sie kein Hehl daraus, daß sie alle in Cousine Malvine verliebt sind.

Glaube nicht, liebe Mutter, daß dieser Umgang mich verdirbt, im Gegentheil; und darum ist mir das Schreiben an Dich so lieb; ich lerne dabei, um mit Linchen zu reden, geistige Toilette machen. So wie es Worte giebt, die man nicht niederschreiben kann, giebt es auch Gedanken, die man nicht denken mag; aber wie die Toilette nicht bloß alles Unsaubere entfernt, sondern hauptsächlich auf Zier und Ordnung dringt, muß man auch den Geist rein und aufgeweckt erhalten, daß er sich zu jeder Zeit vor Gott und Menschen zeigen mag.

Nein, ich werde nicht, wie der Baronet; er trinkt und spielt nicht nur, er lauft, wie die Officiere wissen, auch jeder Schürze nach. Wie fade, nichtssagend, nach Nichts schmek-

kend kommen mir alle Mädchen vor, und wenn ich sie gar mit Linchen vergleiche. —

Bei allem Dem bin ich doch unbeschreiblich glücklich, denn Linchen liebt mich, wenn sie es auch selbst nicht weiß. Von Liebe soll zwischen uns keine Rede sein, nicht eher, als bis unsere Eltern einwilligen; dies verspreche ich Dir feierlich, und nun bist Du beruhigt? Nicht?

u. s. w.

N. S. Der Baronet ist um all seinen Credit gekommen, er darf sich in keiner guten Gesellschaft mehr sehen lassen.

Rittmeister Braun an H. C. Wolters.

Hochgeschätzter Herr!

Ich rücke hier nicht von der Stelle. Heinrich ist nicht mehr derselbe, er entkräftet meinen redlichsten Willen, meine freundlichste

Zusprache, er ermüdet mich. Habe ich Stunden lang geredet, so behauptet er, kein Wort gehört zu haben; er sei zerstreut gewesen, habe an seine Zeichnungen gedacht, denn er zeichnet hier die ganze Umgegend. Bisweilen nimmt er wohl die Geige aus dem Kasten und spielt mit solcher Bravour und Kraft, daß die Leute auf der Straße still stehen. Dann muß ich natürlich schweigen, und er beruft sich darauf, daß Sie mich nicht bevollmächtigt, ihn in seinen musikalischen Übungen zu stören. Gestern lud ich ihn ein, mit zu meinem Bruder zu kommen, der ihm gewiß alle mögliche Artigkeit erweist. Er hatte die Insolenz, mir zu antworten, er kenne den Materialgeruch nicht vertragen und bekomme Kopfschmerzen davon.

Das Beste wäre, wir reisten so bald, wie möglich. Ich muß fast glauben, daß Fräulein Holm neulich recht hatte, und die Geschenke, so ganz absichtslos nicht verwech-

ſelt wurden; Wenigſtens kann Heinrich einen gewiſſen Namen nicht nennen hören, ohne bis über die Ohren zu erröthen. Sie ſehen alſo, was das Bild angerichtet, welches dem Profeſſor G** ſo gefällt.

H. C. Wolters an den Rittmeiſter Braun.

Ich ſoll immer für ſie mit Verſtand haben; das iſt zu viel gefordert von einem Geſchäftsmanne und obendrein am Poſttag. Alles liegt daran, daß Sie nicht ſtrenge genug ſind: den Burſchen werden Sie doch wohl bändigen können. Da bin ich doch ein anderer Mann; das Portrait habe ich zerſchlagen und zerbrochen; ſagen Sie ihm das. Verſuchen Sie es noch acht Tage; hilft dann nichts, ſo kehren Sie heim; aber erwarten Sie nichts. Was ſoll mir ein Agent in Kopenhagen, wenn ich mein Geſchäft nicht vergrößere.

u. ſ. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

Mein einziger süßer Heinrich!

Das schöne Bild von Linchen, welches der Professor G** ein Meisterstück nannte, der gewiß nicht schmeichelt und gewiß auch ein berühmter Mann ist, denn Du sagst es und verstehst es doch — Ich würde Dir gern den Schmerz ersparen, allein der Rittmeister wird es Dir sagen — das schöne Bild hat der liebe Vater in Stücken zerrissen. Ich habe schon zum Professor G** geschickt, er soll herkommen und sehen, wie man mit Meisterstücken umgeht. Das wird den berühmten Mann verdrießen, wie mich.

Jetzt aber habe ich mir fest in den Kopf gesetzt, Du sollst Linchen heirathen, und nun verlaß Dich auf Deine Muteer. Unglücklich sollst Du nicht sein, damit der Rittmeister eine Agentur mit 2000 Thlr. bekömmt. Ich habe

Dir ja gesagt, Du sollst ihm nicht merken lassen, daß Du verliebt bist.

Deine u. s. w.

Heinrich an seine Mutter.

Nun Gott sei Dank, liebe Mutter, wir reisen nächste Woche; — es schmerzt mich, so weit von Linchen zu müssen, aber es ist nöthig, mit dem lieben Vater von Angesicht zu Angesicht zu reden. Ich bin kein Kind mehr, ich habe eine Braut, ein Duell gehabt — ach! und möchte gern wieder eine Braut haben.

Des Bildes wegen sei ganz ruhig, solche Meisterstücke mache ich schon wieder. — Woher aber der Rittmeister Alles weiß? — Ich bin sehr reizbar jetzt. Kein Wunder, denn den ganzen Tag bin ich im Freien und mir selbst überlassen, und was mir da Alles einfällt, liebe Mutter, kann ich Dir nicht schreiben. Manchmal bestürmen mich meine Gedanken,

als müßte ich wahnſinnig darüber werden. — Ich fürchte mich jetzt ordentlich vor dem Menſchen, jeder könnte den Namen Linchen ausſprechen, und ich weiß nicht, was mir im Blute ſteckt, daß es bei dieſem Namen kocht. Ich ſchelte und lache mich aus, philoſophire und moraliſire mit mir. Alles umſonſt!

Glaube nur nicht, liebe Mutter, daß ich unglücklich bin. Ach nein, ich bin recht innerlich beglückt und ſelig, und wie ich vom Daſein eines Gottes und Deiner Liebe überzeugt bin, ſo ſicher weiß ich: Linchen wird mein über kurz oder lang, und daß es gar nicht anders ſein kann! —

Wenn ich aus dem Kaffeehauſe komme, mache ich jedes Mal den großen Umweg über den Markt. In Linchens Zimmern iſt dann noch Licht, manchmal ſingt ſie auch. Sie braucht ſich nicht zu ſchämen; welch eine friſche Stimme und Schule hat ſie auch, denn der Rentier war Opernſänger. Neulich

ſang ſie in ſtiller Nacht: Freudvoll und leidvoll, nach Reichhardt, mit einer muſikaliſchen Unſchuld, — das wird ihr Niemand ſo nachſingen.

Der Rittmeiſter dauert mich, er hat mir den Brief des lieben Vaters an ihn gezeigt. Er will alſo den armen Menſchen, dem ich trotz Allem viel verdanke, unverſorgt gehen laſſen. Welche Anſprüche macht der Rittmeiſter? Nur über die nackten Lebensbedürfniſſe, über die Nahrungsſorgen will er hinaus ſein und dafür ſein ganzes Leben arbeiten. O, liebe Mutter, Vater hat ſchreiend Unrecht, und der arme Menſch iſt wie verrückt. Es könnte jetzt leicht aufs Äußerſte zwiſchen uns kommen. Denk Dir nur, er will wiſſen, was ich Dir ſchreibe und Du mir!

Dein u. ſ. w.

Linchen an Heinrich.

Schöner Vetter!

Du biſt wirklich recht ſchlecht gegen mich! Aber es thut nichts. Du reiſeſt nun ab, wie ich höre, und ich hätte gern noch mit Dir geſprochen, denn ich habe viel nachgedacht über Alles, was Du mir geſagt, und hätte gern noch mancherlei zu denken, wenn Du fort biſt. Alle Menſchen thun mir zu Gefallen, was ſie nur können, und beſonders die jungen Herren, bis auf meinen liebenswürdigen Herrn Vetter. Undankbarer Menſch! Ich habe Dir auch etwas gearbeitet; es iſt freilich nicht ſo koſtbar, wie die Demantnadel, die ich wieder heraus geben mußte; aber kränke mich nur recht, indem Dir an der Kleinigkeit nichts gelegen ſein wird. Mir iſt auch nichts daran gelegen, und wenn ich wieder einen Bräutigam bekomme, ſpare ich eine Arbeit. Denke nicht, daß ich Dich auffordere mich zu

beſuchen. Vielmehr nehme ich in dieſem Brief Abſchied von Dir. Reiſe glücklich und lebe wohl. Du biſt mein Vetter nicht mehr.

Deine Couſine Elina.

Heinrich an ſeine Mutter.

— rode, am . . .

Theure Mutter!

Wie glücklich bin ich! Einliegenden Brief hat mir Linchen geſchrieben. Ich ſchicke Dir nur die Copie, denn von dem Original kann ich mich nicht trennen, und Dir iſts einerlei. — Ich entſchloß mich raſch — ach, wie dumm war ich bisher? — und ging gradewegs zu Linchen. Onkel war nicht einmal zu Hauſe. Sie empfing mich mit einem Freudengeſchrei, aber von Liebe ſprachen wir nicht, denn wirklich wir haben keine Zeit dazu, und obgleich ich Linchen nur das Allernöthigſte

mitgetheilt, habe ich ihr noch nichts von meinen Arbeiten, meinen Gedanken im Freien und meinem Zweikampf mit dem Engländer erzählt. Hierauf gab sie mir ein Taschenbuch, mit Perlen gestickt, inwendig auf himmelblauen Atlaß mit ihrem Haare: „Souvenir d'Eline.“ Zuletzt erfuhr ich, was Du schon lange gewußt und mir vorhergesagt. Onkel Holm und Onkel Bürg und der Baronet sind versöhnt. Winchen und Linchen auch. Dienstag giebt Onkel Holm ein Diner, und ich werde auch eingeladen. Aber Winchen haßt mich und Linchen will nichts mehr vom Baronet wissen, weil er so ungezogen gegen mich war.

Als ich ging, begleitete mich Linchen auf einer Hintertreppe hinaus. Wenn ich wieder zu ihr gehe, begegne ich dem Onkel gewiß nicht.

Ich bleibe also noch bis Mittwoch, um mit Linchen noch einmal recht vergnügt zu

ſein. Ach ich bin ganz geſund, weil ich mein liebes Linchen wiedergeſehen habe. Lebe wohl, liebe Mutter, und glücklich, wie Dein Sohn.

u. ſ. w.

Der Rittmeiſter Braun an Demoiſelle Malvine Holm.

Theure, Angebetete!

Zum letzten Male werde ich Sie ſehen, um von Ihnen wie von der letzten Glückshoffnung zu ſcheiden. Ich ſage Ihnen ſchriftlich Lebewohl. Ihnen gegenüber vermag ich's nicht. Ihr ſchönes Herz iſt unfähig zu faſſen was ich leide. Himmliſches Mädchen, Sie wiſſen nicht, wie reizend Sie ſind, wie Ihre ſüßen Blicke zünden, welche Höllengluten Sie mit dem Hauch des Roſenmundes anfachen! — Schonen Sie mich! Ich will und muß es morgen über mich gewinnen,

Sie nicht anzusehen — und Sie, um Gotteswillen reden sie nicht. Ich bin Mann und Krieger, aber zu tief dringt der gütige Ton Ihrer Stimme in meine Brust, und ich bin unglücklich genug. Heimatlos scheide ich aus meiner Heimat, von Freunden und Verwandten ohne ihre Liebe. Meine besten Jahre und Mühen, die ich der Erziehung eines undankbaren Jünglings widmete, tragen mir kaum mehr ein, als einen nicht unfreundlichen Abschied. Ich gehe einer unsichern Zukunft entgegen, und es gilt neue Kämpfe, neue, vielleicht eben so fruchtlose Opfer. — Und doch — wie glücklich war der Heimatlose, der Bettler, eh' er sie gesehen. — Was sollen Klagen gegen das Unvermeidliche? — Leben Sie wohl. Ich gehe weit, weit von hier, je weiter, je lieber, nach Amerika! und liegt das Weltmeer zwischen uns, werde ich Sie vielleicht vergessen können. — Aber erschweren Sie mir den Kampf nicht; es wäre grausam! —

Heinrich an ſeine Mutter.

— rode am . . .

Theure Mutter, wir reiſen heut auch noch nicht, und nun wollte ich, wir reiſ'ten gar nicht. — Aber, liebe Mutter, mein Wort habe ich gebrochen. Linchen und ich, wir haben uns nichts mehr zu ſagen, und ſind entſchloſſen, allen Schickſalen und Hinterniſſen zu trotzen. — Zürne nicht, denn für den Meineid bin ich beſtraft. — Ich weiß nur immer noch nicht, wo ich anfangen ſoll, um Dir Alles zu erzählen. Faſt graut der Morgen ſchon, und ich bin ſo aufgeregt, daß ich nicht ſchlafen kann.

Das war eine ſchöne Verſöhnung beim Onkel Holm. Keiner wußte, was er mit dem Andern anfangen ſollte. Der Baronet und Onkel Bürg waren die einzigen Umgänglichen noch, denn auch der Rittmeiſter hängte den Kopf; und Winchen trug einen ſchrägen Scheitel, ihre Augen waren halb geſchloſſen,

sie seufzte viel, war recht wehmüthig freu
lich gegen Jedermann und sehr einsilbig,
stumm. Sie machte Alles mit Lauten und
berden ab. Ich hatte viel Mitleid mit i
Das Unglücklichsein kleidet sie übrigens v
trefflich, und das weiß sie.

Wir waren froh als die Suppe kam
rasch reichte ich Linchen den Arm. Das fra
pirte. Mein schlauer Onkel führte Winche
der Rittmeister Tante Holm und Onkel Hol
ging mit dem Engländer. Ich fand Linchen
Hand unter dem Tischtuch und drückte un
liebkoste sie, nachher zog ich ihr die Ringe a
und steckte sie ihr wieder an. Sie litt es, un
das gefiel mir weit besser, wie das Essen.
Aber, wahrhaftig, ich muß kurz sein. Also,
wie wir mitten im Essen und Händedrücken
waren, wirds auf der Straße unruhig, und
die Sturmglocke zieht an. Ein Commis tritt
ins Zimmer, sagt Onkel Holm etwas ins Ohr,
und dieser wendet sich an den Rittmeister.

„Sie werden zu Ihrem Bruder müſſen, Herr Rittmeiſter, denn es iſt Feuer dicht daneben.“

Der Rittmeiſter entſchuldigte ſich und ging. Als er fort war, ſagte Onkel: „Der wird einen Schreck bekommen, das Braunſche Haus ſteht in hellen, lichten Flammen und wird wohl ganz niederbrennen.“

Winchen ſchrie laut auf und fing an zu weinen: „Welch, ein Unglück!“

„Nun, welch, ein Unglück denn? fragte der Onkel ärgerlich, die Menſchen werden ſich retten, und das Haus iſt verſichert.“

Linchen fragte: „Das Haus brennt nieder und morgen ſteht in der Steinſtraße kein Braunſches Haus mehr?“ Onkel Bürg gab ihr einen Wink zu ſchweigen. War es früher ſtill bei Tiſche hergegangen, ſo wurde es jetzt einigermaßen lebhaft. Man wußte doch, wovon man reden ſollte, und alle mögliche Ge-

schichten von Feuersbrünsten, Gefahren und Nöthen kamen jetzt aufs Tapet. - Bis sechs Uhr saßen wir bei Tische. Nachdem sollte musicirt werden, und Linchen wollte die Quartett's von Beethoven gern hören; aber der Musikdirector und die Musici blieben aus, und auf der Straße blieb es unruhig, und die Sturmglocke zog immer mehr Schläge an.

Da winkte mich Winchen in ein Nebenzimmer und Linchen folgte uns.

„In der That, Vetter," begann Winchen sehr gereizt, „als egoistischen, lieblosen Menschen habe ich Dich bereits kennen gelernt, daß Du aber so gleichgültig bleibst bei dem Unglück der nächsten Verwandten Deines Freundes, hätte ich Deiner Jugend wenigstens nicht zugetraut." Hier brach sie in Thränen aus. „Einem Schuhputzer würde ich mehr Theilnahme erweisen, und er ist Dein Erzieher, Dein zweiter Vater."

„Du haſt vielleicht ganz Recht, liebe Couſine, nur ereiferſt Du Dich unnöthig. Sage mir lieber in kurzen Worten, was Du wünſcheſt, und ich thun ſoll.“

„Mich begleiten.“

„Zum Feuer?“

„Ich gehe mit! rief Linchen vergnügt; ich habe noch nie ein Haus brennen ſehen. Geſchwind, Vetter, ehe ſie drinnen etwas merken. Die Damen nahmen ihre Tücher und Hüte, und ich den meinigen.“

Die Straßen waren geſperrt, und wir mußten uns begnügen, das Schauſpiel aus der Ferne anzuſehen. Der Rittmeiſter in ſeine Galla-Uniform kletterte auf den Dächern der Nachbarhäuſer umher und breitete naſſe Decken aus wieder die Flammen. Winchen jammerte: „Er wird ein Unglück nehmen!“ Da plötzlich redet mich eine bekannte Stimme an:“ „Herr Wolters, mit Damen ſind ſie in dieſem Ge-

dränge und in dieser Verwirrung! — Es war der Schwager des Rittmeisters, Nikow, und er lud uns ein, bei ihm einzutreten: von seinem Giebel könnten wir Alles sehen. Auch Brauns hätten sich zu ihm geflüchtet und würden unsern Besuch gewiß sehr hoch aufnehmen. — Weil Winchen immer noch für den Rittmeister fürchtete, sagte er: Der Schwager wird sich schon in Acht nehmen, und es sieht nur von unten so gefährlich aus. Er bot ihr den Arm, und ich und Linchen folgten. Bei der Wache sagte er: „Ich gehöre hier zu Hause", und ward durchgelassen. Wie ich aber dasselbe sagte, hieß es; O ja, so könnte Jeder kommen, zurück da! — Nun hatte auch Linchen die Lust verloren, und wir kehrten heim.

Wir fanden Tante Holm allein: die drei Herren waren ebenfalls gleich nach uns aufgebrochen, uns zu suchen. Linchen wollte jetzt nach Hause gehen; ich fühlte, daß ich

zum letzten Male mit ihr allein sein würde, und doch trieb ich. —

Wir sprachen auf dem ganzen Wege kein Wort. Erst auf der Flur zu ihrem Zimmer dachte ich Abschied nehmen zu müssen und sagte: „Linchen, Du schreibst mir doch? denn ich schreibe Dir gewiß oft und viel.“

„Also, wenn Du ietzt gehst, sehe ich Dich nicht wieder,?“ fragte sie.

Ich konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Da mit einem Male lag Linchen an meiner Brust und weinte. — Ich war so überraicht, erschrocken und konnte mich in mein Glück gar nicht finden. Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, sie zu trösten, — aber noch hatte ich mein Wort nicht gebrochen. —

Wir gingen nun erst in ihr Zimmer, legten unsere Hüte ab, darauf in den Garten, bis Onkel heimkehren würde; allein am Ende desselben führt eine Brücke über den Stadt-

graben, und das Pförtchen war auf. Wir schritten hinüber und waren im Freien, gingen immer weiter, betraten das Buchengehölz und wanderten fort, — Alles ohne Absicht, denn wir hatten nicht einmal Hüte auf.

Wir hatten uns viel zu sagen; es dunkelte schon, der Mond ging auf, die Pfade wurden finsterer, und Laub und Äste bildeten schwarze, grauliche Gestalten. Wir mußten nun heimkehren, aber wir machten einen Umweg nach dem andern. Ganz zuletzt noch fiel mir ein, daß Linchen noch gefragt, ob ich an Geister glaube.

„Du glaubst also nicht an Geister?" fragte sie. Und ich setze Dir das ganze Gespräch her, damit Du siehst, daß ich meineidig wurde, ohne zu wissen, wie.

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll."

„Wenn Du an Gott und Unsterblichkeit glaubst, glaubst Du ja an Geister!"

„Aber sie erscheinen nicht.“

„O, davon weiß ich eine Geschichte. Die Menschen lachen mich aus, und wenn ich sie erzähle, werden sie blaß, denn es ist ein Unterschied, an Geister glauben, und sich vor Geistern fürchten. Ich fürchte sie nicht; es ist das größte Glück meines Lebens, einen Geist zu sehen.

„Siehst Du Geister?“

„Ich nicht, aber mein Vater hat einen gesehen; weißt Du nicht von der Geschichte? Vater und Onkel Holm waren lange deshalb erzürnt. Am hellen lichten Tage, da mein Vater vom Tisch aufstand, um Nachmittagsruhe zu halten, kehrt er plötzlich zu mir und Mutter ins Zimmer zurück, ist bleich wie der Tod und kann kein Wort sprechen, — ich war damals dreizehn Jahre alt und legte die Servietten zusammen. Mutter fragte besorgt: „Was ist Dir lieber Mann?“ — Da fand er Thränen und rief; „O meine Mutter!

meine gute Mutter! nun ihr ist wohl, Gott sei Dank. — Sie war ihm im Nebenzimmer erschienen, gebot ihm, sich ihren Tod nicht zu Herzen zu nehmen, denn sie danke ihrem Schöpfer, daß er von der schmerzhaften Krankheit sie erlöst und für ihren lieben Sohn habe sie reichlich gesorgt. — Erst acht Tage später langten die schwarzgesiegelten Briefe aus — an. Zitternd empfing sie meine Mutter; Vater kam erst später nach Hause und erbrach sie. Die Sterbestunde und die Erscheinung trafen auf die Secunde zusammen, welches ich sehr erklärlich finde. Weißt Du denn nichts von Allem?"

„Ich weiß nur, was Onkel Holm meinen Eltern nach — felde schrieb, und weil Tante Holm im Testment sehr betheiligt war, bediente sich Onkel Ausdrücke! — Nun es ist ja Alles vergessen und vergeben."

„Als vor drei Jahren meine Mutter starb."

„Iſt Deine Mutter Dir erſchienen?“

„Das iſt eben mein Unglück; ich werde nie etwas ſehen: und wenn mein Vater ſtirbt, habe ich auch nichts zu erwarten; er iſt eben ſo vornehm.“

„Vornehm?“

„Ja — denn als meine Mutter ſo ſanft und raſch verſchied, ſagte der Vater: „Gott hat ſie mir genommen, ihr iſt jetzt wohl.“ Das dachte ich mir auch, nur wollte ich es von ihr ſelbſt hören. Ich wartete den ganzen Tag, die Nacht darauf, und als ich in der folgenden Nacht wider Willen einſchlief, erſchien ſie mir nicht einmal im Traum. Nun war ich ſehr bekümmert, ich klagte es meinem Vater, und daß er mich auslachte, vermehrte meine Noth. Es wurde zum Prediger geſchickt; der kam, konnte mich aber auch nicht tröſten, denn er wollte ganz allein ſprechen, und auf mich hörte er nicht. —

In der Stadt sagten sie, ich hätte den Verstand verloren, und nun wußte ich, woran ich war.“

„Ich bin sehr begierig.“

„Meine Mutter ist gewiß ein sehr vornehmer Geist geworden, denn hier schon nannte sie Jeder einen Engel, und sie war seelengut, nur auch ein wenig vornehm. Ich habe nämlich, ich weiß nicht wo, gelesen, daß es den Geistern sehr unangenehm ist, Menschen zu erscheinen. Ihnen ist etwa zu Muthe, wie mir damals, als ich den armen Rentier, da er krank war und gepfändet werden sollte, besuchte.“

„Davon habe ich gehört.“

„Welche Lust! welche unappetitliche Gegenstände, und wie unappetitlich er selbst! Es war Gnade und Barmherzigkeit von mir, denn welch' ein Mädchen meines Standes hätte es gethan, und in der Stadt sagten sie

wieder, ich sei unklug! — Um also als Geist zu erscheinen, muß man nicht nur von Herzen gut sein und einen Menschen sehr lieb haben, sondern auch etwas Übriges thun. Denn wer weiß, ob es nicht eben so unklug ist, als Geist zu erscheinen, wie von mir, den armen Rentier zu besuchen. Aber meine Mutter hätte doch etwas Übriges thun sollen. Ach! schon drei Jahre todt, und mich ganz ohne Nachricht zu lassen, wie es ihr Jenseits geht! mich hätte es so glücklich gemacht! alle andern Mädchen hier hätten sich gefürchtet, denn sie fürchten Geister und meinen, sie halten sich auf Kirchhöfen und an finsteren alten häßlichen Orten auf, und das eben ist der Aberglaube.“

Linchen hatte sich recht ereifert, ihre Stimme klang so weich, und das Laub rauschte, die Äste wankten, und der Mondschein glitt hindurch und suchte ihre süßen Augen, — und ich allein mit diesem ungezogenen Feen-

kind, das auf Gott und Geister schilt, die sie nicht besuchen. Es faßte mich wie Rausch, Raserei, wie Geisterodem; ich lag zu ihren Füßen, bat sie mich zu tödten, ich wollte ihr als Geist erscheinen und ihr sagen, so viel sie irgend begehre. Das rührte sie auch, und mitten in Weh und Rührung mußten wir wieder hell lachen, denn wir hatten uns Braut und Bräutigam genannt; zuletzt wechselten wir auch Ringe. Denke, liebe Mutter, der Ring mit dem Smaragd, den ich am kleinen Finger trug, paßt auf ihren Zeigefinger. Mir gab sie ihren größten Ring mit Haaren, von ihrer seligen Mutter; er paßt mir gar nicht, und ich trage ihn an einer Kette auf der Brust. Linchen fürchtet gar nicht für die Einwilligung ihres Vaters; er thut Alles, was sie will. Könnte ich doch das von meinem Vater auch sagen!

Jetzt kehrten wir ernstlich heim, das heißt gradewegs. Linchen erklärte mir noch, da

ich gleich beim ersten Erscheinen für sie etwas Poetisches gehabt, daher ihre Anrede: „Man erlebt hier so wenig," und sie hat von Anfang an gewußt, wie gut ich ihr war, weil ich: „sie immer so groß angesehen habe." Anfangs machte es sie verlegen, nachher gewöhnte sie sich daran.

Wir betraten die Stadt und auf dem Markte schlich eine dunkle Gestalt uns nach. Linchen fürchtete sich doch ein wenig; drum ging ich einige Schritt näher und fragte: „Wer da?" Es war kein Geist, sondern der Nachtwächter. „Sind Sie nicht der fremde junge Herr; und das das gnädige Fräulein? — Nun trat Linchen auch näher: „Ist er es Hänsel?"

„Ja, gnädiges Fräulein. Man hat Sie in der ganzen Stadt gesucht; man weiß nicht, wo Sie geblieben sind. — Da lachte Linchen hell auf und eilte leichtfüßig über den Markt in ihr Haus. Ich weiß nicht, woher

mich das verdroß, ich lief ihr nach, und die Thür wurde mir recht eigentlich vor der Nase zugeworfen und verschlossen. — In Wahrheit, scheidet so eine Braut von ihrem Bräutigam? aber sie ist nie gewöhnlich, sie entzückt, überrascht, ärgert: Alles in Unschuld!

Was mir nun widerfuhr, liebe Mutter, ist rein unglaublich. Schlage alle Romane, alte und neue, wahre und unwahre Geschichten nach, das ist noch keinem Liebenden nach dem Geständniß in der Mondnacht begegnet.

Im Gasthof empfing mich der schläfrige Kellner und beschied mich zu Nikow's. Es war noch Licht bei ihnen, und der Flur stand voll Kisten, Kasten und Schränke. Das Feuer war gelöscht, und die Abgebrannten sammt ihren Habseligkeiten hatten sich dahin gerettet. Die Magd empfing mich mit einem Freudengeschrei, und im ganzen Hause widerholte sich: „Er ist da!" — Ich eilte die Treppe hinauf, der Rittmeister trat mir zürnend entgegen; ich in

der Überschwänglichkeit meines Glücks will ihn an meine Brust drücken; da schreit er laut auf, schlägt wüthend nach mir und trifft —

Er hatte sich den rechten Arm verbrannt, den ich so unvorsichtig drückte, und that es in blinder Wuth.

Also er trifft meine Backe. Der Schlag war rasch, jäh und mit Sicherheit geführt; an Ausweichen war nicht zu denken. Raschheit ist Kraft, und eine kräftige Ohrfeige knallt. Im ersten Augenblicke wollte ich ihm Gleiches mit Gleichem vergelten, aber er war schon auf seiner Hut. Auch sein Bruder hielt mich zurück und ist eben so stämmig wie er. — Nun eilte ich ans Fenster, um mich hinaus zu stürzen. Man hinderte mich. Ich griff nach einem Messer mich zu erstechen. Man entwand es mir. Beim Ringen zertrümmertrn wir Teller und Tassen, und der Rittmeister schrie: „Lassen Sie Alles drauf gehen, und retten Sie mir nur den tollen Burschen!“

Du erſchrickſt vielleicht, gute Mutter, und frägſt: „Dachteſt Du denn nicht an mich?“ — Aber Du weißt nicht, was eine Ohrfeige iſt. Man denkt, wenn man ſie bekömmt, an nichts, und es iſt Einem, als ſei nun Alles aus, als ob die Welt unterginge, und nun eilt man ſich ſelbſt ins Nichts zu ſtürzen.

Weil meine Selbſtmordverſuche alle mißriethen, beſann ich mich allmählig. Zuerſt fiel mir die Ohrfeige ein, dann, daß ich ſie bekommen, und dann die ſüße Mondnacht. O ſchrecklich! denn es iſt lächerlich. Geſetzt, Romeo, ſtatt verbannt zu werden, bekäme vom Prinzen eine Ohrfeige! — Überſetze einmal Verbannung in Ohrfeige, etwa nach der Schlegelſchen Bearbeitung:

„Ohrfeige trägt der Schrecken mehr in ſich, wie Tod
O Mönch! Verdammte ſprechen in der Hölle
Das Wort mit Heulen aus.“

Und gar:

„O Du willſt wieder von Ohrfeigen reden.“

Kurz, liebe Mutter:

„Du kannſt von dem, was Du nicht fühlſt (!!), nicht reden.
Wärſt Du ſo jung wie ich und Linchen Dein,
Wie ich von Liebe glühend, wie ich geohrfeigt! —

kurz der Teufel mag verzweifeln, wenn die Verzweiflung nicht nur nicht tragiſch, ſondern lächerlich wird. Kein Wunder, daß mich die Menſchen für toll hielten, als ich recht herzlich verzweifelnd über meine Verzweiflung hell auflachte.

Aber ich war nicht toll, ſondern nur wüthend, und ſprach zum Rittmeiſter: „Du bitteſt mich um Verzeihung und erklärſt Deine Handlung für das Werk blinder, dummer, roher Wuth.“

„Dir ist nicht zu viel geschehen! Hast Du mehr Freundschaft nicht für mich, wenn meine nächsten Anverwandten Feuersnoth leiden?“

„Bin ich Spritzenmann? und wenn ich sage, ich war fast bis hier vor der Thüre, wo eine Rotte Jäger mich zurück wies, hast Du da und hast Du überhaupt ein Recht zu schlagen.“

„Hat Dein Vater mir nicht die größte Strenge zur Pflicht gemacht, und denkst Du, ich weiß nicht, wo Du, gegen sein Verbot, gesteckt, während wir hier außer uns vor Angst waren?“

„O Du Mann von Ehre! wenn ich Dich vielleicht nicht gerichtlich belangen kann, hast Du mir nicht in einem Zweikampf secundirt, kannst Du mir Satisfaction weigern, wenn ich sie fordere, Officier Du? Und Du, weiser Erzieher, warum Zeugen wählen zu einer solchen Brutalität? welches Publi-

eum hier soll durch eine Execution gewarnt werden, welcher von den Anwesenden bedarf dieses Beispiel, um bei einer etwaigen Feuersbrunst es nicht an gebührender Theilnahme fehlen zu lassen? Wäre es nicht besser gewesen, irgend einem rohen Marqueur, einer dummen Gasthofmagd solch ein Exempel zu statuiren? Todtlachen könnte ich mich, daß Du mein Erzieher sein sollst, und mit Deiner moralischen Bildung steht es noch schlimmer. Zum Spion und Kuppler hast Du Dich ernicorigt, um eine Agentur von 2000 Thlr. Renten zu erhalten. Darum hast Du Dich gegen mein Lebensglück verschworen, und meine Ehre hast Du mir genommen um Nichts. Wisse also, von heute an hat mein Vater die Wahl zwischen meinem Freund, wie Du, und einem Sohn, wie ich; oder mit andern Worten, keinen Groschen Geld sollst Du in Zukunft von meinem Vater erlangen, denn es giebt nur ein Mittel sich an Seelen Deiner Art zu revanchiren."

Nun wollten sich die Verwandten in Mittel legen. Umsonst. Ich will Linche mein Unglück erzählen; kann sie mich noc lieben, so ertrage ich's; wo nicht — Ach gute Mutter, da ich meinen Brief began und von Linchen erzählte, war ich ganz hei ter wieder; nun ich Dir Alles geschrieben hat mich die Beredsamkeit meiner Leiden schaft wieder aufgeregt. — Ich kann nich schlafen; was soll ich machen.

(ohne Unterschrift.)

Malvine Holm an ihren Vater.

Lieber Vater!

Vergieb mir, wenn Du kannst, oder zürne, fluche mir, thu', was Du willst; es soll mi nach den Mißhandlungen, die ich gestern vor Dir in Gegenwart von Domestiken erduldete, gleichgültig sein. Ich folge dem Manne

meiner Wahl, denn meine Ehre iſt ſicherer bei ihm, wie bei Dir.

Deine Tochter, oder nicht Deine Tochter,
wie Du es willſt.

Malvine.

Rittmeiſter Braun an Heinrich.

Lieber Heinrich!

Wegen Geſtern bitte ich Dich um Verzeihung und will thun, was in meinen Kräften ſteht, Deine gekränkte Ehre wieder herzuſtellen. Ich habe Dich geſtern als einen Mann kennen gelernt; früher warſt Du ein Knabe und ein ungezogener, wenigſtens gegen mich. Laß auch mir Gerechtigkeit widerfahren. Die Ohrfeige hat Dich zum Manne gemacht. Jetzt ſpreche ich zu Dir, wie man zu ſeines Gleichen ſpricht. Du willſt die Dir beſtimmte Braut nicht heirathen, Du

wirſt es daher nicht übel nehmen, daß ich ſ
entführe; wir wagen es darauf, daß He
Holm ſeine Tochter desavouirt; vielleicht ab
giebt er die 50,000 Thlr. Herrn H. C. Wo
ters ins Geſchäft und liirt ſich ganz m
Deinem Vater. Dann trete ich ſtatt Dein
ein; Du kannſt dann nach Deiner Phanta
leben und heirathen, wen Du willſt. — Nu
lieber Heinrich, lebe wohl, und wenn D
mich wiederſiehſt, iſt Deine Couſine mei
Frau, und ich Dein Vetter. — Was i
thue, geſchieht im vollſten Bewußtſein und
der beſten Abſicht für unſer Aller Wohl.
herrſcht eine ſolche Verwirrung unter un
daß der Knoten nur Alexandriſch zu löſen i
Auch Du mußt das Deinige thun zur Erfü
lung unſer aller Wünſche.

Dein wahrer Freund u. ſ. w.

N. S. Ich wollte Dir das Mädch
was ich liebe, und was mich liebt, vermähle
bin ich deshalb Spion und Kuppler?

Heinrich an seinen Mutter.

(Fortsetzung des vorhin abgebrochenen Briefes.)

Liebe Mutter!

Was ist der Mensch! Ein Paar Stunden lang saß ich da und dachte darüber nach, daß ich eine Ohrfeige bekommen; zuletzt konnte ich gar nicht mehr denken, und ärgerte mich, daß ich eine Ohrfeige bekommen und nichts mehr darüber denken konnte.

Was ist der Mensch! was freies Wollen und Handeln, was Liebe und Ohrfeige! Das Leben ist Meteor. Ich glaube an Astrologie und siderische Einflüsse. Der Mond, der Linchen gestern so reizend verklärte, wie viel Liebeshändel mag er zur Reife gefördert haben! Ich kenne so wenige Menschen; von diesen haben der Rittmeister und Winchen sich gestern gleichfalls gefunden.

Der Rittmeiſter (ich habe vergeſſen, es zu ſchreiben) wurde in Mitten ſeines raſtloſen Beiſtandes von der Flamme ergriffen. Haar und Kleider brannten ſchon, und ſein rechter Arm iſt bedeutend verwundet. Winchen ſah es und fiel in Ohnmacht. Das arme Kind, jetzt verſteh ich ſie. Sie hat Nikow's und Braun's aus ihres Vaters Küche und Keller reichlich verſorgt; etwas von dem Geſchirr habe ich auch zerbrochen. Deshalb wurde ſie zu Hauſe nicht beſſer empfangen, wie ich vom Rittmeiſter; denn eine Ohrfeige iſt eine ungeſchlachte, geſtaltloſe Wetterwolke, ſchwarz, dunſtig und dumpfig; ſie hat bei mir allein auch nicht eingeſchlagen.

Liebe Mutter, ich bin auf dem beſten Wege mit dieſem Briefe gar nicht fertig zu werden. Alſo:

Geſtern Morgen wurde ich in meinen Gedanken durch ein leiſes Klopfen geſtört, und auf mein wiederholtes: „Herein!“ öffnet Nie-

mand; ich mußte hinaus gehen. Eine verſchleierte Dame fragte nach dem Rittmeiſter.

„Er ſchläft“

Da ſeufzte ſie und rang die Hände: „Ach Gott, ach Gott!“ Ich erkannte die Dame.

„Wollen Sie ihn nicht wecken?“

„Ich bedaure, ich bekümmere mich nicht mehr um ihn.“

„So laſſen Sie mich zu ihm.“

„Treten Sie näher.“

Ich öffnete die Thüre meines und des Schlafzimmers. Sie blieb an der Schwelle ſtehen, denn der Rittmeiſter ſchlief nicht nur, ſondern höchſt unanſtändig für den Liebenden, ſo nah der Geliebten, er ſchnarchte! — Was iſt der Menſch!

Sie rief ihn laut beim Namen: „Kleiden ſie ſich raſch an, ich warte hier.“ Ich präſentirte ihr einen Stuhl. Der Rittmeiſter ordnete ſich und ſein Zimmer und ließ ſie näher treten

Ich horchte nicht, aber für ein gewißes Wort iſt mein Ohr beſonders empfindlich. Das Wort wurde nicht nur geflüſtert, es erklang. Der Rittmeiſter und die Verſchleierte geſtikulirten wahrſcheinlich ſehr lebhaft und ſchlugen vor Erſtaunen, Verzweiflung, oder was weiß ich's, die Hände über den Kopf zuſammen. — Ich hätte nicht gedacht, daß das Ohr ſo viel Phantaſie hat. Solch eine Wirklichkeit bei einem bloßen Klang ſich zu vergegenwärtigen: ein muſikaliſches Stillleben. Freilich, Erfahrung muß vorausgehen! — Voller Verdruß kleidete ich mich an und ging hinaus ins Freie und beſuchte das Büchenholz; aber es war Tag und Linchen nicht bei mir, und ich hatte eine Ohrfeige bekommen.

Die Sonne ſtieg höher und höher, endlich konnte ich doch zu Linchen gehen. — Sie war noch nicht angekleidet, ſah aber ſo friſch und ſchön und freundlich aus, daß ich all mein Unglück vergaß: „Ach wie ſchön von

Dir, daß Du so früh kömmst, rief sie und sprang mir entgegen; ich habe die ganze Nacht von Dir geträumt und lauter poetische Einfälle! —

„Mir träumte, erzählte sie, ich sähe hier auf dem Markte die ganze Stadt tanzen. Die Musikanten standen dort auf der Gallerie des Thurmes und bliesen auf großen langen Flaschen, die wie gedämpfte Trompeten klangen. Der arme Rentier war unerschöpflich in neuen Walzern und blies sich kirschbraun im Gesicht. Tante Holm und der Pastor tanzten unmenschlich rasch. Onkel Holm in seiner weißen Nachtmütze bestieg eine große Stehleiter, um Dir eine Leichenrede zu halten, denn Du warst gestorben und lagst als Leiche schneeweiß mitten auf dem Markt auf einem bunten Teppich. Onkel rühmte Dich und sagte, Du wärst ein Schwerenöther gewesen und hättest getanzt wie ein Schneider; oben auf seiner Leiter machte er Deinen Schnei-

derpas nach und gerieth darüber mit dem Rittmeister in Streit. Dann stieg der arme Rentier vom Thurme und versöhnte die Streitenden, indem er seine Flasche zerbrach und den Hals zeigte. Er behauptete, Du hättest Deiner musikalischen Kenntnisse halber verdient, in den Adelstand erhoben zu werden, und dies sei das Diplom. Er legte den abgebrochenen Flaschenhals auf den Teppich Dir zu Füßen, worüber Alle jauchzten. Die jungen Mädchen faßten hierauf den Teppich und trugen Dich tanzend fort. Voran schritten die Musikanten, dann kam der Bärenführer, der jetzt mit zwei Bären hier ist und kommandirte seinen Bären die Touren, welche auch vortanzten. Ich stand hier am Fenster und weinte ganz entsetzlich vor Freude über alle die Ehre, welche Deiner Leiche widerfuhr. Mit einem Male standest Du bei mir, wie Du leibst und lebst, und sprachst: „Linchen, erschrick nicht, denn ich bin mein Geist und habe Deine Mutter und Großmutter gesehen und gespro-

chen; sie sind passabel mit Dir zufrieden, nur mußt Du noch gesetzter werden; weil Du aber von Herzen gut bist, schicken sie Dir das. Nun bekam ich eine große Tute voll Confect, welches aussah wie Schmetterlinge, Sterne Früchte und Perlen. Eine Perle wollte ich sogleich aufknacken, wie eine Haselnuß; Du aber sagtest: „Linchen, bist Du schon wieder unartig? Du sollst nur damit spielen!“ Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir am hellen Tage die Sterne am Himmel sahen und nun erklärtest Du mir das Confect, und daß das die Sterne wären, und ich wunderte mich immermehr über das Confect und die Sterne, und wie ich das so hübsch begriff. Ja, endlich rief ich voll Freude: Obgleich Du schon ein vornehmer Geist bist und ich noch ein ungezogenes Mädchen, weiß ich doch Alles besser. Und nun legte ich Schütze und Krebs und Fische und Wassermann zurecht, und auch Du erstauntest, daß ich Alles so gut begriff, und sagtest: „Linchen, Du bist ein Wun-

derkind,“ und ich ſuchte und ſuchte nun, ich wußte nicht was. Da riefſt Du: die Jungfrau, die himmliſche Jungfrau biſt Du ſelbſt, und faßteſt mich um und hobſt mich empor — und hei! flogen wir, und auf dem Thurm ſchmetterten die Trompeten. Auf dem Markt jauchzten ſie und warfen Hüte und Mützen in die Höh', und Onkel Holm ſprang auf ſeiner Stehleiter Häuſer hoch. „Onkel, rief ich, laß das, Du brichſt den Hals! denn Du biſt noch lange kein Engel, ſo wie ich und Heinrich. Da ſagteſt Du: „So Linchen, nun biſt Du wieder unartig, nun laß ich Dich fallen.“ Nun bat und flehte ich und hielt mich vor Angſt ſo feſt ich konnte, Du aber wurdeſt ganz häßlich und ſtießeſt mich herunter. Ich fiel, lag im Bette und hatte mein Kopfkiſſen feſt umklammert.

„Linchen, rief ich, wie glücklich biſt Du! und welche Daſeinsluſt ſelbſt in Deinen Träumen. Aber ich“ —

Und nun, liebe Mutter, seufzte ich erst, dann weinte ich immer heftiger, und ich ängstete das gute Kind wohl über eine Stunde; sie wurde immer neugieriger — und sie weiß noch nichts; denn es ist platterdings unmöglich, dergleichen einer Geliebten zu sagen.

Im Gasthof lag ein Billet des Rittmeisters an mich (eine Copie davon lege ich bei, Du wirst erstaunen). Ich war sehr getröstet, daß es Scandal gab, und freute mich, daß Onkel Holm bereits öfter nach mir geschickt. Ich ging zu ihm mit einem Muth und einer Zankluft — nun, Du wirst hören, was beide angerichtet.

Onkel saß im Lehnstuhl im tiefsten Negligee, war matt und bleich und trank Thee, den Tante ihm einschenkte. Das Zimmer war voll Menschen, Onkel Bürg, der Baronet, Herr Braun, Herr Nikow u. s. w.

„Weißt Du schon von meinem Malheur?" begann Onkel. „Ich bin bestohlen."

Zuerst bezog ich es auf seine Tochter.

„26,500 Thlr. in Gold und Papieren, und morgen Wechselzahlung!“

Also wieder etwas Neues. Aber lies nur weiter, gute Mutter, es wird noch besser kommen.

„Auf wen hast Du Verdacht?“ fragte Onkel.

„Ich stehle keine 26,500 Thlr. und bin nicht mit Leuten in Verbindung, welche sie stehlen.“

„Aber Dein Schurke von Rittmeister!“ rief Onkel heftig.

„Er geht mich nichts mehr an; Du kannst ihn meinetwegen mit Steckbriefen verfolgen.“

Nun wurden Braun und Nikow böse und wollten das von ihrem Bruder und

Schwager nicht hören: „Ich weiß recht gut, weshalb Sie so reden," ſagte Herr Nikow.

Daß man mich an den geſtrigen Auftritt erinnerte, war ein ſchönes Mittel mich zu beſänftigen. „Soll ich Ihren Schwager loben, daß er meine Couſine entführt?" fragte ich. „Und kann er nicht eben ſo gut das Geld auch mitgenommen haben? Kann er ſie nicht vermocht, oder angeleitet haben, es es ſich anzueignen? — Was weiß ich es! ich will und kann in keiner Hinſicht etwas von ihm wiſſen."

Braun weinte faſt und betheuerte, Demoiſelle Holm müſſe ſeiner Bruder entführt haben; ſie habe ſich in ihn verliebt, und er nicht in ſie.

Nun wurde Tante bös und ſchalt den Onkel; „Du haſt an Allem Schuld, Du haſt das arme Kind durch Deine groben Worte und Mißhandlungen zur Verzweiflung gebracht, und aus Verzweiflung that ſie den

Schritt. Sie gab mir einen Brief von Winchen an ihren Vater. — Diesen Brief, liebe Mutter, lege ich aus guten Gründen, für meinen Vater bei.

Onkel saß wie gelähmt im Lehnstuhl und wiederholte wie blödsinnig: „26,500 Thlr und morgen Wechselzahlung!“

Onkel Bürg und der Baronet versprachen die Summe zu decken, falls er deshalb verlegen sei, — aber umsonst.

Indem geht Tante mit der Zuckerdose ins Nebenzimmer; weil sie stark ist, muß sie die Thür weit öffnen. Ich stand abseits, sehe ins Zimmer; es war der Speisesaal, wo die Kupferstiche hangen, und die Thüre zeigte mir grade das Abendmahl von Leonardo da Vinci, als ob ein Vorhang zurück- und vorgeschoben würde.

Der Kupferstiche freilich hatte ich nicht weiter gedacht; ich war die ganze Zeit über

zu mannigfach angeregt und erschüttert worden — und auch heut wieder in einer sehr gereizten Stimmung. Ich faßte den Burgemeister heftig beim Arm und zog ihn fast gewaltsam ins Nebenzimmer.

„Was ist Ihnen, fragte er, Sie sind ganz außer sich!“

„Behüte, ich bin sehr ruhig denn ich weiß, wer Onkel bestohlen.“

„Sie wissen?“

„Können Sie mir etwas Näheres sagen über die Art, wie der Diebstahl verübt wurde?“

„Das ist eben das Räthselhafte; der Schrank ist unversehrt, das Schloß in bester Ordnung. Der Diebstahl ist entweder mit einem Nachschlüssel verübt, oder mit des Herrn Onkels eigenem Schlüssel, den man nach verübter That wieder an Ort und Stelle legte. Das Letzte scheint am Wahrscheinlichsten, denn in dem hölzernen Schrank mit einfachem

Schlosse, der in seinem Cabinet steht, pflegt der Herr Onkel wie Geld zu bewahren. Diese Summe hatte er erst gestern Mittag empfangen und in den Schrank gelegt, weil ihn beim Zählen ein Besuch überraschte. Diesen Morgen ist das Geld nicht mehr da."

„Und dieser Besuch; ich wette, ich errathe ihn." „Nun?" — „Sagen Sie mir Alles."

„Der Baronet Sir John Oldstown."

Ich lachte laut auf: „Und Sie verfolgen diese Spur nicht? Geben Sie Acht!" —

Ich kehrte ins Zimmer zurück — „Sir John, begann ich und ging gerade auf ihn zu, Sie sind kein ehrlicher Mann, und ich wette, Sie haben meinen Onkel bestohlen." —

Damit dachte ich ihn niederzuschmettern, er aber sah mich groß an, schüttelte den Kopf und sagte: „Dergleichen ist mir noch nie passirt."

Ich selber war einen Augenblick gestört; im Zimmer war es todtenstill, und ich hörte mein Herz schlagen.

„Sie haben sich übereilt und ich hätte Ihnen nichts sagen sollen," flüsterte mir der Bürgermeister zu, und ich faßte mich wieder: „Von wem sind die Kupferstiche im Nebenzimmer gekauft? Onkel — Tante — Von Sir John für 2500 Thaler."

„Freilich, so ist's."

„Der edle Sir hat Euch Copien, die nicht den vierten Theil werth sind, für Originale verkauft, — und das ist frech, wie mich dünkt."

„Sie sind ein Kenner!" lachte der Baronet.

„Ich weiß, daß Sie Kenner sind. Sagen Sie nur: Jene Abdrücke avant la lettre sind Originale, und ich sage Ihnen: Sie sind

ein Betrüger und ein frecher, wie ich sehe. Andre Verdachtgründe weiß der Burgemeister.“

Nun ward der Burgemeister auch klug: „Sir, sagte er, ich werde um ihre Papiere bitten müssen; allein ich weiß, Sie haben keine aufzuzeigen, denn sie sind Ihnen gestohlen. Das ist schlimm.“

„Wie so? Haben Kupferstiche nur den Werth, den dieser junge Mann ihnen läßt?“

„Aber ich muß Haussuchuug bei Ihnen halten und darf es, wo ich will.“ —

„Nichts weiter, als das?“ rief der Baronet und warf mehrere Bund Schlüssel aus der Tasche, die der Burgemeister schweigend aufhob.“

Er ging und zwei Mann Wache traten ins Zimmer.

„Goddam, rief der Baronet, gilt das mir? — Dann wandte er sich zur Tante:

— „Madame, Sie ſehen, ich bin hier gefangen; ich halte ſehr auf Diät und pflege um dieſe Zeit zu frühſtücken; wahrhaftig, ich muß Sie incommodiren, denn mich hungert wie einen Wolf.“ Hiermit warf er ſich in einen Seſſel, und es ward todtenſtill im Zimmer. Kalte Küche wurde ſervirt, und der Engländer griff zu, als hätte er acht Tage gefaſtet; er trank viel unmäßiger Rum und Madeira; dabei ließ er kein Auge von mir, lachte oder ſchüttelte den Kopf.

So verging eine bange halbe Stunde; nach Verlauf derſelben trat der Burgemeiſter ein. Er ſchien ziemlich alterirt.

„Sir, in welchen Verhältniſſen ſtehen Sie zur neapolitaniſchen Regierung?“

„Wie ſo?“

„Weil Sie die Staatspapiere derſelben reduciren. Hier ſind Stückchen, ſehen Sie, ſie paſſen vollkommen.“

Wie mir damals, war dem Bürgemeiſter die Menge Staatspapiere aufgefallen, die bei dem Engländer umher lagen; er richtete ſeine Aufmerkſamkeit daher auf unbedeutende Papiere, zerriſſene Umſchläge u. ſ. w. und fand dieſe Stückchen in einem Papierkorb. — Sonſt ließ ſich platterdings nichts entdecken.—

„Mein Herr, antwortete der Baronet, ich könnte Ihnen ſagen, daß ich allemal an meinem Geburtstage mir Theewaſſer mit Staatspapieren koche; dieß Jahr war Neapel an der Reihe, und die Stückchen fielen ab. Allein ich haſſe das Lügen, es iſt ein Laſter. Sehen Sie, das Papier da in Ihrer Hand iſt auch aus meiner Fabrik; nun werden Sie doch Reſpect bekommen.“

„Elender: rief Onkel Bürg, und mir haben Sie noch vor vier Wochen für 4000 Thlr. verkauft?“

„Haben Sie nicht mehr von mir gekauft, Sie, mein beſter Kunde, und hat man

ſie Ihnen nicht abgenommen, daß Sie profitirten? Um ein halb Procent habe ich nie geknickert. Beruhigen Sie ſich aber, ihre letzten 4000 Thaler Pohlen liegen noch unberührt im Schranke. In Gleichen Ihre 26,500 Thlr., Herr Holm. Sie, Herr Bürg, haben weiter keinen Schaden davon, als einige Proceſſe, und Sie, Herr Holm, bitte ich um Entſchuldigung, denn wahrhaftig ich brauchte baar Geld, und die Staatspapiere hätte ich Ihnen gern gelaſſen, allein es iſt mein Grundſatz, wenn ich einen Schrank erbreche, Alles zu nehmen, und die Gelegenheit war zu ſchön, ein Feuer kömmt bei Tage ſobald nicht wieder. — Nicht wahr, Herr Burgemeiſter, auf Schlöſſer verſteh' ich mich, und die Preſſen, die Formen und Farben haben Sie nicht gefunden, o die ſind gut verſteckt. Nun, wenn Sie mir ein gut Wort geben." —

„Es würde die Strafe und die Behandlung mildern."

„O herrlich Alt-England, wo man noch gehenkt wird. Kommen Sie, ich werde Ihnen Mühe und Kosten ersparen.“

„Heinrich! Heinrich! wandte er sich mit einem Male zu mir, Du kennst mich nicht; aber da Du erst zwei Jahre zähltest, war ich bei Deinen Eltern im Hause. Es sind brave Leute und haben viel an mir gethan; darum auch habe ich Dich so lieb. Denkst Du aus Eifersucht hätte ich mich mit meiner Braut entzweit? — Nein, ich sah, Du liebtest sie, und mir hat sie Credit genug verschafft. Sie ist hübsch, was mache ich mir daraus! Du aber bist noch jung, und Dir macht sie Spaß. — Nun leb' wohl und zieh Dir nicht zu Gemüthe, daß Du mich ans Messer geliefert. Besser wäre gewesen, ich hätte mich an Deinem Degen aufgerannt. Schadet aber so auch nicht. Ich habe Alles, Alles auf der Welt genossen. Also grüße Deine Eltern von Johann Altstädt; Sie werden das verrückte Genie noch kennen.“

Man wollte ihn in Ketten legen, er aber sagte: „Das verbitte ich mir, oder ich gestehe kein Wort.“

Man führte ihn weg. — Eine Stunde darauf vernahmen wir, daß er sich erschossen hätte und zwar mit einer sehr künstlichen Maschine. Auch seine Pressen und Stempel sollen merkwürdig sein und besonders die Art, wie er sie zu verstecken wußte. Man hätte lange danach suchen können, wenn er nicht Alles gezeigt.

Vor einem großen Schranke blieb er stehen und sagte: „Dies ist mein Meisterstück, darauf ist noch kein Spitzbube verfallen.“ Der Burgemeister, der ihn nicht aus den Augen ließ, sah, daß er die Hände auf den Rücken legte und die Stirn gegen das Gesimse stieß. — Im Augenblick zerschmetterten drei Kugeln seinen Kopf.

Also in Ketten hätte er auch seinen Zweck erreicht.

Wenn ich ſage, der Unglückliche dauert mich, ſo ſage ich zu wenig, ich habe einen Blick in die Vernichtung gethan, und das Leben dieſes Johann Altſtädt war ein muthwilliges, gottloſes Sichvernichten. Ich bereue meine Gereiztheit, meine Hitze, die dieſe Kataſtrophe herbei führte, und es iſt mehr, als Reue. — Mein Gott, ich weiß, was ſich dagegen ſagen läßt, — ich habe rechtlich gehandelt, — er hat mich geliebt, wollte mich glücklich machen, und ich habe rechtlich ihn unglücklich gemacht. — Seltſame Prätenſion, als ob alle die Menſchen, die wir unglücklich machen, uns zuvor beleidigt haben müſſen!

Theure Mutter, zeige doch dem lieben Vater alle meine Briefe und gieb ihm getroſt die Einlage ab; er muß wiſſen, wie er mit mir daran iſt.

Onkel Bürg hat andere Saiten aufgezogen; er war der Agent des Engländers, der

glücklicher Weiſe nicht allzu viel Geſchäfte in der Umgegend machte, ſondern mehr nach auswärts. Ärgerlichen Prozeſſen ſieht er jedoch entgegen.

Reiſen kann ich noch nicht. Der Burgemeiſter hat mir eine Entſchädigung für meinen längeren Aufenthalt angeboten, die ich abgelehnt. — Mein Linchen weiß noch von nichts. —

Heinrich an ſeinen Vater.

(Einlage.)

Einliegend die Copie des Briefes einer Tochter, welche von ihrem Vater Ohrfeigen, Backpfeifen, Maulſchellen — denn um Worte wollen wir uns nicht ſtreiten — bekommen hat. Sie nennt das Mißhandlung. Alſo dieſelbe Mißhandlung iſt mir in Deinem Namen vom Rittmeiſter widerfahren. Unter uns, lieber Vater, ich habe das Recht mich

zu entleiben, ich war auch hart daran und habe der lieben Mutter meine Situation und Stimmung beschrieben; die augenblickliche zu solcher That gehörige Manie war also schon vorhanden. — Die Geschichte erzählt Beispiele solcher Thaten, aber jetzt treibt man Alles durch Maschinen, und ein gewisser Johann Altstädt läßt grüßen. Er hat solch eine Maschine erfunden und einen Versuch gemacht, der sehr befriedigend ausfiel. Siehst Du, ich schieße mich nicht todt, entführe nicht wie der Rittmeister, und laufe nicht davon wie Winchen. Der Lohn meines Gehorsams — was wird er sein? — Unglück, Elend!

Heinrich.

Herr Wolters an seinen Sohn Heinrich.

Lieber Sohn!

Deine Mutter hat mir alle Deine Briefe gezeigt, und ich bin leidlich damit zufrieden, aber Dein Styl ist noch nicht kaufmännisch, denn bald ist Jener klug und Der dumm, und Dieser klug und Jener dumm; bald bist

Du verliebt, bald nicht verliebt; kurz das geht nicht im Geschäft, wo es heißt: Ein Mann, ein Wort. Ich hätte Dir noch Manches zu sagen, aber die Mutter will nicht, daß ich mit Dir schelten soll. Nun, Du siehst selbst ein, wie leicht es ist, in — rode für eine kluge Person zu gelten, während man in — felde nur ein dummer Junge ist, denn hier hält man keine Falschmünzer für Baronets, bewahrt sein Geld in eisernen Kisten, und Neapolitaner kauft man vollends nicht. Dein Vater hat doch Recht in Allem, was er sagt. Ich habe es diesem Johann Altstädt tausendmal verkündet, wie es ihm gehen würde; aber er wollte nicht hören. Was mich dabei verdrießt, ist, daß der Burgemeister Orden, Dosen und Danksagungsschreiben erhalten wird, und das hättest Du auch haben können. Hättest Du Dich, statt um Kupferstiche, ein wenig auch um Staatspapiere gekümmert, so würdest Du die falschen Staatspapiere eben so gut, wie falsche Kupferstiche, erkannt haben. Denn wer das Eine sieht, kann das Andre auch sehen, und dadurch leistet man Regierungen einen sehr großen

Dienſt. — Du aber hältſt Dich immer an das Unnütze und Unſolide. So iſt es auch mit Deinen Abſichten auf Linchen. Ja, es wäre ſchön und gut, wenn ſie ſo viel Gold hätte, als ſie albern iſt; aber jetzt gefällt ſie Dir wohl erſt recht, weil ſie eine Art von Banditen-Braut iſt.

Lieber Sohn, das ſind romantiſche Grillen.

Ich bin u. ſ. w.

Madame Wolters an ihren Sohn Heinrich.

— ſelde am . . .

Lieber Heinrich!

Nur ein Paar Worte. Dein Vater kömmt nach —rode. Du ſollſt nicht darum wiſſen, denn er gedenkt Dich zu überraſchen. Sorge ums Himmels willen, daß es in Deinen Zimmern recht ordentlich und ſauber ausſieht, und Alles kann gut werden. Einlage gieb an Linchen. Du darfſt Dich aber nicht darum kümmern, was drin ſteht.

Madame Wolters an Linchen.

Liebes, schönes Kind!

Ich kenne Sie aus Heinrichs Briefen und Ihrem Bildniß, und Ihre Züge lügen gewiß eben so wenig, wie Heinrich. Ich darf also getrost eine Bitte an Sie wagen.

Mein Mann reis't nach — rode. — Weßhalb? werden Sie schon errathen. — Seit drei und zwanzig Jahren, denn so lange sind wir verheirathet, trennt er sich zum ersten Male von mir. Wer wird ihn nun pflegen? Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen lieb und theuer ist, lassen Sie ihn nicht im Gasthofe wohnen, sondern räumen Sie ihm ein oder zwei Zimmer in Ihrem Hause ein. Einliegend habe ich die Recepte zu seinen Lieblingsspeisen sorgfältig abgeschrieben, setzen Sie ihm dieselben doch so oft, wie möglich, vor. Es macht mir viel Sorge, daß Ihr Herr Vater keinen Taback raucht; mein Mann kann ohne Pfeife nicht leben. Er raucht gern aus Thonpfeifen, aber höchstens drei oder vier Mal aus einer. Liebes Kind,

ich verlasse mich ganz auf Sie; Sie werden es schon über Ihren Vater vermögen, denn wer kann einem so reizenden Töchterchen etwas abschlagen. Das Schlimmste ist nur, daß mein Mann so gerne Geschichten erzählt und immer dieselben. Ach in —rode wird Niemand die Geschichten anhören wollen! Aber Sie, liebes Linchen, Sie sind, wie mein Heinrich mir schreibt, so gut; ach, Sie hören seine Geschichten wohl hundertmal geduldig an. Dafür will ich Sie auch recht verziehen, wenn Sie erst mein Schwiegertöchterchen sind.

Behalten Sie meinen Sohn recht lieb, und wenn Ihnen da noch ein Bischen Liebe übrig bleibt, schenken Sie sie mir.

Ihre u. s. w.

N. S. Liebes Engelchen, mein Mann darf nichts von diesem Briefe wissen; auch Heinrich darf den Inhalt desselben nie erfahren, und Sie müssen thun, als hätten Sie Alles aus sich selbst.

Linchen an Madame Wolters.

Unbekannte, aber innigst geliebte Mutter:

Heinrich hat mir ihren lieben Brief eingehändigt und ich wollte ihn gleich erbrechen, denn in der That, ich konnte die Zeit nicht erwarten zu erfahren, was Sie mir ir-

gend schreiben könnten. Aber Heinrich bat mich ihn zu lesen, wenn ich allein bin. Er wollte nichts von dem Inhalte wissen, und Sie verdienen, sagte er, daß man Ihnen aufs Wort gehorcht. Auch ich habe jetzt Ihr Herz kennen gelernt und es ist mir kein Räthsel mehr, woher Heinrich so gut geworden. Liebte ich ihn auch gar nicht, so würde ich ihn jetzt doch heirathen, nur der Schwiegermutter halber. Ach, seit drei Jahren habe ich ja schon gar keine Mutter mehr — Wie fange ich es nun an, Ihnen ähnlich zu werden? — Ich habe mir oft schon vorgeworfen, wie wenig ich meines Heinrichs werth bin und daß ich ihn nicht so glücklich machen werde, als er es zu sein verdient. Das schreckliche Schicksal, welches ich mit meinem ersten Bräutigam hatte, wissen Sie doch — wenn ich ihn geheirathet hätte, wäre ich jetzt schon Wittwe und bin noch nicht achtzehn. — Wie glücklich machen Sie doch Ihren Mann, durch Ihre zärtliche musterhafte Sorgfalt, und er thut, als merke er nichts davon. In der That, ich fürchte ihn; er macht Heinrich sehr unglücklich! und weßhalb — aus bloßem Eigensinn! — Das ist doch wahrlich eine Sünde — Sein Sie indeß ganz ohne Sorge. Ich werde sogleich zwei unserer besten Zimmer in Bereitschaft setzen. Er soll nicht im Gasthof wohnen, täglich seine Lieblingsspeisen haben

und rauchen den ganzen Tag. — Apropos! was erzählt er für Geschichten. Ach! Es ist wohl nicht viel daran! — Aber ich will sie gern zwanzigmal hören. Ich sehe in Ihrem Briefe nach, Sie verlangen hundertmal! Auch das! — gern! gern! nur um wie Heinrich sagt, Ihnen auf's Wort zu gehorchen. Und von dem Allen soll Niemand etwas merken, selbst Heinrich nicht, so klug er ist. Ich kann sehr gut schweigen, denn was muß man nicht alles verschweigen. Nur habe ich das Unglück daß man mir leicht anmerkt, was ich weiß. — Aber diesmal will ich mich schon in Acht nehmen, verlassen Sie sich ganz auf mich.

Ihre u. s. w.

Herr Wolters an seine Frau.

Liebe Frau!

Ich bin glücklich hier angekommen, und mein Viergespann Courierpferde wollte etwas ganz Anderes sagen, als die zweisitzige Chaise des Rittmeisters. Ich stieg in dem Gasthof ab, wo unser Heinrich wohnt; er war aber nicht zu Hause. Du weißt, Mutterchen, Dein Mann ist nicht auf den Kopf gefallen; ich merkte daher, wo er steckte, ließ mich geradewegs zu Vetter Bürg führen und bei der Demoiselle melden. Du kannst Dir denken, wie die Kinderchen erschrocken waren.

Eine Weile ließ ich das gut sein, dann fragte ich: Was denkt Ihr von mir, bin ich denn ein Unmensch? Meint Ihr, ich hätte die weite Reise gemacht,, um Eure Freude zu stören.“

Da nah'ten sich mir Beide und hießen mich willkommen, Linchen aber viel freundlicher, wie er. Zu ihm sagte ich: „Schlingel, mit ihm habe ich noch zu reden, — aber zu Linchen — Mutterchen, der Junge hat sie ganz falsch beschrieben, denn sie ist kein Kind mehr, sondern ein schönes, großes Mädchen; aber getroffen hat er sie. Es thut mir leid, daß ich das Bild zerrissen, denn es ist ordentlich närrisch, wenn einem ein Bild so lebendig entgegen kömmt. Ich fragte daher: „Sie sind also Linchen?“ Uberhaupt zeichnet Heinrich gut; er hat hier alle Gegenden gezeichnet und sie dem Wirthe geschenkt, der sie in der Gaststube hängen hat. — Denk Dir, Mutterchen, ich wohne schon bei Vetter Bürg, denn in der ersten halben Stunde hat Linchen mir zwei Zimmer bereitet und meine Sachen aus dem Gasthof abholen lassen.

Heinrich ist sehr ordentlich geworden, wenn er aber so still und kopfhängerisch bleibt, wird doch aus der Sache nichts, denn ich muß Dir sagen, ich bin eigentlich nur hergereis't, um Dir und ihm den Willen zu thun. — Nun bist Du zufrieden? — Aber, wie ge-

sagt, wenn er es mir nicht besser dankt, so werde ich auch still und lasse auch den Kopf hangen.

Derselbe an dieselbe.

— rode am . . .

Du glaubst nicht, Mutterchen, welch' einen guten Namen ich hier im Auslande habe, und wie die Leute sich hier mit mir freuen. Der Burgemeister besucht mich alle Tage; er lobt Heinrich sehr.

Nun er hat sich seit gestern gebessert, es war aber auch hohe Zeit.

Ich spiele nämlich hier den ganzen Tag mit meinem Linchen; sie ist wirklich besser, wie Heinrich. Dafür ist sie meine Tochter. Sie hat es auch ihrem Vater ins Gesicht gesagt, daß er kein ordentlicher Vater ist, denn an ihm ist nichts zu pflegen; er trägt keine Schlafröcke und keine Pantoffeln und raucht nicht Taback. Die weiß mit mir umzugehen! mannigmal steht mir der Verstand still! Heinrich ist ordentlich eifersüchtig, denn sie hat mich lieber, wie ihn.

Gestern habe ich meine Pfeife ausgeraucht und klopfte sie aus; da bringt sie mir eine ganz neue, die sie selber anraucht und macht dazu ein Mäulchen und ein Gesicht. — Bei dieser Gelegenheit fiel mir die Geschichte ein, wie ich Dich kennen lernte. Ich frage, ob

sie sie schon weiß; sie sagt nein. Nun fange ich an, wie ich als armer Seidenwirker-Geselle zu Deinem Vater kam und ein Geschenk verlangte, und wie ich noch so klein war, daß Dein Vater sagte: Er kleiner Monsieur! kann Arbeit bekommen, aber ich muß ihm wohl einen aparten Stuhl anschaffen. — Aber beinahe schreibe ich die ganze Geschichte dahin, und Du kennst sie doch, ja Du warst ja eben so gut dabei, wie ich. — Also, weiter war ich auch noch nicht gekommen, da verdrießt es Heinrich, daß Linchen mir zuhört, und er sagt ihr: Linchen, das ist zu arg, Du schmeichelst und bist unwahr. „Wie so?" sagt sie. „Du hast die Geschichte schon gehört." — „So habe ich sie gewiß wieder vergessen." — „Nein, Du hast sie schon zwanzigmal gehört." — „So muß ich sie auch zwanzig Mal vergessen haben, ich kann darüber nicht urtheilen."

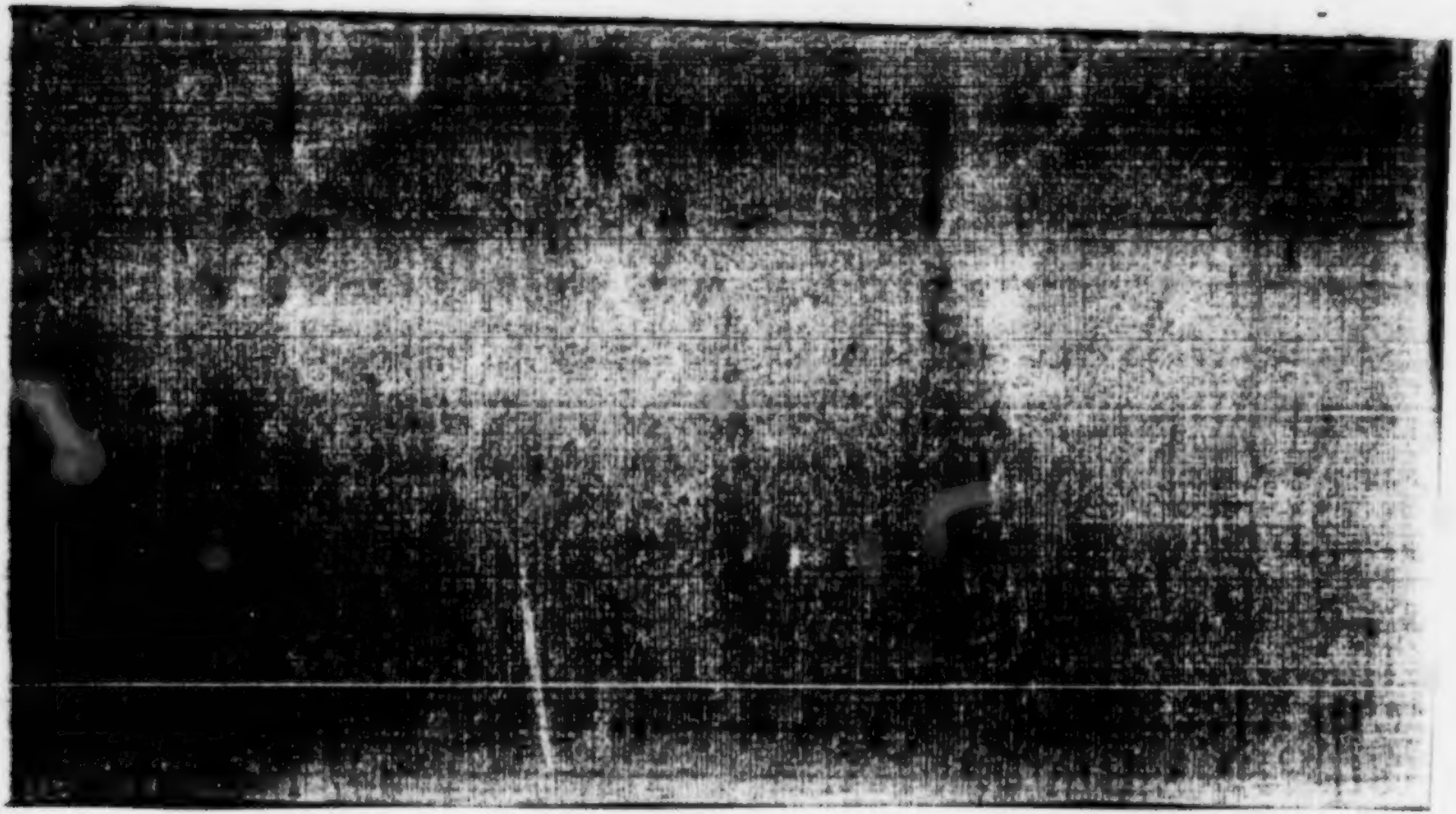
Stelle Dir vor, der Junge wird böse und ruft: „Linchen, mache mich nicht irre an Dir; ich weiß, Du thust das Alles meinetwillen; aber es ist ein gefährliches Talent, und wie konntest Du meinem Vater alle seine schwachen Seiten so bald abmerken?" Linchen antwortete: „Das habe ich Alles aus mir selbst." — Mir aber war es denn doch zu viel, und ich sagte ihm: „Ich habe jetzt eine Tochter und das ist Linchen, geh' und

such' Dir einen andern Vater und eine Braut, mit denen Du brummen und schelten kannst."

Da schlägt er sich vor die Stirn und ruft: „Nun errathe ich Alles!" Er sagt ihr was ins Ohr, sie ihm, und nun gehen beide hinaus, und wie sie wieder herein kommen, lachen beide.

Seitdem stopft er mir meine Pfeifen und sorgt für mich, wie Linchen. — Aber sie lachen. — Wenn ich Linchen eine Geschichte erzähle, lacht sie auch, wo noch gar nicht gelacht werden muß. Laß sie lachen, da sie ihren Vater doch lieb haben und pflegen, aber die Hochzeit ist unter fünf, sechs Jahren nicht; sie sind beide noch viel zu kindisch.

Der Rittmeister und seine junge Frau sind hier, sie haben sich mir zu Füßen geworfen, und ich soll sie mit dem Schwager versöhnen. Das will ich, aber herausrücken muß Holm, und dann nehme ich den Rittmeister als Associe. — Dann mag Heinrich Bildhauer werden, wie er sagt. — Siehst Du, liebe Frau, habe ich Dir nicht gesagt: ich muß selbst hinreisen. Was ist nicht Alles passirt, ehe ich da war — und jetzt kömmt Alles in Ordnung! —



40396

Der Räuberhauptmann

Manufrio

und

die schöne Konditorin

vom

Verfasser des Gevatter Tod.

Meyer's Buchhandl.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Leipzig 1816.
Literarisches Museum.

ber ſchwarze Räuber.

„Hör' auf!" gebot Leonore ihrem Pagen, der aus einem zierlich gebundenen Buch ihr vorlas. — „Es beginnt zu dunkeln und Du möchteſt Deinen Augen ſchaden." — Sie ſelbſt hatte ſchon früher den Rahmen mit einer kunſtreichen Stickerei bei Seite gelegt und ſich nachläſſig auf das Ruhebett ſinken laſſen. Der volle weiße Arm ſtützte das ſchöne Haupt und die ſtolzen Blicke ſchienen noch lange bei den glühenden Rieſengebilden des Fegefeuers von Dante weilen zu wollen, die Giulio mit geheimnißvoll gedämpfter Stimme ihr vorgetragen.

Giulio hatte das Buch vor ſich hingelegt und ſchaute in die dämmernde Abend-

landſchaft, die vor ſeinen Blicken ſich ausbreitete. Die duftenden Gärten hauchten Wohlgerüche zu dem Balkon empor, die Sonne war bereits hinter den fernen Bergen verſunken, deren Gipfel ſie noch goldig ſäumte und mit roſenrothem Duft umgab. Der Sturzbach weinte in ſilbernen Strömen ſeine Gewäſſer durch die Bergſchatten ins Thal hernieder und wurde unten zu einem Bache, der, wie ein Auge der Nacht, aus ſeiner ſtillen Dämmerung der ſcheidenden Sonne nachſchaute. Südliche Gewächſe in farbigen Porzellantöpfen mit breiten Blättern und großen hochprangenden Blumen bildeten über Beide eine ſtark duftende Laube, die jetzt allmählig ihre Farben der einbrechenden Dämmerung hingab.

Dies Alles betrachtete Giullo mit dem Lächeln innerer Zufriedenheit. „Die Welt iſt doch ſchön!“ rief er aus; „auch das Daſein hienieden gewährt Befriedigung und

ruhigen Genuß. Iſt es mir doch, ſeit ich in Euren Dienſten bin, als ob ich jetzt nichts Weiteres hoffen, erſehnen, wünſchen möchte. Mit Freuden erkenn' ich in Euch meine Gebieterin an, die nicht nur durch Geburt, Rang und Reichthum über mich erhaben iſt, ſondern auch, was mehr ausdrückt, durch innere Vollkommenheit, durch Seelenadel, dem zu gehorchen Pflicht iſt, mir zu befehlen verdient. Ich möchte hinzufügen, — denn ich befürchte nicht, Ihr könnt je glauben, ich ſchmeichelte Euch — daß alle die ſeltenen Eigenſchaften, die Ihr vereint, den Gehorſam zur Luſt und Freude machten. Ja, Signora, eine Gewiſſensſache iſt es mir, die Verwaltung Eurer Güter zu betreiben, für Euren ſtandesmäßigen Bedarf und Eure Bequemlichkeit zu ſorgen, weil dieſe Angelegenheiten mir zu unwürdig als eine Beſchäftigung für Euch ſcheinen. Ich hege nur den Wunſch: Euch ſolch ein Diener zu ſein, wie Ihr mir eine

Herrin. — Ich bitte Euch, Signora, verſprecht mir, es möge ſich ereignen, was da wolle, daß ich bei Euch bleibe."

„Ich kann es Dir leicht und gern verſprechen, denn Keiner iſt gewiſſenhafter, treuer und ergebener als Du; Deine Sitten und Dein Benehmen ſind über Deinen Stand erhaben, Dein Geiſt und Deine Bildung verrathen eine Erziehung, die Dich zu etwas Höherem beſtimmte. — Über Deine Geburt und Kindheit haſt Du mir freilich niemals Auskunft geben wollen" — Giulio machte hier eine bittende Gebehrde — „ich will nicht in Dich dringen," fuhr Leonore fort; „genug, daß ich Gründe habe, Dich mehr wie meinen Vertrauten, als meinen Diener anzuſehen; dasſelbe that mein ſeliger Vater, dem ich in allen Stücken nacheifre und deſſen Anordnungen ich aufs ſorgfältigſte zu erhalten ſtrebe. — Vernimm denn, lieber Giulio, weil Du mein Vertrauter biſt, daß unſerm

Hauswesen und Leben eine große Verän-
derung bevorsteht. Ich muß den ungc-
stümen Bitten meiner Anverwandten nach-
geben, die seit dem Tode meines Vaters
mich unter Schutz und Aufsicht wissen wol-
len und meine Vermählung daher für uner-
läßlich halten. Ich spüre zwar dazu nicht
die mindeste Neigung, allein wir armen
Weiber müssen uns der herrschenden Sitte
fügen, und gesetzt, ich wollte den Jung-
frauenstand ewig behaupten, so müßte ich
entweder in ein Kloster gehen und alle die
schönen Güter, die mein Vater mir hinter-
ließ, meinen Anverwandten oder der Geist-
lichkeit überantworten; oder man würde
mich für ein höchst grillenhaftes und son-
derbares Geschöpf verschreien, das sich un-
terfängt, auf andere Weise leben zu wol-
len als die Übrigen. Von drei Übeln ist
das kleinste daher, mir einen Mann zu
wählen. Es haben sich mir schon viele
Freier gezeigt, reich, schön, jung und edel,

kurz mit den Vorzügen der gewöhnlichen Art, so daß ich gewiß jedem einzelnen meine Hand unbedingt gereicht haben würde, wenn er sich einzeln gezeigt. Da sie aber in Menge kamen, und alle von einem Schrot und Korn und Schnitt und Farbe waren, ohne daß Einer einen Vorzug hatte vor den Andern, oder ein Anderer dem Einen zurückgesetzt zu werden verdiente, so erschwert dies meine Wahl, insofern ich meine Wahl nach vernünftigen Gründen treffen soll. Weil ich nun merkte, daß mein Urtheil für ein so wichtiges Geschäft, woran das ganze Glück meines Lebens hängt, nicht fein genug ist, überließ ich diese verworrene Angelegenheit gänzlich meinen Anverwandten, die sich um mein Lebensglück ja auch mehr als ich selbst zu bekümmern scheinen. — Dadurch aber habe ich die Verwirrung erst recht eigentlich verkörpert; denn jeder Freier fand bei meinen Anverwandten seinen Fürsprecher, seine

Fürsprecherin. Der Zwiespalt, den ich bis dahin ganz behaglich in meinem Herzen hegen konnte, trat mit einem Mal ins Leben über und verfolgte mich mit Morallehren, Sittenpredigten, Vernunftgründen, Weissagungen, Vorstellungen, Liebesbitten, mit Beispielen und Klätschereien, kurz mit allen Abarten der menschlichen Sprache. — Nur ein verzweifelter Entschluß kann mich von dieser Plage befreien und ich bin Willens, für einen Freier zu sorgen, den keiner meiner Anverwandten kennt, der so weit her ist, daß er gänzlich aus ihrem Horizont liegt, der nebenbei alle erwünschte Eigenschaften in einem so hohen Grade besitzt, daß alle Mitbewerber nebst ihren Parteien unbedingt zurücktreten müssen, wo er sich nur zeigt. — Fragst Du, wo ich denn einen solchen suchen und finden könne? — Lieber Guilio, ein solcher ist gefunden und sucht mich!

Schon seit einiger Zeit begegnet mir

aller Wege ein Sänger, wendet seine Blicke nicht von mir und verfolgt mich, wohin ich gehe. Ich fand auf meiner Toilette Verse von unbekannter Hand, — er muß irgend einen meiner Diener bestochen haben und ich bitte Dich daher, auf sie zu achten — in welcher ein Fremdling aus fernen, fernen Gegenden mich beschwört, ihm Gelegenheit zu gönnen, mir Beweise seines fürstlichen Herkommens und seiner unermeßlichen Glücksgüter vorzulegen. — Was dünkt Dich dazu? — Um so mehr aber wird es Dich wundern, wenn ich Dir sage, daß die Gestalt, der Anstand, die Tracht des Fremden in der That einer weit entlegenen Gegend angehören müssen und daß die Kleinodien, mit denen er sich schmückt, ein mehr als fürstliches Vermögen verrathen. Er vereint also Alles in sich, was ich unter gegenwärtigen Umständen wünschen kann. Zum Überfluß soll ich einen unvertilgbaren Eindruck auf

sein Herz gemacht haben. Am besten lies seine Gedichte selbst, worin er Stein und Bein schwört, daß er aus Liebe zu mir sterben wird, aber nie Wort hält. Hole sie, sie liegen in der obersten Schublade meiner Toilette. — Nein bleibe lieber und horch!"

Der Grund, weshalb Leonore den gegebenen Befehl plötzlich widerrief, war, weil vom Garten her sich Zitterklänge vernehmen ließen. Nicht lange darauf gesellte sich eine kräftige Männerstimme hinzu, die, in Zärtlichkeit gedämpft, folgendes Ständchen brachte:

Wolltest, Liebchen, neigen
Mir Dein Ohr so fein;
Überall ruht Schweigen,
Nur der Mondenschein
Zittert auf den hellen
Spiegelklaren Wellen,
Und des Windes Rauschen

Fährt durch Pappellaub;
Niemand wagt zu lauschen,
Nacht iſt ſtumm und taub.

Dreiſter tönen Klagen,
Liebe ſchöpfet Muth:
Laß mich nicht verzagen,
Liebchen, ſchön und gut!
Nicht vergehn in Schmerzen,
Folge Deinem Herzen;
Deiner Küſſe Wonnen
Kühlen meine Gluth!
Deiner Augen Sonnen
Machen Alles gut!

Laß die Leiter ſchnelle
Nur zu mir herab,
Und bei Mondeshelle
Komm' ich trapp! trapp! trapp!
Laß Dein ängſtlich Zagen,
Eh's beginnt zu tagen
Will ich fort mich ſchleichen,

Daß mich Niemand ſieht.
Liebchen ſonder Gleichen,
Eil', die Stunde flieht!

„Wie gefällt Dir das Ständchen?" fragte Leonore lächelnd. — „Wahrlich!" antwortete Giulio mit dumpfem Ingrimm „mich verdrießt's, daß ſo unlautre Töne ſich dem Ohr meiner holden Herrin nahen." — „Woher der Zorn?" fragte Leonore befremdet; „iſt das die Ehrfurcht vor mir, der Du Dich rühmſt?" — „Liebt Ihr den Fremden?" fragte Giulio leiſe. — „Da ſchreitet er keck aus dem Lorbeerhain hervor," fuhr Leonore ein wenig ſpöttiſch fort; „Degen und Laute ruhen verſchwiſtert in ſeinem Arm und blinken im Mondſchein, als wollten ſie ſich für ein Emblem doppelter Meiſterſchaft in Kriegs- und Friedenskünſten ausgeben. — Und huſch, da ſpringt er über die Gartenmauer! Er kann gut ſpringen, bei ſo großer Liebesnoth."

Giulio wiederholte seine Frage: „Liebt Ihr ihn, Signora?" — „Was hast Du wider ihn?" — „Ihr fragt, Signora?", rief Giulio außer sich, „und zürnt nicht über ein so rohes ungesittetes Lied? Wahrlich! ich werd' irr an Euch; sind es diese Gesänge, womit man um Eure Gegenliebe wirbt? Solche niedre Gesinnungen, so wenig Achtung vor Weiblichkeit dürfen sich Euch offenbaren?" — „Woher die plötzliche Heftigkeit?" fragte Leonore befremdet, doch Giulio vermochte sich nicht mehr zu mäßigen. Im Erguß des Zorns fuhr er fort: „O, der vortreffliche Liebhaber! was muß er erst als Gatte sein, wenn er sich ganz schmuck- und zwanglos zeigt, um Euch in seine Arme zu schließen. Der Gedanke ist mir Entweihung alles Heiligen! Signora, seid Ihr gesonnen, dem Fremdling Eure Hand zu reichen, so nehm' ich meine frühere Bitte zurück und ersuche Euch um meine Entlassung."

Empfindlich ſchwieg Leonore eine Weile, dann ſagte ſie ſchmerzlich: „Es iſt das Beklagenswerthe meiner Lage, daß ich, die vaterloſe Erbin, nicht nur ein Gut erſcheine, das jeder Glücksritter zu erobern unternimmt, ſondern Jeder glaubt auch ein Recht zu haben, mich zu meiſtern, während noch Verläumdung obenein geſchäftig allen meinen Schritten folgt. — Vielleicht haſt Du nicht Unrecht, Giulio! doch geh, immerhin! Denn dieſer Fremde dünkt mich vorzüglicher als meine übrigen Bewerber; ſchlimm genug, daß die Männer in dieſem Jahrhundert ſo ſchlecht gerathen ſind! — und je eher je lieber trete ich mit ihm vor den Altar!"

Als Giulio ſie ſo reden hörte, ward er ſeines Fehls inne, beſchämt kniete er vor ihrem Ruhebett, ergriff ihre Hand, um ſein Antlitz zu verbergen, indem er ſie küßte.

„Ich weiß nicht wie Du heute biſt!"

fuhr Leonore ruhiger fort. „Weißt Du auch, daß selbst die harmlose Vertraulichkeit, der ich Dich werth halte, mir zum Tadel ausgelegt wird? — daß man in Deiner Dienstbeflissenheit und Sorge um mich nichts Anderes sehen will als Liebe!" — Als aber Giulio bei diesen sanften Worten heftiger ihre Hand drückte und Leonore heiße Thränen auf derselben fühlte, erhob sie zornig sich vom Ruhebett und riß ihre Hand los. — „Wie?" rief sie; „so ist es wahr? Du wagst Empfindungen gegen mich zu hegen, die weder Deinem Stande, noch Deinen Pflichten ziemen?" — Wie ein Verzweifelter sprang Giulio, empor, preßte die gerungenen Hände vor die überströmenden Augen und eilte fort.

„So sind die Männer!" sprach Leonore, nicht ohne schmerzliche Empfindung. „Selbst Ihrer Jugend müssen wir mißtrauen, und wenn sie uns meistern, geschieht es aus eigner Leidenschaft."

Am andern Morgen empfing Leonore folgenden Brief:

„Wißt, Signora, daß ich in keinem frühern Augenblicke meiner Empfindungen für Euch mir bewußt ward, als in demjenigen, wo Ihr sie selbst gewahrtet; ich habe Euch daher nicht hintergangen noch beleidigt, und weil es so natürlich ist, Euch zu lieben, hoffe ich, Ihr werdet mich Eures Mitleids eher als Eures Zornes werth halten. Genug! Ich weiß, meine Pflicht gebietet mir, Euer Angesicht zu meiden und sobald als möglich dies Schloß zu verlassen. Signora! mit tiefer Wehmuth erfüllt mich dieser Entschluß. Es ist mir so unentbehrlich geworden, für Euch zu sorgen, in Euren Augen zu lesen, auf Euren Wink bereit zu sein, und Euren geheimsten Wünschen zuvorzukommen, daß es mir erscheint, als wüßte ich nichts Anderes, hätte nichts Anderes gelernt als Euch zu dienen, und diese einzige theure

Kunſt und Wiſſenſchaft ſoll ich in ferne weite Länder tragen, und ſie dort verlernen. Dann denke ich wiederum an Euch; Ihr ſeid die reiche ſchöne Erbin, das einzige Kind eines zärtlichen Vaters, daher verwöhnt, verzärtelt von Allen, die Euch kannten, abhängig von tauſend kleinen und geringfügigen Umſtänden, die Niemand beſſer kennt, wobei Niemand beſſer Euch zur Hand ſein kann als ich. Ach, Signora! Ihr werdet doch auch den armen Giulio bisweilen vermiſſen! Dies, obzwar ein Troſt, macht mich ſo weich, daß ich die Kraft kaum finde, meinen Entſchluß auszuführen, doch beſorget nicht etwa, daß ich durch langes Zögern Euch peinigen und beläſtigen werde. Nein, ich kenne die Kraft des Willens, der Anfang iſt die Ausführung; ich beginne friſch das Wageſtück, das, begonnen nur, leider auch vollendet iſt. Doch eh' ich auf den weiten Weg mich mache, der mich für immer vo

dieſem Aufenthalt meines Jugendglücks trennt; meldet mir in wenig Zeilen, daß Ihr mir nicht zürnt, daß meine unglückſelige Leidenſchaft, die in ſich ſelbſt ſchon allzuhart ſich ſtraft, meine früheren Verdienſte in Euren Augen nicht verdunkelt; dies ſoll mein Troſt ſein in weiter, weiter Ferne."

Elvira las das Schreiben und konnte nicht umhin, die Bitte gerecht und werth der Erfüllung zu finden; ſie begab ſich an ihren Schreibtiſch, um zu antworten. Der erſte Verſuch mißrieth; ſie las den Brief noch einmal und wieder, und je öfter ſie ihn las, um ſo mehr fühlte ſie ſich gerührt von Giulio's Schmerz. Endlich geſtand ſie ſich ſogar ein, daß eine ſolche Huldigung, eine Liebe ſo voller Entſagung, ihr theurer ſei, als jene frechen Bewerbungen des kühnen Fremden. Von Neuem ergriff ſie die Feder und ſchrieb auf ein friſches Blatt:

Giulio!

„Du ſelber weißt, was die Pflicht Dir auflegt, ich habe Dich von einer Seite kennen lernen, daß ich es nicht für nöthig halte, Dir zu wiederholen, was ich wollen muß. Deine unſelige Leidenſchaft hat mir einen lieben Freund geraubt und wenn es Dich tröſten kann, ſo glaube immerhin, daß Deine Entfernung mir nicht minder ſchmerzlich iſt, als Dir ſelbſt."

Kaum aber ſtanden dieſe Zeilen auf dem Papier, als ihr ganzer Stolz von Neuem rege ward; erzürnt wider ſich, Giulio und alle Welt ſprang ſie auf und zog die Glocke. —

„Matteo!" rief ſie glühend vor Scham und Zorn dem eintretenden Diener zu. „Trag' dieſe Goldrolle zu Giulio auf's Zimmer und ſag' ihm, er ſolle noch heut mein Schloß verlaſſen!" — Noch nicht zufrieden, den Unglücklichen beſchämt zu haben, beſchloß ſie, den Fremden, ſobald ſie ſeiner wieder anſichtig würde, auf's Schloß zu la-

den, und je eher je lieber mit ihm vor den Altar zu treten.

Matteo führte seinen Auftrag pünktlich aus und sparte dem armen Giulio keine Beschämung. Giulio war ihm längst verhaßt, weil er eine strenge Aufsicht über die ganze Dienerschaft führte und Matteo's öftere Abwesenheit, ohne daß er von Leonoren ausgesendet worden, durchaus nicht dulden wollte, auch schon hart gestraft hatte. — Viel eher hätte Giulio aus dem zerrissenen Schreiben Leonoren's den frischen Muth zur Entsagung geschöpft, der schnöde Abschied schlug ihn ganz danieder. Er fühlte sich krank, verließ mehrere Tage das Zimmer und das Bett nicht, bis ein neues Ereigniß ihm den Muth wieder belebte, den er aber, wie es schien, eher der Verzweiflung, als dem Pflichtgefühl verdanken sollte.

Eines Morgens herrschte ungewöhnliche Bewegung im Schlosse, aus der sich

leicht abnehmen ließ, daß Fremde eintreffen würden, wie auch aus den vielfältigen und geräuschvollen Zubereitungen, daß dieser Besuch kein flüchtiger und gewöhnlicher sei. Bald darauf lockte der ferne Hufschlag mehrerer Rosse Giulio ans Fenster. Er sah einen Reiter auf schwarzem Rosse, gefolgt von zwei Mohrenknaben, die eben so beritten waren, im vollen Galopp heransprengen und donnernd über die Zugbrücke in den Schloßhof eintreten. Im Nu standen alle drei Rosse und wie auf ein gegebenes Zeichen saßen die drei Reiter zugleich ab. Der erste derselben hatte einem Mohrenknaben den Zaum zugeworfen und war eben so rasch die hohe Marmortreppe hinan geeilt. Leonorens glänzende Gestalt war zur selben Zeit im Portal der Villa erschienen; der gewandte Fremdling kniete einen Augenblick vor ihr nieder, um den Saum ihrer Gewänder zu küssen, schnell aber auch hatte er sich erhoben, ihre Hand

gefaßt, sie an seine Lippen gedrückt, und ohne eine weitere Bewillkommnung abzuwarten, wie ein alter Bekannter und Vertrauter, sie ins Innere der Villa zurückgeführt, deren Thüren sich schlossen. Dies Alles war das Werk weniger Augenblicke; Giulio erkannte an dem Fremden weiter nichts, als den glühenden Scharlach seiner Gewänder und die Blitze der reichen Stikkereien. Die Raschheit seiner Bewegungen, dann aber das Rebengeländer auf der Treppe, welche zur Villa führte, hatten ihm sein Antlitz verborgen. —

Er eilte hinab in den Schloßhof, wo die Mohrenknaben noch die Rosse hielten, und mußte über die mehr als königliche Pracht erstaunen, die bis auf's Kleinste hin sich verbreitete. Die arabischen Rosse, schnaubend und tanzend, schleuderten den Schaum von massiv goldenen Gebissen. Von ihren Rücken wallten scharlachrothe Sammetdecken mit breiten goldenen Stik-

kereien, aus denen hin und wieder Edelsteine blitzten, herab. Auch die Gewänder der Mohrenknaben waren ſcharlachroth und ebenfalls reich geſtickt, um ihr Haupt weiße Mouſelinturbane gewunden; eine Schnur großer Perlen umſchloß eng den ſchwarzen Hals und ein ähnlicher Putz hing aus ihren Ohren nieder und begleitete klappernd jede ihrer Bewegungen. Giulio konnte ſich einer unheimlichen Empfindung bei dieſem prahlenden Reichthum nicht erwehren. — Die Sonne glänzte eben ſo auf die ſchwarze Haut der Knaben, wie auf die der dampfenden Rappen, das Muskelſpiel dieſer, indem ſie ſich bemühten, die ungeberdigen Thiere zu halten, war daſſelbe, oder ſchien wenigſtens mit jenem verwandt. Alles dünkte Giulio ſo fremdartig und grauenhaft, als ob es fünf Höllengeiſter wären, die er vor ſich ſah; ihre Kleinode, wollte er ſich überreden, ſeien Blendwerk aus irgend einem werthloſen

Land für das Auge so dahin gezaubert. Mährchen, die er in seiner Jugend gehört zu haben glaubte, wurden lebendig. Mit einem Mal dünkte ihm sein ganzes verändertes Daseyn ein Traum. — Er, entzweit mit der herrlichen Gebieterin; er hatte den Muth gehabt, eine ihm selbst unbekannte, unwahrscheinliche Leidenschaft ihr zu verrathen; er, verbannt aus dem ihm fast heimischen Schlosse; und der Besitzer der unheimlichen Pracht, strebend nach dem Besitze der reizenden Leonore, sollte künftig hier herrschen? — Aus diesem Traumgefühl entwand sich plötzlich frischer Muth, und jeder Widerwille, den das Lied des Fremden ihm gegen denselben eingeflößt, ging von Neuem in ihm auf und diesmal durfte er ihn nicht egoistische oder thörichte Eifersucht nennen; er glaubte ein Recht gewonnen zu haben, nun so zu fühlen. —

Stolz nahete er sich dem Gemache seiner Gebieterin. Der Fremde war allein

mit ihr. — „Herr Graf," hörte er Leonoren feierlich reden, „mißdeutet meine Thränen nicht; man fühlt sich wehmüthig und feierlich gestimmt, wenn man im Begriff ist, irgend einen wichtigen Schritt zu thun, der für das ganze Leben von Bedeutung wird. Die menschliche Erkenntniß verläßt uns, wo es sich um die Zukunft handelt; des Weibes Wissen und ihre Erfahrungen sind allzugering, und das Herz, im Gefühl seiner Hülflosigkeit, erhebt sich zum Himmel, der Alles stets zum Besten lenkt, ohne daß wir seine unerforschlichen Fügungen begreifen." — „Und mein glühender Wunsch," antwortete des Fremden kräftige Stimme, „von Euch geliebt zu werden, ist er zu verachten? Meine Seligkeit wär' es, wenn Ihr die ganze Welt in meinen Armen vergessen könntet!"

Giulio fühlte sich von diesen Worten wieder wie von der unvermutheten Berührung einer Schlange getroffen, deren

Ringeln und Winden dem ungewöhnten Auge widrig ist.

„Soll lediglich die Neigung entscheiden?" fragte Leonore mit festerer Stimme. „Haltet Ihr mich für so leicht und flatterhaft, daß ein vortheilhafter Eindruck — gesetzt es sei Euch gelungen, diesen auf mich hervorzubringen — mich dahin bewegen könnte, mein ganzes Lebensglück Euch anzuvertrauen? Der Eindruck ist flüchtig, die Treue ewig und letztere soll die Gattin im strengsten Sinne für ihren Mann bewahren. Oder glaubt Ihr etwa, meine Erziehung sei so verwahrlos't, daß eine Leidenschaft meine Vernunft ganz besiegen könnte? und wär' es vernünftig, wenn ich die Antworten, die Ihr begehrt, Euch geben wollte, da ich Euch kaum kenne und fast zum ersten Mal sehe?" — „Weh dem Manne," rief der Fremde, „der, wenn er Liebe einflößt, nicht selbst sein sicherstes Mittel ist gegen die Flatterhaftigkeit einer

Schönen!" — „Herr Graf!" entgegnete Leonore heftig, „diese hohe Meinung, die Ihr von Euch hegt, vergebe ich Eurem hohen Stande; die Verachtung, die Ihr meinem Geschlechte erweis't, mögen diejenigen verantworten, die so zu denken Euch veranlaßt. Was aber mich betrifft, so ist Euer unausgesetztes Dringen, obschon ich es der heftigen Leidenschaft beimessen will, die ich Euch, wie Ihr gesagt, eingeflößt habe, für mich beleidigend. Dies ist nicht das Mittel, Euch meine Zuneigung zu gewinnen; ich will Euch nur gestehen, Ihr erschreckt und ängstigt mich; erlaubt daher, daß ich für einen Augenblick mich entferne, um mich zu sammeln."

Es schien aber, als ob der Fürst gewaltsam sie zurückhielt und er betheuerte, daß er sterben müsse, wenn er der Donna mißfiele und lieber sich selbst den Tod geben, als sie beleidigen möchte. Er bat in den demüthigsten Worten um Vergebung

und beſchwor ſie, Nachſicht mit einem Fremden zu haben, der weder die Sitten des Landes noch die daſelbſt herrſchende Art, ſich gegen edle Frauen zu benehmen, inne haben könne.

In dieſem Augenblick bewegte ein Luftzug den Vorhang, der den Eingang verbarg, und geſtattete Giulio einen einzigen Blick in das Gemach. Leonore hatte dem Lauſchenden den Rücken zugewendet; der Fremde kniete vor ihr und hielt ihre Hand in der ſeinen. Nur das Profil konnte Giulio gewahren und er erblaßte, denn dieſelbe Geſtalt hatte er bereits an einem andern Orte geſehen. Jetzt freilich prangte ſie verführeriſch; die Formen des Geſichts waren faſt orientaliſch: eine gebogene Naſe, hohe edle Stirn, kräftige Lippen, blühende Wangen, Kinn und Backen, bläulich vom Barte ſchattirt, der in kleinen aber ſtarken Locken nur wenig ins Geſicht hinein ſich ſchwang; die Augen faſt ſtarr

vom Feuer. Das kohlschwarze herrlich gelockte Haupt, die kühn gewölbten Brauen und ein wohlgestutzter Knebelbart vollendeten das glühende Colorit des Antlitzes, und das blitzende Geschmeide, die Gewänder von Scharlach und Gold, unterstützten den Eindruck wunderbar. Giulio erinnerte sich jedoch, ihn in einem bei weitem minder kostbaren Aufzuge gesehen zu haben, und so farbig prangend und verführerisch er sich *jetzt* auch zeigte, so widrig und abstoßend war er ihm *damals* in der einfachen Tracht erschienen.

„Holde Leonore!" sprach er für sich, nachdem er sich von der Erschütterung, die der einzige flüchtige Blick durch den Vorhang ihm verursacht, erholt hatte: — „bleib' deinem edlen Selbst getreu, und nicht umsonst ist es, daß Giulio dich anbetet. Der Himmel schützt dich, und wo mir recht ist, hat er mich gewürdigt, das Werkzeug deiner Rettung zu sein!" — Sein

Entſchluß war gefaßt. Er eilte auf ſein Zimmer und hielt ſich daſelbſt bis zum Anbruch der Nacht verborgen; dann begab er ſich auf Wegen, wo er keine ſtörende Begegnung fürchten durfte, in die Gemächer ſeiner Gebieterin.

Bald nahete ſich Leonore, um ſich zur Ruhe zu begeben. In einem ihrer Vorgemächer befand ſich Matteo. Sie fragte ihn, was er hier ſuche und verwies ihm ſeine Anweſenheit mit größerer Heftigkeit, als Giulio irgend bisher an ihr wahrgenommen. Matteo mußte ſich entfernen und geräuſchvoll ſchlug ſie die Thür hinter ihm zu und verſchloß ſie.

„Vergebung, Signora!“ begann jetzt Giulio, um ſeine Gegenwart bei der Eintretenden zu entſchuldigen. Es war unnöthig, Leonore zürnte nicht mehr. — „Giulio,“ ſprach ſie mit leiſer Stimme und ergriff ängſtlich ſeine Hand; „gut, daß Du in ſolcher Noth mich nicht verlaſſen wür-

best. Giulio, warum bin ich Deiner Warnung nicht gefolgt! — Du hattest Recht, der Fremde ist ein Böswicht, ein Mörder, oder ein Rasender, gefährlicher noch als Beides. — Was hab' ich für Angst ausgestanden! wenn ich Dir sagen wollte, mit welchen lüsternen Blicken er mich betrachtet, welche dreiste Worte er gegen mich wagt! — Ich bin machtlos gegen solche Frechheit, von der ich niemals eine Ahnung hatte. — O Giulio! wie werth dünkt uns der Mann mit sanfter milder Sitte, wenn wir wehrlos in der rohen Hand eines Frechen waren. — Er spielt den Herrn hier im Schlosse — wenn ich widerspreche, thut er, als mißversteh' er mich; wenn ich mich erzürne, betäubt er mich durch fürchterliche Liebesschwüre und Betheurungen. — Schon hatte mich seine Zudringlichkeit vermocht, daß Äußerste zu wagen, und ich beschloß der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. — Ich klingelte

nach meinen Leuten. — Niemand kam als Matteo; — wo ſind meine Diener alle? — Ausgeſandt! gab Matteo zur Antwort, um Eure Anverwandten ſämmtlich auf morgen herzubitten. — Wer befahl es? — Der Fürſt in Eurem Namen, den ihr morgen als Euren zukünftigen Gemahl vorſtellen wollt. — Ich war einer Ohnmacht nahe, als Matteo mir dieſe Worte ſagte. Der Fürſt lag wieder beſchwörend zu meinen Füßen, und betheuerte, ich weiß nicht was: von Vergebung — nothwendiger Kühnheit — von ſeinem Entſchluß, Alles um meinen Beſitz zu wagen, und gelte es Leben und Seligkeit — von Beſiegung meines Widerſtandes und gelte es die Macht der ganzen Hölle. Nun war's geſchehen um meine Faſſung. Allein, mit ſolchem Böſewicht, auf einem entlegenen Landſitz, Niemand um mich, als einige Mägde; — Matteo gewiß mit ihm im Bunde, die ſcheußlichen Mohren — ich er-

wartete nichts Anderes, als mitten auf meiner Villa ermordet zu werden. — Noch weiß ich nicht, wie es nicht geschah. Rührte die Todesangst, die ich bei jeder seiner Bewegungen verrieth, meinen Mörder? — oder soll ich glauben, was er sagt, daß seine Leidenschaft zu mir ihn fähig macht zu Allem — Beides ist gleich schlimm. Zum Glück kamen meine Diener einer nach dem andern zurück, und jeder, wie er eintraf, belebte meinen Muth; ich war doch nicht ganz verlassen mehr; — alle brachten den Bescheid, daß meine Anverwandten die Einladung angenommen. Endlich gewann ich Kraft genug, dem Fürsten zu erklären, daß ich mich zur Ruhe begeben wolle, und er hatte die Gnade, mich zu entlassen. Als ich meine Gemächer betrete, finde ich den Verräther Matteo darin. — Giulio, ich konnte mich nicht enthalten, meinen ganzen Zorn und Abscheu an ihm auszulassen. Aber die Art, wie er mein Schel-

ten aufnahm, hatte etwas Drohendes, als wolle er ſagen, ſeine ſichere Rache werde mich ſchon treffen. Giulio, was bedeutet dies Alles?"

„Beruhigt Euch, Signora!" entgegnete Giulio feſt, „und vertraut auf mich, der ich der Eure bin in Leben und Tod. Ich kenne die Gefahr, die Euch droht, doch um Euch nicht alle Faſſung zu rauben, verſchweig' ich Euch, wer Euer Peiniger iſt." — „Giulio!" ſeufzte Leonore ängſtlich, „willſt Du auch wider mich ſein?" — „Ihr müßt mir unbedingt vertrauen," war ſeine Antwort. „Wißt, Euer Leben und Euer Gut iſt geſichert, bis Eure Anverwandten ſich eingefunden!" — Beantwortet jetzt mir eine Frage: „ich habe gehört, daß der Fürſt Auskunft über ſeinen Stand und über ſein mehr als fürſtliches Vermögen Euch geben wolle?" — „Freilich, wenn ſämmtliche Anverwandte ſich eingefunden, wird ſein Gefolge mit den

nöthigen Beweiſen eintreffen." — „Hat er etwa die Stunde beſtimmt?" — Nach Sonnenuntergang." — „Ihr ſeid gerettet!" ſprach Giulio mit pochendem Herzen. — „Lebt wohl, Signora! ich verlaſſe Euch jetzt und ſobald Ihr mich wiederſeht, fürchtet nichts mehr. -- Bis dahin gebt Eurem Peiniger ſcheinbar in Allem nach. Die Macht eines ſchönen Weibes iſt groß; tretet gefaßt und muthig ihm entgegen. Könnt Ihr ihm keine Liebe heucheln, nehmt ihm die Hoffnung nicht dadurch, daß Ihr Furcht und Abſcheu wider ihn verrathet." — „Wie vermag ich es? Sein Benehmen bringt mich von Sinnen; — ſieh meine Todesangſt, habe Mitleid, und ſei nicht geheimnißvoll!" — „Signora!" erwiederte Giulio feierlich; „ich hab' Euch belauſcht und hört' Euch heute ſagen: die menſchliche Erkenntniß verläßt uns, wo es ſich um die Zukunft handelt und das Herz, im Gefühl der Hülfloſigkeit, erhebt ſich zum Him-

mel, der Alles ſtets zum Beſten lenkt, ohne daß wir ſeine unerforſchlichen Rathſchlüſſe begreifen. Die Stunde iſt da, zu prüfen: ob Eure Geſinnungen leere Worte ſind oder vom Herzen kommen. Ich kann Euch kein beſſeres Vertrauen empfehlen als das auf die Fügungen des Himmels. Mißtraut aber der Angſt, die Eure eigene Erkenntniß Euch vorſpiegelt, und die ich nicht lindern kann, auch wenn ich Euch ſage, woran Ihr ſeid." — „Ich will vertrauen!" rief Leonore, „und frage nicht, was Du im Sinne haſt — o Giulio, wie viel beſſer biſt Du als ich! — Ja wohl kann ich mich unbedingt und ganz Deinem Schutze überlaſſen, ich weiß ja, daß Du mich liebſt und mein Leben Dir theurer iſt, als Dein eigenes." Die letzten Worte ſprach ſie in Thränen. — „Nicht weiter, Signora! ich bedarf der Faſſung. — Lebt wohl! denn ich muß für Euch jetzt handeln." — „Wie willſt Du hier entkommen? die Thore

ſind verſchloſſen, die Brücken aufgezogen!" — „Ich kenne jeden Stein der Mauer und jeden Buſch des Schloßgrabens. Lebt wohl und wenn Ihr mich wiederſeht, ſeid Ihr gerettet!"

„Giulio!" rief Leonore weinend, „Du biſt mein Freund, warum auch mußt Du eine Leidenſchaft hegen, die unſre Trennung heiſcht. — Vergiebſt Du mir, daß ich Dich ſo hart behandelt?" — „Sprechen wir nicht davon, Signora!" — Aber Leonore lag an ſeiner Bruſt, ihre Lippen berührten die ſeinen und wie von einem Entzückenstraum berauſcht, ſtand Giulio. Eben ſo raſch hatte ſie ſich aber von ihm losgeriſſen, verhüllte ihr glühendes Antlitz und winkte ihm mit der Hand, ſich zu entfernen. — Giulio ging, von einem Muth beſeelt, wie er ihn nie gefühlt, den er für überirdiſch halten mochte! —

In einem weißen Atlaskleide, mit

ſilbernen Lilien geſtickt, eine einfache Perlenſchnur in den rabenſchwarzen Haaren trat Leonore am folgenden Abend in den glänzenden Kreis ihrer Anverwandten. Sie ſelber glich an Bläſſe einer Lilie, nur die ſtolzen Augen verkündeten Leben, und die feſtgeſchloſſenen Purpurlippen drückten Verachtung der ganzen Feſtlichkeit aus. Sie führte den blitzenden Bräutigam an der Hand und ſprach, ihn vorſtellend: „Fürſt Maſſilinsky aus Polen. Er wirbt um meine Hand, und meine Gewährung iſt dem Willen und der Einſicht meiner Verwandten anheim geſtellt.“ — Ein allgemeines Staunen feierte die Erſcheinung des Fürſten, der in faſt dämoniſcher Pracht ſeiner lichten Führerin zur Seite ging. Er trug einen Kaftan von orangegelbem Sammet, mit goldenen Treſſen und Schnüren in wunderlicher Verſchlingung ſo reich verziert, daß von dem urſprünglichen Stoffe nur noch einzelne Flecke zu ſehen waren.

Die geschlitzten Aermel hingen von der Schulter herunter, waren mit schwarzem Atlas gefüttert und mit herrlichem Pelzwerk gesäumt. Ein weißseidenes Unterkleid schmiegte sich an die edel geformten Arme und Beine und war eben so reich mit silbernen Schnüren besetzt. Gelbe Stiefeln mit denselben Verzierungen und anmuthig gebogene Sporen bekleideten seine Füße. Er trug eine viereckige Mütze mit einer Reiherfeder und diamantener Agraffe in der Hand. Seine Finger, seine Brust, sein Gürtel, Degengriff und Scheide blitzten von kostbaren Edelsteinen. Aber seine feurigen Augen überleuchteten diesen Glanz. Sie schienen freudige Blitze zu schießen auf alle die Reichthümer rings umher, worin Menschen und Gemächer prangten.

In der That waren die Gäste in einem Putz erschienen, wie es die Sitte eines solchen Festes begehrte und die Ehre der Familie es forderte. In der Villa hatten

alle Schätze und Seltenheiten ihre ſicheren Behältniſſe verlaſſen. Tauſend Kerzen brannten auf ſilbernen Armleuchtern oder Kriſtallkronen; es dufteten tauſenderlei Wohlgerüche aus prächtigen Vaſen rings umher, oder brannten als Wohlgerüche auf Altären vor Götterbildern, die als ſeltene Kunſtſchätze in Niſchen ſtanden. Auf den Schenktiſchen ſah man nur ſilberne und goldene Gefäße, höchſtens der Bergkryſtall war als Trinkgeſchirr zugelaſſen.

Nachdem die erſten Bekomplimentirungen und Glückwünſche vorüber waren, begann eine jubelnde Tanzmuſik und die Gäſte reihten ſich zu einer Polonaiſe. Dem Fürſten zu Ehren eröffnete dieſer Nationaltanz dies Feſt, den er an der Hand ſeiner reizenden Braut aufführte. Hatte ſchon ſein erſtes Erſcheinen die Gäſte auf eine ſeltſame Weiſe überraſcht, ſo vermehrte ſich dieſer wunderliche Eindruck, als man den Fürſten tanzen ſah. Er ſchien keineswegs

das Ceremoniell zu achten, das einem vornehmen Fremden, der sich zum ersten Mal in einem solchen Kreise befindet, unerläßlich ist; er folgte vielmehr ganz seinem Naturell und seiner Laune. Jetzt führt er eine Dame triumphirend bei der Hand herum, als stelle er sie zur Schau; dann schmiegte er sich zärtlich und tändelnd an sie, ließ sie nachlässig wieder los und schien bei einer andern um Erhörung zu schmachten. Bald ließ er sich auf ein Knie nieder, führte eine Dame nach der andern im Kreise um sich herum, und sprang dann wild und keck empor und umkreiste, wiederum die Dame. — Unerschöpflich erschien er in Tänzerkünsten, in Touren und in seiner Lust.

Das Ungewöhnliche dieses Benehmens galt bei den Gästen für fremde Nationalität, seine Ausgelassenheit verzieh man seiner Schönheit und seinem Anstande, und gab sich zuletzt harmlos den Freuden des Festes hin.

Nur Leonore hatte längſt ſchon die Reihen der Tanzenden verlaſſen und auf einem erhöhten Sitz als Zuſchauerin Platz genommen. Niemand achtete darauf, daß ſie ſtets bläſſer und bläſſer ward und ihre Bruſt mit jeder Minute ängſtlicher nach Athem rang.

Plötzlich ward noch ein Gaſt angemeldet. Es war der Gouverneur der nahe gelegenen Stadt *, ein weitläufiger Verwandter Leonorens. Bei dem Ausſprechen ſeines Namens ſtockte der Tanz und die Muſik ſchwieg. Er trat ein in Galla-Uniform, gefolgt von einem einzigen Pagen, in welchem Leonore zu ihrer erwünſchten Beruhigung Giulio erkannte.

„Ei, ei, theure Nichte!" redete der ſtattliche Greis mit ſeltſamer Luſtigkeit die Schloßherrin an; „Du ſtellſt Deinen Verwandten einen Bräutigam vor, und erſt Tages vorher werden wir zu dem Feſte geladen? Wenn ich Dich nicht über alle

Maaßen liebte, so wär' ich wahrlich nicht gekommen. — Ist das Ordnung? heißt das Aufmerksamkeit und Sitte? Wahrlich Dir thut ein Mann noth, der ein besseres Reglement hier einführt!" — Er that, als erblickte er erst jetzt den Fürsten. — „Wahrlich, Signor," sprach er, „Niemand anders, als Ihr, konnte meine geliebte Nichte zu einem Entschluß vermögen, wodurch sie unsere Bitten und Wünsche alle mit einem Mal erfüllt. — Signor! ich schätze mich glücklich, einen so ausgezeichneten Fürsten kennen zu lernen!" — „Gnädigster Herr!" antwortete der Fürst, „die große Eil', über die sich Ew. Gnaden beschweren, war nur eine Folge meiner stürmischen Liebe." — „Kein Wort!" unterbrach ihn der Greis; „was geschah, dünkt uns Allen so erfreulich, daß das, wie es geschah, in den Hintergrund tritt." — „So hast Du Dich also dennoch," fuhr er wieder scherzhaft zu Leonoren fort, „entschlossen, uns zu Willen zu sein?"

— „Es iſt erſtaunlich!" wandte er ſich wieder zu dem Fürſten „bei ihrem Eigenſinn! — Ihr werdet einen ſchweren Stand mit ihr haben, mein Fürſt, und was den Pantoffel betrifft, — je nun! dieſe Furcht hat mich gehindert, ſelbſt um ihre Hand zu werben." — „Na! nur nicht böſe, mein ſchönes Kind! — gieb mir einen Kuß! Dein Bräutigam erlaubt es Dir, denn ihm iſt Niemand gefährlich, am wenigſten ein ſechzigjähriger Greis."

Leonore, da ſie Giulio in ſeiner Begleitung ſah, war entſchloſſen, ſich ganz dem Benehmen des Gouverneurs zu fügen und reichte ihm ihre Wangen hin. — Er aber, ſtatt ſie zu küſſen, flüſterte ihr in's Ohr: „Laſſet uns augenblicklich zu Tiſche gehen, Signora! Es iſt doch im gewöhnlichen Speiſeſaale gedeckt?" — Jetzt ging der Gouverneur zur Thür, wo unter andern Dienern auch Matteo ſtand. „Geh hinab!" befahl er dieſem, „zu meinen Leu-

ten im Schloßhof und bring sie unter Dach und Fach. Giulio, Du begleitest ihn!"

Die Gäste waren von der Heiterkeit und guten Laune des Gouverneurs wie bezaubert und sahen es ungern, daß Leonore jetzt zu ihnen trat, mit der Bitte, den kaum begonnenen Tanz zu unterbrechen, weil die Tafel ihrer wartete.

Mit jedem Becher, den er leerte, schien der Fürst heiterer sich den Freuden der Geselligkeit zu überlassen. Er saß oben an der Tafel neben der schönen Leonore, die, zur Verwunderung ihrer Gäste einsilbig und bleich, nicht wie gewöhnlich ihre Geistesvorzüge glänzen ließ. Dicht neben dem Fürsten, an der Ecke, saß der Gouverneur; ohne Umstände hatte er selber sich diesen Platz gewählt; und je stiller Leonore war, um so mehr widmete er dem Fürsten alle erdenklichen Ehren- und Freundschaftsbezeigungen. Aber weder die Speisen noch den vor ihm stehenden Becher

mochte er berühren. Vergeblich forderte ihn Leonore dazu auf. — Der Fürst fragte endlich: „Wollen Euer Gnaden denn durchaus verschmähen, einen Becher auf mein und Eurer schönen Anverwandtin Wohl zu leeren?" — Der Gouverneur griff nach dem Becher, that aber wie von plötzlicher Übelkeit befallen, und ließ ihn wieder stehen. — „Was ist Euch, mein gnädiger Herr?" fragte der Fürst. — In Wahrheit! ich kann es Euch nicht länger verbergen. Ich bin ein alter Mann, Euer Freund und zukünftiger Anverwandter, drum werdet Ihr mich entschuldigen. Ihr habt da einen Mohrenknaben zu Eurer Bedienung, der stets mit seinen schwarzen Händen Euch an Teller und Becher faßt. Diese Geschöpfe, mit Vergunst, sind mir völlig zuwider. Man weiß nie, ob sie sich gewaschen oder nicht, und haben meistens auch einen widerwärtigen Geruch an sich, und kurz, ich kann in ihrer Gegenwart keinen Bissen

noch Trunk genießen." — Schweigend winkte der Fürst seinem schwarzen Diener zu, das Zimmer zu verlassen, und fragte stolz: „Warum habt Ihr mir das nicht früher gesagt? Leute unsres Standes dürfen nicht von Dienern belästigt werden."

Der Gouverneur gebot Giulio, statt des entfernten Mohrenknaben den Fürsten zu bedienen. Dieser reichte ihm sogleich einen Becher hin. Auch der Gouverneur ergriff den seinen. — „Und jetzt, mein Fürst, thu' ich Euch mit Freuden Bescheid. Gott sieht's, mit welchem vollen Herzen ich diesen Becher auf das Glück einer edlen Verbindung leere!" — Beide klangen an und stießen die geleerten Gefäße zu gleicher Zeit auf den Tisch zurück, wo Giulio sie rasch wieder füllte.

Leonore hatte jedes Wort des Greises vernommen; sie wußte die Entfernung des Mohrenknaben wohl zu deuten, auch der falsche Matteo kehrte nicht zurück. Dank-

bar blickte ſie ihre Retter an, die aber nicht darauf zu achten ſchienen.

Der Gouverneur ließ ſich jetzt Speiſe und Trank wohlſchmecken, er ward luſtig, ausgelaſſen, und in ſeinem Benehmen gegen den Fürſten ſogar zudringlich und unartig. Mit dieſem aber war, ſeit er den erſten Becher aus Giulio's Hand empfangen, die auffallendſte Veränderung geſchehen. Seine Wangen brannten von dunkler Röthe, ſeine Augen ſtarrten gläſern hervor, wie die eines Trunkenen. Seine Stimme ward bei jedem Worte rauher, prahlender, ſein Benehmen und ſein Anſtand niedriger. — Der Gouverneur aber hielt ihn ſtets mit neuen Fragen in Athem und nöthigte ihn, einen Becher nach dem andern hinunter zu ſtürzen.

„Kommt Euer Gefolge über * — ?" fragte er unter Anderem. — „Ei freilich! ſchon geſtern hatte es die * — überſchritten, wie ich ſichere Nachricht habe." —

„So schätzt Euch glücklich, daß es der Raubluſt des ſchwarzen Manufrio entgangen iſt, ſo heißt nämlich ein kühner Räuber, der dieſe Bergpäſſe verunſichert und ſtets in ſchwarzer Tracht und Larve erſcheint, wie die Wenigen ihn beſchreiben, die ihn erblickt, ohne daß es ihnen das Leben gekoſtet." — „Weder ich noch mein Gefolge," prahlte der Fürſt, „fürchten irgend einen Menſchen, oder ſo viele ihrer ſind. Denkt Ihr, bei uns zu Lande habe man keinen Muth?" — „Der ſchwarze Manufrio iſt der kühnſte und verwegenſte Räuber, den es je gab, und man wird ihm wohl nimmermehr beikommen, wenn er ſich nicht ſelbſt einmal durch ſeine eigene Kühnheit den Hals bricht!" — antwortete der Gouverneur lachend. — Stolz blickte der Fürſt ihn an und ſeine Augen blitzten unter den gerunzelten Wimpern wie die eines Raubthiers.

„Wahrlich!" rief er, „dieſer Manufrio

muß nach Allem, was ich höre, der seltenſte Menſch ſein, der jemals gelebt; denn die Nennung ſeines Namens reicht ſchon hin, alle Freude und Lebensluſt aus dem heiterſten Kreiſe zu verbannen." — So war es in der That auch in dem gegenwärtigen Kreiſe und mehrere Damen baten, ſolche beängſtigende Geſpräche zu unterlaſſen. — „Wozu dieſe Aengſtlichkeit?" fragte der Gouverneur; „der ſchwarze Manufrio iſt ein bloßer Name, und wir ſind nirgends ſicherer vor ihm als hier!" — „Mit Verlaub, gnädigſter Herr! fiel der Fürſt ein; nachdem was mir in dieſen Gegenden vom ſchwarzen Manufrio erzählt worden, iſt man wohl an keinem Orte vor ihm ſicher, das kühnſte Wageſtück iſt ihm das liebſte, die höchſte Gefahr ſeine höchſte Luſt." — „Wohl wahr! Manufrio iſt ein Teufel, ſo weit ein Menſch es ſein kann. Nur Gefahr, Grauſamkeit und Mord können ihn noch letzen, weil nichts Ande-

res seine unselige Gewissenspein beschwichtigt. — Doch wär' er auch der Teufel selbst, besäße er die Verwegenheit der Hölle, dem Gouverneur von — * und seinen Anverwandten soll er kein Haar krümmen! — Und wer Anderes behauptet, der kann mein Freund nicht sein!" — Der Fürst, welcher in diesem Augenblick mit vieler Mühe ein starkes Gähnen bekämpfte, antwortete auf diese mit Nachdruck und Würde gesprochenen Worte: „Ich werde mich deswegen nicht mit Euch entzweien."

„Merkwürdig," fuhr der Gouverneur fort, „war mir immer ein Zug im Charakter dieses Ungeheuers, den ich, wenn Ihr's erlaubt, hier erzählen werde. Manfrio ist der zweite Sohn einer angesehenen Familie, und dem geistlichen Stande gewidmet, damit seinem älteren Bruder der ungetheilte Besitz eines glänzenden Vermögens verbleibe. — Er ergriff diesen Stand mit aller Schwärmerei, der die Ju-

gend irgend fähig. — „Frommer Vater!“ ſprach er einſt zu ſeinem Beichtiger, „ſeit vielen Tagen hab' ich nun nichts genoſſen als Waſſer und Brod, ich habe mich gegeißelt und inbrünſtig gebetet. Jetzt und heute fühl' ich mich frei von Sünden.“ — Der Mönch aber antwortete: „So büße noch einmal für den Hochmuth, denn ohne Sünde war nur Einer, der mehr als Menſch war; der Hochmuth aber iſt die gefährlichſte Sünde, und die einzige, die ſich nicht durch Ablaß ſühnt!“ — Dieſe harte Erwiederung hatte die Folge, daß Mannfrio an ſeinem Streben irre ward und bald dieſe fromme Lebensart gänzlich aufgab. — Später indeß, als er ſchon ſeine Hände tief in Blut getaucht, brachten ſeine Räuber denſelben Geiſtlichen vor ihn, den ſie auf einer einſamen Wanderung in den * Gebirgen gefangen hatten. Der Mönch erblaßte bei dem Anblick des fürchterlichen Räuberhauptmanns und fing an zu zit-

tern. — „Nun, Du Lügenprediger!" schrie Manufrio; „ist das Deine Sehnsucht nach dem ewigen Leben, darf Jemand so erbärmlich aussehen, der sicher glaubt in den Himmel zu kommen?" — Bei diesen Worten legte er seinen Carabiner auf ihn an. — „Schieß zu!" sprach der Mönch; „denn nicht vor dem Tode erbleiche ich, wohl aber vor dem Anblick eines solchen Sünders. Erinnere Dich, daß Du einst Dich frei von aller Sünde wähntest. Wahrlich, ich that Recht, Dir die Buße aufzulegen. Denn hättest Du damals gewußt, wie es mit Deiner Sündenreinheit beschaffen, Du hättest noch ärger Dich vor Dir selbst entsetzen mögen!" — Manufrio ward nachdenklich, ließ den Carabiner sinken, die Räuber mußten sich entfernen und er blieb lange Zeit mit dem Geistlichen allein. Ich weiß nicht, was Beide mit einander sprachen, Manufrio aber ließ ihn nun ungehindert ziehen, soll ihm auch Manches

von seinen geraubten Schätzen angeboten haben, was Jener aber ausschlug. Auch mehrere Tage hindurch nach diesem Vorfall soll er sich des Blutvergießens enthalten haben. — Nun, mein Fürst, wie gefällt Euch diese Anekdote? Sie ist mir deshalb lieb, weil sie beweis't, daß jeder Böswicht doch auch gottesfürchtige Augenblicke in seinem Leben hat."

„Wißt Ihr nichts Lustigeres?" schnarrte der Fürst im tiefen Basse; „bei der Erzählung möchte man ja, hohl mich der Teufel! einschlafen." Es schien sein Ernst zu sein, denn er rückte sich im Sessel zurecht und ließ den Kopf sinken. — Der Gouverneur verwandte kein Auge von ihm. — „Der hat die Kraft von zwanzig Pferden!" sprach er erstaunt; „eine solche Dosis Opium hätte jeden Andern auf der Stelle getödtet, und er schläft kaum!"

Die Gäste, auf diese Wendung unvorbereitet, saßen starr und stumm vor

Schrecken. als plötzlich der Fürst noch einmal in die Höhe sprang, seinen Sessel weit hinter sich zurückstieß, und, indem seine Augen leuchteten und er selber fast wie ein prächtiges Raubthier der heißen Zone erschien, ausrief: „Nein! nein! ihr verkennt den Manufrio, er ist ein Tiger, nach Beute dürstend, und Ihr seid ihm vorgeworfen, um von ihm zerrissen zu werden."

Der Gouverneur hatte schon die Hand an seinem Degen und Giulio im Rücken des Fürsten zwei Terzerole auf ihn angelegt. Aber es war die letzte Gewaltanstrengung wider den Schlaf, der nun unbesiegbar seiner sich bemeisterte. — „Matteo!" stammte er und wankte auf den Gouverneur zu, auf dessen Schultern er sich stützte. „Matteo! laß mich nur ausschlafen und die Schönste nach Leonore soll auf Deinen Antheil bei der Beute fallen!" — Mit festgeschlossenen Augen und schnar-

chend lag er in den Armen des Gouverneurs, welcher seine Wachen hereinrief und ihnen befahl, den Gefangenen zu binden und streng zu bewachen.

Giulio untersuchte seine Kleider, fand in demselben zwei doppelläufige und scharfgeladene Terzerole und andere Mord-Instrumente, welche er dem Gouverneur übergab. Dieser aber wandte sich zur Gesellschaft und sprach:

„Meine Herren und Damen! es wird Ihnen länger kein Zweifel bleiben, mit wem sie zur Nacht gespeist. Der schwarze Manufrio, dem keine Schandthat zu groß, kein Unternehmen zu gefährlich, vor dem kein Schatz und kein Ort sicher war, dessen Antlitz bisher noch Niemand gesehen, ohne daß dieser Anblick ihm tödtlich war: dies ist er. Er hat nichts Geringeres im Sinn, als dies Schloß zu plündern, Ihren Putz und Geschmeide zu rauben und Sie selbst gegen ein bedeutendes Lösegeld gefangen

zu halten. Freuen Sie sich, einer so drohenden Gefahr entgangen zu sein. Hier steht unser Retter" — er deutete auf Giulio. — „Wenn seine Angaben ferner so zutreffen wie bisher, so haben wir noch einen Anfall der ganzen Bande zu erwarten, die ich aber heut noch, mit Hülfe Gottes, zu vernichten gedenke, wozu auch alle Maßregeln getroffen sind, so daß ich Sie als Zuschauer oder die Herren als Theilnehmer zu einem Gefecht einladen kann, was nicht mehr Gefahr hat, als eine Jagdpartie; es sei denn, die Damen wollten lieber vor den etwa durch die Fenster schlagenden einzelnen Kugeln in einem Nebenzimmer sich sichern."

Mehrere Frauen verließen ihre Sitze, wehklagend, je öfter der Gouverneur ihnen wiederholte, daß bei seinen Vorkehrungen nichts zu fürchten sei. Leonore mußte sich ihrer Angst erbarmen und sie nach entfernten Gemächern geleiten. — Die Zurück-

bleibenden vertrauten auf die Geſchicklichkeit und Verſchlagenheit des Gouverneurs, welcher ſie einlud, das Mahl fortzuſetzen. Nach einigen Bechern, die man leerte, ſtellte ſich die Unbefangenheit wieder her, ſo wie auch die Eßluſt, die bisher wenig geſtillt worden war; die Räuber, deren Ankunft man mit jedem Augenblick erwartete, hätten, wenn ſie jetzt gekommen wären, die Villa zum Schein von einem glänzenden Feſte erfüllt gefunden.

Leonore war indeß zurückgekehrt; ſie und andere Damen drangen in Giulio, ihnen zu erzählen, auf welche Art er Mannfrio und ſeine Bande ſo genau kennen gelernt. Giulio war ungewöhnlich ſtill und feierlich, endlich aber ſprach er zu Leonore: „Weil ich doch nun in kurzer Zeit meinem Vaterlande auf ewig Lebewohl ſagen muß, ſo will ich Ihnen, Signora, zu meinem Andenken und zur Erinnerung an dieſe Stunde eine kleine Erzählung hin-

terlaſſen, für deren Wahrheit ich mich verbürge." — Er begann, und je mehr Antheil ſein Vortrag einflößte, je bewegter und lauter ſeine Stimme wurde, um ſo mehr verſtummten Alle rings umher, um die Worte von ſeinen Lippen abzulauſchen.

„Zur Schwelle eines herrlich erleuchteten Palaſtes, deſſen Zimmer von Feſtes und Freudenklängen wiederhallte, trat ein armer Knabe und bat flehentlich, man möchte ihm doch etwas von dem Ueberfluß an Speiſen und wo möglich einige Tröpfchen Wein zur Labung einer Kranken geben. Der Thürſteher fragte ihn: ob er ſingen könne oder Künſte zu machen verſtände, um die hohe Geſellſchaft in den glänzenden Sälen zu unterhalten. — Der Knabe merkte wohl, daß dies auf eine Abweiſung hinaus liefe, und verſicherte, in der Art mehr gelernt zu haben, als man ſeiner Jugend halber ihm anſähe. — Er war ſehr gut gekleidet, obſchon ſein blei-

ches Antlitz Schmerz und Hunger verrieth. Der Thürsteher nahm daher keinen Anstand, ihn in die glänzenden Säle einführen zu lassen, wo die Gesellschaft so eben bei Tafel saß. — Als man ihm nun sagte, er solle mit seinen Künsten den Anfang machen, fiel er auf die Knie und flehte sehr beweglich: „Edle Herren und Frauen, ich verstehe mich auf solche Künste nicht, denn ich bin von edler Abkunft, und mein Vater wäre wohl berechtigt, mit an diesen Tischen zu speisen. — Aber gestern überfiel der schwarze Manufrio unser einsames Jagdschloß. Mein Vater setzte sich zur Wehr und ward erschlagen. Meine kranke Mutter und ich entflohen und haben nichts gerettet, als was wir in diesem Augenblick auf dem Leibe tragen. Seit gestern irren wir in den Bergen umher, und sind von aller Welt verlassen. Mein Vater, der, wie gesagt, aus gutem Hause stammt, vermählte sich mit meiner Mutter, die eine

arme Winzerin war; seine Verwandten verstießen ihn, wandten sein Erbe einem jüngern Bruder zu, der aber kürzlich starb; und nach aller Wahrscheinlichkeit hatten sie die Bande des Manufrio angestiftet, unser Haus zu überfallen und mich und meine Mutter zu ermorden, den Vater aber lebend ihnen auszuliefern. Dieser Anschlag wäre auch sicherlich gelungen, wenn nicht des Vaters verzweifelte Gegenwehr, auf Kosten seines Lebens, uns gerettet. — Einige Tausend Schritt von hier liegt meine Mutter krank und schmachtend auf feuchtem Boden, und wenn ihr um Gottes und aller Barmherzigkeit Willen mir nicht bald etwas von eurem Ueberflusse mittheilt, ist sie unfehlbar des Todes."

Diese Worte blieben nicht ohne Wirkung. Die Schloßfrau ließ augenblicklich ein Körbchen herbei bringen, welches sie füllte; auch ein Fläschchen mit starkem Wein reichte sie dem Knaben und fügte

noch einige Baarschaft hinzu. „Nimm vorläufig dieses Wenige, weil Du solche Eile hast, will ich Dich nicht schwer beladen," sprach sie; die übrigen Gäste folgten diesem schönen Beispiel, Jeder beschenkte den Knaben mit einigen Münzen und selbst die Damen, welche ihre Börse nicht bei sich hatten, gaben ihm Ringe und andere Kleinodien ihres Schmuckes von einigem Werthe. Unverzüglich machte sich der Knabe auf den Weg und rannte im vollen Laufe nach dem Orte hin, wo seine kranke Mutter sich befand. Oft hielt er ermattet inne und blickte dankbar und segnend nach den hellen Schloßfenstern zurück, die weit in die Nacht hinein schimmerten und die Hoffnungen, die ihre Strahlen früher in ihm geweckt, so reichlich erfüllt hatten.

Bevor er indeß noch sein Ziel erreicht, fühlte er sich von einer starken Hand gepackt und eine rauhe Stimme rief: „Halt, junger Freund!" Im selben Augenblick

war auch das Körbchen mit Speisen, Geld und Wein seinen Händen entwunden, eine hohe Gestalt untersuchte den Inhalt, öffnete die Flasche, leerte sie, und warf sie auf den Boden, daß sie zerbrach. — Der Knabe fing heftig an zu weinen. „In aller Heiligen Namen, laßt mich diese Labung zu meiner Mutter bringen, die sonst, von Hunger, Leid und Krankheit überwältigt, verschmachten muß!" — „Wie? Die Frau dort auf den trocknen Blättern in der Höhle etwa? Tröste Dich, armer Junge, die wird auf Erden nichts mehr essen und trinken, und Du bist ihre Brut? Ein doppelter Fang also!" — „Mörder! Mörder!" rief der Knabe und verlor die Besinnung.

Als er erwachte, fühlte er sich von starken Armen gefaßt und getragen, die Nacht dauerte fort. Die eine Hand, welche an der Brust seines riesigen Trägers ruhte, fühlte im Gürtel desselben Pistolen und Dolche stecken. Der Gedanke erwachte in

ihm, ein Piſtol zu ziehen und dem Mörder die Kugel durch's Herz zu jagen. Aber er war vater- und mutterlos, der Gedanke an die ermordete Mutter raubte ihm vollends allen Muth. Als der Räuber an ſeinem Schluchzen merkte, daß er erwacht ſei, ließ er ihn von ſeinen Armen auf den Boden nieder und neben ſich herlaufen. „Was weinſt Du, dummer Junge!" herrſchte er ihn an. „Iſt es nicht genug, daß ich Dir das Leben laſſe? denkſt Du, ich frage danach, ob ein Weib oder ſo ein Würmchen wie Du mehr oder weniger ſich verbluten? — Den Starken gehört die Welt, und weil ich hoffe, daß noch etwas Rechts aus Dir werden kann, will ich Dich dem Hauptmann mitbringen. Ei, ſo heule Du und der Teufel! — Was willſt Du auf der Welt? Du haſt nicht Vater noch Mutter mehr und Deine eigenen Anverwandten haben uns zu Deinem Morde gedungen!"

Die ganze Nacht hindurch ſchleppte er

auf den ungebahnten Bergpfaden den Knaben neben sich her, der Mühe hatte, mit seinem riesigen Begleiter Schritt zu halten. Nur selten trug er ihn, und zwar an solchen Orten nur, wo die Pfade abschüssig wurden, oder eine Bergspalte oder Kluft zu überspringen war. — Mit Tagesanbruch gelangte das ungleiche Paar an ein Wirthshaus; der Räuber schien sehr bekannt in demselben, ließ sich ein gutes Mahl vorsetzen, und begab sich zur Ruhe, um mit einbrechender Dunkelheit den Weg von Neuem fortzusetzen.

Am folgenden Morgen gelangten sie endlich zur Höhle des schwarzen Manufrio. Vor dem Eingang derselben, welcher hinter Buschwerk und Gestein sehr geschickt verborgen lag, pfiff der Räuber drei Mal. Von innen ertönte die Frage: „wer klopft?" „Der lange Giusepp," war die Antwort, und die Thür öffnete sich. Ein langer Gang wurde durchschritten, ehe man in

die geräumige Halle eintrat, wo die Räuber ihre geſelligen Zuſammenkünfte hielten.

Der ſchwarze Manufrio, kurze Zeit vorher von einem Raubzuge heimgekehrt, war bei guter Laune und ließ alle Anſtalten zu einem reichen Mahle treffen. Der lange Giuſepp ſtellte den Knaben vor und auf die Frage, warum er ihn nicht ermordet, entſchuldigte er ſich: „Der Burſche gefällt mir, und ich möchte, mit Deiner Erlaubniß, Hauptmann, ihn wohl zu meinem Diener machen; aber ich traf ihn auch, als er ſeiner kranken Mutter Nahrung bringen wollte, und ihn in dem Augenblicke zu tödten, wäre wider mein Gewiſſen geweſen; willſt Du es aber, ſo kann er immer noch d'ran."

Manufrio gab keine beſtimmte Antwort. Es traten eben mehrere Weiber in die Halle, die ihm zur frohen Heimkehr Glück wünſchten und die Tafel bereiteten. Ein hübſches Mädchen ſprang an ihn hin-

auf, um ihn zu küssen. Er aber nahm ihre Liebkosungen nicht an, sondern erkundigte sich nach einer Gefangenen: ob sie noch immer sich in ihrer Lage nicht finden könne. Das hübsche Mädchen antwortete: „Du thust der Armen zu viel, lieber Manufrio; sie betet den ganzen Tag, will weder Speise noch Trank zu sich nehmen; ich kann nicht ohne Erbarmen sie ansehen." — „Verfluchte Eifersucht!" rief Manufrio und stieß das Mädchen fort; „Du fürchtest, sie wird Dich ausstechen, und bei'm Teufel! nicht eher sollst Du mir nahe kommen, als bis Du sie ganz zu meinem Willen gebracht. Bring sie her, sie soll hier an unserm Mahle Theil nehmen."

Die Tafel war inzwischen bereitet und mit erbeuteten silbernen und goldenen Gefäßen reichlich geschmückt. Die Speisen waren nur einfach; aber der Wein und die gebrannten Wasser schienen von der besten Art.

Die Frauen hatten unterdeß den Knaben, der stets weinte und betete, durch allerlei Liebkosungen zu beruhigen gesucht und nahmen ihn jetzt mit zu Tische. Sie nöthigten ihn, einige Gläser feurigen Wein zu trinken, um seine Muthlosigkeit zu heben. Die Räuber nahmen ihre Sitze zwischen den Weibern; Manufrio saß oben an der Tafel, neben ihm war ein leerer Platz. Während Alle heißhungrig über das Mahl herfielen, schien Manufrio noch etwas zu warten. Auch der Knabe, von Hunger und Wein gereizt, genoß von den ihm vorgelegten Speisen. Da ereignete sich ein Schauspiel, das ihm sein eigenes Leid und die ermordete Mutter in den Hintergrund stellte.

Jenes Mädchen kehrte zurück und führte ein hohes, schönes Weib in die Halle; sie hatte die Augen niedergeschlagen, ihr Gesicht war bleich, aber ihr Benehmen stolz und gefaßt. Willenlos folgte sie ihrer

Führerin zum leeren Platz neben Manufrio, auf welchen sie sich niederließ. Wie trunken schienen Manufrio's Blicke an ihrer Schönheit zu hangen, aber weil sie still und regungslos mit stets niedergeschlagenen Augen da saß, und seine Bemühung und Worte zu verachten schien, wurden seine Blicke auf sie immer wilder. Zorngluth färbte seine Wangen. Er stieß Flüche, Verwünschungen, Drohungen gegen sie aus, er erschöpfte sich in ungesitteten, niedrigen Reden — Alles umsonst. Allmählig ward die ganze Tafel eben so still wie die Schöne selbst, und Theilnahme malte sich auf den wilden und rohen Gesichtern der Räuber.

„Gebt einen Becher Branntwein!" schrie Manufrio. Man füllte ein Gefäß, wie er befahl. „Trink!" schrie er und reichte ihr denselben hin. — „Trink! trink! — trink!" Doch als sie stets unbeweglich blieb, griff er in ihr reiches schwarzes Haar,

riß ihr Haupt rückwärts, und ſchickte ſich an, gewaltſam den Trank ihr in den Mund zu ſchütten. — Jetzt ſah der Knabe zum erſten Mal die Augen der ſchönen Dulderinn. Es war ein einziger Blick, den ſie zum Himmel emporrichtete, dann, ſich gegen ihren Peiniger ſträubend, ergriff ſie das vor ſich liegende ſcharfe Meſſer, um es mit beiden Händen ſich ins Herz zu ſtoßen. — Aber Manufrio war ihr zuvorgekommen, er hatte den Becher weit hin über Tiſch geſchleudert und das ſcharfe Meſſer ihr entriſſen. Seine Wuth kannte keine Grenzen mehr; er mißhandelte ſie mit Fauſtſchlägen, raufte ihr langes aufgelöſ'tes Haar und erſchöpfte ſich in niedern Scheltworten. Die Räuber blieben aber auch nicht länger müßige Zuſchauer. Es war durchaus wider ihre Geſetze, daß Schlägereien bei Tiſche vorfielen. Sie befreiten das arme Weib aus Manufrio's fürchterlichen Fäuſten und entfernten es. — Laut

weinte der Knabe, denn es war ihm mit Entsetzen klar geworden: In diesem holden Werkzeug straft die Vorsehung den Trotz des Bösewichts schon hienieden. — Aber sein Klagegeheul ging unter in dem Lärmen und Poltern; denn Manufrio, aus Wuth, weil man seine Beute ihm entrissen, lag am Boden, zerfleischte Gesicht und Brust mit seinen Nägeln und stieß den Schädel wider das Gestein; kaum konnte die Gesammt-Anstrengung der Räuber ihn hindern, daß er sich ein Leides that. — Die Unglückliche aber fand man, wenige Stunden darauf, da man sie ohne Aufsicht gelassen hatte, in ihren Haaren erdrosselt. — Wer sie war, hat der Knabe nie erfahren." —

Hier hielt Giulio inne, überwältigt, wie es schien, von Empfindungen. — Niemand als Leonore hatte diesen seinen Abschied verstanden. Sie merkte wohl, daß er seine eigene Geschichte erzählt, daß er

ihr die Gefahr geschildert, von der er sie
ſelbſt befreiet.

„Giulio!" sprach sie mit großen Thrä-
nen in den Augen; „hat jener Knabe, von
dem Du sprichſt, und den Manufrio im
Jüngling nicht wieder erkannte, jemals
Theil genommen an den Räubereien?" —
„Niemals!" entgegnete Giulio. „Zehn Jahre
ind seitdem verflossen, folglich mußte man
essen zarte Jugend damit verschonen. Er
lieb übrigens nur drei Monate unter Ma-
ufrio's Bande. Unternehmungen, der
eutigen ähnlich, gelangen diesem oft. Je
ühner er sich dabei zeigen konnte, um so
ehr schmeichelte dies seiner Eitelkeit. Zu
lchen Unternehmungen pflegte er seine
nze Bande aufzubieten. Dies merkte
r Knabe wohl und nahm eine solche Ge-
genheit wahr, um sich durch die Flucht
retten."

Auf Leonorens Lippen schwebte eine
ie Frage nach der Herkunft des Knaben,

als eine Hornmuſik in der Ferne ſich vernehmen ließ. „Sie ſind's!" rief Giulio. Der Gouverneur ergriff einen Becher und rief ſo laut er konnte: „Hoch lebe das Brautpaar!" Die Gäſte ſtimmten ſo lärmend wie möglich in den Ruf ein. — Behutſam trat der Gouverneur ans Fenſter, welches auf die Thore des Schloſſes und die Zugbrücke ging. Es herrſchte tiefes Dunkel draußen, nur der Schloßhof war durch unzählige Pechkränze, die in ſehr niedrigen eiſernen Gefäßen brannten, erleuchtet.

Erſt hier wurde der ſtattliche Aufzug ſichtbar. Es waren an 300 Mann, theils beritten, oder in prächtigen Wagen, theils zu Fuß. — Jubelnd beantworteten ſie den lärmenden Willkommen, der ihnen vom Schloſſe aus entgegen tönte; doch kaum, daß ſich die Vorderſten der Marmortreppe genaht, welche zum Portal der Villa führte, als die Zugbrücke emporraſſelte und

das Schloßthor in seine Angeln fiel. — Die Wenigen, welche noch nicht hinüber waren, empfingen eine Büchsensalve im Rücken, der ein lebhaftes Feuer folgte. — „Verrath! Verrath!" riefen die im Schloßhofe. Da schwanden allmählig die Lichter in den Schloßfenstern. Ein wohlgeordnetes Feuer traf die Eingesperrten. Der Gouverneur hatte die Einrichtung getroffen, daß nur die sichersten Schützen Feuer gaben, die übrigen luden die Flinten in einem Nebenzimmer und die Damen hatten zwei Reihen gebildet, um die geladenen Gewehre hin und die abgefeuerten zurück zu reichen. Im Speisesaale waren nach und nach alle Lichter gelöscht und die Gegenwehr der Räuber blieb ohne Erfolg, weil sie, von den Flammen der Pechkränze geblendet, nicht sehen konnten, wohin sie schossen. Wer an die Treppe hinan oder über die Mauer sich retten wollte, den streckten die Büchsen-Kugeln der dort aufgestellten

Jäger ſogleich nieder. Aber von den Schloß=fenſtern fiel kein Schuß vergebens. Stiller und ſtiller ward es im Hofe. Bald er=hellten die Pechfackeln nur Pfühle Bluts und Leichen. Deſto heftiger aber hörte man den Kampf jenſeits der Brücke, wo die Räuber ernſte Gegenwehr zu leiſten ſchienen.

Am folgenden Morgen offenbarte das Schloß eine ſeltene Verwirrung. Der Hof lag noch voller Leichen und Blut. In den unteren Gewölben bivouakirten die Solda=ten; die oberſten Gemächer waren theils von kränkelnden Frauen, verwundeten Of=fizieren oder gefangenen Räubern gefüllt; Manufrio, feſt geſchloſſen, Matteo und die Mohrenknaben wurden in den unteren Ge=wölben ſcharf bewacht.

Als ſich die Geſellſchaft früh in den Speiſeſaal verſammelt hatte, um nach* — aufzubrechen, bevor die Rückkehr der Truppen und die Nachricht von der Rie=

derlage der Räuber daſelbſt Aufſehen erregte, trat Leonore mit dem Morgengruße zu ihnen und führte Giulio an der Hand. „Meine Lieben!“ redete ſie ihre Gäſte an; „ich habe Sie eingeladen, Ihnen den Mann vorzuſtellen, mit welchem ich mich zu verbinden wünſche. Das Glück des Lebens kann nur aus der innigſten Harmonie unſerer Neigungen mit unſeren Pflichten entſtehen. Aus dieſen Gründen bin ich geſonnen, meinem Retter Giulio die Hand zu reichen; Neigung und Dankbarkeit bewegen mich dazu. An ſeinem Adel und Herkommen wird Niemand etwas auszuſetzen finden. Er iſt der Sohn des ermordeten — * —. Statt ſeines Vermögens gelte, daß er das meinige mir gerettet; da er ſich ſchon als Retter meines Lebens und meiner Ehre erwieſen hat, kann es Niemand mir verargen, wenn ich mein zukünftiges Glück ebenfalls ſeinen Händen anzuvertrauen wünſche, denn nur auf dieſe

Weiſe bin ich entſchloſſen, dem Willen meiner Anverwandten zu gehorchen, ſonſt bleibe ich unvermählt für immer."

Giulio lag zu ihren Füßen und die Anweſenden alle waren von den Begebenheiten des vorigen Abends viel zu ſehr ergriffen, um auf gegründete Einwände zu denken.

Die ſchöne Konditorin.

Wer ſein Leben lang ſammelt und ſpart, wuchert und ſtiehlt, kann ſchon was Erkleckliches zuſammen häufen, um in alten Tagen ruhig ſeiner Schätze zu genießen, von denen weder ehrliche, noch unehrliche Menſchen wiſſen, um die er weder angebettelt, noch beſtohlen wird.

Der alte Hellborn war vierzig Jahre lang königlicher Mund- und Oberkoch geweſen. In einer königlichen Küche geht es nicht knapp zu; jeder Koch fordert mehr, als er gebraucht und zahlt weniger, als er auf Rechnung ſetzt. Hellborn aber begnügte ſich mit den herkömmlichen Profiten nicht, gönnte ſeinen Nebenköchen und Lieferanten nichts, und ſeine Habſucht und Intriguen überſtiegen alle Grenzen. Allein er war

geschickt und erfindungsreich, was aus seinen Händen kam, war fein, auserlesen und hatte ein Ansehen. Er kannte den Geschmack des Königs, oder der König vielmehr war an seinen Koch gewöhnt, und hörte ungern über ihn klagen.

Doch Hellborn ward alt, und fand seinen Meister. Ein junger pariser Koch von großem Rufe und mit bedeutenden Empfehlungen, langte an, und bereitete Pasteten und Saucen, die eines ungetheilten Beifalls sich erfreuten. Der König fragte zwar wenig nach Saucen und Pasteten und liebte einfache Gemüse und Hülsenfrüchte; aber mit divinatorischem Geiste wußte das pariser Kochgenie auch darin den herrschenden Geschmack zu treffen, und versetzte durch ein Gericht Linsen mit Saucischen die ganze königliche Familie in ein höchst gemüthliches Behagen. Hellborn war gestürzt! — Er behauptete zwar, ohne die Verrätherei seiner schurkischen

Unterköche hätte der pariſer Gelbſchnabel nimmermehr die Geheimniſſe errathen, wodurch er Jahre lang den Gaumen ſeines Gebieters ausſchließlich beherrſcht; man gönnte ihm eine Ausrede, die ihm nichts half, denn zur Freude des ganzen Küchenperſonals wurde Hellborn Knall und Fall und ohne Penſion entlaſſen, der Hofmarſchall ſogar äußerte ſich: Er habe es der beſonderen Gnade und milden Geſinnung des Königs zu danken, daß nicht über gewiſſe ſehr ärgerliche Vorfälle Unterſuchung gegen ihn eingeleitet würde.

Hellborn nahm ſich dieſen Glückswechſel wenig zu Herzen. Zum Erſtaunen aller Leute, die ihn für ſo reich nicht hielten, kaufte er ſich ein großes Haus in der frequenteſten Gegend der Reſidenz und legte ſich im Erdgeſchoß deſſelben eine elegante Konditorei an.

Er hatte eine einzige Tochter, welche eigentlich Franziska hieß, aber ſo durfte

nach dem Freiheitskriege kein Mädchen heißen. Dieser Name erinnerte zu sehr an das Sclavenjoch und die Zwangherrschaft des fränkischen Tyrannen. Franziska mußte sich einen andern Namen geben, gleichviel welchen, und, weil sie die Wahl hatte, suchte sie sich den besten aus, den Namen der Gattin des deutschen Urfreiheitshelden, dessen Monument zu Detmold steht. Thusnelda war

„ein deutsches Mädchen
Ihr Aug' war blau und sanft ihr Blick."

Sie war bildschön und hatte ein merkwürdig frisches Colorit. Von Gigots Haarkissen, gesteiften Röcken, wußte man in damaliger Zeit nichts. Ein Kleid von silbergrauer Seide, dessen Schnitt und Einfassung an das malerische Mittelalter erinnerte, umhüllte sittsam Thusnelda's bewunderungswürdigen Wuchs, und an ihrem Gürtel fehlte auch das Schlüsselbund nicht, das Sinnbild häuslicher Tugenden.

Anno 1818 gab es kein Schenkmädchen und der Ladentisch des Vaters entwürdigte auf keine Weise die Tochter. Fast ein ganzes Decennium später trat die schöne Eimsbüttler Mariane unweit Hamburg auf, und ward die Stifterin eines neuen Standes oder Ordens, indem sie als Ladenjungfer in ein Verhältniß zum Publikum trat, und neben der Bewirthung ihrer Gäste, auch die Verpflichtung übernahm, sie zu — amüsiren, was von männlicher Bedienung nicht verlangt wird. Kellner und Marqueurs brauchen nicht liebenswürdig zu sein, Guitarre zu spielen und gebildete Gespräche zu führen. Die schöne Mariane ist in der deutschen Sittengeschichte die erste Comptoirdame, und noch heut florirt sie, sehr alt und deflorirt, die geheimnißvolle Mutter mehrerer offenbaren Kinder in Flottbeck, während in Hamburg alle Schenkmamsells nach ihr Mariane heißen. Wäre Hamburg katholisch, so würde sie

als Schutzheilige daſelbſt von allen Ladenjungfern in Nöthen angerufen werden, nach antiken Begriffen würde ſie deren Schutzgöttin ſein und Opfer empfangen. — Von ſolchen öffentlichen weiblichen Charakteren und deren Verpflichtungen gegen das Publikum wußte man aber damals noch nichts. Es war eine Zeit individueller Selbſtſtändigkeit, und ein Frauenzimmer, welches ein Männergeſchäft zu betreiben vermochte, galt für verſtändig, klug und geiſtreich. Wenigſtens Thusnelda hieß in der ganzen Stadt, ſowohl wegen ihrer Schönheit und ihres Geiſtes, als ihrer Artigkeit und Sittſamkeit halber, die Zierde ihres Geſchlechts, und zur Frühſtückſtunde, vor Anfang, und nach dem Schluſſe des Theaters, war das große prächtige Local ſo überfüllt, daß nicht Stühle genug für alle Gäſte vorhanden waren. Zumal die jungen Herren umgaben dann ſtehend das Büffet, und ſagten mehr Süßigkeiten, als ſie zu ſich

nahmen. — So beliebt wie Thusnelda, so verhaßt war der Koch. Vierzig Jahre lang hatte er geprellt und gestohlen, und sollte auf seine alten Tage Preise halten, und den Gästen nicht mehr abfordern, als sie verzehrt hatten? das war ihm unmöglich. Auch sein großes Haus war meistentheils an solide ledige Herren vermiethet, die er zugleich beköstigte; und so oft er seine Rechnung brachte, gab es Zank; einige junge Leute wurden sogar klagbar, und die Beschwerden gegen ihn häuften sich dermaßen, daß er für gerathen fand, bei Zeiten vom Schauplatz abzutreten, sich in seine Küche zurückzuziehen, und seine Muße dem Lieblingsgeschäfte zu widmen: dem heimlichen Wucher.

Thusnelda führte seitdem das ganze Geschäft. Anfangs sah ihr der Vater scharf auf die Finger, allein Thusnelda rechnete richtig und war redlich. Das Mißtrauen ihres Vaters kränkte sie, sie weinte,

wenn er ihr ein Wort des Argwohns ſagte, und dieſe Thränen rührten den gepuderten Greis mit Zopf und Schnallenſchuhen. Er liebte ſeine Tochter, ohne es zu wiſſen, denn während der vierzig Jahre hatte er ſein Herz am königlichen Küchenheerde ſo ziemlich ausgedörrt. Wirklich fing er an ſich zu geſtehen, daß er ein glücklicher Vater ſei, weil ſeine Tochter ihm ſo vielen Zulauf verſchaffte. Er fing an ihr Vertrauen zu ſchenken, und wunderte ſich nur, daß ein junges Frauenzimmer, welches ſo gut rechnen konnte, gar nicht auf den eignen Vortheil bedacht war. „Sie iſt noch zu unſchuldig," meinte er, „aber, warte, mein Täubchen, ich werde Dir einen reichen, vornehmen Mann verſchaffen, der das Seinige zuſammenhält, und, wenn ich einmal ſterbe, ſo wirſt Du Dich wundern."

Eines Morgens, als Thusnelda allein in der Konditorei war, trat ein ſchlanker

Jüngling, in altdeutſcher Tracht, mit Spitzenkragen, Sammetbarett und bloſſem Halſe in die Konditorei, und erkundigte ſich, ob Zimmer zu vermiethen wären. Thusnelda bejahte, vertraute die Aufſicht über das Büffet einem Burſchen, und führte den Jüngling einige Treppen hinauf. Ein Logis gefiel demſelben beſonders.

„Hier geht ein lang gehegter Wunſch mir in Erfüllung," ſprach er; „mittelſt einiger Vorkehrungen läßt ſich dieſe Kammer völlig verdunkeln, ſo daß ich die Wirkungen des Lichts bei Tageshelle ſtudiren, und Nachtſtücke nach der Natur malen kann. Im nehme dies Zimmer zu jedem Preis; ich bin der Maler Emil Köſter!"

Sie nannte den Preis und begehrte einmonatliche Vorauszahlung. Allein das ſchöne Antlitz des jungen Malers verfinſterte ſich, ſein klares Auge blickte kummervoll und er ſeufzte: „Ich habe doch noch reiflich allerlei zu überlegen."

Er folgte seiner reizenden Führerin wieder in die Konditorei, nahm seinen vorigen Platz wieder ein, und schaute gedankenvoll vor sich hin.

Thusnelda betrachtete ihn. Er glich so sehr dem Jugendbilde Raphaels! Er hatte eben die fein gebogene Nase, den runden frischen Mund, die frommen braunen Augen; er trug sein Haar eben so, und war eben so gekleidet. Allein er war so bleich. Kummer und Sorgen malten sich so rührend in seinen offenen Zügen. Thusnelda hielt, was sie empfand, für Mitleid, und war entschlossen, wider Wissen und Willen ihres Vaters ein gutes Werk zu thun. Sie nahte sich dem Maler und sprach:

„Mein Herr! ich muß um Entschuldigung bitten, weil ich von Vorauszahlung sprach. Wir bedienen uns dieser Vorsicht nur gegen Unbekannte. Bei Ihnen ist sie überflüssig, denn den Namen Emil Köster

habe ich oft gehört. Wenn Ihnen sonst das Zimmer gefällt, so ziehen Sie ein, wann sie wollen."

Das bleiche Antlitz des jungen Malers erheiterte sich mit einem Male wieder. „Ihre Güte, mein Fräulein!" rief er, „verpflichtet mich zur größten Aufrichtigkeit. Ja! Es liegt mir in diesem Augenblicke alles an diesem Logis, und ich bin nicht im Stande, es vorauszuzahlen. Das könnte mich zur Verzweiflung bringen. Wir Künstler verlieben uns in unsre Ideen, und sie machen uns, je nachdem sie sich widerspenstig, oder gefällig erweisen, glücklich oder unglücklich. Die Lichteffecte und die Nachtstücke haben es mir angethan, und deswegen beglückt mich Ihr Anerbieten; bezahlen aber kann ich nicht eher, als bis ich ein Bild vollendet und verkauft."

„Warum sagen Sie mir das?" fragte Thusnelda ernst. „Glauben Sie, ich weiß

nicht, daß Ihnen gerade an dieſem Zimmer liegt? Sie ſagten mir, es erfüllt Ihnen einen langerſehnten Wunſch, und es ſteht leer. Wir ſchätzen es uns zur Ehre, wenn ein Maler, wie Sie, bei uns logirt."

„Sie wiſſen, daß ich ſchon einigen Ruf beſitze," entgegnete Emil, „darum darf ich Ihnen, ohne Beſchämung, eingeſtehen, daß Krankheit, und eine gewiſſe künſtleriſche Sorgloſigkeit mich in große Verlegenheiten gebracht. Ich habe mich ſtets zu ſehr auf mein Talent und meinen Ruf verlaſſen." —

„Mein Herr!" antwortete Thußnelda lachend, „ich bin ein unwiſſendes und ungelehrtes Frauenzimmer, aber wenigſtens gehe ich bisweilen ins Theater und kenne die Bretter, welche, wie Schiller ſagt, die Welt bedeuten. Auch ich habe Oehlenſchlägers Correggio geſehen, und Correggio malte ebenfalls Nachtſtücke und befand ſich

auch in Geldverlegenheit. Glauben Sie deshalb vielleicht, daß wir solche Wirthe sind, wie derjenige, von dem Correggio sein Mittagseſſen holen ließ? Ich bitte uns nicht für Calabreſen zu halten."

So ſprach ſie bald ſtolz, bald ſpöttiſch und zog ſich hinter ihren Ladentiſch zurück. — Aber nicht nur das Angeſicht des Künſtlers erheiterte ſich, auch der Himmel klärte in dieſem Augenblicke ſich auf, die Sonne trat aus den Wolken, ihre Strahlen fielen durch's Fenſter, vergoldeten die Süßigkeiten auf dem Ladentiſch und Thusnelda, die mitten unter ihnen ſaß.

„Hätte ich erſt das Bild vollendet, was mir jetzt vor Augen ſteht," rief der entzückte junge Maler," dies iſt ein glücklicher Tag, darf ich heut noch einziehen?"

„Nach Gefallen!" antwortete ſie und ohne zu wiſſen, wie gut das Sonnenlicht ſie kleidete, rief ſie einen Burſchen, und befahl ihm, das Roulcau herunter zu laſſen.

Der Maler zog ein und brachte täglich mehrere Stunden in der Konditorei zu, um lediglich Thusnelda zu betrachten. In seinem Zimmer zeichnete er sie mit Kreide auf alle Thüren, alles Holzwerk und mit Kohle auf Reißbreter und Cartons. Die Aufwärterin wurde angewiesen, diese Zeichnungen, beim Reinmachen des Zimmers, bei Leibe nicht wegzulöschen. Die Aufwärterin unterließ nicht, Thusnelda wieder zu erzählen, daß das ganze Zimmer des Malers voller Köpfe in allen möglichen Stellungen sei, die alle ihrem Fräulein auf ein Haar glichen. Thusnelda erröthete und lächelte; denn ein schönes Mädchen liebt ihr Portrait wie ihren Spiegel, und von jenem Augenblick an wünschte sie ein ähnliches Bild von sich zu haben. Sie wollte deshalb Emil schon Anträge machen, allein sie wagte es nicht. Er ließ sie niemals aus den Augen, wenn er in der Konditorei war,

und dieſe forſchenden Blicke ſchüchterten ſie ein.

Der erſte Monat verſtrich; von Emil erfolgte keine Zahlung und ſtatt deſſen lief folgender Brief ein: — „Reizendes Fräulein! Raphael und alle italieniſchen Meiſter klagen über die Unvollkommenheit der Natur, und über die wenig wahrhaft ſchönen und edlen weiblichen Geſtalten, die es giebt. Die Natur iſt unvollkommen, aber dennoch ſind Raphael's himmliſche Madonnen lauter Portraits. Er verſtand die Natur, wo ſie dem Künſtler göttliche Ideen ſchenkt, und ihn auffordert, ihre Unvollkommenheit künſtleriſch zu verklären. Dieſes Raphaeliſche Geheimniß — zürnen Sie mir nicht, ſchöne Thusnelda, hat Ihre Geſtalt mir offenbart. Ich weiß jetzt, welche Stellung, welcher Ausdruck, welche Beleuchtung, und welche Umgebungen Sie zu einem Bilde machen, zu einem erſtaunenswerthen, denkwürdigen Malertraum.

Dies holde Räthsel habe ich errathen; in schuldloser Natürlichkeit, in glühender Begeisterung lebt es in mir, lassen Sie mich es vollenden! — Ich habe hier im Hause Alles, was ich wünsche, vielleicht hat auch Dankbarkeit ihren Theil daran, daß dieses schöne Bild mich jetzt so ganz und gar beherrscht. Auch kann ich heut noch meine Schuld nicht abtragen. Vielleicht aber wünschen Sie selbst, Ihr Bild zu besitzen, und da mir jetzt nur daran liegt, es zu malen, will ich es Ihnen für einen Spottpreis lassen. Sobald es vollendet ist, streichen Sie mir meine Rechnung und geben mir neuen Credit. Erkundigen Sie sich, was ein Bild von Emil Köster werth ist und berechnen Sie, was ich noch bis zu nächstem Monat verzehren kann, das Facit wird sein, daß Sie ein solches Bild in Lebensgröße, abgesehen davon, daß es ein Portrait ist, jederzeit für den Preis wieder verkaufen können, und daß der erste

beſte Kunſthändler es Ihnen dafür wieder abnimmt."

Hätte Thusnelda in unſerer Zeit gelebt, es wären vielleicht Portraits, Lithographien, Holzſchnitte, Stahlſtiche von der ſchönen Konditorin in Menge vorhanden geweſen und ein Bild mehr oder weniger hätte für ſie keinen Reiz gehabt. Aber die Lithographie war damals kaum erfunden, die Holzſchneidekunſt hatte eben angefangen ſich zu vervollkommnen. Es gab nur Gemälde und Kupferſtiche und die höchſten Ideen von Kunſt und Künſtlerthum lebten im Volke. Kunſt und Künſtler hatten ſich noch nicht zur Induſtrie verſtanden und zum Handwerk erniedrigt. Freilich gab es auch damals Kunſthandel. Karrikaturen auf Napoleon waren ein gangbarer Artikel, und Blücher, Kleiſt, Wellington, Gneiſenau u. ſ. w. waren die Helden der Zeit. Heldinnen der Zeit gab es damals noch nicht. Königinnen oder Kaiſerinnen: Jo-

sephine, Marie Luise, die schöne Königin von Preußen u. s. w. wurden wohl in Gyps und Kupferstichen verkauft, doch erst im Jahre 1826 gelang es einem Frauenzimmer, solch Aufsehen zu machen, daß man auf Pfeifenköpfen, Zigarrentaschen, Schnupftabaksdosen und Bonbonumschlägen ihr Bild herumtrug. Es war Demoiselle Sonntag: die schöne Henriette, keine Heroine, aber eine Sängerin, welche solch ephemerisch europäisches Aufsehen machte.

Emil's Brief versetzte Thusnelda daher in die größte Freude. Ihr Porträit, welches unstreitig ein Kunstwerk werden mußte, sollte sie für einen Spottpreis haben. Ihr Herz sagte ihr, daß Emil sie mit Liebe malen, und er versprach sogar ausdrücklich in seinem Briefe, daß er sie idealisiren würde. Was ist einem schönen, jungen Mädchen wünschenswerther, als ihre Reize verewigt zu sehen. Sie dachte ohne Grauen an ihr Alter, wo sie, nicht

mehr ſchön und liebenswürdig, den Leuten doch ſagen könnte: So war ich einſt.

Ihre erſte Sorge war jetzt, Emil's Rechnung von neuem zu berichtigen, und zum zweiten Male überſandte ſie den Betrag derſelben ihrem Vater und ließ ſich eine Quittung geben. — Als ſie Emil wieder ſah, ſprach ſie: „Herr Köſter! Mit Freuden erfülle ich Ihren Wunſch. Ich leugne jedoch nicht, daß Ihr Antrag, ſo ſchmeichelhaft er mir einerſeits iſt, von der anderen Seite eben ſo beleidigend erſcheint."

„Beleidigend?" fragte Emil erſchrocken.

„Sie betrachten uns als rohe Menſchen, die ohne Kunſtſinn nur auf Geld ihre Gedanken haben. Ich bin nicht geſonnen, ihre augenblickliche Geldverlegenheit zu benutzen, um wohlfeil zu dem Beſitz eines Portraits zu gelangen. Malen Sie mein Bild und erlauben Sie mir, Ihnen den Preis dafür zu zahlen, den jeder Andere Ihnen dafür zahlen würde, und nach

Ihrer Rechnung fragen Sie nicht wieder, wenn Sie mich nicht beleidigen wollen."

„Ach, schöne Thusnelda," seufzte der aufrichtige Emil. „Ich bin nur Ihres Vaters halber ängstlich. Nach Allem, was ich von ihm gehört habe —"

„Mein Vater hat Feinde, die ihn verleumden. Im Uebrigen führe ich das Geschäft und die Wirthschaft, ich verkaufe hier im Laden, also kann ich auch einkaufen. Ich nehme Ihren Antrag an, bitte aber, meinem Vater nichts eher davon zu zu sagen, als bis das Bild fertig ist. Versprechen Sie mir das!" — Emil versprach es.

Zu einer gewissen Stunde des Tages begab Thusnelda von nun an sich regelmäßig auf das Zimmer des Malers und kniete vor zwei brennenden Altarkerzen in dessen Kammer, welche bis auf ein einziges Fenster verfinstert war. Aus diesem Fenster aber war die Scheibe genommen

und eine bunte, gothiſche Glasmalerei eingeſetzt, um das Sonnenlicht herein zu laſſen. Der Lichtſtrahl fiel über das Haupt der ſchönen Knieenden hinweg auf ein rund gebogenes Stück Pappe, welches eine Säule vorſtellen ſollte und alle Farben des bunten gothiſchen Fenſters auffing. Die ganze Kammer war mit ſpaniſchen Wänden umgeben und mit Teppichen dicht verhängt, damit kein fremdes Licht auf die künſtlich hervorgebrachte doppelte Beleuchtung ſtörend einwirke. Selbſt Emil mußte ſtets einen kleinen Vorhang lüften, um von der Staffelei aus ſein ſchönes Vorbild zu erblicken.

Die Hauptfigur war vollendet, der Hintergrund eine dunkle, bunt-gothiſche Kapelle, leicht übermalt, und Thusnelda durfte jetzt ihr Bild ſehen. — Welch zauberiſche Andacht hatte Emil ihrer Geſtalt verliehen! und die doppelte Beleuchtung hatte eine magiſche, faſt ſymboliſche Wir-

kung. Das warme Licht der Altarkerzen umfloß die holde Beterin wie glühende Andacht, und das reine Sonnenlicht fiel wie Erhöhung über sie hin. — Das Bild war ein gemaltes Liebesgeständniß. Thusnelda erröthete, Emil seufzte; ihre Hände fanden sich, drückten sich, dann begegneten sich ihre Blicke, endlich fanden sich ihre Lippen. „Ewig!" stammelten Beide und Thusnelda fügte mit Thränen hinzu: „Ach, Emil! wir werden sobald nicht glücklich sein." Wie sehr aber auch Emil in sie drang, sich näher zu erklären; sie schwieg aus Zartgefühl und schämte sich, ihm zu sagen, daß ihr Vater sie einem unbemittelten Künstler nie bewilligen würde.

Bald war das Bild vollendet. Emil mußte ausgehen und Thusnelda führte ihren Vater auf dessen Zimmer.

Der alte Hellbern gewann jetzt allerdings eine hohe Meinung von seinem Miethsmanne, der für einen Künstler

ſehr prompt zahlte. Als Thußnelda aber ihre Bitte äußerte, das Bild zu kaufen, verfinſterte ſich plötzlich das bleiche Angeſicht des alten Koches.

„Welch unnütze Verſchwendung!“ brummte er, „Du haſt Dich ja ſelbſt, ſieh Dich im Spiegel.“

Aber hier bin ich ſo ächt künſtleriſch aufgefaßt.

„So ſtecke Dir ein paar Lichter an und wirf Dich auf die Kniee!“

„Ach Gott!“ ſeufzte ſie heimlich, „mein Vater ſpricht ganz wie der Wirth in Oehlenſchläger's Correggio.“ — Sie nahm zu Thränen ihre Zuflucht. „Du ſchlägſt mir jede Bitte ab und ich nütze Dir mehr als andere Töchter ihren Eltern. Welches Vergnügen habe ich? Den ganzen Tag muß ich am Ladentiſche ſtehen. Wann komme ich einmal aus? Freundinnen, Bekannte habe ich gar nicht. Andere Mädchen ſind ſehr glücklich gegen mich.“

„Närrchen! die gebildetsten und feinsten Herren besuchen Dich ja und unterhalten Dich.“ —

„Ja! um mir halbe und ganze Portionen Kaffee zu bezahlen.“

„Machen sie Dir nicht die Cour, erzählen sie Dir nicht alle Stadtneuigkeiten? Was willst Du mehr?“

„Wenn ich darauf hören wollte, so würde ich nicht wissen, was sie verzehren.“

„Wenn Du erst verheirathet bist, wirst Du einsehen, wie gut Du es bei Deinem Vater hattest und wie langweilig das Leben anderer Frauenzimmer ist.“

„Ich will gar nicht heirathen.“

„Bleib bei mir. Das soll mir lieb sein.“

„Aber ich will auch einmal etwas Ueberflüssiges haben. Was habe ich denn? Kaum die nöthige Wäsche. Seit anderhalb Jahren habe ich schon kein neues Kleid bekommen. Ich kann doch nicht

mit Hauskleidern im Laden ſtehen. Ich muß mich wahrlich vor den Gäſten ſchämen."

Der Alte umarmte und küßte ſeine Tochter. „Kaufe Dir ein neues Kleid mein Täubchen, ſo ſchön und fein wie Du willſt. Ein Kleid iſt etwas Nützliches, Kleider mußt Du haben. Aber ein Bild? Macht es Dich ſatt? Macht es Dich klüger? Macht es Dich glücklicher? Sage mir, was nützt Dir das Bild?" —

Emil kehrte heim und fand Thusnelda in Thränen. Voll Zärtlichkeit fragte er, was ihr fehle, und ſie klagte ihm, daß ihr Vater ihr abgeſchlagen habe, das Bild zu kaufen. Emil war ebenfalls beſtürzt darüber. „Ich habe jetzt allerdings einen Käufer für das Bild; der Banquier Goldſchmidt, deſſen Portrait ich male, iſt ganz verſeſſen darauf und hat mir ſchon 200 Louisd'or geboten. Allein ich kann mich von dem Bilde nicht trennen. Ich bin ein

Sklave meiner Launen. Das Geld würde mich unglücklich machen. Das Bild will ich nicht in fremden Händen wissen, und wie ich das Portrait des Banquiers fertig habe, zahle ich meine Rechnung."

Thusnelda betrachtete ihn mit Rührung. „Emil!" rief sie, „Sie sind, wie man die Künstler wünscht und liebt. Ich bin stolz darauf, Ihre Auserwählte zu sein. Aber das Bild behalte ich, mein Vater muß es mir kaufen. Es giebt einen weiblichen Eigensinn, der stets sein Ziel erreicht."

„Behalten Sie es!" versetzte Emil, „wenn es nur hier im Hause bleibt, ich bleibe ja auch hier."

„Aber mir fällt ein, Sie gebrauchen vielleicht Geld; ich habe hier zwanzig Thaler abgezählt, genügt das für heute und morgen? Sie können alsdann mehr erhalten, alles auf Abschlag für das Bild."

„Wie hold und gütig sind Sie," lächelte Emil.

Sie gab ihm zwanzig Thaler, und fügte hinzu: „Sagen Sie mir nur ja, wenn Sie Geld bedürfen. Ich kann Ihnen leider nicht viel auf einmal geben, aber wenn Sie sich das Geringste um meinetwillen versagen, so würde mich das schmerzen. Sein Sie nicht blöde. Ich verlasse mich darauf."

Emil wollte ihre Hand küssen, sie beugte sich über das Büffet und reichte ihm ihre Lippen.

Die Säle der Kunstausstellung waren geöffnet und Alles drängte sich zu Emil's Bild. Es war dem Geschmacke der damaligen Zeit entsprechend, vereinte in sich allen Schmelz und Zauber der Romantik, der doppelte Lichteffect war etwas Neues und Pikantes, und symbolisirte eben so magisch, als glücklich, Andacht und Erhörung. Die schöne Betende war stadt-

bekannt, sprechend ähnlich und doch höchst ideal gehalten. Das Bild entsprach daher den eigensinnigsten Wünschen der Kenner und alle Nichtkenner betrachteten es mit eben so großer Theilnahme. — Nur den Banquier Goldschmidt verdroß es, daß dies Bild solch Aufsehen machte, denn er hatte es nicht nur auf das Bild, sondern auch auf Thusnelda abgesehen.

Er zählte dreißig Jahre, seine Gestalt war vom Wohlleben aufgedunsen und in seinem bleichen Angesichte herrschte die todtkalte Ruhe des Geschäftsmannes, höchstens nahmen seine plumpen Züge bisweilen den kärglichen Ausdruck des Mißmuths und der Uebersättigung an. Dennoch war er erregbar und sogar empfindlich und leidenschaftlich, aber seine ganze Sensibilität war der Ehrgeiz. Er wollte nicht nur reich sondern auch angesehen sein; der Besitz eines ungeheuren Vermögens genügte ihm nicht, er wollte auch damit glänzen und blenden.

Als Garçon konnte er länger nicht mehr fortleben, die Freuden des Junggesellenstandes hatte er erschöpft, er war es seiner Firma schuldig, eine Frau zu nehmen, und ein Haus zu machen, und daß er heirathen mußte, war ihm fatal. Der unschöne Sohn jüdischer Eltern hatte schon manchen Korb von reichen christlichen Erbinnen bekommen und in jener hochromantischen Zeit wo, es wieder altdeutsche Trachten, Turnübungen und Judenverfolgungen mit Hephepgeschrei gab, wollte er keine jüdische Banquierstochter; das Judenthum machte ihm in seiner Familie schon genug zu schaffen.

„Was soll ich mit einer reichen Frau?" philosophirte er — „Ich heirathe nicht für mein Komptoir; ich heirathe für mich, für mein Haus und für mein Ansehen in der Welt. Ich habe Geld, Credit, Talent, womit ich in wenigen Jahren so viel gewinnen kann, als eine reiche Frau mir zu-

bringt. Ich will daher aus Liebe heirathen."

Er liebte freilich auf ganz eigenthümliche Art! Seine letzte erst kürzlich verabschiedete Maitresse war eine Tänzerin, die ihm viel Geld gekostet. Aber Geld mußte sie ihm kosten, das brachte sein Rang und seine Stellung mit sich. Alles, was er hatte, mußte theuer und werthvoll sein; denn Werth ist Geld, nur in anderer Form. Auch seine Gattin sollte seinem Range und seiner Stellung entsprechen, entweder durch ihren Reichthum, oder in anderer Form; sie mußte schön, liebenswürdig, gebildet sein, damit sie ihm Ehre machte, wie seine Equipage, sein prächtiges Haus, seine Präciosen und Alles, was er besaß. Sie sollte die Zierde ihres Geschlechts sein, um deren Besitz man ihn glücklich schätzen und ihn beneiden würde.

Solch eine Zierde ihres Geschlechts war Thusnelda. — Daß ein Banquier

eine Konditorstochter heirathete, konnte damals auch im entferntesten nicht als eine Mesalliance angesehen werden, denn der Geldadel hatte sich eben erst zu bilden angefangen; während der Franzosenherrschaft zeigte Niemand seinen Reichthum, und sobald vergaß man es mit einem Male so anspruchvollen Negocianten nicht, daß sie vor dem Kriege Hausirer und Schmuggler waren. Inclinationsheirathen aber gehörten zur Tagesordnung. Carl Goldschmidt wußte zwar, daß Thusnelda bereits eine gewisse Inclination habe, allein er kannte den alten Hellborn, der diese Verbindung nimmermehr zugeben würde und er dachte bei sich: „Thusnelda hat Geist, sie wird einsehen, welch ein Unterschied zwischen einem Millionär und einem Maler ist, und ihr Glück nicht von sich stoßen." —

Eines Morgens bei guter Zeit begab er sich daher in die Konditorei. Herrlich geschmückt, in einem bunten, neuen Kleide

ſaß Thusnelda heute mitten unter den Süßigkeiten und Delicateſſen, und wartete auf Emil, der ihr verſprochen hatte, ſie nach der Kunſtausſtellung zu führen. Der Banquier trat ein, ſah ſich wie verwundert in dem leeren Locale um, und fragte: „Es iſt wohl noch ſehr früh?"

Thusnelda blickte nach der Ladenuhr und ſprach: „Fünf Minuten über halb Eilf."

— „Entſchuldigen Sie, mein Fräulein, es iſt acht Minuten darüber," — entgegnete der Banquier und zog eine unheure ſilberne Uhr aus der Taſche, welche er ihr zeigte. „Auf meine Uhr kann ich mich verlaſſen," fuhr er fort. „Es iſt ein engliſcher Zeitmeſſer und differirt im ganzen Jahre kaum drei Sekunden. Er geht auf Diamanten und koſtet in London hundert Pfund Fabrikpreis."

Thusnelda antwortete nicht und der Banquier ſetzte ſich in der Nähe des Büffets. „Wiſſen Sie, mein ſchönes Fräulein,

fuhr er fort, die Uhr noch immer in der Hand, — „in wiefern Sie meiner Uhr gleichen?"

„Wollen Sie ein altes französisches Kompliment ins Deutsche übersetzen?"

„Welches meinen Sie?"

„Eine Uhr zeigt die Stunden, welche Sie bei mir vergessen."

„Das wäre ein Unterschied, aber keine Aehnlichkeit. Sie unterscheiden sich von dieser Uhr, welche nur ein geringes Gehäuse hat, dadurch, daß Ihr Aeußeres ein prachtvolles ist; aber gleich wie das Werk dieser Uhr bei weitem das Gehäuse übertrifft, also übersteigt Ihr innerer Werth noch Alles, was das Auge an ihrer angenehmen Figur bewundern muß."

„Jemand, der eine so richtig gehende Uhr besitzt, sollte seine Zeit besser in Acht nehmen und nicht mit fruchtlosen Komplimenten verderben."

„Es sind keine Komplimente, mein

Fräulein, ich ſage die reine Wahrheit. Wer den Geiſt und die Tugend eines Frauenzimmers zu ſchätzen weiß, wird eingeſtehen müſſen, daß Sie auch in dieſer Hinſicht die Vollkommenheit ſelbſt ſind."

Thusnelda bereitete ein Glas Limonade und brachte es dem Banquier.

„Ich habe keine Limonade beſtellt, mein Fräulein!"

„Trinken ſie nur."

„Sie ſind ſehr gütig, aber ich wünſche Negos."

„Limonade wird Ihnen beſſer bekommen."

„Nein, mein Fräulein, ich bin gewohnt des Morgens etwas Warmes zu mir zu nehmen."

Thusnelda nahm die Limonade und brachte ihm Negos. Der Banquier hatte immer noch ſeine Uhr in der Hand. „Wiſſen Sie," hub er von Neuem an, „daß ich

Ihnen ſagen möchte, was ich von dieſer Uhr ſagen kann?"

„Was denn?" fragte ſie verdrießlich.

„Daß Sie mein wären!" lächelte Herr Goldſchmidt, ſchob die Uhr endlich in ſeine breite Uhrtaſche und klimperte ſelbſtzufrieden mit den Berloques.

Thusnelda brachte ihm die Limonade wieder und ſprach: „Trinken Sie doch lieber Limonade."

Jetzt erſt verſtand ſie der Banquier. Zum Ueberfluß trat auch Emil ein, feſtlich gekleidet; Thusnelda's Geſicht erheiterte ſich, ſie ſetzte ihren Hut vor dem Spiegel auf, warf ihren Shawl um, zog ihre Handſchuhe an und klingelte, damit ihr Vater inzwiſchen das Büffet beaufſichtige; dann hing ſie ſich an Emil's Arm und ging, ohne den Banquier eines Grußes zu würdigen.

Der alte Hellborn kam aus dem Souterrain, ganz weiß gekleidet, bleich und

feist, und doch sehr runzelig; mit rothen Augen, glich er einem garstigen Küchengespenste. — Es giebt keine unästhetischeren Geschöpfe, als alte Köche. Sie sehen sehr reinlich und doch sehr unappetitlich aus. — Als er den Banquier erblickte, ward er freundlich und grüßte sehr verbindlich. Geldmenschen erkennen und verstehen sich leicht. Freilich giebt es zweierlei Geiz. Der Banquier war ein prächtiger, der Koch ein schmutziger Geizhals, aber sie achteten einander ihrer soliden Sympathien halber.

Herr Goldschmidt bezahlte seinen Negos. Hellborn steckte das Viergroschenstück in eine besondere Tasche; denn das Geld eines Millionairs ist ein gesegnetes und muß Glück bringen.

„Ich weiß nicht, ob ich die Limonade auch bezahlen soll," hub der Banquier an. „Ihre liebe Thusnelda hat sie mir eingeschenkt, ohne daß ich sie verlangte. Das reizende Kind that es, um meine Liebes-

glut abzukühlen. Ich warb um die Hand Ihrer Tochter."

„Hm!" verſetzte Hellborn und machte große Augen. „Sie iſt noch jung — hat keinen Verſtand. Die Weibsbilder heuer denken, daß ſie mit ihren Zu- und Abneigungen die Welt regieren. Proſit die Mahlzeit! Wir leben nicht in Ritterzeiten."

„Wie es ſcheint, hat ſie eine Liaiſon mit einem jungen Maler?"

„Kindereien!"

„Die ganze Stadt ſpricht davon."

„Das macht das Bild, das verwünſchte Bild. Ich werde es kaufen müſſen; dann entferne ich den jungen Maler aus dem Hauſe, wir warten einige Zeit, bis die Stadtgeſpräche aufhören, und, haben Sie ſich bis dahin nicht eines anderen beſonnen, ſo bringen wir unſere Sache in Ordnung."

„Sie werden das Bild nicht kaufen können. Er ſpricht, es ſei ihm nicht feil."

Dem alten Hellborn fiel ein, daß ſeine Tochter das Bild für ſich verlangt habe. „Mir wird er es ſchon ablaſſen," ſprach er.

„Ich habe ihm zweihundert Louisd'or angeboten."

„Iſt's möglich? zweihundert Louisd'or für das Bild?"

„So viel iſt mir das Bild Ihrer liebenswürdigen Tochter werth, wenn ich es dafür bekomme."

„Soll ich das Bild für zweihundert Louisd'or für Sie kaufen?"

„Ja!"

Ein „Ja" des Banquier Goldſchmidt genügte. „Wohlan," ſprach Hellborn „in vier Wochen iſt meine Tochter Ihre Braut."

Sehr beruhigt empfahl ſich der Banquier und der alte Koch ging verdrießlich in ſeinem Locale auf und nieder.

„Alſo ernſthaft iſt die Geſchichte," murmelte er vor ſich hin. „Der junge Maler iſt kein bloßer Lungerer, der mit mei-

nem ſchönen Mädchen liebelt, damit ſie ihm einmal ein Stückchen Torte und ein Gläschen Liqueur anzurechnen vergißt. Nein! Ein Feinſchmecker, ſpürt er ſich die beſte Süßigkeit, die feinſte Delicateſſe an meinem Schenktiſch aus, als könnte er mit Geringerem nicht vorlieb nehmen. — Und ſolche unverſchämte Lüſternheit ſollte ihr Ziel erreichen? Mein Geld, was ich mit Sorgen und Noth, mit Mühe, Fleiß und Entbehrungen aller Art mir ſauer erworben, um das ich mir Neid und Feindſchaft, Haß und Fluch zugezogen, dies ſchöne Haus, mein glänzendes Geſchäft, das Alles will der junge Herr ſo glattweg einſtreichen und die Liebe eines ſchönen Mädchens, ihre zärtlichen Küſſe, Schmeichelworte, Händedrücke, ſollen das an ſich Begehrenswerthe ihm noch verſüßen? Aber wir leben nicht in einem Schlaraffenlande. Nein, junger Herr! Ich habe nichts dawider, daß Sie meiner Tochter die Cour machen.

Mein Thuschen ist ein braves, verständiges Kind und Mädchen, in ihrem Alter gönnt man ihr einen Zeitvertreib und läßt sie hie und da ein bischen liebeln. Aber ernsthaft muß es nicht werden, denn meine Tochter hat Geld, und Geld ist kein Spaß. Der Banquier Goldschmidt ist ein würdiger Tochtermann, bei dem nicht nur meine Tochter, sondern auch mein Geld versorgt ist. Er hat keine frommen blitzenden Augen, ist nicht fein und schlank gebaut und hat auch weder Geist noch Talent. Aber er ist ein Millionair. Respekt vor einem Millionair. Denn wenn man alle Jahre auf 10,000 Thaler spart, so braucht man ein Jahrhundert, um ein Millionair zu werden. Mein Thuschen soll eine Millionairin werden durch ein einziges Ja.

Die Limonade stand immer noch ungenossen da; er trank sie langsam und in kleinen Zügen aus.

Stolz und glücklich ging Emil an der Seite der schönen Geliebten. Sein kränkliches Ansehen war verschwunden, er glich einem jungen Raphael und wer das schöne Paar, das ganz für einander zu leben schien, so dahin gehen sah, der mußte sie für Neuverlobte halten, hatte seine Freude daran und gratulirte in der Stille.

Wie glücklich aber sich auch Emil fühlte und was seine reiche Phantasie von der Zukunft wünschen und träumen mochte, ihm ahnete nicht wie viel Glück und Ehre der nächste Augenblick ihm bringen würde. —

Sein Bild hing in dem ersten großen Saale, aber diesmal war kein Gedränge umher. Nur zwei Herren, der eine in Generals-, der andere in Majorsuniform standen davor und die Menge hielt sich in ehrerbietiger Entfernung. Als das schöne Paar eintrat, flüsterte es leise: der „Maler und sein Modell" und auch die Herren in

Uniform ſchienen das Geflüſter zu vernehmen; ſie wandten ſich. Es war der König mit ſeinem Adjutanten. Rechts und links trat Alles ehrfurchtsvoll zur Seite, nur Emil und Thusnelda konnten ſo raſch nicht ausweichen. Der König kam gerade auf ſie zu, blieb ſtehen und ſprach vornehm laconiſch, erſt zu Emil: „Brave Arbeit, Jung ſein. Es weit bringen.“ Dann zu Thusnelda: „Schönes Mädchen! ſehr ähnlich.“ Alle Zeugen dieſes Auftritts waren von der Gnade und Leutſeligkeit des Königs ſehr erbaut, die laconiſchen Worte gingen in tauſendfältigen Wiederhallungen von Munde zu Munde. Emil und Thusnelda erhielten Komplimente, Glückwünſche und man betrachtete und nannte ſie, ohne Hehl, Braut und Bräutigam.

„Unſer Geheimniß hat ſich enthüllt,“ flüſterte der entzückte Maler der Geliebten zu. „Unſer Bild hat unſern ſchönen Seelenbund verrathen.“

„Und die Welt billigt ihn und die Gnade des Königs hat ihn geweiht," fügte Thusnelda erröthend hinzu. „Wir dürfen stolz sein."

„Wollen wir nicht nach Hause, uns Ihrem Vater zu Füßen zu werfen?"

„Ueberlassen Sie mir das, bester Freund. Mein Vater hat seine Eigenheiten, die geschont werden müssen und hegen Sie keine zu kühne Hoffnungen. Bauen wir auf unsere Treue und verlassen wir uns auf unsere Geduld."

Wir sind Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, es läßt sich nichts mehr verheimlichen.

„Schlimm genug: wer weiß, was uns bevorsteht, denken wir jetzt nicht daran. Ich komme so selten aus, lieber Emil! für mich ist heut ein Festtag. Obendrein befinde ich mich hier in der Welt, in welcher Sie stets leben, in der Welt der bunten Malerträume. Machen Sie mich hei-

miſch darin, beſter Freund, erklären Sie mir die Bilder."

Emil hatte nur Augen für die Geliebte. Die Frauen machen keine ſonderliche Figur in einem Bilderſaale, gegenüber den prächtig kolorirten poetiſchen Malerphantaſieen; Thusnelda aber, ſchön geſchmückt und bunt, beinahe phantaſtiſch gekleidet, mit ihrem merkwürdig friſchem Colorit und beſeelt von Glück, Stolz und Liebeswonne behauptete ſich ganz wacker neben den prachtvollen Idealen. Das wirkliche Mädchen an der Seite des ſchwärmeriſchen Geliebten erſchien verklärt zu einem Kunſtwerk; Emil verhehlte ihr das nicht, was er ihr von den Bildern erzählte, lief meiſtentheils in ein Kompliment auf ſie aus.

Die Glücklichen kehrten endlich heim und trennten ſich.

„Thuschen! Du bist doch eine dumme Gans," begrüßte der alte Koch seine Tochter. „Männer wie der Banquier Goldschmidt, wenn sie rechtschaffen anfragen, werden nicht mit einem Glas Limonade abgespeist."

Thusnelda sah ihren Vater erröthend an und sprach! „Lieber Vater, ich habe gewählt! Alle Welt billigt meine Wahl und Seine Majestät der König geruhten huldvoll unserm Bunde zu lächeln.

Was sprichst Du von Welt und König. Du schwärmst. Ihr Bürgermädchen heutigen Tages bildet Euch ein, Eure Zu- und Abneigung regiere die Welt, aber wir leben nicht in Ritterzeiten, Du mußt Deinem Vater gehorchen und den nehmen, den ich Dir aussuche.

Doch Thusnelda beschrieb ihm, was ihr auf der Kunstausstellung begegnet war und schien so stolz und glücklich, das der schlaue alte Koch wohl einsah, wie mit Mäd-

chen in dieſem Alter, wenn ſie ſolche Spra-
che führen kein Auskommen ſei, und kein
verſtändig Wort ſich reden laſſe. Er ſpielte
daher den zärtlichen Vater und ſprach:
„Wohlan, mein liebes Kind, Du biſt meine
einzige Tochter, ich darf Dein Glück nicht
ſtören. Aber Emil iſt arm, wovon will
er Dich ernähren?"

„Er hat ſeine Künſtlerlaufbahn glän-
zend begonnen, zwei Jahre in Rom werden
ſein Glück, ſeinen Ruhm vollenden, dann
kehrt er wieder und zu ſolch einem Schwie-
gerſohn magſt Du Dir Glück wünſchen
lieber Vater, denn es giebt viele Millionairs
auf der Welt, aber es giebt nur einen
Emil Köſter."

„Das läßt ſich hören," ſprach der Alte,
„aber wann will er abreiſen?"

„Sobald er noch einige Bilder gemalt
um die nöthigen Mittel zu einer ſo koſt-
ſpieligen Reiſe zu erwerben. Für ſeine

Bilder bekömmt er, was er will; ſein Talent macht ihn reich."

„Aber wirſt Du zwei ganze Jahre ihm treu bleiben? Bedenke Kind, Herr Goldſchmidt iſt ein Millionair."

„Mein Vater!" entgegnete Thusnelda, „Emil hat durch ein einziges Bild ſich und mich unſterblich gemacht.. Sein Leben iſt jetzt ein Geſchichtliches und ſoll es dereinſtens in den Annalen der Kunſtgeſchichte heißen. Das Mädchen, welches dieſes Bild darſtellt, war die erſte Liebe des berühmten Malers; bald vergaß ſie den damals noch unbekannten Jüngling und opferte ihn den vollen Geldſäcken eines Millionairs. Eh' ich als ſolch ein Muſter weiblicher Falſchheit und niedriger Geſinnung in der Kunſtgeſchichte daſtehe, möchte ich heut noch ſterben, oder gar nicht geboren ſein."

„Das ſind ſchöne und edle Geſinnungen, meine Tochter," ſprach der alte Koch

„und wenn Dein Jüngling eben so denkt, so sollt Ihr ein Pärchen werden. Ich werde mit ihm reden. Er küßte seine Tochter und sein Plan war fertig."

Hellborn gehörte nicht der romantischen Zeit, sondern der altfränkischen Zopfperiode an. Damals galt eine Liebschaft für nichts anderes als eine Intrigue. Erfolgte eine Heirath, so war der Liebhaber betrogen; erfolgte keine, so war das Mädchen angeführt. Sonst heirathete man auch ein Mädchen ihres Geldes halber, oder verabschiedete einen Liebhaber, der weder Rang noch Vermögen hatte. Hellborn, abgesehen davon, daß Intrigue ihm zur andern Natur geworden, wollte das Beste seiner Tochter. Sie sollte sich nicht mit einem armen Künstler verplämpern, vielmehr sollte ein Millionair mit ihr angeführt werden, und vor seinem Tode sollte der verliebte Banquier gewiß keinen Heller von seinem theuren,

mühſelig errungenen und erſparten Schatze erblicken.

Er ſchritt ans Werk. Er hatte die Geſchicklichkeit, alle Hände täuſchend nachzuahmen und hatte ſich dieſer Kunſt öfters ſchon mit beſonderem Glücke bedient. Nach einigen Verſuchen gelang es ihm, einen Brief zuſammenzuſchreiben, der ziemlich ausſah, als habe Thusnelda ihn geſchrieben und der wenigſtens gut genug war, den harmloſen Emil zu täuſchen. Hierauf ließ er den jungen Maler rufen, unter dem Vorwande, wegen des Bildes mit ihm zu unterhandeln.

„Das Bild iſt mir nicht feil," verſetzte der ſtolze Künſtler. „Es ſei denn, Sie wollten es kaufen."

„Ich will es eben kaufen."

„Aber für Ihr Fräulein Tochter?"

„Natürlich!"

„Wenn das iſt, Herr Hellborn, ſo quittiren Sie meine Rechnung und geben

Sie mir neuen Credit. Ich habe dieſen Preis mit Ihrem Fräulein Tochter verabredet."

Der Alte horchte hoch auf: „Was glauben Sie ungefähr mir ſchuldig zu ſein? Ich bin ein alter Mann, mein Gedächtniß iſt ſchwach."

„Koſt und Logis, ſo lange ich hier wohne, und zwanzig Thaler, die mir Fräulein Thusnelda einmal baar gegeben. Nicht wahr? ich übertheuere Sie nicht."

Der Handel fing an, dem Alten intereſſant zu werden. „Sieh da!" dachte er, „mein Täubchen will ihren alten Fuchs von Vater prellen, allein der Fuchs iſt zu alt, er geht nicht mehr in die Falle. Warte Täubchen! Du ſollſt ſehen, daß dein Vater nicht umſonſt vierzig Jahre lang in der königlichen Küche gedient hat." — Er trat an ſein Pult, ſchlug ſein Conto-Buch auf und brummte: „2—2—0 Köſter, Herr Emil Köſter. — Wollen Sie gefälligſt

näher treten, mein Herr. Sehen Sie hier Ihre Rechnungen quittirt. Ich habe keine Zahlung von Ihnen erwartet. Gott sei Dank, ich bin nicht der Mann, der auf einen einzelnen Gast angewiesen ist. Ich beherberge und beköstige auch wohl einmal einen armen talent- und hoffnungsvollen Künstler ein paar Monate lang gratis."

Emil betrachtete ihn mit Erstaunen. „Ihre Gesinnungen sind sehr löblich," sprach er, „aber ich bin niemals in der Lage gewesen, mir Wohlthaten gefallen lassen zu müssen."

„Mein Herr! Arm und krank zogen Sie hier ein. Ich beherbergte und beköstigte sie, ohne nach Zahlung zu fragen wie es Menschenpflicht ist. Sie aber haben nicht an mir gehandelt, wie es recht ist. Hinter meinem Rücken spannen Sie ein Liebesverhältniß mit meiner Tochter an! Was haben Sie für Absichten? Wovon wollen Sie meine Tochter ernähren?

Wollen Sie von dem Gelde meiner Tochter leben? Soll sie zeitlebens am Schenktiſche ſtehen? Soll ſie mit Kindern an der Bruſt Gäſte bedienen?"

Emil entgegnete mit Faſſung: „Ich verlaſſe mich auf mein Talent! Und Sie werden mich nicht für einen Abenteurer oder Glücksritter halten."

„Gedanken ſind zollfrei."

„Ihr Fräulein Tochter hat mir heut verſprochen, Ihnen Alles zu entdecken."

„Das hat ſie gethan, wie ein rechtſchaffenes Mädchen."

„Nun, mein Herr!"

„Und ich bin entſchloſſen, der Sache raſch ein Ende zu machen."

„Ein Ende?" fragte Emil erblaſſend.

„Ja! und ein raſches! Sie haben meiner Tochter verſprochen, in zwei Jahren ein gemachter Mann zu ſein."

„Dies Verſprechen konnte ich mit gutem Gewiſſen geben."

„Dieſe zwei Jahre wollen Sie in Rom zubringen, aber es fehlt Ihnen an Reiſegeld.“

„Es wird mir nicht lange fehlen. Bisher habe ich das Geld verachtet, es ward mir zu leicht, es zu erwerben. Seit ich Thusnelda liebe, ſchätze ich den Werth des Geldes und wünſche mir Reichthum.“

„Es ſoll Ihnen an Geld nicht fehlen. Deshalb will ich Ihnen das Bild abkaufen, genügen Ihnen zweihundert Louisd'or? ich weiß, ſo viel wurde Ihnen dafür geboten.“

„Edler, großmüthiger Mann!“ rief Emil und wollte ihn umarmen.

„Nicht ſo haſtig, junger Freund. Eh' ich Sie meinen Schwiegerſohn nenne, müſſen Sie ein gemachter Mann ſein. Empfangen Sie Ihr Geld; um Sie nicht zu beſchämen, will ich Ihnen abziehen, was Sie hier im Hauſe ſchuldig ſind. Aber reiſen Sie augenblicklich.“

„Augenblicklich?"

„Ja! dies Verhältniß mit meiner Tochter iſt kein ehrenvolles. Sind Sie ein Mann von Ehre, ſo ſchonen Sie den guten Ruf Ihrer Braut."

„Ich reiſe, nur einmal will ich Thusnelda noch ſehen und ihr Lebewohl ſagen."

„Nein, platterdings nicht! Ja, wären Sie gleich zu mir gekommen und hätten frei und rechtſchaffen ſich erklärt, da wär's ein Anderes geweſen. Nun ich aber der Letzte bin, der erfährt, was ſchon die ganze Stadt weiß, was vielleicht ſchon Sr. Majeſtät dem König zu Ohren gekommen, ſage ich: Nein! In Ihrer jetzigen Lage ſind Sie kein Freier für meine Tochter und ich dulde dies Verhältniß nicht. Aber reiſen Sie. Kommen Sie als ein geachteter berühmter Künſtler wieder, ſo iſt's ein Anderes. Uebrigens thun Sie, was Sie wollen. Nur verlaſſen Sie mein Haus, das kann ich mit Recht

verlangen, denn Sie ſind mir Koſt und Miethe ſchuldig."

„Und ich ſoll Thusnelda kein Wort des Lebewohls ſagen?"

„Thun Sie es ſchriftlich. Dies ſchreibt meine Tochter an Sie." Hiermit überreichte er ihm den nachgemachten Brief und Emil las:

Geliebter meiner Seele!

„Mein Vater willigt in unſere Verbindung, aber unter grauſamen Bedingungen. Ich ſoll Dich nicht eher wiederſehen, als bis Du Dein Ziel erreicht haſt. Ich habe es ihm verſprochen. Wohlan, Geliebter! liegt Dir an meinem Beſitze, ſo reiſe bald! — Was ich leide, wage ich mir ſelbſt nicht einzugeſtehen, geſchweige, es dem Auge meines Vaters darzulegen, der unſere Briefe leſen will. Schreiben dürfen wir uns, aber unſere Briefe gehen durch ſeine Hände. Reiſe bald! Es iſt mir unerträglich, Dich ſo nahe zu wiſſen,

ohne Dich ſehen zu können; aber Zeit und Entfernung werden den Trennungsſchmerz lindern. Schreibe mir bald. Ewig Deine Thusnelda."

Nachſchrift. „Hier auf den bezeichneten Fleck habe ich meine Lippen gedrückt, der Kuß gilt Dir."

Zwar hatte Thusnelda den Geliebten noch niemals Du genannt, der getäuſchte Künſtler aber drückte den Brief lautſchluchzend an die Lippen und benetzte ihn mit ſeinen Thränen. „Ich reiſe augenblicklich!" rief er, „ſie begehrt es." Er wollte das Zimmer verlaſſen.

„Nehmen Sie doch erſt Ihr Geld und ſchreiben Sie mir eine Quittung."

„Ich unterzeichne Alles, was Sie mir vorlegen."

Der Alte ſchrieb: „Hiermit quittire ich den Empfang von zweihundert Louisd'or als Kaufpreis für mein auf der Kunſtausſtellung befindliches Bild: „„die ſchöne Be-

terin,"" welches am Schluſſe der Kunſtausſtellung dem Inhaber dieſes Scheines abzuliefern iſt." Emil unterzeichnete und nach Abzug des Betrags ſeiner Rechnung zählte der Alte die Goldſtücke richtig auf, nur daß ſie nicht vollwichtig waren und auch Münzen geringeren Werthes mit unterliefen.

Emil hatte kaum den Rücken gewandt, als er vergnügt ſich die Hände rieb und ſprach: „Es iſt gar keine Kunſt, ein Liebespärchen der heutigen Zeit zu trennen. Vor lauter Liebe verſtändigen ſie ſich nicht mit einander und mein Thuschen hat aus lauter Zartgefühl ihrem Herzallerliebſten verſchwiegen, daß ſie ſeine Wohlthäterin iſt."

Mit verweinten Augen kehrte Emil wieder und reichte dem Alten einen offenen Brief folgenden Inhalts:

Holde Geliebte! „Sie wollen meine augenblickliche Entfernung und ich gehorche, wenn auch mit blutendem Herzen. Thus-

nelda! soll ich in der Welt der Illusionen leben und etwas bedeuten, so bedarf ich eines Haltes, der mich mit der Wirklichkeit verbindet. Dieser feste Punkt außer mir sind Sie: meine irdische Wohlfahrt, mein Glück, mein Alles. Alles Andere ist mühseliges Ringen des Ehrgeizes und der Selbstsucht. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Emil."

„Ich hoffe," sprach der Alte, „daß dies der erste Brief ist, den Sie meiner Tochter schreiben."

„Nur einmal bat ich sie schriftlich, sich von mir malen zu lassen."

Der alte Koch wußte jetzt, daß er Emil's Hand ebenfalls nachahmen mußte. Der Maler warf sich stürmisch an seine Brust. „Noch eine Bitte!" rief er, „lassen Sie meine Wäsche und Kleiderpacke auf die Post senden, ich vermag es nicht. Alles Andere bleibt hier."

„Fassung! Fassung! junger Mann,"

entgegnete der Alte, ſeine Umarmung erwiedernd. „Ein Mann muß in jeder Lage des Lebens Muth und Standhaftigkeit beweiſen.“

Emil ſchied und der Alte lächelte: „Kurios! die heutige Jugend fühlt nur, aber denkt nicht. Zu meiner Zeit war's umgekehrt. Ich glaube, dieſe Generation holt nach, was wir verſäumt haben. Es iſt aber doch beſſer, gleich in der Jugend verſtändig zu ſein und im Alter erſt zu merken, was Empfindung iſt, als die Jugend mit allerlei Gefühlsrauſch zu durchraſen und erſt bei grauen Haaren Erfahrungen zu machen.

Am folgenden Morgen erzählte die Aufwärterin ihrem Fräulein, daß der junge Maler die Nacht nicht zu Hauſe geſchlafen und daß ſein Koffer nebſt Kleidern und Wäſche fehlte, auch übergab ſie ihr einen Brief mit der Aufſchrift: „an Fräulein

Thusnelda Hellborn," der sich auf dessen Zimmer gefunden.

Thusnelda las: „Reizendes Mädchen, Sie verkennen mich und ich selber habe mich verkannt. Ich liebe Sie allerdings, aber Sie zu heirathen, würde meine Carriere stören, auch würde ich Sie nicht glücklich machen, denn Künstler sind schlechte Ehemänner und Sie wissen, wie leichtsinnig ich bin. — Ihr Bild ist bis jetzt mein schönstes und liebstes Ideal, allein es ist vollendet und ich brauche neue Ideale. Ich fliehe Sie, denn Sie sind zu gefährlich. Ich darf Sie nicht sehen, denn Ihr Anblick würde meinen kühnen Entschluß vernichten. Ich verkaufe mein Bild dem Banquier Goldschmidt, um das nöthige Reisegeld zu erhalten und werde von Rom aus meine Schuld bei Ihnen berichtigen. Ewig in Freundschaft und Dankbarkeit Ihrer gedenkend

Emil Köster."

Thusnelda drückte krampfhaft das Schreiben zusammen und sprach zur Aufwärterin: „Rufe den Vater, damit er heut auf den Laden achte, ich befinde mich unwohl und bleibe auf meinem Zimmer."

Voller Besorgniß eilte der Alte zu seiner Tochter und fand sie weinend im Bette liegen.

„Thuschen!" sprach er, „Du willst doch nicht die altdeutsche Normaljungfrau sein wollen und Dich aus Liebe todtgrämen? Es ist nicht so leicht wie es die Romanschreiber machen; zu neunzehn Jahren sich todt zu grämen, wäre ein Kunststück der Liebe, und Du wirst mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, denn Du hast eine gute Constitution."

„Ach!" seufzte Thusnelda, „ich wollte mich nicht grämen, ich wollte mich freuen und heiter sein, hätte ich dem Unwürdigen nur nicht creditirt." — Sie erzählte, auf welche Weise sie mit Emil übereingekom-

men, ſich malen zu laſſen, wie ſie ſeine Rechnungen ſtets aus der Ladenkaſſe bezahlt und jetzt den Vorwürfen ihres Gewiſſens Preis gegeben ſei, um ſeinetwillen die Kaſſe ihres Vaters angegriffen zu haben. „Ich weiß mich nicht mehr zu retten," fügte ſie hinzu, „denn wenn ich auch all' meinen Schmuck und alle meine Kleider verkaufen wollte, ſo kommen keine 105 Thlr. 16 Groſchen heraus."

„Iſt es nur das!" entgegnete lächelnd der alte Koch, „ſo beruhige Dich, mein Thuschen, dies iſt höchſtens ein Hausdiebſtahl, ich verzeihe ihn Dir und Du biſt wieder ehrlich!"

Aber dieſe Worte berührten Thusnelda auf's Empfindlichſte. Sie trocknete mit einem Male ihre Thränen und bleich und tonlos bat ſie ihren Vater, er möge ſie verlaſſen, ſie wolle aufſtehen, ſich ankleiden und wieder an ihr Geſchäft gehen.

Bald darauf erſchien ſie wirklich auch

am Schenktiſch und der alte Koch verließ ſein Haus und begab ſich geraden Weges zum Banquier Goldſchmidt.

„Herr Goldſchmidt!“ hub er an, „ich bin reicher als man weiß. Mein Haus iſt ſchuldenfrei, außerdem habe ich ein anſehnliches Capital in werthvollen Pfändern, ſichern Schuldbriefen und im baaren Gelde liegen. Mein Geſchäft, wenn ich es verpachte, rentirt mir 2 -- 3000 Thlr., und das alles gehört nach meinem Tode meiner Tochter. Sind Sie noch geſonnen ſie zu heirathen, ſo gebe ich meinen Segen dazu, meine Tochter iſt jetzt frei.“

„Sie iſt frei?“

„Stellen Sie ſich vor, ich habe verabredetermaßen das Bild gekauft für 200 Louisd'or. Kaum aber hatte der Windbeutel das Geld in den Händen, als er bei Nacht und Nebel ſich auf und davon machte, mit Hinterlaſſung einiger nicht unbeträchtlicher Schulden. Wenn Sie jetzt ihren

Antrag wiederholen, werden Sie mein Thuschen sehr willfährig finden. Schmieden Sie das Eisen, weil es warm ist. Ich selber wünsche, wie Sie leicht denken können, die Sache beschleunigt zu sehen, eh' etwas von der dummen Geschichte mit dem Maler in's Publikum kommt.

Der Banquier war zu Allem erbötig, denn seine Zukünftige war nicht nur werthvoll in anderer Form als Zierde ihres Geschlechts, sie war auch werthvoll an sich als reiche Erbin.

Thusnelda indessen hatte sich mit ihrem Gewissen versöhnt. „Warum sollte ich nicht ehrlich seyn? Wo ist der Hausdiebstahl?" fragte sie sich. Ich habe dem Maler allerdings hinter dem Rücken meines Vaters creditirt. Allein das Bild deckt die Schuld hinreichend. Es ist mir entwendet und verkauft, das ist nicht meine Schuld. Zum

Glücke weiß ich den Käufer, der soll mir es herausgeben oder wenigstens den Kaufpreis erstatten. Eins von beiden wird er, wenn er redlich denkt und dann ist meine Kasse in Ordnung und ich brauche keine Vorwürfe anzuhören." —

Wenig Tage darauf wiederholte der Banquier Goldschmidt seinen Antrag, aber Thusnelda durchflog gleichgültig das Schreiben und legte es in ihr Schlüsselkörbchen.

„Nun, Thuschen," fragte der Alte, „was antworten wir dem Banquier?"

„Daß ich sehr bereue, mich mit einem Unwürdigen eingelassen zu haben, und daß ich mich mit dem zweiten gewiß nicht einlasse."

„Der Banquier Goldschmidt ist kein Unwürdiger."

„Für's Erste hat er ein Bild gekauft, was mir gehört. Tritt er mir das Bild nicht ab, so ist er kein redtlicher Mann, und ich nehme mir nicht die Mühe zu antworten."

„Heirathe ihn, so bekommst Du Dein Bild in den Kauf."

„Weder den Einen noch den Andern; der Hehler ist so gut wie der Stehler."

„Ist das Bild Dein rechtmäßiges Eigenthum?"

„Es ist mein Portrait, ich habe dazu gesessen."

„Und Du hast es bezahlt mit dem Gelde, was Deinem Vater gehört."

„Ich disponire über die Ladenkasse und habe einen guten Kauf gemacht. Das Bild ist seines Preises werth und gefällt es meinem Vater nicht, so muß ich es wieder verkaufen. Meine Ehre verlangt, daß ich mein Eigenthum in Anspruch nehme; meine Kasse muß in Ordnung sein."

„Thuschen, rühre keine Dinge auf, die ich verziehen habe."

„Was Du verzeihst, ist deshab nicht ungeschehen."

Dem Alten ward nicht gar wohl zu

Muthe bei Thusnelda's entschiedener Sprache. Zum ersten Male sah er eine Intrigue, vielleicht die kühnste und wichtigste, welche er sein ganzes Leben lang gespielt, an der schwärmerischen Rechtlichkeit seiner Tochter scheitern. „Und wenn Herr Goldschmidt sich nun weigert, das Bild herauszugeben?" fragte er.

„So nehme ich die Gerichte in Anspruch."

Der Alte gerieth vollends in Zorn. „Du? ohne mich? Bist Du mündig? Nehmen die Gerichte Deine Klage an? Hüte Dich, daß ich die Gerichte nicht aufrufe gegen Dich, Du Kassendiebin. Du und Emil, Ihr seid ein schönes Paar. Du bestiehlst mich und er Dich. Diese schmutzige Geschichte hat nun ein Ende. Verstehst Du mich! In vier Wochen heißest Du Madame Goldschmidt, wo nicht, so packe Dich hier vom Ladentisch. Ich kann Dich hier nicht mehr gebrauchen, ich en-

gagire mir einen redlichen Marqueur ‚dem ich eine Kasse anvertrauen kann."

Thusnelda fing bitterlich an zu weinen. „Das habe ich nicht verdient! Das ist zu viel!"

Noch lange saß sie so, das Antlitz im Schnupftuch verborgen; als sie sich endlich erholte, war ihr Vater nicht mehr in der Konditorei und ein kleiner heiterer Mann, mit einem rosigen Gesichte und schneeweißem Haare ging im Lokale auf und nieder. Es war Professor X—, der Director der Akademie.

„Ich bin schon eine gute Weile hier," hub er an, „aber ich wollte Sie nicht stören, weil Sie so gar herzinniglich Ihren abwesenden Geliebten beweinen. Nun Sie anfangen sich zu trösten, gben Sie mir gefälligst zwei Pasteten und ein Glas Madeira für meinen höchst prosaischen Magen."

Der Professor X— befand sich heut aus besonderen Gründen in der Kondito-

rei. Dem Könige hatte Emil's Bild ſo gefallen, daß er Auftrag gegeben, es für ſein neuerbautes Palais zu kaufen. Der Profeſſor unterzog ſich mit unterthänigem Eifer dieſem allerhöchſten Befehle, hatte aber wenig Hoffnung, ihn auszuführen. Emil hatte Abſchied von ihm genommen, ihm ſeine Hoffnungen und ſeine Leiden und den Grund ſeiner plötzlichen Abreiſe anvertraut und auch geſagt, unter welchen Bedingungen der alte Koch das Bild für Thusnelden gekauft hatte. Demnach ſchien wenig Hoffnung vorhanden, daß Thusnelda auf ihr Bild verzichten würde, und von dem alten Koch ſtand zu erwarten, daß er einen unmäßigen Preis fordern werde. Indeß hatte der König befohlen und der Profeſſor mußte das Seinige thun. Zuvörderſt gedachte er Thusnelda auszuhorchen.

Thusnelda ſah ſich kaum allein mit dem Director der Akademie, als ſie dachte: „dies iſt eine ſichtbare Fügung des Him-

mels. Der Professor hat mein Bild in Händen; wenn ich ihm sage, daß es mir entwendet ist, so wird er es dem unrechtmäßigen Käufer nicht ausliefern."

Sie brachte ihm das Verlangte und setzte sich zu ihm an den Tisch. Herr Professor, begann sie, „würden Sie mir wohl in einer sehr wichtigen Angelegenheit Ihren Rath ertheilen?"

„Sehr gern! mein schönes Kind."

„Ich bin zwar noch nicht mündig, aber ich kaufe und verkaufe doch hier im Geschäfte meines Vaters. Kann mein Vater einen von mir gemachten Kauf für ungültig erklären?"

„Auf keine Weise. Er müßte denn zuvor in öffentlichen Blättern bekannt gemacht haben, daß er nicht für Sie haftet."

„Und kann ich das, was ich eingekauft habe, auch weiter verkaufen, so daß der Verkauf ebenfalls gültig ist?"

„Unbedingt."

„Wissen Sie keinen Käufer für mein Portrait von Emil Köster, dasselbe was Sie auf der Kunstausstellung haben?"

„O ja! wenn Sie mit dem Preise nicht zu hoch hinaus wollen."

„Ich verlange 105 Thlr. 16 Groschen, keinen Pfennig mehr noch minder."

„Wunderliches Mädchen! warum reden Sie von Groschen bei solch einem Bilde?"

„Das hat seine Ursachen."

„Aber ist das Bild auch Ihr Eigenthum? Mich dünkt, Ihr Herr Vater hat es gekauft."

„Nein, Herr Professor! Es ist mein Eigenthum, aber ich ließ es dem Maler für die Kunstausstellung, und dies Vertrauen hat er benutzt, um es dem Banquier Goldschmidt zu verkaufen. Indeß es ist mein Portrait, ich habe dazu gesessen, ich habe dem Maler dafür bezahlt, was er gefordert; der zweite Kauf ist unmöglich als gültig zu betrachten.

„Ihr Wort in Ehren, liebes Mädchen, allein das Alles erscheint mir fast unmöglich."

„Ich habe die Beweise in Händen."

„Ich muß allerdings um die Beweise bitten."

„Warten Sie einen Augenblick," rief Thusnelda und ging, Emil's beide Briefe zu holen. Sie reichte sie dem Professor mit den Worten: „Hier haben Sie die eigenhändige Bestätigung von Herrn Köster, daß ich kein Wort zu viel gesagt habe und hier sind seine Rechnungen von meinem Vater quittirt, die ich ihm nicht ausgeliefert, weil er sie mir nicht bezahlt hat."

Bei dem ersten Blick auf Emil's Abschiedsschreiben entdeckte das geübte Malerauge des Professors die Fälschung. Er blickte Thusnelda mit Erstaunen an und fragte: „Sie scheinen ja sehr getröstet über den Verlust eines Bräutigams, der sich auf solche Weise entfernt hat."

„Sie haben Beweise verlangt, Herr

Professor, und ich vertraue Ihnen diese Briefe, ohne zu erröthen. Sie sind ein erfahrener, hochgebildeter Mann! Sie werden zugeben, daß ein junges Mädchen, welches geglaubt hat, jedem Manne von Talent unbedingt vertrauen, ja ihn bewundern und verehren zu müssen, sich deshalb nicht zu schämen braucht. Schmach demjenigen, der solchen Gebrauch von seinem überlegenen Geiste macht, und ein wehrloses Frauenzimmer nicht nur bestiehlt, sondern auch roh behandelt. Ja, ich bin vollkommen getröstet und lasse Herrn Köster Gerechtigkeit widerfahren. Er ist ein guter Maler, aber ein schlechter Mensch. Er konnte mich malen, aber nicht mich lieben, das vergebe ich ihm. Mein Aeußeres konnte er würdigen, mein Inneres nicht. Ich denke deshalb nur schlechter von ihm, von mir nicht. Das Bild hätte ich gern behalten, allein Herr Köster ging fort, ohne mich zu bezahlen, meine Kasse

muß in Ordnung ſein. Ich muß daher mein Bild wieder haben, um es zu verkaufen."

Sie ſprach dieſe Worte mit ſo viel Schmerz und Würde, daß der alte Profeſſor nicht länger ihr ſeine Theilnahme und Hochachtung verſagen konnte. „Thusnelda," begann er, „Sie ſind ein ſo kluges, geiſtreiches Frauenzimmer und laſſen ſich durch ſolch einen plumpen Betrug irre führen. — Dies iſt ja Emil's Hand gar nicht. Vergleichen Sie doch nur beide Briefe, Emil ſchreibt klein und fein, wie ein Mäler, das vermochte die Kunſt des Verfälſchers nicht zu erreichen."

„Ich komme von Sinnen," rief Thusnelda, und die Briefe zitterten in ihrer Hand.

„Wenn Jemand nur für ſeine Kunſt lebt und nichts für Geld thut, ſo iſt es Emil; und Sie konnten ihn, meinen beſten Schüler, einen Künſtler erſten Ranges, ſolch eines gemeinen Betruges fähig halten? — Mit ſchwerem Herzen ging er

von hier, denn auch er erhielt einen Brief von Ihrer Hand, in welchem Sie ihn beſchwören, augenblicklich abzureiſen."

„Ich ſchrieb ihm nie," klagte Thuſnelda.

„Ihr armen Kinderchen!" lächelte der Profeſſor. „Man will Euch trennen, Emil iſt fortgeſchickt und Sie ſind getäuſcht; und wer iſt der Banquier Goldſchmidt, von dem die Rede in dieſem Briefe iſt? In welchen Verhältniſſen ſteht er mit Ihrem Herrn Vater?"

„Er wirbt um meine Hand und hat die Einwilligung meines Vaters."

„Nun da haben wir's! jetzt iſt Alles klar. Er hat das Geld hergegeben, damit Emil nach Rom geſchickt wurde. Armes Mädchen!"

„Ach!" ſchluchzte Thuſnelda, „kann Emil mir je vergeben?"

„Mit Stolz und Freuden wird er das," rief der kleine Greis mit Heftigkeit. „Eine wahre, aufrichtige Leidenſchaft iſt leicht zu verblenden; daß Sie ihn gleich verdamm-

ten, ohne zu prüfen, beweist, daß Sie ihn innig lieben; und das Mädchen ist wahrhaft schätzenswerth, die fähig ist, einen unwürdigen Geliebten augenblicklich zu verachten. Ja, Thusnelda! Sie sind das deutsche Mädchen von ächtem Schrot und Korn; nicht jene gezierten, zimperlichen Damen, welche stets weibliche Würde und Frauenwerth im Munde führen, weil sie vor ein paar Jahren Charpie gezupft und die verwundeten Vaterlandsvertheidiger in den Hospitälern verpflegt. Ihre Gesinnungen sind keine schönen Worte, aber sie sind in Fleisch und Blut übergegangen. Ich will Ihnen helfen. Ich kaufe das Bild. Stellen Sie mir einen Kaufschein aus, in einer Stunde haben Sie das Geld."

Thusnelda ergriff die Feder und fragte: „Was soll ich schreiben?"

Der Professor dictirte: „Ich bescheinige hiermit, daß ich Herrn Professor X — das Bild von Emil Köster: „die schöne

Veterin," welches ſich auf der Kunſtausſtellung befindet, zu dem Einkaufspreis von 105 Thlrn. 16 Groſchen für Se. Majeſtät den König überlaſſen habe; den Empfang der Kaufſumme quittire ich beſonders. — Unterzeichnen Sie."

„Mich ängſtigt es, daß Se. Majeſtät der König hier erwähnt iſt."

„Steht nicht auch mein Name in dem Schein? Halten Sie etwa alle Künſtler für Gauner und Schelme?"

„Thusnelda unterzeichnete und der Profeſſor nahm den Schein.

„Schonen Sie meinen Vater!" flehte Thusnelda.

„Haben Sie keine Sorge."

„Und rathen Sie mir, was habe ich ferner zu thun?"

„Das wiſſen Sie. Sie haben ſich bisher durchaus richtig und gerecht benommen, Sie werden auch ferner thun, was Recht iſt."

Er ging und Thusnelda, die ihren gan-

zen Stolz und ihre Munterkeit wieder gefunden, rief entzückt: „Männer von Talent sind doch im hohen Alter selbst noch liebenswürdig. Diesen Professor möchte ich küssen."

Noch an demselben Tage hatte Thusnelda das Geld.

Der Professor legte Kaufschein und Quittung dem Könige vor, dem der sonderbare und geringe Preis auffiel, worauf der Professor ihm Alles erzählte. Der König, der niemals seiner alten Diener vergaß und gern von ihren weiteren Verhältnissen reden hörte, lachte mehrmals laut über seinen vormaligen Mundkoch, der es jetzt in seinem eigenen Hause trieb gerade wie ehedem in der königlichen Küche. Indeß verschmähte er den Ankauf eines Bildes um so geringen Preis, um von der bedrängten Lage eines schönen tugendhaften Mädchen keinen Vortheil zu ziehen. Er sprach zu dem Professor: „Maler Mädchen haben! Banquier Bild behalten," — wor-

auf dieſer ſich ehrfurchtsvoll verneigte und ging. Ein paar Zeilen von ihm benachrichtigten Thusnelda: „Ich fürchte, ich kann Ihnen das Bild nicht retten, dafür aber bekommen Sie den Maler."

Eines Morgens, gegen Ende der Kunſtausſtellung, trat der Banquier Goldſchmidt, gefolgt von dem Profeſſor X— athemlos in die Konditorei und rief haſtig:

„Wo iſt Ihr Vater, ich muß ihn ſprechen!" —

„Wollen Sie vielleicht ein Glas Limonade?" fragte Thusnelda boshaft lächelnd. —

„Machen Sie keine Dummheiten!" entgegnete der Banquier, der in ſeinem Eifer ganz die jüdiſche Abkunft verrieth. „Ich bin ein Geſchäftsmann."

„Ich habe Sie auch nie für etwas Anderes gehalten. Wollen Sie ein Glas Limonade? —"

„Was wollen Sie damit ſagen?"

„Daß Sie, was Sie auch mit meinem Vater verabredeten, von mir nichts zu hoffen haben als — Limonade."

„Rufen Sie Ihren Vater, sage ich Ihnen!" wiederholte ärgerlich der Banquier.

Thusnelda sah, daß der Professor ihr zu schweigen winkte. Sie klingelte drei Mal, ein Zeichen, welches dem alten Koch galt; konnte aber dennoch nicht umhin, so verhaßt war ihr der Banquier, ihm zu entgegnen: „Ich bin allerdings hier, um Gäste zu bedienen, wenn aber die Herren sonst etwas von mir wünschen, so bitten sie mich darum."

Der alte Koch erschien und sogleich fuhr der Banquier ihn an: „Herr Hellborn, was ist das? Ich habe Ihnen abgekauft ein Bild für 200 Louisd'or, und das Bild gehört dem König."

„Dem König?" fragte der Koch, und sein feistes, bleiches Gesicht ward schmal und erdfarbig.

„Ja! und der König hat gegeben

105 Thlr. 16 Gr., und mir haben Sie abgenommen Tauſend Thaler Geld. Iſt mein Geld kein Geld? Iſt das ein Handel?"

„Verzeihen Sie, Herr Goldſchmidt," wandte der Profeſſor ein. „Im Kunſthandel gilt keine Taxe. Jeder Preis iſt erlaubt."

Der Koch gebot ſeiner Tochter, augenblicklich auf ihr Zimmer zu gehen. Thusnelda gehorchte zum Schein, blieb aber lauſchend vor der Thür ſtehen und erwartete mit Herzpochen die Entſcheidung ihres Schickſals.

„Woher gehört das Bild dem Könige?" fragte der Koch.

Der Profeſſor nahm das Wort. „Ich habe es von Ihrer Fräulein Tochter für Se. Majeſtät gekauft. Ich zweifle nicht, daß die Gerichte, ſollten wir uns in Güte nicht vergleichen können, gegen meinen Kauf entſcheiden werden, aber meine Pflicht iſt, es zum Prozeſſe kommen zu laſſen."

„Ich weiß Alles," rief der Banquier,

„der Profeſſor hat mir Alles geſagt, Sie haben Ihre Tochter mit dem Maler verlobt und laſſen ihn für meine zweihundert Louisd'or in Rom ſtudiren."

„Verzeihen Sie, Herr Hellborn," ſagte lachend der Profeſſor. „Sie haben ſich einige ſo handgreifliche Unwahrheiten auf Koſten meines Schülers, Emil Köſter, erlaubt, daß ich nicht begreife, woher Herr Goldſchmidt Ihnen Glauben ſchenkte. Indeſſen, Sie haben als ſchlauer Geſchäftsmann und als zärtlicher Vater gehandelt. Und dergleichen Stebionate kommen im Kunſthandel öfter vor und ſind durch den Gebrauch ſanctionirt. Es thut mir nur leid, daß ich das Bild nicht eher verabfolgen laſſen kann, als bis die Gerichte entſchieden haben, wem es gehört."

„Laſſen wir den Handel zurückgehen," bat kleinmüthig der bedrängte Koch, „ich gebe Ihnen die zweihundert Louisd'or wieder und mit meinem Verſprechen bleibt's beim Alten."

„Nein, lieber Freund!“ entgegnete hitzig der Banquier, „geben Sie Ihre Tochter, wem Sie wollen, ich lasse mich nicht foppen. Ich habe das Bild gekauft und ich will es jetzt, wo nicht, wenn doch im Kunsthandel keine Taxe ist, verlange ich zweitausend Louisd'or wieder, ich habe das Bild weiter verkauft. Empfehle mich Ihnen!“ — Mit diesen Worten verließ er die Konditorei.

„Für einen Geschäftsmann!“ murmelte der zornige Koch, „ist der sehr kurz angebunden.“

„Herr Hellborn!“ begann der Professor, „ich will Ihnen aus dieser Verlegenheit helfen. Wenden Sie sich an den König. Ich kann Ihnen sogar mit Gewißheit sagen, daß Se. Majestät geneigt sind, von Ihrem Kaufe abzustehen. Im Uebrigen aber steht Ihr Handel nicht so glimpflich, wie ich ihn eben geschildert. Emil ist eine Waise, hat nicht Vater noch

Mutter, doch ist er mein Schüler, ich bin sein geistiger Vater und vertrete Vaterstelle bei ihm. Sollten Sie Ihre Tochter anderweitig verheirathen wollen, so thue ich Einspruch, den ich mit zwei Briefen belege, die mit Emil Köster und Thusnelda Hellborn unterzeichnet sind. Ich empfehle mich Ihnen ebenfalls."

Dem alten Koch blieb in der That nichts übrig, als auf die Gnade des Königs zu hoffen. Er begab sich auf's Schloß und nachdem er öfters lange vergeblich geharrt, wurde er endlich vorgelassen.

„Was wieder gemacht?" fuhr der König ihn an.

„Majestät!" begann der Koch mit flehender Stimme. „Ich habe meine Tochter mit dem Maler Emil Köster verlobt, und damit er seine Studien vollenden kann, habe ich das Bild: „die schöne Veterin," dem Banquier Goldschmidt für zweihundert Louisd'or verkauft, die ich ihm gab,

damit er reiſen konnte. Wenige Tage darauf hörte meine Tochter, daß Ihre Majeſtät Verlangen trügen nach dem Bilde. Sie wußte nicht, daß ich es bereits verkauft und nur von dem Wunſche beſeelt, Ihre Majeſtät allerhöchſtes Verlangen zu erfüllen, gab ſie es für den Einkaufspreis hin, denn, ſagte ſie, ich bin nicht im Stande, Sr. Majeſtät ein Geſchenk zu machen, aber an meinen König will ich keinen Heller verdienen, er mag von mir kaufen, was er will. So dachte ſie und ſo denkt jedes brave Frauenzimmer in Eurer Majeſtät Lande. Aber der fatale Banquier will mir meine Verpflichtungen nicht erlaſſen, was fange ich an? Ich" —

„Briefe verfälſcht!" unterbrach ihn der König.

Der Koch erſchrak, faßte ſich aber ſogleich und entgegnete: „Majeſtät, das war ein Scherz, den ich mir zu Hauſe mit meinen Kindern erlaubte. Ich wollte ſie auf

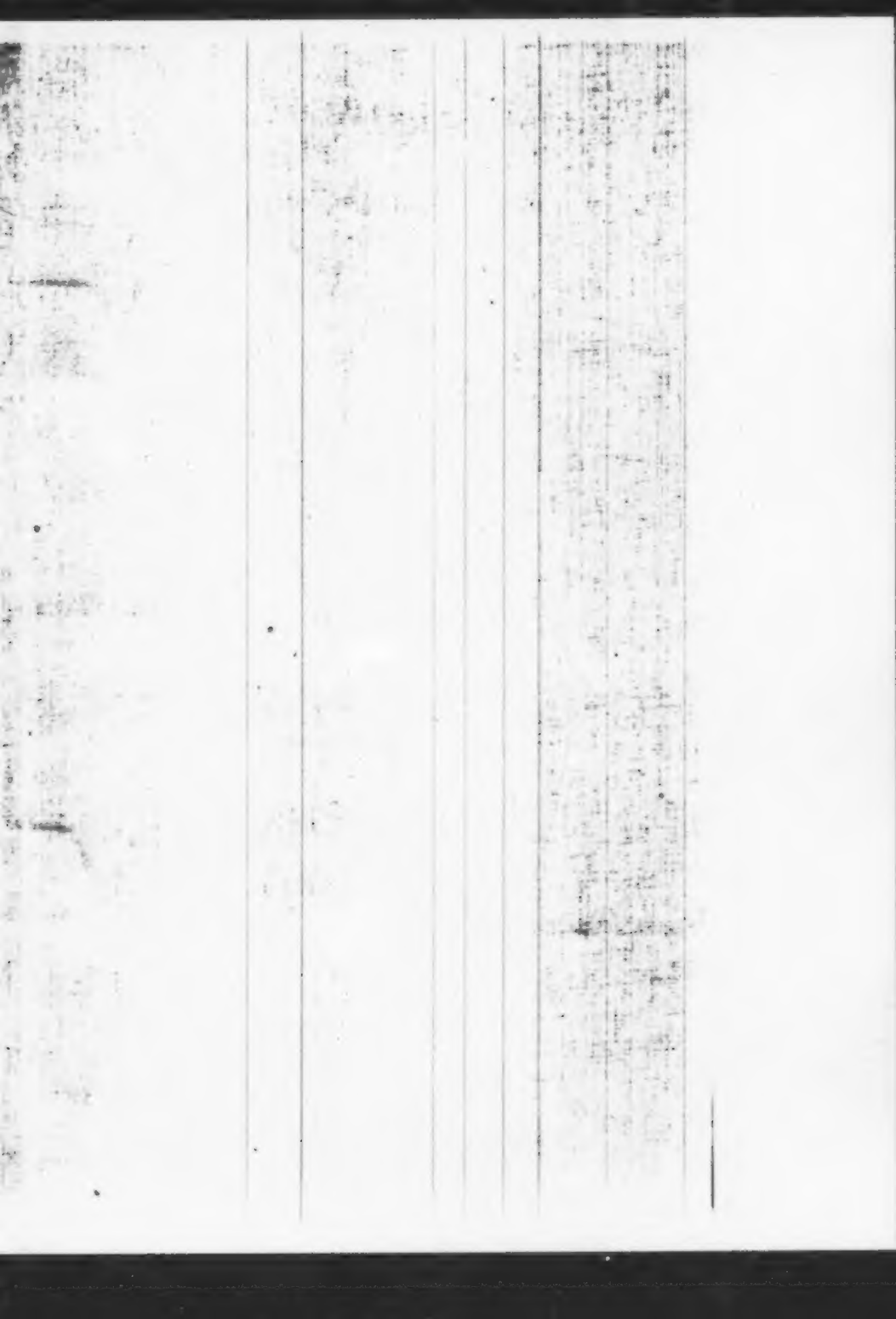
die Probe ſtellen, ob ſie ſich auch liebten und ſie haben beide die Probe ſehr brav beſtanden. Alle beide."

Sehr ungnädig aber erwiederte der König. —

„Schlechter Kerl ſein! Nochmal unterſtehen! auf Feſtung kommen."

Zwei Jahre darauf waren Emil und Thusnelda Mann und Frau. Im Heirathskontrakt war Thusnelda als Univerſalerbin ihres Vaters aufgeführt, doch Emil durfte nur über die Intereſſen ihres Vermögens disponiren. Das Bild, welches der Banquier Goldſchmidt damals erhalten, war und blieb verſchwunden. Dem Vernehmen nach hatte er es vernichtet. Emil und Thusnelda aber lebten ſehr glücklich, denn das Wort des Königs hatte ſie vereint und Hegel lehrte damals: „Der König iſt das abſolute Ja."

Gedruckt bei P. Neubürger in Deſſau.



COROLARIA III.

Heinrich Heine

und

der Neuisraelitismus.

Briefe an Adolf Strodtmann

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg & Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Heinrich Heine

und

der Neuisraelitismus.

Briefe an Adolf Strodtmann

von

Dr. Hermann Schiff.

(Verfaſſer des „Verkauften Gleichen“.)

Hamburg & Leipzig.

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

1866.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Erſter Brief.

I.

Zum erſten Male ſah ich Heine, kurz nach der Belagerung Hamburgs an einem Sommerabend im Hauſe ſeiner Eltern.

Sein Vater, der leibhaftige Herr von Schnapelopowsky, wie Heine ihn ſpäter unverkennbar ſchildert, ein ſchöner Mann, aber nicht vom allerſchärfſten Verſtande, ſaß neben mir, Heine zwiſchen meiner Mutter und Schweſter uns gegenüber. — Herr von Schnapelopowsky erzählte mir Allerlei, aus der zwölfkinderſchläfrigen Wirthſchaft meiner Großeltern väterlicherſeits. Es war mir ſehr intereſſant, und ich horchte hoch auf.

Man fing an auf Napoleon zu ſchelten und Herr von Schnapelopowsky ſagte mir ziemlich hörbar: „Gott gebe, wir hätten ihn noch!“

Mein coleriſcher Herr Papa ſah ihn ernſthaft und unwillig an, als wollte er ſagen: „Du haſt gut reden, du haſt nicht viel zu verlieren.“

Das war noch nicht Alles. Es wurde auch auf Davoust geſcholten. Er hatte Hamburg wehe gethan und auch meinen Eltern viel gekoſtet. —

Herr von Schnapelopowsky rief über Tiſch: „Harry!“ (ſo wurde Heine in ſeiner Familie genannt). „Du haſt doch mit dem Prinzen Eckmühl, auf der Rheinfähre (bei Eckmühls Heimkehr nach Frankreich) franzöſiſch geſprochen? Du kannſt doch franzöſiſch ſprechen! Sage mal! War er nicht ein liebenswürdiger Menſch?“

Das war zu viel! Ich ſah wie meinem coleriſchen Herrn Papa das Blut in die Wangen ſtieg. — — — Ich kannte das. —

Am Rhein war man franzöſiſch geſinnt und Napoleon, welcher zu Rekruten alles gebrauchen konnte, hatte den Anfang gemacht, die Juden den Chriſten gleichzuſtellen.

Man ſchwärmte dort für ihn, und Heine hatte die Verehrung dieſes großen Kaiſers gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen. Mit ſeinem enthuſiaſtiſchen Lob, und Preis des großen Napoleon, machte er nachmals bei den Pariſern ehrenhaftes Aufſehen. — In Hamburg konnte man den Kriegsgott, welcher durch Continentalſperre Handel und Schiffahrt unterdrückt hatte, nicht lieben, und wider erbitterte Geſinnung darf man nicht anſprechen. —

II.

Zweierlei habe ich über Heine's letzte Stunden gelesen, was Beides, trotz scheinbaren Widerspruches, seine Wahrheit haben kann.

Zuerst soll seine streng katholische Frau ihm einen Priester zugesandt haben, der unter anderm auch ihn fragte, ob er als Gottesleugner sterben wolle. Worauf er erwidert haben soll: „Oui! c'est de mon métier" — Ich übersetze oder erkläre dies folgendermaßen:

„Priester! Meines Amtes ist es den Gott zu leugnen, den zu lehren deines Amtes ist;" und somit wäre unser berühmter Humorist, mit einem beißenden und seiner würdigen Bonmot aus der Welt gegangen.

Minder wahrscheinlich finde ich, daß Heine nach einem Rabbinen verlangte, um als Jude zu sterben. Die Möglichkeit ist jedoch nicht völlig in Abrede zu stellen, in sofern man in seiner Todesstunde auf den Gedanken kommen kann, sich mit Allem auszusöhnen.

Ueber das, was Heine eigentlich glaubte, hat er sich niemals ausgesprochen, nicht einmal im Vertrauen gegen seine nächsten und intimsten Freunde. An dem Abstracten schien er überhaupt keinen Geschmack zu finden. In seinem Tanzpoëm warnt er sogar davor, obschon es doch immer ein Poëm sein soll und empfiehlt als ungezogener Liebling der Grazien und Musen, die Plastik als allein selig machende Kunstreligion.

Allein wem sage ich das alles? — Sie wissen das besser, als ich es zu beurtheilen vermag. Sie haben sich fleißig und gewissenhaft mit seinen Schriften beschäftigt, während ich seit 1829 ihn so ziemlich aus den Augen verlor.

Bis dahin waren wir Vetter und Jugendfreunde. Unsere eben nicht nahe Blutsverwandschaft ist folgende:

Vor etwa 100 Jahren und darüber lebte in Altona Meier Schamschen Popert, derselbe hatte zwei Töchter, Jette und Mathe (zu Deutsch Mathilde, oder Amalia oder auch Martha). Der sehr wohlhabende, gleichfalls in Altona lebende Bendix Itzig Schiff freite um die ältere Schwester Jette und führte sie als Gattin in sein Haus. Die jüngere Schwester Mathe heirathete den mit Glücksgütern minder begabten Lob Heine, Händler in Altona. Bendix Itzig Schiff hatte mit Jette drei Söhne und drei Töchter. 1) Itzig Schiff, Obervorsteher der jüdischen Gemeinde in Altona, Günstling des Königs von Dänemark, dem zu Ehren er Synagogenfeste veranstaltete, um Seiner Majestät Anwesenheit in Altona zu feiern, wogegen „Rebbe

Itzig" zu der königlichen Tafel gezogen wurde, falls er nach Kopenhagen kam, wenn er auch die Speisen, welche nach seinem Glauben unrein waren, nicht berührte. Er hatte drei Söhne: Ruben Schiff, den berühmten Leinen- und Assecuranzmakler in Altona; Herz Schiff, dessen Sohn Theodor als Beamter in der Zuckersiederei von L. Voß in Itzehoe lebt, endlich den so sehr berühmten Juristen Meyer Schiff in Kiel, der erste Jude in Deutschland, welcher eine Mischehe einging. (Er heirathete eine geborene Todtenhaupt.) 2) Schamschen Schiff, Vater der rühmlichst bekannten Hartwig Samson Schiff, dessen hierorts lebende Nachkommen in großem Wohlstande sich befinden. 3) Hertz Benrix Schiff, dessen ungerathener Sohn ich zu sein die Ehre habe. 4) Krummit, verehelicht mit Hersch David Oppenheim, deren Sohn Süskind, der Vater der börsengeschätzten Firma D. & F. Oppenheim. 5) Mathe, verehelichte Wallach, alias Rintel, deren Söhne David Wallach, Isaac Wallach und Moriz Wallach. Ersterer lebt gegenwärtig in Hamburg und ist der Vater von Adelheid und Jette Wallach, Modistinnen und Garderobenvorstand des Stadttheaters. 6) endlich Bune Schiff, vermählt mit dem reichen Tabackshändler Abraham Hollander in Altona, von ihr sind folgende Kinder, theils verstorben, theils noch am Leben. a) Jacob Hollander, verehelicht mit einer Tochter von Worms de Romilie aus Paris; b) Fanni Hollander, verehelicht mit dem Banquier Raphael aus London, hier in Hamburg noch lebend; c) Schönche Hollander, verehe-

licht mit dem Banquier Hildesheimer in Braunschweig, und d) Jette Hollander, die Gattin des reichen Ellissen in Frankfurt a. M. Mehrere Kinder derselben haben hier ihr Domicil. Die Mutter dieser sechs Kinder Jette Schiff, geborene Popert, verstarb und der Wittwer heirathete seine Schwägerin, die vorerwähnte Mathe Popert, verwittwete Heine. Diese brachte ihm gleichfalls folgende Kinder in die Ehe. 1) Den edlen Menschenfreund Salomon Heine verehelicht mit Beele, geb. Goldschmidt. Er hatte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter. a) Hermann Heine, der so früh verstarb und zu dessen Angedenken die „Hermann-Heine-Stiftung“ errichtet wurde; b) den 1865 verstorbenen Banquier Carl Heine; c) Friederike Heine, verehelicht mit Moriz Christian Oppenheim (zum Christenthume übergegangen), von denen noch Kinder am Leben sind, als: Emilie, (verm. mit Dr. Gabe) und Emma; d) Fanni Heine, zweimal verheirathet, erst mit Dr. med. Schröder, dann mit Dr. Nanne (die erste Heine'sche Familie, die zum Christenthum überging); e) Malchen Heine, verehelicht mit dem Gutsbesitzer Friedlander in Ost-Preußen (gleichfalls zum Christenthum übergegangen) und f) Therese, Gemahlin des vormaligen Präsidenten des Handelsgerichts Dr. Halle. 2) Meier Heine, der zwei Söhne, Henry und Eduard, beide Aerzte in Dresden, hatte. 3) Schmul Heine, der unverheirathet starb. 4) Henri Heine, dessen Kinder Hermann und Emilie Oswald hier domiciliren. 5) Herz Heine, verehelicht mit einer gebornen Embden.

6) Samſon Heine, verehelicht mit einer geborenen van Geldern, mit der er vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter hatte und zwar a) Heinrich Heine, unſern berühmten Landsmann; b) Guſtav Heine, Herausgeber des Fremdenblatts in Wien; c) Maximilian Heine, Medicinal-Rath zu Petersburg; d) endlich die hier in Hamburg lebende Charlotte Heine, verehelichte Embden.

Nicht wahr ein gutes Haus voll Kinder! alleſammt geſund und wohlgeſtaltet und erreichten unbeſcholten und wohlgeſtaltet, ein hohes Alter.

Israel iſt fruchtbar und ſittſam und unſere Vorfahren wie auch unſere Eltern, ſo lange wir noch unſelbſtſtändig waren, lebten in anſehnlicher Wohlhabenheit.

Wenn ich den Neuisraelitismus, in ſo fern er noch viel zu jung iſt um ſich ſchon zu einer Wiſſenſchaft erheben, Dogmen feſtſtellen und auf Herkömlichkeiten ſich berufen zu können, einen Glauben nennen darf, ſo hat Heine dieſen Glauben, in dem er geboren und erzogen wurde, in ſeinem Leben wie in ſeinen Schriften jederzeit, mit rückſichtsloſer Entſchiedenheit vertreten. — Ja! Wo er irgend konnte, ergriff er die Offenſive wie z. B. im Almanſor, Atta Troll und bei anderen Gelegenheiten. Selbſt dem großen Shakespeare konnte er den Shylok nicht verzeihen und riß auf unverzeihliche Weiſe den ſeit zweihundert Jahren verſtorbenen Dichter in den Shakespearfrauen herunter. Zur Taufe verſtand er ſich aus Rückſichten und wider ſeinen Willen. — „Wie befindeſt du

dich Heine«, fragte ich eines Tages, weil er stets leidend zu sein, oder sich zu stellen und zu klagen pflegte. — Ach wie ist mir zu Muthe! stöhnte er; „Allen Meschumodim soll zu Muthe sein wie mir.“ (Meschumat: Apostat oder Abtrünniger, heißt bei den Juden, der Getaufte.) Seit der Zerstörung Jerusalem's gab es keine Dissenters in Israel. Erst als man in Frankreich Kirchen plünderte, Klöster aufhob und Revolutionsaltare errichtete, als man Freiheit und Gleichheit der Menschen proklamirte: erst da kam auch der Jude auf den Gedanken ebenfalls Mensch sein zu wollen, und seinen christlichen Mitmenschen sich gleichstellen zu dürfen.

Die ersten schwachen Anfänge mußten sich darauf beschränken durch Erziehung, Bildung, Sitte, und vor allen Dingen durch Sprache den Christen gleich zu werden.

In Revolutions- und Kriegszeiten müssen Geld und Besitz ihre Ansprüche geheim halten, um nicht ausgeplündert zu werden; während Kenntnisse und Fähigkeiten sich aufthun dürfen und es zu etwas bringen können. Die aufgeklärten Juden, so nannten sich, den Strenggläubigen gegenüber, die Neuisraeliten, hielten es daher für gerathen, ihren Kindern eine bestmögliche Erziehung geben zu lassen. Für Schul- und Privatlehrer war es eine goldene Zeit und die Erziehung, welche wir bekamen, war, wenn auch keine geregelte, doch eine kostspielige.

Ungefähr um diese Zeit wurden Heine und ich geboren. Viel älter als wir, kann der Neuisraelitismus nicht

ſein. Leider ſind es nur Traditionen, die ich Ihnen berichte und die ich von meinem Vater und älteren Verwandten erhalten habe, ohne Werth darauf zu legen und mir die Daten zu merken. Jedoch Irrthümer oder gar Willkührlichkeiten ſoll niemand mir verwerfen dürfen. — Heine nebſt ſeinen Geſchwiſtern, und ich ſammt den meinigen, ſowie auch ſonſtige Vetter und Couſinen haben niemals hebräiſch gelernt, alſo auch nie ein jüdiſches Gebet geſagt. Bei Juden-Töchtern kommt nichts darauf an. Man nimmt es nicht genau mit ihnen, weil ſie gleichſam rechtlos ſind. Alles, was man mit ihnen aufſtellt, iſt: ſie, wenn ſie mannbar geworden, gelegentlich unter die Chuppe zu ſchicken (Trauungsbaldachin), und dann gehören ſie nicht mehr ihren Eltern, ſondern ihrem Ehemanne an, welcher für ihre Mitgift und den Starchotzecheilichſecher (halber Sohnesantheil an die dereinſtige Hinterlaſſenſchaft des Vaters, welcher dem Schwiegerſohne rechtskräftig und bündig zugeſichert wird, weil die jüdiſche Frau erbunfähig iſt) die Verpflichtung übernimmt, ſie anſtändig und ſtandesgemäß zu ernähren.

Ein Anderes iſt es mit den Judenknaben. Sie müſſen nach vollendetem dreizehnten Jahre vor der Thora (auch Thaure: Geſetzrolle) erſcheinen; wozu Heine, ich und viele andere nicht befähigt waren, weil wir den hebräiſchen Segen über die Thora nicht ſprechen gelernt hatten. Wir alleſammt wurden daher nicht confirmirt und waren nach jüdiſchem Sinn und Begriff „Hunde“. Kelab oder Keilef (Hund) nennt der Jude den, der nicht hebräiſch leſen und beten

kann. — Ueberhaupt wurden wir von der Synagoge fern gehalten. Dagegen ward es uns nicht verwehrt an christlichem Religionsunterricht Theil zu nehmen. — Gestehen Sie, daß bei einer solchen Erziehung zu einem vollkommnen Christen nur zweierlei fehlt, die Taufe und das Präputium. —

Der Neuisraelitismus ist gleichsam das freisinnige, oder zeitgerechte fortschreitende Judenthum; ein Doppelkampf gegen innere und äußere Widersacher. Die Inneren sind die Strenggläubigen, denen gegenüber die Neuisraeliten sich die Aufgeklärten nennen. Die äußeren sind ihre christlichen Nebenmenschen, von denen sie Indulgenz verlangen. Hamburg ist der Focus, wo diese Emancipation sich in einer höchst kurzen Zeit entwickelte und jetzt ihr höchstes Ziel erreicht hat. Dank sei es dem unabläßlichen Bestreben des leider verstorbenen Gabriel Riesser. Es ist unglaublich, was dieser herrliche Mann für die hiesigen Juden gethan hat.

Daß sie den Sabbat nicht mehr hielten und das verbotene Schweinefleisch sich wohlschmecken ließen, war nur ein schwacher Anfang. Jetzt sind zum größten Verdrusse der Strenggläubigen, Mischehen erlaubt, und will der Jude seinen Knaben nicht beschneiden lassen, so zwingt ihn niemand dazu. Endlich auch sind Juden jetzt befähigt Staatsämter zu bekleiden, und das erste Beispiel hiervon gewährt uns Gabriel Riesser, dem alle diese Errungenschaften zu verdanken sind. Er war Obergerichtsrath. Was können die hiesigen Neuisraeliten mehr noch wünschen?

Zweiter Brief.

2.

Unstreitig ist Ihnen ein gewisses Novellenfragment von Heine bekannt, des Inhalts etwa:

Die blutige Leiche eines Christen-Knaben wird heimlich in dem Hause eines Rabbi verborgen, damit es heiße, die Juden hätten diesen Mord begangen, um mit schuldlosem Christenblute ihre Festkuchen zu würzen. Der Rabbi entdeckt glücklicherweise dieses entsetzliche Vorhaben und sucht sich seines gefährlichen Gastes bei Zeiten zu entledigen. Doch mit ihrem heillosen Gepäcke weiß er nicht zu bleiben. Er muß mit den Seinigen auf eine schleunige Flucht bedacht sein und seine Gemeinde wehrlos den Grausamkeiten des Judenhasses Preis geben.

Dergleichen Sagen waren damals im Schwange und über die Ungereimtheit derselben lassen Sie uns hinweggehen, da der Jude durchaus nichts Blutiges zu Munde führen darf und sogar das Rindfleisch nur so genießen zu dürfen (denn unter Anderem, sind die Hintervierthel nur unter

Bedingung erlaubt) mehrere Stunden lang auswaſſern muß.

Schade, daß Heine dieſes Fragment ſo nachläſſig dahinwarf, ohne Vorgeſchichte, Kataſtrophe und Löſung des Knotens. Die Vorgeſchichte durfte am wenigſten fehlen, wenn das Ganze Wahrſcheinlichkeit haben ſollte, denn wer waren die beiden Gäſte, welche auf einen ſo empörenden Verrath ausgingen. Waren es Chriſten, ſo durfte ſie der Rabbi nicht in ſeinem Hauſe aufnehmen. Waren es Juden: was konnte ſie bewegen, eine Bartholomäusnacht über ſich und ihre Glaubensgenoſſen heraufzubeſchwören? Es konnten alſo nur getaufte Juden ſein, welche von den bekehrungsſüchtigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu eingeladen worden waren, ihre Religion zu ändern und in einen Orden einzutreten, welcher blinden Gehorſam verlangt. Die Jeſuiten ſind in einer Hinſicht unbezahlbar. Wenn es gilt eine boshafte Hinterliſt, wie ſchändlich ſie auch ſei, zu rechtfertigen, ſo helfen ſie allemal aus aller Verlegenheit.

Heine konnte nicht gut ohne Erbitterung an eine Judenverfolgung denken und hier überließ er ſich rückſichtslos ſeinem lyriſchen Zorn, was einer Novelle nicht erſprießlich iſt. — Ein andermal mehr über dieſes Thema.

Dritter Brief.

II.

Eine der grausamsten Judenverfolgungen fand hier in Hamburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts statt. Sie ist dem besagten Fragmente sehr ähnlich, doch weit ungezwungener und harmloser motivirt, keine gehässige Absicht, kein fanatischer Bekehrungseifer hat sie herbeigeführt. Sie war lediglich das Werk heilloser Zufälle und gemeinen Aberglaubens und endlich beschämt ein bitter ironischer Schluß auf's tiefste den Judenhaß und entlarvt ihn als rohes Vorurtheil aus brutalem Unverstand.

Am Großmichaelis-Kirchhof war ein Haus belegen, welches zwei Ausgänge hatte. Hier nach dem Kirchhof hin, dort nach dem Krayenkamp. Ein Goldschmiedbube hatte von dem Juden für verschiedene Werthsachen Zahlung zu fordern. Sie waren für alt erstanden, paßten nicht für den Laden, und waren dem Juden zum Weiterverkauf anvertraut worden.

Der Knabe trug ein Henkeltöpfchen, welches er be-

ſchändlich vor der Hausthür ſtehen ließ, indem er von der Straße aus eintrat. — Der Jude war wohlhabend und pflegte prompt zu zahlen, allein es waren die Schwußtage (jüdiſche Pfingſtzeit) und er durfte kein Geld anfaſſen." Dem Burſchen war eingeſchärft, er ſolle Geld mitbringen, welches ſein Meiſter nothwendig brauchte, wo nicht, die Goldſachen ſich wiedergeben laſſen. Auf Letzteres ließ ſich der Jude noch weniger ein, denn: „Handel, ſagte er, iſt Handel." — Kein Geld, keine Koſtbarkeiten und es obendrein mit einem Juden zu thun zu haben; das ging über den Verſtand des einfältigen Burſchen, er fürchtete, ſich vor ſeinem Meiſter, nicht wieder ſehen laſſen zu dürfen, verließ in Herzensangſt das Haus ohne ſeines Henkeltöpfchens zu gedenken, welches auf freier Straße vor dem Judenhauſe ſtehen blieb.

Der Jude war feſtſelig und nahm keine Notiz davon. Auch keiner von ſeinen Hausleuten mochte ein unreines Gefäß berühren, welches Fleiſch enthielt, von jenen Thieren, in welchen der Chriſtenheiland den böſen Geiſt gebannt. Man würde wohlgethan haben, das Töpfchen zu zertrümmern, allein es war Feſttag, den man heiligen mußte und durch keine Art von That, Arbeit oder Handlung (denn eins davon wäre es geweſen) entweihen durfte. So blieb denn das Henkeltöpfchen mit ſeinem Inhalt auf offener Straße ſtehen und den Knaben hatte man wohl hineingehen, aber nicht herauskommen ſehen. Das genügte dem abergläubiſchen Vorurtheil des Pöbels, der nicht erſt

lange untersuchte, sondern gleich das unglückliche Haus spolirte, ausplünderte und alles darin Lebende niedermachte. Auch blieb man nicht auf halbem Wege stehen. Man verfuhr nicht glimpflicher mit anderen Judenhäusern und alle Juden ohne Ansehen der Person und des Geschlechts, Männer, Weiber, Greise, Kinder, wurden wie und wo sie sich zeigten aus freier Hand erschlagen. Glücklich wer sich nach Altona flüchten konnte; und es mußte, um den Aufstand zu unterdrücken, fremdes Militair requirirt werden.

Die Rädelsführer wurden eingezogen, wußten aber zu ihrer Entschuldigung nichts weiter anzuführen, als das Henkeltöpfchen. Das war aber ein zu schwaches Corpus delicti allen den Blut- und Greuelthaten gegenüber. — Bei näherer Nachforschung, ergab sich, daß der Goldschmied Lehrling bei seinen Eltern gewesen war, und von denselben ein Henkeltöpfchen voll Speisen mitbekommen hatte. Seinen Meister wollte er nichts davon sagen, denn das hätte ausgesehen, als wäre etwa Hausluft seinem Burschen nicht genügend gewesen. Der Jude, nebst all den Seinigen, waren als erste Opfer des Judenhasses gefallen. Geld und Geldeswerth war aus dem geplünderten Judenhause verschwunden. Der Goldschmied war um sein Geld und seine Goldsachen gekommen. Der Lehrling aber, bekam sein Henkeltöpfchen mit allen darin schon versauerten Speisen wieder und weder ihm noch seinem Meister war es in den Sinn gekommen, in dem lebendigen und lebhaften

Lehrburschen, den, angeblich zur Würze jüdischer Pfingstkuchen, abgeschlachteten Lehrburschen zu erblicken.

Diese traurige Geschichte lehrt, daß die Hartnäckigkeit der strenggläubigen Juden, und der rohe Judenhaß der Christen, wenn auch die Juden als die Schwächern stets zu kurz kommen, sich einigermaßen die Wage halten. Wenigstens ist die Unverträglichkeit und die Aufreizung zur Feindseligkeit und Zwietracht auf beiden Seiten dieselbe.

Dieses längst verjährte empörende Ereigniß, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, und lebt immer noch als Tradition fort, unter dem Namen „Geseires-Hengelpöttche" (Geseires. proprie: jedes Unheil. Angewendet: Strafe Gottes, Plage, Judenverfolgung. — Hengelpöttche corrumpirt von Henkeltöpfchen). Auch werden heutiger Zeit noch immer in der Synagoge, an einem gewissen Schwußtage, zum Andenken und für die Seelen- und Grabesruh der damals hingewürgten Opfer, Psalmen gebetet.

Im neuisraelitischen Tempel jedoch wird nichts dergleichen vorgenommen, welches ich löblich zu finden nicht umhin kann. — Wozu immer noch einer finsteren Vergangenheit zürnen und vielverjährte Greuelthaten und Beleidigungen durch kirchliche Handlungen wieder auffrischen? Das könnte, nachdem der Judenhaß endlich fast so gut wie eingeschlafen ist, zum Christenhasse führen, was eben so verwerflich als unsinnig sein würde. Wenigstens einer Bewegungspartei geziemt dergleichen nicht. Es genüge

ihr eine indulgente Gegenwart anzuerkennen und ihr Wahlspruch laute: „Vorwärts, ohne Rückblick.“ Das Gesetz hat keine rückwirkende Kraft, und der Fortschritt habe sie noch weniger, da er nicht allemal Zeit und Gelegenheit findet, gesetzliche oder auch nur wissenschaftliche Form anzunehmen. —

Eine Judenverfolgung zu Hamburg kommt erst im Jahre 1819 wieder vor. Die Hep-Hep Geschichte nach Würzburger Vorbild, welche aber hiesigen Ortes sehr unbedeutend war. Der Judenhaß, den uns die Franzosen so gut wie abgewöhnt hatten, tauchte mit einem Male wieder auf, benahm sich aber höchst gemäßigt und völlig unblutig. Erst um 8 Uhr Abends, nachdem die Comptoire geschlossen waren, fing man an die Juden zu verfolgen und man begnügte sich mit freundschaftlichen Wirthshaus prügeleien, wobei niemand getödtet oder auch nur schwer verletzt wurde. Ingleichen durchzog man die Straßen, um mit dem Feldgeschrei „Hep Hep!“ den Juden die Fensterscheiben einzuwerfen. Allein die Stadt ersetzte jeden angerichteten Schaden wieder. Hatte man sie nun genügsam verfolgt und bekämpft, so legte man sich zu Bette, die Christen bei ganzen, die Juden bei zerschlagenen Fensterscheiben, was den Religionsunterschied doch einigermaßen deutlich machte. Tages über gingen beide Partheien wieder auf ihre Comptoire und an die Börse, um den gestrigen Wirthshauskampf geschäftsthätig fortzusetzen. Das Feldgeschrei lautete alsdann nicht mehr Hep Hep! sondern

Vive la concurrence! Nach Glauben und Gesinnung wurde nicht gefragt. Und nur „Mein Junge, in welcher Münze wirst du zahlen?“ — Zwei Nächte dauerten diese Unruhen fort. Aber das Aufruhr-Placat erschien, welches mit der Drohung schließt, die Garnison würde scharf feuern. Der Hamburger liebt dergleichen nicht, denn in einer großen Handelsstadt heißt es leben und leben lassen und mit seiner Religion macht man sich wohl mitunter eine kleine Zerstreuung, doch hat man sie nicht, um ein Märtyrer derselben zu werden.

Heine studirte um diese Zeit in Bonn. Als wir uns 1822 in Berlin trafen, erinnerte ich ihn an die Geseires Hengelpöttche im Vergleich zu der Hep-Hep-Geschichte. „Auch dergleichen kann nicht wieder vorfallen“, meinte er! denn die Presse ist eine Waffe, und es giebt zwei Juden, welche deutschen Styl haben. Der eine bin ich, der andere Börne. Heine also hatte damals schon eine Vorahnung oder vielmehr das Selbstgefühl seiner dereinstigen Bedeutung. Dennoch gab es 1835 wieder eine Judenverfolgung in Hamburg, „den Alsterhallen-Scandal“ welcher jedoch nur in dem halben Styl wie die Hep-Hep-Geschichte ausfiel und bedeutend gelinder war.

Wer also jetzt noch leugnen will, daß Hamburg mit der Zeit fortgeschritten ist und sich gebildet und aufgeklärt hat, der hat den Verstand verloren, oder keinen zu verlieren.

Vierter Brief.

1.

In einem wunderlichen Contraſt zu den Ihnen erzählten Geſeires Hengelvöttche, ſteht ein Ereigniß (hart gegen Ende des vorigen Jahrhundert) zu Altona. Es war von großer Wichtigkeit und Folgen, in ſo fern die eigentliche Judenemancipation ſich davon herſchreibt.

In Hamburg gab es damals noch keine jüdiſche Gemeinde. Die Juden ſtanden nur unter obrigkeitlichem Schutze, und hieſen auch nur Schutzjuden. Sie hatten nur wenig oder faſt gar keine Rechte, durften nicht in eleganten Straßen wohnen, und auch keine Grundſtücke unter eigenem Namen ankaufen. Sie gehörten theils zur Altonaer, theils zur Wandsbecker Gemeinde, oder hatten auch vermöge Heirathen und Verwandſchaft die Ehebewilligung (zwiefaches Gemeinderecht).

Der Altonaer Rabbiner „Raphael Cohen" hielt ſich unter anderen auch für einen Cabaliſten. Er ſoll, wie mir ältere Leute, die ihn zufällig kannten, erzählt haben, wilden

und fanatiſchen Anſehens geweſen ſein, und wenn er zu Hochzeiten geladen wurde, ſo ſoll er, bevor er die Trauungsceremonie vornahm, die Ophanim und Theraphim (unreine und böſe Geiſter) mit einem Eifer gebannt haben, daß die ſolideſten Mahagoniſtühle unter ſeinem dürren Leibe krachten.

Zuerſt waren es die hieſigen Kaufleute, die zur Leipziger Meſſe gingen, welche ſich die neuen Ideen der Zeit zu Nutze machten. Im Drange der Geſchäfte unterließen ſie die Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtgebete, weil ſie keine Zeit dazu hatten. Ihre Gewölbe, während der Dauer der Meſſe, waren übertrieben eng. Den meiſten Raum nahmen die Waaren weg. Kaum daß man eine Schlafſtelle hatte. Mittags ging man nach einem koſcheren Speiſehaus und Abends beſuchte man zu ſeiner Zerſtreuung Gartenlokale, nahm es nicht genau mit den Speiſen, erlabte ſich auch mitunter wohl an dem verbotenen Schweinefleiſch.

Nur Großhändler beſuchten die Leipziger Meſſe, und nahmen ſich dergleichen Uebergriffe heraus, in der Meinung, daß zu Hauſe nichts verrathen würde. Man nahm ſich aber auch Commis und Bedienten mit und der Jude erblickt in jedem Juden ſeines Gleichen dem er keine Anmaßungen gönnt. Nicht, daß man eben ſeinen Herrn verräth, allein man beſpricht ſich mit anderen, denen man keine Treue und Verſchwiegenheit ſchuldig iſt. Auch

ist ein solcher Verrath Glaubens- und Gewissenssache, die man nicht gut auf dem Herzen behalten kann.

Rabbi Raphael Cohen erfuhr alles. Allein wie sehr es ihn auch wurmte, daß es so um seine Gemeinde stand, so hatte er doch keine Macht strenge zu verfahren, denn eines Theils darf es der Rabbi mit reichen Gemeindemitgliedern, von denen er einigermaßen abhängig ist, nicht allzugenau nehmen. Doch immer kehrt man wieder zur strengherkömmlichen häuslichen Ordnung zurück, und was in Leipzig geschehen war, wurde entschieden in Abrede gestellt. Rabbi! Gesetzt, ich hätte das gethan, so würde ich zu Ihnen kommen und sprechen: „Matterlav". (Gegen eine kleine auferlegte Buße um Ablaß bitten.)

Damals lebte zu Altona ein armer Privatgelehrter, welcher die Kinder reicher Leute, Deutsch, Englisch und Französisch lehrte; was man verächtlich mit dem Namen „Galches" (von Gallach, Pfaffe, also gleichsam christliches Pfaffenthum) bezeichnet. Der Jude soll seine Weisheit aus der Gemora, Chummisch und aus dem Talmud schöpfen.

Zu den vielen Ungemächlichkeiten, welche mit einer strengjüdischen Häuslichkeit verbunden sind, gehört auch, daß man doppeltes Geschirr haben muß. Zu Milch und Fleischspeisen, und zum Passah (dem Feste des ungesäuerten Brodes) wieder anderes und ebenfalls doppeltes. Ein armer Privatgelehrter kann mit dem besten Willen diesen religiösen Aufwand nicht bestreiten und sieht sich genöthigt,

die und da zu nadeln (Speiſen und Geſchirr nicht ganz koſcher zu halten). —

Dieſer arme beſcheidene Privatlehrer, ich glaube er hieß Lippmann, war dem Rabbi längſt ſchon ein Dorn im Auge geweſen und wenigſtens mit ihm brauchte er keine Umſtände zu machen, und die Gelegenheit, ſein Müthchen an ihm zu kühlen, ließ nicht lange auf ſich warten.

Lippmann hatte eine hübſche junge Frau, aus einer wohlhabenden Familie. Sie ſelbſt war ohne Vermögen, und hatte ihrem Manne weiter nichts zugebracht, als übertriebene Anſprüche, und capriciöſe Eitelkeit. Lippmann hatte ein ſo zu ſagen zaghaftes Herz, und fügte ſich gern einem fremden Willen. Die Jüdinnen, früher als Sklavin betrachtet, hatten jetzt und ebenfalls ſich fühlen gelernt, und erzogen ihre Töchter nicht zu Hausfrauen und Wirthſchafterinnen, ſondern als wären dieſelben beſtimmt, die Zierde eines Harèms abzugeben.

Das Ehepaar hatte ein einziges, niedliches und kluges Töchterlein. Der Abgott ihrer Mutter. Der Vater mußte darauf bedacht ſein, ihr eine möglichſt feine Erziehung zu geben, ſo daß ſie mehr wiſſen mußte, und im Stande ſein ſollte, es allen anderen Judenkindern zuvorzuthun.

So ändern ſich die Zeiten, die Frauen emancipiren ſich, und die Männer ſtellen ſich unter den Pantoffel.

Zu einer modernen Erziehung gehörte aber nicht nur, daß man mit Vermeidung des jüdiſchen Accentes deutſch

ſprach, ſondern auch franzöſiſch und engliſch erlernte. Darin konnte Lippmann auf's Beſte unterrichten und wer befaßt ſich nicht gern mit der Erziehung eines einzigen niedlichen Kindes, welches gute Anlagen verräth. Zu einer Erziehung comme il faut gehört aber auch Tanz und Musikunterricht, und beide Künſte waren damals noch gänzlich in chriſtlichen Händen und erſt Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde von den Juden, die Muſik durchweg mit großem Eifer und glänzendem Erfolge cultivirt, während die Tanzkunſt noch bis auf den heutigen Tag von ihnen nur als Dilettantismus betrieben wird. Wenigſtens mir iſt weder in Deutſchland noch in Frankreich ein jüdiſcher Balletänzer vorgekommen. Dahingegen Seiltänzer, Jongleurs und Athleten die Menge.

Der Abend vor dem Paſſahfeſte (Feſt des ungeſäuerten Brodes oder Mazzes, welches erſt mit dem folgenden Abend beginnt): heißt der Chometz Battel Abend (Chometz, geſäuertes Brod im Gegenſatz zu den Mazzes. Battelen heißt die Chometzkrumen aufleſen und beſeitigen.) An dieſem Abende nun geht das Jüdiſche Ehepaar durch das ganze Haus, um es zu jomtovdigen (von allen ungeſäuerten Krumen zu reinigen). Freilich iſt zuvor ſchon alles auf's ſorgfältigſte gekehrt und geſcheuert worden, aber dem Paſſah muß ſein Recht geſchehen und zur Vorfeier deſſelben müſſen Mann und Frau battelen gehen. Denn es wäre anmaßend, der Allweisheit gegenüber behaupten zu wollen:

Unſer Haus iſt dermaßen gejomtovdigt, daß ſich von Chometz auch keine Spur mehr darin finden läßt. Vielmehr ſoll man ſich demüthigen und von der Allbarmherzigkeit erwarten, daß ſie es nicht allzugenau mit der menſchlichen Unvollkommenheit nehme. Aus Beſcheidenheit alſo, oder vielmehr, um nicht umſonſt battelen zu gehen, ſtreut man in allen Zimmern und zwar in alle die Ecken, wo ſie leicht wieder zu finden ſind, Chometzbrocken aus, um ſie ſauber und gewiſſenhaft wieder aufzuſammeln und um dem Paſſahfeſte die vorgeſchriebene Ehre anzuthun.

Das Battelen iſt Sache der Hausfrau. Der Ehemann hat weiter nichts zu thun als das Licht dazu zu halten. Dieſe Verrichtung muß ſchweigend betrieben werden, denn mit jedem lauten Worte, würde man ſich verſündigen und ſich der Strafe ausſetzen, lebenslänglich ſtumm zu bleiben.

Frau Lippmann hielt viel auf ihren Leib, aber wenig auf ihren Hausſtand. Vermöge ihrer funkelnagelneuen Aufklärung glaubte ſie über ſtreng vorgeſchriebene Herkömmlichkeiten ſich hinwegſetzen zu können, und leider hatte ſie zum Paſſah dieſes Mal ſo leichtſinnig gebattelt, daß die Gäſte, welche zum Feſte Glück zu wünſchen kamen, in ihrem Putzzimmer Chometzkrümel entdeckten. Empört über dieſe unverzeihliche Sünde, verließen die Strenggläubigen ſcheltend und fluchend dieſes unreine Haus, um es nie wieder zu betreten. Auch die Aufgeklärten waren über dieſen

erwiesenen Wohlthaten jederzeit mit dankbarlicher Dienstfertigkeit. Demnach fühlten sich seine Gönner verpflichtet, des armen Mannes in seiner Bedrängniß sich anzunehmen. Nur vorläufig waren noch Feiertage, wo man keinen Unterricht nahm und wenn man behindert war in der Synagoge zu gehen (aus Unpäßlichkeit etwa), doch einblieb und das Haus hütete.

Der Passah verstrich und man verschenkte den Ueberfluß von Mazzes (eine sehr unbedeutende Leckerei) an Christen. Jüdische Arme werden mit jenteverigem Essen reichlich versehen, damit nicht Sorgen ihre Festtagsruhe trüben.

Die Parnassim (Gemeindevorsteher) begaben sich nunmehr zum Rabbi, um sich für den armen Lippmann zu verwenden. Dieser erwiderte: „Seid Ihr fromme Juden und kömmt zu Eurem Rabbi um einem Peschejesreel das Wort zu reden? Ich allein kann wissen, was in einer sündhaften Zeit, wie die heutige, zu thun ist, und wenn man einem Rabbi, der gefastet hat, widerspricht, so versündigt man sich gegen Gott."

Seltsamerweise liebt niemand mehr den Widerspruch, als eben die Rabbinen. Auf Erden ist ihre Lust, zu disputiren, und im Himmel gewärtigen sie sich einer großen Synagoge, wo der liebe Herrgott selbst mit ihnen disputirt, und mit all seiner Allweisheit vor ihnen zu kurz kommt. Der Talmud sagt daher: „Wenn zwei Rabbinen sich schnur

ſtracks widerſprechen, ſo ſchaffe dir einen Verſtand an, der zugleich das eine, wie das andere glauben kann. Rechts ſo gut wie Links; oder ſchwarz ſo gut wie weiß. — Jüdiſche Rabbineninfallibilität geht alſo weit über die Katholiſch-päbſtliche, wenn auch hie und da, es manchmal Gegenpäbſte gab.

Die Parnaſſim waren hiemit abgefertigt. Sie gingen, denn jedes weitere Wort wäre unnütz geweſen. Der Rabbi mußte geſchont werden, und der Geſchäftsmann weiß ſeine Zunge zu beherrſchen. Verſchwiegenheit iſt die Seele des Geſchäfts und man denkt mehr als man ſpricht.

Als Lippmann den Erfolg dieſer Verwendung vernahm, ſchlug er die Hände über den Kopf zuſammen und gebärdete ſich wie ein Verzweifelnder.

Seine Gönner verſuchten ihn zu tröſten: „Lippmann! Ihr habt die Chover (gelehrte Würde) ſo gut wie der Rabbi (geſprächsweiſe ſagt man auch Raf oder Rebbe), wenn Ihr auch nur Bocher (Kinderlehrer) ſeid. Welch ein Unglück, wenn Ihr nicht Schulen geht? Der Rabbi bleibt Herr in der Synagoge, wie wir die Herren in unſerem Hauſe. Ganz koſcher geht es auch bei uns nicht eben zu. Allein der Rabbi mag ſagen, was er will, wir laſſen uns einen ſo nützlichen Hausfreund und angenehmen Gaſt nicht nehmen und werden Euch jederzeit gern ſehen und willkommen heißen.

Somit blieb denn zwiſchen Lippmann und ſeinen

Leichtsinn verdrießlich, von dem mit Recht schlimme Folgen zu befürchten waren, die auch nicht ausblieben.

Die Aufklärung war bis hieher nur heimlich betrieben worden, als Privatluxus, den nur Wohlhabende bestreiten konnten und der für die Armuth zu gefährlich war. Das Geld ist universell und der Großhändler berechtigt, nach universeller Bildung zu trachten. Dieses Recht hat der Trödeljude nicht. Er muß die Gelegenheit, welche die Straße ihm bietet, wahrnehmen, um seinen Gewinnst zu erhaschen. Auch thut der Althändler nicht wohl, sich eine moderne Gesinnung anzueignen. Er stellt sich damit über seine Waaren, von deren Verkauf er leben muß, während nach seinem Selbst, durchaus keine Nachfrage geschieht. Besser also er verliert sich in Strenggläubigkeit um mit Gott und Gewissen in Frieden zu leben. Mit beiden freilich habe das Geschäft nichts zu schaffen, denn um in Frieden zu leben, muß man vor allen Dingen zu leben haben.

Somit herrschte denn bereits eine Spaltung in Israel. Strenggläubigkeit und Aufklärung, welche letztere jedoch noch nicht ans Tageslicht sich wagte. Erst die Chomeß-krämel im Putzzimmer der Frau Lippmann, erweckte die Aufklärung, die ausgestreut, auf dem Boden jüdischer Zaghaftigkeit durch allerlei Aergernisse endlich zur Reife gefördert wurde und zur Selbstständigkeit gedieh, welche endlich frei und offen, sich als kosmopolitisch hinstellte.

Vorläufig war der Talmeskundige Lippmann der Hort dieser stillen Aufklärung und eben deswegen ein Dorn im Auge des fanatischen Rabbi.

Die Strenggläubigen säumten nicht dem Rabbi anzuzeigen, wie es in Lippmanns Hause zuging und jener ließ sofort ihn rufen, um ihn ohne Weiteres für einen Poschjestroel (Antiisraelit oder besser noch jüdischer Ketzer) zu erklären und ihn in den Bann zu thun; in Folge dessen er sich weder in der Synagoge zeigen, noch die Schwelle eines Judenhauses überschreiten durfte.

Er lebte von Privatunterricht. Was sollte aus ihm, seiner Frau und Tochter werden, wenn er seinem täglichen Brod nicht nachgehen durfte, wenn ihm untersagt wurde, das Haus eines Juden zu betreten und das seinige geächtet war? — Seinen wohlhabenden Gönnern hatte er sich stets uneigennützig und gefällig erwiesen, er gab, wenn er eben unbesetzt war, gern zwei Stunden für eine. Die Kinder machten Fortschritte und hingen mit Liebe einem Lehrer an, der mit Sanftmuth und unermüdlicher Geduld sie behandelte. Die Eltern, wenn es ihre Zeit erlaubte, wohnten den Lectionen bei, um auch ein wenig Bildung und Kenntnisse aufzuschnappen, was ihrer Kindheit versagt worden war.

Zugleich war er ein angenehmer Gesellschafter, der, wenn man ihn zu Tische lud, das Mahl mit zeitgemäß instructiven Gesprächen würzte. Auch vergalt er die ihm

Unſtreitig iſt Ihnen Gutzkow's Akoſta bekannt und Sie wiſſen, daß die ſtrenge Buße damit anfängt, daß der Sünder ſich auf der Schwelle der Synagoge platt hinlegen muß, wo jeder Jude beim Kommen und Gehen, ihn mit Füßen tritt, verflucht und anſpeiet. Akoſta hält kaum den Anfang dieſer Buße aus, und weigert ſich zu widerrufen.

Der arme Lippmann fügte ſich in völliger Ergebenheit und ſtrengſtem Gehorſam, allem was man ihm vorſchrieb und von ihm verlangte. – Angethan mit ſeinem Sterbehemde und baarfuß auf den kalten Marmorfliesen der Altonaer Synagoge (nach der Prager die ſchönſte vielleicht, was ihre Bauart anbelangt). Der Arnekaoſch (Bundeslade) war geöffnet. Die Thora lag aufgerollt auf dem Almemmor (ein eingehegter Betaltar) und Lippmann betete mit lauter Stimme ein Kapitel nach dem andern her, worunter diejenigen, welche die grauſamſten Strafen über die Widerſpenſtigen verhängten und ihn mit den entſetzlichſten jüdiſchen Flüchen bedrohten, am wenigſten vergeſſen worden.

Verſchiedene Strenggläubige der finſterſten Art: Bettler, welche ſich für Gebete und andere fromme Dienſte gut bezahlen ließen, damit ſie nach Vorſchrift und ohne Fehl und Tadel vollzogen werden, zugleich, auch ſie fühlten ſich aus heiliger Gewiſſenhaftigkeit verpflichtet, den Büßenden, wenn ſein Eifer erſchlaffte oder ſeine Stimme ermattete, durch wohl

gemeinte Fauststöße, Fußtritte, durch Kneifen in's weiche Fleisch und Bartzausen, wieder anzufrischen, um neben dem versprochenen Lohn sich auch himmlischen Segen zu erwerben. — So verstrich denn die traurige Zeit unter Gebet und Fluchen, schwierige Bußübung und frommer Schadenfreude. Erst spät am anderen Morgen, um der Erschöpfung des Büßers sicher zu sein, erschien der Rabbi. Er verneigte sich vor dem Arnekadosch (Bundeslade) und wandte sich hierauf zu dem Sünder. Statt aber ihn zu segnen und los zu sprechen, sagte er: „Lippman, Deine Buße ist nichtig, denn nicht Deiner Seele zur Liebe, sondern weil Deine Frau darauf bestand, hast Du sie abgelegt. Erwarte nicht, daß ich Dich lossspreche, und wenn auch das Leben Deines Kindes davon abhängt. Sondern kehre heim wie Du gekommen bist, als Poschejesreel, der Du bist, warst und bleibst."

Wäre dieses eine Novelle, so würde ich mir nicht nehmen lassen, mit der Lizenz der poetischen Allwissenheit sie drastisch durchzuführen.

Verzweiflung giebt Muth, wenn er auch nur augenblicklich aufsiedet, um gleich wieder in Schwachheit unterzutauchen.

In solch einer nervösen Stimmung befindet sich nunmehr Lippmann und gespenstisch entstellt, ruft er dem Rabbi nach, der ihm kaum den Rücken gewendet: „Gieb Dich nicht für einen Hexenmeister aus Rabbi, Deine Macht ist keine überirdische, um an dem unschuldigen Leben seines

Gönnern nach wie vor, alles beim Alten. Nur die Synagoge durfte er nicht besuchen, welche aber von den Wohlhabenden gleichfalls vernachlässigt wurde. Die Armen hingegen halten viel darauf. Denn Noth lehrt beten und es giebt nichts wohlfeileres, als die Kirche, und in seinem Gott vergnügt sein. Die Strenggläubigen ermangelten daher nicht, an Lippmann ihr frommes Müthchen zu kühlen. Wie und wo er sich zeigte riefen sie ihm nach „Poschejesroel“, verfluchten ihn mit allen Jüdischen Flüchen und spien ihn an. — Sie wurden deshalb vor Kohl (Gemeinderath) geladen und zu einer Geldbuße verurtheilt, unter Androhung von Polizeistrafe, wenn dergleichen Excesse kein Ende nehmen sollten. Der strenggläubige Jude hat zwar vor christlichen Behörden eine gewaltige Scheu, ganz und gar aber war der Frevel nicht zu unterdrücken und erneuerte sich gelegentlich immer wieder.

Bis hierher hatte sich die Aufklärung bescheidentlich binnen ihre vier Pfähle gehalten, nunmehr hingegen, da sie wider den Spruch des Rabbi, sich selbstständig erwies, hatte sie gleichsam einen Schritt in die Oeffentlichkeit gethan. Lippmann, der sicher besser zum Vermittler taugte, mußte diesmal den Zankapfel abgeben und benahm sich auch Anfangs brav und standhaft genug. Das jüdische Herz, wie schwachselig und zaghaft es sich hier und da auch erweisen mag, hat doch immer noch ein wenig Maccabäische Hartnäckigkeit geerbt. Auch Ehrgefühl ist eine jüdi-

ſche Tugend, und Lippmann war ſtolz auf die Protection, welche die Wohlhabenden ihm angedeihen ließen.

Es giebt aber etwas, was über die Protection der Erſten in der Gemeinde und über die Macht des Rabbi hinausgeht, und das iſt das Pantöffelchen der Ehefrau. — Und ſiehe! das liebe Töchterlein erkrankte, lebensgefährlich (wie es hieß) und Frau Lippmann war der Meinung, daß der Rabbi, welcher behauptete ſich auf die Kabala zu verſtehen, dieſes lebensgefährliche Uebel ihr angethan habe, dem ſie unterliegen würde, wenn ihr Mann länger noch dem Rabbi widerſtreben würde.

„Liebe Frau!“ ſprach Lippmann. „Der Rabbi iſt ein Menſch wie wir und überirdiſche Kräfte ſtehen ihm ſo wenig, wie uns zu Gebote, wenn er ſich auch aus Rabbinenhochmuth derſelben rühmt. Soll ich meine Gönner vor den Kopf ſtoßen und mich ihm unterwerfen, ſo verſcherze ich mein Brod und muß verſpottet und geächtet zum Bettelſtabe greifen.“

Der Pantoffel aber nimmt keine Vernunft an, und Frau Lippmann blieb bei ihrer Meinung. Das einzige Kind lag ſchwer krank danieder und für ſeine Kinder opfert ſich der Jude auf.

Lippmann war in Verzweiflung. Er ſprach zu ſeinen Gönnern, „ich kenne mich ſelbſt nicht mehr, ich gebe mich verloren.“ Hierauf ging er zum Rabbi um ſich jeglicher Buße zu unterwerfen, welche derſelbe ihm zuerkennen würde.

einzigen lieben Kindes, den Vater heimzusuchen. Laß keinen Christen solch hochtrabende Prahlereien hören, Du würdest der erste nicht sein, den man an einen Galgen hängt, oder auf dem Scheiterhaufen verbrennt. Dazu reicht schon ein ungegründeter Verdacht hin, wohin soll also diese Selbstanklage aus unsinnigem Hochmuth führen? — Meine schwere Buße soll nicht gelten? Warum denn stelltest Du den Poschejesroel vor strenggläubigen Zeugen, welche dafür bezahlt werden, und vor diesem Amekadosch? — Ich sage nicht, daß er ein veraltetes nutzloses Stück Möbel ist, was auf den Trödel hingehört. — Warum ließest Du den Poschejesroel diesen Almemmor (ein erhöheter und umgitterter Altar) mehremal besteigen? — Ich sage nicht daß er eine Schaubühne ist, zur Erlabung rechtgläubigen Blödsinns. — Warum ließest Du den Poschejesroel ganze Kapitel aus der heiligen Thora herbeten. Ich sage nicht, daß das auf uns ererbte Wort Moses leeres Gewäsche sei. Auch sage ich nicht, daß die Synagoge kein Bethaus sondern ein Narrenhaus ist. — Wohl aber sage ich, daß die Kabala eine lebenslängliche Narrheit ist, denn wenn auch der Rabbi keinen Menschen todt sagen kann, so kann er doch seine Synagoge zu einer stillen Mördergrube machen. Einen alten schwachen Mann stellt er als einen Büßer im Sterbehemde, eine ganze Winternacht hindurch, mit bloßen Füßen auf eiskalten Marmorfliesen. Ich will nicht leugnen, daß ich, dieser schweren Buße (um Nichts und wieder Nichts

und zu Nichts und wieder Nichts) keineswegs aus innerem Drange, ſondern nur, um meine Frau zu beruhigen, die für das Leben unſeres einzigen Kindes beſorgt iſt, mich unterzogen habe. Davon aber kann ich ebenfalls den Tod bekommen.“ — Lippmann kommt nach Hauſe und erzählt ſeiner Frau wie er vom Rabbi behandelt worden. — „Als Poſchejesroel bin ich ausgegangen und als Poſchejesroel komme ich wieder heim.“

„Du kommſt zu rechter Zeit“, erwiderte die troſtloſe Mutter, „um Deinem lieben Töchterlein Sterbegebete vorzuſagen, der Doctor ſpricht, Menſchenkunſt und Weisheit können hier nicht mehr helfen und wir ſollen uns gefaßt machen, unſer einziges liebes Kind in wenigen Stunden dahinſcheiden zu ſehen. Deine Schuld iſt es, weil Du dieſem gefährlichen Rabbi zu trotzen wageteſt.“

Das arme Kindlein ſtirbt und die trauernde Mutter ſpricht: „Lippmann! Ich kann nicht länger mit Dir leben, denn Du biſt ein Poſchejesroel und darfſt nicht mehr in die Synagoge kommen. Da haſt Du nun die Folgen, den gefährlichen Rabbi gereizt zu haben. Du haſt den Tod Deines lieben einzigen Kindes auf dem Gewiſſen und ich gehe von Dir, damit der tödliche Zorn des Rabbi nicht um Deinetwillen auch auf mich falle.“ —

„Liebe Frau!“ erwiderte Lippmann! „Ich fühle wie Recht Du haſt. Der Rabbi hat unſere Ehe geſtört und wenn ich doch einmal ein Poſchejesroel ſein ſoll, ſo will

ich auch bei meinem Glaubes bleiben. Meine mir gleich gesinnten Gönner, werden weder Dich noch mich umkommen lassen. Nur glaube niemals, daß etwa der Rabbi mit seiner eingebildeten Kabala unser einziges holdes Töchterlein todthexen konnte. Vielmehr war es der heilige Wille Gottes, welcher ein schuldloses Opfer sich ausersah, um Israel eine hellere und bessere Zukunft zu verkünden. Der Rabbi, wenn Du zu ihm gehst, um Dich von mir zu trennen, wird Dir keine Schwierigkeiten machen. Nicht einmal mich rufen lassen um anzufragen, ob ich in die Scheidung willige. Wissen aber lasse ich ihn, daß mein süßes Töchterlein in ihrem Grabe so bald nicht vergessen werden wird, und daß ich der Erste sein will, der ihr Andenken feiert, indem ich hier vor Deinen Augen mein Arbekampfes mir ausziehe um es für immer abzulegen und so dahin zu werfen. Nimm es auf und zeige es dem Rabbi, wenn Du zu ihm gehst, um Scheidung zu erlangen. Es kann unserer Trennung nur förderlich sein. Der Rabbi wird Dir nichts in den Weg legen und nicht einmal nach meiner Zustimmung fragen. Du aber, sage in meinem Namen, daß mein Beispiel tausendfältige Nachahmung erwecken, und bald genug kein Arbekampfes mehr unter einem feinen jüdischen Oberkleide zu finden sein wird."

Das Arbekampfes ist eine Art Brustlappen, der nach Vorschrift der Thora (welche es sich sehr angelegen sein läßt, wie der Jude sich kleiden, und was er tragen und

nicht tragen soll, ausführlich zu bestimmen) mit langherunterhängenden Baumwollitzen versehen werden muß. Das Arbekampfes bedeutet demnach, ich befolge das Gesetz und die Zitzes sollen den Juden ermahnen, keusch und züchtig zu leben, weshalb sie auch weit bis an's Knice reichen. Wer also sein Arbekampfes von sich wirft, der verleugnet das Gesetz und berechtigt seine Frau (damals nämlich), sich von ihm scheiden zu lassen, als von einem Manne der seine Zitzes nicht respectirt.

Lippmanns Prophezeihung sollte sich bald genug und ehe man sich dessen versah, erfüllen. Am folgenden Sabbat ging es auf dem Dreckwall (heute Altewallstraße) und Mönkedamm vergnügt und lustig zu. In beiden Hamburger Straßen feierte die jüdische Selbstemancipation ihr erstes Freudenfest. Ob es in andern Judenstraßen und vielleicht auch in Altona nicht eben so festlich begangen wurde, darf ich weder behaupten noch verneinen. Mein Vater, der mir alles das erzählte, nannte mir nur diese beiden Nachbarstraßen. Er selbst wohnte auf dem Dreckwall und auch ich bin in Arkadien — oder mit Permission zu sagen: auf dem Dreckwall geboren.

Bekanntlich ist es den Juden streng verboten, am Schabbes sich mit Feuer zu befassen. Nicht einmal ihre Lichter zu putzen ist ihnen erlaubt und sie müssen eine Schabbesgoie dazu dingen. Heute aber saßen die wohlhabenden Großhändler auf ihren Beischlägen (Steinbänke zu

beiden Seiten der Haustreppe, deren es noch manche im alten Hamburg giebt) rauchten Taback aus langen weißen Pfeifen, hatten ihre Comfore mit brennenden Kohlen auf der Straße stehen um ihre Theekessel zu heitzen und brauten sich Punsch. Bis hierher hatte sich die Aufklärung zu Hause still verhalten, heute aber hatte sie sich in's Freie gewagt um das dritte Gebot umzustoßen: Du sollst den Sabbath heiligen. Früher konnte man auch wohl auf seinem Beischlag ein Glas Punsch sich reichen lassen. Aber die Schabbesgoie mußte es bereitet haben und präsentiren auf offener Straße, jedoch am Schabbes selbst beim Feuer gehen, war eine frevelhafte noch nicht vorgekommene Dreistigkeit. Aber Verbotenes schmeckt am Besten, und zu einem Gläschen Aufklärungs-Punsch seine erste Schalbespfeife: Fortschritts-Kanaster zu rauchen, muß ein großes Labsal gewesen sein. — Man ließ es dabei nicht bewenden. Handel und Verkehr kann nicht bestehen, ohne Gegenseitigkeit und der Großhändler spricht: „Für richtige Ablieferung richtige Zahlung, für richtige Leistung, ausbedungener Lohn. Es sei denn, man erklärt sich insolvent. Der brave Lippmann hatte vor strenggläubigen Zeugen die schwere Buße standhaft und geduldig überstanden, und der Rabbi hatte ihm Absolution verweigert? Also hatte sein Rabbinismus bankerott gemacht.

Das war noch nicht Alles. Er hatte den armen Lippmann in den Bann gethan, weil er den Judenkindern Galches lehrte. Das war aber der Wille ihrer Väter,

welche über ihre Kinder zu verfügen haben. — Nicht der Privatlehrer, den sie ihnen halten. Diese waren die eigentlichen Schuldigen, an sie konnte er sich nicht wagen, denn sie waren hauptsächlich seine Ernährer. Mit einem armen Privatlehrer hatte er leichteres Spiel, indem er ihn mit seiner Frau entzweite, ein sterbendes Töchterlein mit dem Tode bedrohte und seinen häuslichen Frieden untergrub.

Das Galches steht als unreine Sprache dem Hebräischen Loschenkadosch (heilige Sprache) gegenüber. In dieser heiligen Sprache soll man zu dem lieben Gott beten, welcher sie versteht. Er spricht sie auch, und namentlich damals sprach er sie, als er sein sechstägiges Schöpfungswerk vollbrachte, um sich am siebten Tage einer göttlichen selbstgefälligen Schabbesruhe zu überlassen.

Die Aufgeklärten sagten: „Verfolgst du unser Galches, so machen wir uns nichts aus deinem Loschenkadosch. Und somit war es außer Cours gesetzt, auf Null reducirt, und ward den Kindern sogar verboten.

Das Geld hat die Herrschaft und ist die Blutcirkulation der Völker, Handel und Verkehr der Herzpulsschlag. Gleichstellung der Christen lautete der Wahlspruch und diese Selbstemancipation war eine Radicale.

Ob sie auch ihr Arbekampfes ablegten; Wer kann das sagen? So viel ist gewiß, daß die Großhändler, welche nach der Leipziger-Messe reisten, sich dort vieles er-

laubten und unter Anderem auch solches, wo ihre Zitzes ihnen im Wege waren.

Die Leipziger Centralmesse übrigens, war damals eine sehr interessante. Alles Neue und Amusante, Kunst oder Gaukelei präsentirte sich dort und machte Abends seine Geschäfte. Auch Frauen besuchten diese Messe gern, und ein gewisser Witzling, dessen Frau auch einmal mitzureisen verlangte, soll zur Antwort gegeben haben: „Liebes Kind, was soll ich vom Hause mitnehmen, was dort besser zu haben ist?“

Das Arbekampfes ist heutigen Tages das stille Abzeichen der Strenggläubigen von den Neuisraeliten. Letztere kennen es kaum noch dem Namen nach.

Heine, ich und andere Söhne aufgeklärter Familien haben nie ein solches getragen und auch nie an unseren Vätern erblickt. Doch erinnere ich mich, daß Strenggläubige die uns besuchten und von allen was man ihnen vorsetzte nichts berührten, weil unser respectives Haus nicht koscher genug war, aus frommer Coquetterie ihre Zitzes lang aus dem Hosenlatze herunterhängen ließen.

Es fragt sich sogar ob die neuisraelitischen Tempelprediger allesammt das Arbekampfes (welches wie gesagt unter dem Hemde getragen wird,) heute noch beibehalten haben. — Wer will das entscheiden? — So viel aber steht fest, daß kein einziger derselben Zucht und Ehrbarkeit

verleugnet, während doch christliche Geistliche in Hamburg wenigstens kleine Aergernisse gegeben haben.

Nicht wahr, geehrter Freund! Beide hier mitgetheilte, auf Thatsachen gestützte Traditionen contrastiren sich auf seltsame Weise. Sie sind noch nicht gedruckt. Ueberhaupt liebt der Jude nicht die Oeffentlichkeit, und die Aufklärung ist noch gar zu jung; der Parvenue, will nicht an seine Ci-devant erinnert sein.

Da, grausame Judenverfolgung. Hier, eigenmächtige Judenemancipation. Dort ein vermeintlich, abgeschlachteter Christenknabe, der wieder zum Vorschein kommt. Hier eine todtkranke Judentochter, welche vermeintlich von Rabbinerhexerei umgebracht wird. — Und welche futile Motive?

Dort ist es ein Henkeltöpfchen und hier sind es Brodkrumen, welche bedeutende Ereignisse veranlassen.

Ist das nun weltgeschichtlicher Humor oder confuser Menschensinn, der nicht unterlassen kann bald gehässige, bald thörichte Possen zu treiben?

Das zu bestimmen, würde sehr weitläufig sein und ich habe schon in diesem Briefe, das Maaß weit überschritten.

Fünfter Brief.

Mein Gedächtniß hat mir einen bösen Streich gespielt. Entschuldigen Sie den so lange schon aus der Oeffentlichkeit Verschwundenen, dessen Selbstphantasie nicht immer aus ihrem eingefahrenen Geleise herausfinden kann. — Der Held meines vorigen Briefes hieß nicht Lippmann, sondern Nassanel Bamberger. Leider ist mir das heute erst eingefallen, und ich habe nachgeforscht in meiner Erinnerung, woher ich auf den Namen Lippmann gekommen bin.

Lippmann hieß der Hauslehrer bei einem weitläufigen Verwandten von mir in Altona. Er verliebte sich in eine niedliche Christenmagd, mußte aber, um sie zu heirathen, sich taufen lassen. Dadurch verlor er seine Brodstelle; allein der geschickte und wohl unterrichtete Mann, fand als Christ anderweitiges Auskommen und litt keine Noth.

Dieser Irthum wäre heute noch leicht zu berichtigen, allein ich ziehe es vor ihn einzugestehen, damit sich noch ein drittes ähnliches Factum herausstelle. Christliche Ju-

verfolgung; rabbiniſche Galches-Verfolgung und jetzt auch: Aufgeklärte Meſchumadim-Verfolgung. — Ein Viertes giebt es nicht und ſomit habe ich mein Thema erſchöpft. Zu bemerken iſt noch daß Rabbi Raphael Cohen der Großvater mütterlicherſeits unſeres vortrefflichen Gabriel Rieſſer war, der ſo viel um nicht zu ſagen alles für die hieſigen Juden erwirkte. Mit mildem Sinn vollendete der Enkel was der ſtrenge Großvater wider ſeinen Willen begründet hatte. Der Menſchenwille muß auf Hinderniſſe ſtoßen, um zu erſtarken und eine Nation bedarf einer ſchreienden Unterdrückung, um zur That zu ſchreiten.

Sechster Brief.

6.

Niemand ist ein Held in den Augen seines Kammerdieners und jegliche Größe verliert in allernächster Nähe ihren Nimbus. Heine und ich waren Jugendfreunde, und man vervollkommnet sich erst mit den Jahren. Heut bewundert man ihn in seinem Glanze. Ich lernte ihn in seiner jugendlichen Aufdämmerung kennen, wo wir beide noch sehr unreif waren. Unsere Blutsverwandschaft war nicht weit her, oder besser gesagt ziemlich weit her. Eine Verschwägerungs-Verwandschaft dritten Grades. Unsere Geistesverwandschaft lag noch weiter auseinander. Schwerlich kann es entschiedenere Antagonisten geben, als wir poetisch-gestimmten Vettern es waren. Trotz blieben wir für's ganze Leben Freunde. Wir haben uns niemals entzweit. Im Gegentheil! — Wir halfen uns, wie und wo wir irgend konnten.

Als wir 1822 in Berlin studirten, war ich, der jüngere Vetter, ein unbedeutendes Mutterſöhnchen, stets bei

Kasse, und er war schlecht situirt. Er hat mir das, als er erst im Glücke stand, überreich vergolten. Auf seinem Sterbebette noch, verpflichtete er seinen Bruder Gustav, für mich zu sorgen, welcher mich auch mehrere Jahre lang reichlich unterstützte.

Heine gehört zu den Wenigen, welche von Hause aus ihre Bestimmung fühlten, welche ihre Zeit verstanden, und von ihrer Zeit verstanden wurden. Wie oftmals ermahnte mich Heine, von meinem einsamen selbstbehaglichen Streben abzulassen, und ich würde mich jetzt anders, oder vielmehr weit besser stehen, hätte ich ihm folgen können. Doch wer seine Ueberzeugung verleugnet, handelt gewissenlos an sich selbst. Man lebt für seine Gesinnung und für seine Gesinnung opfert man sich auf. Wer aber ohne Beruf und nur Gewinnes halber seiner Zeit dienen will, erniedrigt sich zu einem Comödianten seiner Zeit.

Ich glaube wohlgethan zu haben, mich an die erste rechte Schmiede, das heißt an die Bühne selbst, zu wenden. So wußte ich denn doch, was ich war.

Heine wurde der ungezogene Liebling der Grazien und Musen genannt und ich spottweise der »letzte Romantiker«. Er war bestimmt für Andere und ich für mich selbst zu leben. Sagte ich ihm: „Es ist nun einmal meine Bestimmung“, so lachte er und sprach: das ist keine Bestimmung, das nenn' ich Schlemiehligkeit. — Ein schreckliches Wort. Unglückskind besagt zu wenig, der Schlemiehl ist nicht nur

zu seinem eigenen, sondern auch zum Unglück anderer geboren und steckt was ihm zu nahe kommt mit seinem Unglück an.

Gott sei Dank! Es war kein Prophetenspruch. — Ich darf mein Leben kein verlorenes nennen. Es gab Zeiten, wo man mich benutzte — mißbrauchte und plünderte. Ich aber ließ mich nicht irre machen. Freilich ist es traurig, im Alter gänzlich zu verarmen. So lange man aber noch sein Selbst bewahren kann, ist es kein Unglück zu nennen. Wäre es mir möglich gewesen, mich Heine's Richtung anzuschließen, so stände ich jetzt anders. Das heißt ungleich besser. Bei der Verschiedenheit unserer Ansichten that er sein Möglichstes für mich, 1826 stellte er mich in Hamburg Campe vor mit den Worten: „Ihm fehlt nur ein guter Verleger, so wird was aus ihm.“ In Berlin machte er mich mit Gubitz und Willibald Alexis bekannt. Beide sagten mir: „Sie sind von guter Hand uns warm empfohlen“. Sie nahmen mir ab, was ich liegen hatte und verlangten so viel ich leisten konnte. So ward denn aus mir ein Licht, wenn auch kein großes. Die Frauen lasen mich gern und damit begnügte ich mich.

An der Tendenzlosigkeit konnte Heine nicht für mich wirken. Wer im Lichte steht, darf sich nicht mit Inconsequenzen bestäuben. Wer mit Geist, Witz und Scharfsinn begabt ist, wie Heine es war, und wer wie Heine seiner innerlich feststehenden Richtung unerbittlichen Gehorsam lei-

ſtete, hat keine Anerkennung rechts und links zu verſchenken. Seine Aufmerkſamkeit gehört den Gleichgeſinnten an und nicht dem Widerſpruche. — Dennoch that Heine bei der erſten Gelegenheit, welche ſich ihm darbot auch in der Oeffentlichkeit ſein Möglichſtes für mich.

Anfangs des Jahres 1848, kurz vor der Februar-Revolution, erſchien mein Schieflevinche. Es wurde verſendet, konnte aber in einer ſo großartig aufgeregten Zeit nichts machen, außer, daß es in Hamburg, wo es ſchon früher ausgegeben war, alle jüdiſche Flüche über das harmloſe Haupt des Verfaſſers beſchwor. Zufälligerweiſe fiel es einige Jahre ſpäter Heine in die Hände und wie er ſich darüber ausgeſprochen, iſt zu bekannt, als daß ich nöthig hätte es hier zu wiederholen. Das Wort Heine's brachte dieſes Buch, welches für ein verlorenes gelten konnte, zu einem fabelhaften Anſehen und weil ich ſelbſt der Meinung war, er habe eine Arbeit, zu der ich kaum zwei Monate gebraucht, bei Weitem überſchätzt, ließ er mir durch ſeine Schweſter, welche von Paris kam, beſtellen: „Alles was ſich zum Lobe dieſes Buches ſagen ließe, ſei zu wenig.“ Der Neuisraelitismus ſprach aus ihm. Schieflevinche nimmt den ſtrenggläubigen Rabbinismus und das katholiſche Pfaffenthum ſchonungslos mit. Heine folgte ſeinem treuen geſinnungstüchtigen Herzen und zum erſten Male nach einer langen Reihe von Jahren, bot der ungezogene Liebling der Grazien und Muſen ſeine Hand, dem letzten Romantiker.

Man sagt, ich hätte die Freundschaft, welche mir Heine erwies, mit Undank vergolten. Allein das ist Philistergeschwätz. Niemals ist es mir in den Sinn gekommen, Heine's Genialität und seine verdienstliche Wirksamkeit in Zweifel zu ziehen. Wenn ich auch zu seinen eifrigsten Verehrern eben nicht gehörte. Jeder ehrliche Widerspruch aber muß erlaubt sein, und Zeitungslob ist nicht die Münze in der man seinen Tank abträgt. Große Männer haben große Schwächen und der Neuisraelitismus war die Stelle wo Heine sterblich war, wo er sich vergessen, seine beißende Jovialität verleugnen, und alle Schranken überschreiten konnte. Ich will nicht leugnen, daß ich in den hallischen Jahrbüchern 1839 bei Gelegenheit der Shakespearfrauen ihn hart mitnahm. Ruge forderte mich zu solch einem Artikel auf, wofür er mir in einem Dankschreiben großes Lob ertheilte. Es ergab sich indessen, daß mein Artikel übel aufgenommen wurde, und ich hatte mich damit so zu sagen mißliebig gemacht. Nunmehr sagte auch Ruge, er, der mich dazu verleitet, — „Ihr Artikel hat den Jahrbüchern mehr Schaden gethan als Nutzen gebracht."

Gleichviel! Ich habe nichts zu bereuen. Man muß auch seinen eigenen Weg gehen dürfen. — Sagen Sie selbst: Mit welchem Rechte durfte der Verfasser des „Almansor", den Verfasser des „Kaufmann von Venedig" nach neuisraelitischer Elle messen? —

Heine und Immermann hielten in der Oeffentlichkeit

feſt zuſammen, und Letzterer ſchrieb ihm privatim, daß der Almanſor einen tückiſchen Chriſtenhaß athme. Eine Tragödie, deren Held ſchon bei dem Gedanken an dem Abendmahlskelch, ſchaudernd ſich abwendet. — „Sie tranken Menſchenblut!“ — Eine ſolche Tragödie vor einen Chriſtgermaniſchen Publikum aufführen zu laſſen, war jedenfalls ein Mißgriff. — Es wurde in Braunſchweig aufgeführt — und der Reſt ſei braunes Schweigen. — —

Hatte der junge, ſoeben erſt emporgekommene Neuisraelitismus ſeine Aufgabe ſchon vollendet? Fand er in Welt und Leben, nichts mehr zu beſſern oder umzuſtürzen? Durfte er ſich ſchon gemüßigt fühlen, auch die Bretter, welche ja beſcheidentlich nur die Welt bedeuten, ebenfalls von allem, was nach Judenhaß ſchmeckt, rein zu fegen? — That er wohl, gleich bei einer höchſten, zweihundertjährigen Dichterautorität anzufangen? —

Shakeſpear's Dramen ſind keine Tendenzſtücke, wo der Dichter ſich dem Publikum zu Liebe, einer vorherrſchenden ſocialen Strömung unterordnet; wo er vermöge ſeiner Allmacht, die er innerhalb ſeiner Schöpfung alleinniglich ausübt, ſeine fingirten Perſonen als Marionetten ſeiner Willkühr behandelt; und wo dieſe, ſogleich bei ihrem Auftreten, durch Sünd- oder Tugendhaftigkeit, zu Lohn oder Strafe ſich qualificiren müſſen, welche der Dichter zum Voraus ſchon über ſie verhängt hat.

Wir Deutſchen ſind wahrlich zu gelehrt. — Wenn

wir von Shakeſpeare's Mädchen und Frauen hören, ſo fällt uns gleich ein, daß zu Shakeſpeare's Zeiten weder Mädchen noch Frauen die Bühne betreten durften. Erſt nach dem Tode Shakeſpeare's trat zum erſtenmal ein Frauenzimmer als Desdemona auf. Heine hat eine Vorgängerin gehabt, Madame Jameſon, und citirt deren Werk „Moraliſche, praktiſche und hiſtoriſche Frauencharaktere.“ Dieſe ſchottiſche Dame hat ſich präciſer ausgedrückt als der deutſche Privatgelehrte. „Sieh da! mein Fräulein“ ſagt Hamlet beim Empfang der Schauſpieler; und wir wiſſen, es iſt eine humoriſtiſche Anrede an den Knaben, welcher Mädchenrollen ſpielt. Denn Hamlet fügt hinzu: „Wie! faſt um einen Kopf dem Himmel näher gerückt, hoffentlich hat eure Stimme, den reinen Goldklang nicht verloren.“ Mädchen wechſeln die Stimme nicht, wenn ſie heranwachſen. Ich citire dieſe Stelle, denn ſie enthält eine Aeußerung des Shakeſpeare ſelbſt über ſeine Frauencharaktere. Ja! es war eine keuſche Bühne die Shakeſpeare'ſche. Nur die Kunſt der Darſteller ward gewürdigt und befugt, die Phantaſie des Dichters zu verwirklichen, der prahleriſche Decorationsſtand hatte ſich noch nicht eingebürgert. Die Damen ſaßen maskirt in den Rängen und konnten nicht wie heut im vortheilhafteren Lichte und in brillanter Toilette ihre Reize zeigen. Alle ſtörende Wirklichkeit wurde fern gehalten, damit die zarten Dichtervisionen ſicher und ungetrübt ſich offenbaren möchten.

Was ſollen alle die zierlichen und gezierten Almanachkupferchen mit den vollen bloßen Brüſten, dieſe Roſalinde, Viola, Imogen im koketten Knabenanzug, wo überall das Weib durchſcheint? Sind es Shakſpeare'ſche Frauencharaktere und als ſolche zu erläutern? Wer erkennt ſie, ohne den Namen darunter zu leſen? Und im angefügten Regiſter heißen ſie ſogar Portraite! Portraite zu den Tragödien, Portraite zu den Komödien. Soll man glauben, daß die Shakeſpeare'ſchen Phantaſiegeſtalten den engliſchen Zeichnern und Kupferſtechern geſeſſen haben, um ſich portraitiren zu laſſen? —

Wie es ſcheint, iſt dies Heine's ernſtliche Meinung. Er ſagt in der Vorrede Seite 26: „Nur im Fache des Portraits haben die Engländer Ausgezeichnetes geleiſtet, und zwar wenn ſie das Portrait mit dem Grabſtichel, alſo nicht mit Farben, behandeln können, übertreffen ſie die Künſtler des übrigen Europa. Was iſt der Grund dieſes Phänomens: daß die Engländer, denen der Farbenſinn ſo kümmerlich verſagt iſt (zugemeſſen iſt), dennoch die außerordentlichſten Zeichner ſind und Meiſterſtücke des Kupfer- und Stahlſtichs zu liefern vermögen? Daß Letzteres der Fall iſt, bezeugen die nach Shakeſpeare'ſchen Dramen gezeichneten Portraite von Frauen und Mädchen, die ich hier mittheile und deren Vortrefflichkeit wohl keines Commentars bedarf.“ — Weinet Ihr deutſchen Künſtler! die Ihr ſo viel Skizzen, Contouren, Zeichnun-

gen und Bilder zu Shakespeare'schen Dramen so charakteristisch und kritisch zu erfinden Euch bestrebtet. Weinet wie Alexander, weil Achilles einen Homer fand, der seine Thaten besang. Weinet! weil die englischen Zeichner und Kupferstecher einen Heine haben, der jene Mädchen und Frauenköpfe erläutert. — Was mich betrifft, so wollte ich, ich wäre Mitarbeiter an einem Boudoirblatt oder Damenbazar oder Toilettenalbum, so könnte ich diese Stiche vielleicht mit Anstand als Portraite nach Shakspeare'schen Dramen empfehlen. Der Deutsche ist zu gewissenhaft, und vor Allem hat er ein literarisches Gewissen. Dies beweist selbst das junge Deutschland; in einer Nation, wo das literarische Gewissen so künstlich und absichtsvoll verleugnet werden konnte, da mußte es in der That vorhanden sein. Nur allzu gewissenhaft verleugnete das junge Deutschland dies Gewissen. Ich habe meinestheils das Gewissen eines Kritikers an einer gelehrten Zeitschrift und kann allenfalls die Feinheit und Sauberkeit dieser Stiche loben, aber ich sehe keine Portraits Shakespeare'scher Frauen darin, und noch weniger sind es Kunstwerke. Aber es sind niedliche Schnupftabacks-Dosen-Deckel-Mädchen-Köpfe oder allerliebste Berliner Porzellan-Fabrik-Pfeifenkopf-Frauen-Gesichter, welche ich dem Publikum nicht als Meisterstücke der Gravirkunst vorzulegen wage. Jenen Fabrikkünstlern aber sei es überlassen diese englischen Meisterstücke der

Zeichenkunst in die schnupfende und rauchende Welt einzuführen.

Wahrhaftig! ich erschrack, als ich am Schlusse der Vorrede folgende Stelle las. „Jedenfalls glaube ich mit dieser Publication meinen heimischen Freunden eine Freude zu machen. Möge der Anblick dieser schönen Frauengesichter ihnen die Betrübniß, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirn scheuchen! Ach, daß ich nichts Reelleres zu bieten vermag, als die Schattenbilder der Schönheit; daß ich euch die rosige Wirklichkeit nicht erschließen kann! Ich wollte einst die Hellebarden brechen, womit man Euch die Gärten des Genusses versperrt, aber die Hand war schwach und die Hellebardiere lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, daß dies vorlaut großmüthige Herz verstummte aus Scham, wo nicht gar aus Furcht. — Ihr seufzet?“ — —

Ei! gesetzt wir seufzten, gesetzt wir wären betrübt, daß die Heinische Großmuth uns den genußreichen Weltharem nicht zu erobern vermochte: so lassen wir uns doch nicht mit Bilderchen beschwichtigen, wie die Kinder. — Hätte es Heine gewagt, so dachte ich, die Verehrung des Shakespeare uns als Verbrechen auszulegen, weil er etwas ganz Anderes von uns begehrt? Und giebt er uns Mädchen und Frauenbilder in die Hände zum Spielen, zum Ergötzen, weil sonst nichts mit uns anzufangen ist? — Mein Argwohn war ungerecht, sehr ungerecht. — Heine spottet

wohl mit der Feder, nicht in der That. Dieser Streit wäre zu lakonisch gewesen, er hätte nichts, höchstens sehr wenig hinzufügen dürfen; aber er schrieb eine Vorrede, er schrieb eine Schlußrede, er schrieb Erläuterungen zu den Tragödiengesängen, die Komödiengesänge ließ er unerläutert, denn am Ende hat er doch ein Haar darin gefunden. — Ach, diesmal hat er nicht gefrettet, nicht einmal gespaßt, sondern höchstens oftgebrauchte Späße wiederholt! — Seine Erläuterungen kosteten ihm viel Mühe. Er bot alle Kräfte auf, sich einzubilden, er erläutere den Shakespeare, und diese Selbsttäuschung war Alles, was er erreichte. — Heine's Manier blieb Heine's Manier, man kennt sie, sie ist auch in diesen Jahrbüchern bereits charakterisirt. Shakespeare kennt man auch; man weiß, was Heine über Shakespeare zu sagen hat. Selbst, wo er seiner Weise nach abspricht, um ein Lieblingsthema zu reiten, reitet er nur ein altes, zur Genüge bekanntes Steckenpferd. Es ist immer traurig, wenn ein Spaßmacher selber zum Spaße wird. — Ach nein! ich will mich moderner ausdrücken und sagen: „Es ist zu beklagen, daß Heine's feuriger Geist diesmal nicht zu dämonischen Sprüngen aufgelegt scheint, oder: „der zerrissene Humor dieses weltkranken Dichters, scheint in der allgemeinen Unbehaglichkeit der Zeit zu versiegen, oder besser noch: „Heine's für die Menschheit so lange schon blutendes Herz hat endlich das

ſarkaſtiſche Lächeln ſeines blaſſen Mundes in ein krampfhaftes Zucken umgewandelt.“

Wirklich, Heine hat Verdienſte um uns. In der Schule wurden wir mit der Großheit und Würde der antiken Toga geängſtigt, als Studenten ſchwärmten wir für die Harniſche voll Zartſinn und Heldenmuth, — da trat er als Lyriker auf mit Frack und Vatermördern. Seine Muſe war keine tragiſche, ſondern nur eine mißmuthig vornehme und ein wenig großſprecheriſch neben bei; ſie war auch keine närriſche Thalia, ſie war witzig und ſpitzig, nebenbei ein wenig liederlich und ungezogen, aber mit Manier und Komfort. Er führte die Lyrik in's bürgerliche Leben ein, war kein Gott und kein Held, ſondern nur ein Particulier, und ſeine Muſe überraſchte, je mehr ſie er ſelbſt war. Seine Lieder ironiſiren meiſtens die Naturpoeſie aus heimlichem Culturbewußtſein, dieſes Bewußtſein iſt aber ſo unvollkommen, daß die Gährung ſeiner Lyrik in Proſa umzuſchlagen droht und nicht ſelten darin umſchlägt. Daß auch geſittete Zuſtände, daß das geſellige Leben Wahrheit und Poeſie haben; daß die ſittlichen Geſetze ewig ſind, wie die Naturgeſetze, weil ſie in höherer Bedeutung wieder Naturgeſetze werden: das vermochte Heine nicht zu begreifen, wenn er es auch manchmal zu ahnen ſcheint. So blieb die Sphäre ſeiner Lyrik eine beſchränkte und ihrem weſentlichen Grunde, der Auffaſſung des Lebens, nach eine bodenloſe. Einſtmals lebte E. T. A. Hoffmann,

der geſpenſtiſche Wiederkäuer, und profeſſionirte Kunſtenthuſiaſt. Heine borgte ihm beide Manieren ab. Bald nimmt er die bleiche Geſpenſtermaske vor und träumt noch leerer ins Blaue hinein, als Hoffmann, bald geräth er in einen profeſſionirten Enthuſiasmus, der leider ein leerer iſt, während der Kunſtenthuſiasmus Hoffmann's immer Sachkenntniß und unmittelbares Gefühl war. Dieſe beiden Manieren und ſein Ich im modernſten Frack u. ſ. w. ſind die Elemente, aus welchen er alle Schriften muſiviſch zuſammenſetzt, eine Anſicht, die durch dieſe Erläuterungen der Shakeſpeare-Frauen ihre volle Beſtätigung findet. Nur der kurze gediegene Styl, der aber jetzt leider gar zu franzöſiſch wird, die glücklich gewählten Ausdrücke und ein hin und wieder gelungenes Witz- und Wortſpiel, — kurz die ſaubere und glatte Oberfläche nur verdeckt die innere Zerſplitterung und den Unzuſammenhang. Bisweilen blitzen wohl Poeſie und Bewußtſein auf. Es ſind aber Blitze; ſie ſchwinden wie ſie überraſcht haben. Es iſt als fürchte ſich Heine vor dem poetiſchen Bewußtſein. Er will kein großer Dichter ſein, den man mißverſtehen könne. Er haßt die Einſamkeit des Geiſtes, um im Marktgewühl des Lebens zu glänzen und zu gelten. Was konnte ihn irgend veranlaſſen als Erläuterer des Shakeſpeare aufzutreten? — Heine und Shakeſpeare, was haben ſie gemein mit einander? Ich bemühe mich umſonſt eine Aehnlichkeit zu finden, und ſage ich: Beide ſind Dichter, ſo ſpreche ich eben ihren Gegenſatz

aus. Selbſt die Preſſe, die beide Namen auf einem Blatte druckte, war zu Shakeſpeare's Zeiten eine andere; damals, kaum erfunden, ſtrebte ſie in kindlicher Pietät die Monumente der Kunſt und Wiſſenſchaft der Nachwelt zu erhalten. Heute macht ſie gleichſam als moraliſche Perſon auf Rechte Anſpruch und tritt handelnd in der Geſchichte auf, ſie hat keine Zeit an die Nachwelt zu denken, und die litterariſchen Größen von heute, verlangen nicht ihren Schutz, um auf die Nachwelt zu kommen, ſie ſind nicht Clienten, — Advocaten der Preſſe wollen ſie ſein in der Gegenwart und für die Gegenwart.

Shakeſpeare's Größe iſt eine mythiſche, ſeine Werke ſtehen auf dem Gipfel des Menſchenmöglichen. Was es irgend poetiſch Wünſchenswerthes giebt, das hat er, was irgend als Höchſtes zu erſtreben iſt, das giebt er. Nur Namen wie Homer, wie Oſſian mögen neben ihm beſtehen, und Beide ſind mythiſche Perſonen. — Heine's Name iſt kein mythiſcher. Seine Berühmtheit iſt eine zweifelhafte und dürfte leicht eine Berüchtigtheit ſein. Seine lyriſchen Gedichte ſind nicht zahlreich, ſind die kürzeſten, die es giebt, eine glückliche epigramatiſche Spitze ihr letztes, ihr höchſtes Ziel. Man kann nicht weniger geben und ein Dichter bleiben. —

Shakeſpeare dichtete große Tragödien, Heine arbeitete kleine Anekdoten aus. Shakeſpeare's Muſe überſchaute alle Völker und Zeiten, Heine kam nicht aus der Gegenwart

heraus. Er mußte überall selbst hinreisen, um sehen und beschreiben zu können. — Shakespeare's Geschichts- und Weltweisheit sind eins und einig mit seiner Erfindungsgabe und halten sich in ihren hohen Flügen fest umschlungen. Heine entweder sah mit Augen und schilderte scharf und correkt, oder er träumte mit der Phantasie unsicher, schwankend ins Blaue. Shakespeare ist reich an Charakteren, Heine kommt immer auf dieselben Personen zurück, die ihm auffielen oder mit ihm in gutem oder schlechtem literarischen Vernehmen standen u. s. w. Shakespeare ist reich an Handlung. Heine zürnte einer Zeit, die an Bewegung arm war und ihm keinen Stoff bot. Shakespeare's Helden gehören den verschiedensten Zeiten und Himmelsstrichen an. Heine hat nur einen Helden, den Kaiser Napoleon, den er in Düsseldorf durch den Park reiten sah.

Aber die Feder, die sich dem Lobe des Kaisers Napoleon weihte, taugt nicht den einfach großen Dichter zu verherrlichen. Der französische Bulletinstyl verräth dem wahren Shakespeare gegenüber seine Ohnmacht. — Ja! Shakespeare's Wahrheit, die wir verehren und bewundern, ist die Klippe, an der alle Künste und Kunststücke dieses Erläuterers scheitern. Ueberall verräth sich die Hohlheit seiner Manier, die Unwahrheit seines Wesens. Hätte Heine nur einigermaßen sich selbst verstanden, so hätte der Name Shakespeare ihm klingen müssen wie Moskau und die Beresina dem Ohre Bonaparte's — Heine durfte Napoleon

den Weltheiland, die Memoiren des Las-Cases das Evangelium, die Kunststraße über den Simplon das ewige Standbild Napoleons nennen, und alle nachkommenden Generationen werden geboren, an dieses Standbild hinauf zu schauen und sich wieder schlafen zu legen. — Als Heine dies schrieb, hatte Napoleon noch zahlreiche Verehrer, die diesen Styl gerne lasen. — Auch Shakespeare hat heute seine Verehrer! Wer von ihnen mag aber, ohne zu lachen, folgende Phrase hören? — „Der Schauplatz seiner Dramen ist der Erdball, und das ist seine Einheit des Orts, die Ewigkeit ist die Periode, während welcher seine Stücke spielen, und das ist die Einheit der Zeit. Und der Held, der die Einheit des Interesses repräsentirt ist . . . . . die Menschheit.“ — Welche erhabene Hohlheit! Kann der Ort der Handlung etwa außerhalb des Erdballs, die Zeit außerhalb der Ewigkeit, das Interesse jenseits der Menschheit liegen! — Dies ist der Styl Heine's, und auf folgende Art ist er litterarhistorisch. —

Er gesteht ein, daß wir Deutschen den Shakespeare besser wie die Engländer und Franzosen verstehen! — Franz Horn's „Erläuterungen des Shakspeare“ fährt er fort, „sind jedenfalls die vollständigsten. Und doch nennt er Franz Horn einen Pietisten und seine Erläuterungen von fünf Bänden „ein Taufbad über den Kopf des großen Heiden.“ — Ich habe Shakespeare nie einen großen Heiden nennen hören; sollte er vielleicht hie und da

mehr Dichter als Christ sein, so geht das die ästhetische Kritik nichts an, und ist überhaupt eine überflüssige Frage. Unchristlich hat ihn aber selbst die pietistische Kritik niemals gefunden. Uebrigens giebt es wohl Sturzbäder über den Kopf, wo ist aber die pietistische Seite, welche Tauf-Bäder über den Kopf nehme? Die frühesten Taufen waren allerdings Bäder, auch in Rußland darf noch von Taufbädern die Rede sein. Eine Taufe aber als Sturzbad ist eine ganz neue Phantasie, durch die Heine vor dem Christenthum sich nicht bange machen zu lassen brauchte. Schlimm auch stünde es mit der deutschen Kritik, wenn die vollständigste Erläuterung des Shakespeare nur ein Taufbad über den Kopf eines großen Heiden, also kritisch so viel wie Nichts wäre. Und da wir besser wie die Franzosen und Engländer, die ihn so fleißig commentirt haben, den Shakespeare verstehen, so würde daraus folgen, daß Shakespeare bis heute noch gänzlich unverstanden ist, — was aber Heine nicht sagen wollte.

„Göthe" — fährt er fort — „hat nur in Shakespeare's Lobposaune gestoßen. Tieck und Schlegel haben dem großen Dichter nur die Hand geküßt," und wie die Späße weiter heißen, die wir kennen, die Heine hier nicht erfunden, sondern nur wiederholt, und deren Wiederholung nicht überrascht, weil wir sie erwartet haben. — Der Deutsche liebt die Spaßmacher, zumal wenn sie Litteraten sind; werden sie langweilig, so vergißt er sie, zu einer Ab-

rechnung kommt es nicht, sie mögen also sündigen so viel sie wollen. — Aber sie müssen Spaßmacher bleiben; Heine hätte es mit Shakespeare und seinen Commentatoren wie mit Kant, Fichte, Schelling u. Anc. in seinen Salons machen sollen. Von Salongesprächen nimmt die Wissenschaft keine Notiz, dort mögen wahrhafte Verdienste vogelfrei sein, dort mag er berühmte Namen — wie Romeo den seinigen, wenn er ihn schriftlich hätte, — zereißen. — Aber Heine will litterargeschichtlich sein, er will sich den Shakespeare-Erklärern zugesellen und seinen Namen in dies Register eintragen. — So wird denn aus seinem Spaß eine Lüge, die nur der Lügner selbst, weil er sie so oftmals wiederholt hat, am Ende glauben kann. Und meint Heine daß ihm die Franzosen glauben werden, so ist er der Verläumder der deutschen Litteratur. — Sein Terrorismus wird lächerlich, weil er auf Wissen und Verständniß Anspruch macht und von beiden himmelweit entfernt ist, und sein litterarischer Anhang kann ihn hier nicht schützen, denn er besteht aus jungen Belletristen und Politikern, die auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch haben, und deren Treue zu ihm wohl nicht so weit reicht, um sich gemeinschaftlich mit ihm zu blamiren.

So viel über das Litterargeschichtliche; ich komme jetzt zu Heine's Kritik. — „Der Wegweiser im Tower zu London zeigt der Verließ, wo Richard III. seine Neffen ermorden ließ, und sagt dabei: Shakespeare.“ Der Küster in der

Weſtminſter-Abtei citirt Shakeſpeare, wenn er die Königsbilder auf den Gräbern erklärt. Selbſt in Parlamentsreden wird Shakeſpeare citirt, er wird vom Parlament und von den Staatsbehörden als Dichter anerkannt. Garrik und Kemble ſpielten in ſeinen Stücken, die immer noch gegeben werden, und in Berlin ſpielten der ſelige Devrient, Wolf und heut noch Begumil Daviſon Shakeſpeare'ſche Rollen: kurz Heine macht aus der Kritik einen Courszettel, in welchem Shakeſpeare's Dichterruhm noch heut al pari ſteht. Auch in der Muſik ſteht er nicht ſchlecht. Romeo und Julie, Othello u. ſ. w. ſind Tonſchöpfungen, die Shakeſpeare veranlaßt. — Ja, über die franzöſiſche Oper kann Heine ſchreiben. „Den Werth jener tönenden Blumen, die dem jauchzenden Nachtigallenherzen Zingarelli's entſproſſen, brauche ich eben ſo wenig zu loben, wie jene ſüßen Klänge, womit der Schwan von Peſaro die verblutende Zärtlichkeit Desdemonens und die ſchwarzen Flammen ihres Geliebten beſungen hat.

Konnteſt du mich ſo betrüben,
Einen Anderen zu lieben!"

Entſetzlich ſchwarz ſind die Flammen des Othello in dieſer Arie, und tanzen läßt ſich allenfalls auch danach. — Ich komme zu den Erläuterungen ſelbſt. — Heine erſtaunt, wie Shakeſpeare's hiſtoriſche Geſtalten mit manchen Charakteren der heutigen Zeit Aehnlichkeit haben. Aber die Aehnlichkeit Bolingbroke's mit Louis Philipp hätte er nicht

nöthig gehabt durch so viele Versecitate darzulegen, zumal schon Willibald Alexis im Freimüthigen, 1830, Juliheft, Artikel: Zeitgenossen, Titel: Louis Philipp, König der Franzosen, solch eine Aehnlichkeit sehr rücksichtsvoll andeutete. Bei Constanze im König Johann spricht Heine über Madame Crelinger, die er in Berlin sah, und bleibt bei der berliner Bühne und in Berlin stehen, ohne wieder auf den Shakespeare zu kommen. Romeo's Liebe zu Julia hält er für dessen zweite Liebe; spricht über den Unterschied der ersten und zweiten Liebe, und kann am Ende nicht begreifen, warum Romeo für seine zweite Liebe stirbt. Desdemona vergleicht er mit der Kaiserin Tamara und mit einer orientalischen Mährchenprinzessin der 1001 Nacht, die sich auch in einen Neger verliebt. Und bei den großen Tragödien Hamlet, Macbeth, Lear stellt er endlich meteorologische Betrachtungen an. Er meint, im Lear haben der Genius den Dichter hingerissen, und daher das böse Wetter. „In Macbeth" — so lauten Heine's eigene Worte — „blüht uns eine sanfte, befriedigte Natur entgegen, stille Schwalbennester kleben an den Fenstern, wo die blutigste Unthat verübt wird. Ein freundlicher schottischer Sommer, nicht zu warm, nicht zu kühl, weht durch das ganze Stück. Ueberall schöne Bäume und grünes Laubwerk, am Ende kommt ein ganzer Wald heranmarschirt. — Auch im Hamlet contrastirt die liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung." Ophelia nämlich hat Blumen und Kräuter und windet

grüne Weidenkränze. „In Lear herrschen keine solchen Contraste zwischen der Handlung und der Natur, die entzügelten Elemente heulen und stürmen um die Wette mit dem wahnsinnigen König.“ — Glücklicher Heine! Du hast so viel Naturgefühl, daß du keine Natur mehr brauchst und keinen Frühling; wo in einer Dichtung dir etwas Grünes begegnet, kannst du Hamlet, Macbeth, Lear vergessen des Grünen halber. So durchschwärmt der grüne Erklärer Shakespeare's das ganze Gebiet seines Wissens, seiner Erfahrung, seiner Erinnerung, seiner Lectüre — bis er sich endlich auf Shakespeare einläßt. — Welch ein Stück mag das sein, wo Heine über Shakespeare etwas zu sagen weiß, — viel zu sagen weiß? Denn die Vorrede beträgt 27 Seiten, 16 Tragödien werden auf 100 Seiten besprochen, von denen 33 der Kupfer halber leer bleiben und die übrigen 67 mit Allotrien, wie wir gesehen haben, und mit Citaten angefüllt ist. Zu sämmtlichen Komödien hat Heine kein eigenes Wort hinzugefügt. Nur über ein Stück hat er 25 Seiten geschrieben. — Welches Stück? Der Leser rathe einmal. Dieß Buch enthält keine Geheimnisse, und ohne es gelesen zu haben wird man wissen, was Heine über Shakespeare zu sagen hat. Ich will dem Leser das Rathen erleichtern. Ich will die ersten Zeilen der Vorrede hierher setzen. — „Ich kenne einen guten hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war.“ — Ueber

welches Stück also hat Heine 25 Seiten schreiben können? — Ganz richtig! über den Kaufmann von Venedig. — Wer sagt noch ferner, daß Heine ein Schalk gewesen sei, daß er sich hundert Mäuselöcher offengehalten, um der Kritik zu entschlüpfen? — Er war der ehrlichste Litterat von der Welt, mit der Naivheit und Unschuld eines Kindes gab er sich bloß. — Man höre nur. Er behauptet, der Kaufmann von Venedig sei ein Trauerspiel, kein Lustspiel. Shylok stirbt, wenngleich hinter der Scene, er stirbt, folglich ist's ein Trauerspiel, und Jessica, so wie Portia folgen auf Julie, Cordelia und Desdemona als tragische Gestalten, denn sie erscheinen in einem Stück, wo Shylok stirbt. Ja, diesmal ist Heine ehrlich! diesmal will er nicht ärgern, vielmehr er ärgert sich. Shakespeare muß es büßen, daß er es wagte, einen Juden auf die Bühne zu bringen, und doch ist die Schilderung so wahr, daß dem Shakespeare nicht viel anzuhaben ist. — Heine meint, „Shakespeare hegte vielleicht Absicht, zur Ergötzung des großen Haufens einen gedrillten Wehrwolf darzustellen, ein verhaßtes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt und dabei seine Tochter und seine Ducaten einbüßt und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeist, der in ihm waltet steht höher als sein Privatwille, und so geschah es, daß er in Shylok trotz der grellen Fratzenhaftigkeit die Justification einer unglücklichen Secte aussprach.“ Aber Shakespeare ist der Dichter nicht, mit dem der Genius durchgeht, den der Welt-

geist zwingt eine Justification zu schreiben, wo er einen gedrillten Wehrwolf darstellen will. Solch ein Dichter und solch ein Geist ist Heine, der eine Erläuterung über Shakespeare schreiben will, in ihm aber nur einen Judenfeind sieht, gegen den er diese unglückliche Secte in Schutz nehmen muß. — Wie Don Quixote im Puppenspiel die christliche Prinzessin von Mauren entführen sieht, sich auf die Bühne stürzt und die armen unschuldigen Puppen massacrirt, so stürzt Heine auf die Charaktere im Kaufmann von Venedig los, um sie mit der Feder möglicherweise zu vernichten. — „Alle Charaktere, die dem Shylok feindlich gegenüberstehen, sind nicht werth, demselben die Schuhriemen zu lösen. Der banquerotte Antonio ist ein weichliches Gemüth, ohne Energie, ohne Stärke des Hasses und also auch der Liebe; ein trübes Wurmherz, dessen Fleisch wirklich zu nichts Besserem taugt, als ""Fische damit zu angeln."" Die abgeborgten 3000 Ducaten stattet er übrigens dem geprellten Juden keineswegs zurück." In der That höchst tragisch.

„Bassanio ist ein Glücksritter." Diese Bemerkung ist schon älter.

Was gar den Lorenzo betrifft, so ist er der Mitschuldige eines der infamsten Hausdiebstahle, und nach dem preußischen Landrechte würde er zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt, gebrandmarkt und an den Pranger gestellt werden.

Oder sollte etwa gar Lanzelot als Repräsentant des

Christenthums gelten? Sonderbar genug hat sich Shakespeare über letzteres (über das Christenthum) nirgend so bestimmt geäußert, wie in dem Gespräche Lanzelot's mit Jessica. — — Das Christenmachen wird den Preis der Schweine steigern, wenn wir alle Schweinefleischesser werden, so ist in Kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben. — Also die harmlosen Späße Lanzelot's sollen Shakespeare's Christenthum sein. — Armer Heine! Deine Feder ist nicht einmal die Lanze Don Quixote's, du vermagst kein Wort Shakespeare's auszustreichen, und was dich ärgert, wird nach wie vor alle Welt entzücken. — Dennoch glaubt Heine schon gesiegt zu haben, er stimmt seinen Triumphgesang an, wirklich er will die Deutschen nicht schelten, indem er sie Juden nennt. Er will sie loben und findet kein höheres Lob für eine Nation, als indem er sie den Juden gleichstellt. Er spricht es klar aus, das ehemalige Palästina sei ein orientalisches Deutschland gewesen, und Deutschland sei ein modernes Palästina! „Aber nicht blos Deutschland trägt die Physiognomie Palästinas, sondern auch das übrige Europa erhebt sich zu den Juden. Ich sage erhebt sich, denn die Juden trugen schon im Beginn das moderne Princip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet" (S. 149). — — Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäa's entsprossen, und Christus, der trotz dem Mißmuthe des früher erwähnten Hamburgers

ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgerthums geſtiftet.

Aber ſiehe! dicht hinter dem Siegsgeſang des jüdiſchen Kosmopolitismus, dem ganz Europa huldigt, folgt Portia's Bildniß — ſehr unbedeutend als Zeichnung und als Stich. Aber Portia doch, und Heine muß etwas über Portia ſagen. Was kann er ihr vorwerfen? Sie iſt in jeder Hinſicht reine Poeſie. Soll er ſagen, daß ſie eine Jüdin iſt? Es iſt unmöglich etwas Jüdiſches in ihr zu entdecken. In der Verlegenheit ruft er Madame Jameſon mit ihrem Werke „Moraliſche, poetiſche und hiſtoriſche Frauencharaktere" zu Hilfe. — O Heine, warum trauteſt du dieſer Bundesgenoſſin nicht, ſie iſt correcter wie du! — Und richtig, Heine läßt ſich von dieſer Dame in Portia's Feenpalaſt und elyſäiſche Gärten locken und muß die Poeſie anerkennen, flüchtet ſich aber gleich wieder nach dem mercantiliſchen Venedig, geht dort in die Synagoge, wo die Juden das große Verſöhnungsfeſt feiern, dort predigt er ſeinen Kosmopolitismus gegen den Ceremoniendienſt. Endlich findet er Shylok, der immer noch Jeſſica, mein Kind, jammert. Ihm erzählt er zum Troſte, daß ein Herr von Shylok zu Paris von Sr. katholiſchen Majeſtät den Iſabellenorden empfangen, welcher geſtiftet wurde, die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu feiern. — Dieß iſt der letzte Blitz, der letzte Knall, der Reſt iſt Schweigen, ſagt Hamlet. Zu den Komödienportraits hat Heine nur Shakeſpeareverſe citirt, nichts

Eigenes hinzugefügt. Am Schluſſe will er über Shakeſpeare's Luſtſpiele im Allgemeinen reden, er meint aber, das wären Kunſtwerke, welche von Franzoſen unmöglich verſtanden werden könnten. Nur ein franzöſiſcher Elephant hat dieſe Luſtſpiele am zarteſten aufgefaßt, der ſchwerfällige Guizot, und dieſer Elephant wird citirt, die Luſtſpielmuſe Shakeſpeare's deutlich zu machen. — So ſchließen dieſe Erläuterungen, welche nach allem bisher Geſagten eine der originellſten Litteraturthorheiten ſind, die es irgend giebt. Wenigſtens ſeit langer Zeit hat ſich keine Thorheit ſo dreiſt und großartig hingeſtellt als Heine's jüdiſcher Kosmopolitismus und als die abgedroſchene Hohlheit dieſer Erläuterungen, die nur Heine's ausgepumpten Witzborn, keineswegs den Shakeſpeare erläutern. — Ja, diesmal war Heine redlich. Er giebt ſich, wie er iſt, und ſagt mit aller Unwahrheit nur die Wahrheit; daß er nichts mehr zu ſagen hat.

War Shakeſpeare in Betracht des Kaufmanns von Venedig ein Judenfeind, ſo war er im ſelben Stücke, in Betracht des Prinzen von Marocco, ein Türkenfeind und in Betracht des ſelbſtgefällig hochmüthigen Granden, ein Spanierfeind. Eben ſo gut konnte er in Betracht all ſeiner andern Dramen als ein Feind aller Nationalitäten, mit Ausnahme der Brittiſchen und als Feind aller Confeſſionen, mit Ausnahme der Katholiſchen angeſehen werden.

Haß und Feindſchaft, (erlaube ich mir hinzuzufügen)

gehören in keine Schöpfung, auch nicht in die poetiſche, die ideal-menſchliche. — Wer haſſet und befeindet ſeine eigene Geſchöpfe? Shakeſpear's Dichtungen ſind das Werk ſtiller Liebe und einſamer Begeiſterung.

Merkwürdigerweiſe ſtellen unſere erſten Mimen den Shylok als einen Schreier für jüdiſches Menſchenrecht dar, weil's eben zeitgemäß iſt. Shylok haſſet den Antonio, der ſeinen Wucher ſtört. Seiner einzigen Tochter und ſeines lieben Geldes beraubt, und nachdem er ihn bis auf's nackte Leben ausgeplündert, bleibt ihm nur noch ohnmächtig jüdiſche Rachluſt über, und Rache iſt ſein Refrain in der Gerichtsſcene, womit er ſein zermalmendes Schickſal über ſich beſchwört. Somit haben Sie Neuisraelitismus der Bühne! — Neuisraelitismus der Preſſe! — Gegenfüßler auf äußerſten Polen! — Hier Judenemancipationsgeſchrei! — Dort Judenunterdrückungsgeſchrei, und beides um den Kaufmann von Venedig? — Sollte die Wahrheit in der Mitte liegen, wo wäre ſie zu finden, wenn nicht in dem Neuisraelitismus? Im Shakeſpeare ganz gewiß nicht. Zu Shakeſpears Zeiten wurde in Venedig der Jude angeſpien, und mußte den gelben jüdiſchen Schandfleck auf der Bruſt tragen, eben da, wo ſo mancher heutige Neuisraelit ſeine Orden trägt. — Mit Recht alſo frage ich, wie kömmt der brittiſche Saul, welcher jedermann um eine halbe Kopfeslänge überragte, unter die neuisraelitiſchen Propheten?

Doch will ich mich ſelbſt nicht der Animoſität ſchuldig machen, der ich Heine zeihte.

Ich leugne nicht den Fortſchritt der Zeit. — Jeſus Chriſtus ſagt: Von den Juden geht das Heil aus. — Erlauben Sie mir hinzuzufügen: „Von dem Neuisraelitismus geht Neuzeit aus, wie das deutſch-nationale Selbſtgefühl, welches heute kaum noch einer Wurzel entkeimt iſt. Wenigſtens bis hierher waren die Urheber deutſcher Volksbildung, wie unreif dieſelbe auch noch ſein mag: zwei getaufte Neuisraeliten. — Heine und Börne. — Ich werde noch öfter auf den getauften Neuisraelitismus zurückkommen müſſen.

Siebenter Brief.

Die Majestät Friedrich Wilhelm III. war kein sonderlicher Judenfreund. Zuerst verbot eine Cabinetsordre den Juden, Namen zu führen, welche irgend einer adeligen Familie angehörten. Der große Napoleon hingegen befahl den Juden, sich gehörige Familiennamen beizulegen, denn wenn eine ganze Compagnie Cohen und Levy heißt, so ist kein Apell möglich. In Preußen waren die Juden ebenfalls militairpflichtig, aber sie mußten zu Cohen und Levy zurückkehren, und sich mit ihren Unteroffizieren deshalb absinden.

Ferner geruhte die preußische Majestät den neuisraelitischen Tempel schließen zu lassen. Es war ein freier Gottesdienst ohne, oder wenigstens, mit nach Willkühr beibehaltenen Dogmen. Glaubenszwang, wie ich schon bei Rabbi Raphael Cohn von Altona bemerkte, bewirkt das Gegentheil von dem, was man bezweckte. Die Tendenz des Neuisraelitismus war, sich an Sprache, Sitten

und Bildung den Christen gleich zu stellen. Die Tendenz des Tempels war, schwachen Seelen, die sich scheuten, trotz aller Leiden und Unterdrückung den finstern Glauben ihrer Väter zu verlassen, ein helles Asyl zu eröffnen, mit einer glücklichen Aussicht, auf bisher für Juden verbarrikadirte Erwerbszweige, Rechte und „Aemter“! — Der erste Tempel konnte an keinem unglücklicherem Orte entstehen, als eben in Berlin. In Berlin giebt es keine schwache Seelen, welche Erwerb, Rechte und Aemtern aus dem Wege gehen. Berlin ist nicht die Stadt der Vorurtheile und am wenigsten die der religiösen.

Auch Majestäten können sich in ihren Mitteln zu frommen Zwecken vergreifen. Von dem Verbote des bequemen Tempelgottesdienstes hieß es: „Was thue ich mit Aufklärung uud Bildung und wenn ich noch so geschickt bin, und statt „Guter Gott!“ sage: „Juter Jott“, was gewinne ich damit für Rechte? — Der gerade Weg ist der beste. Mit einem Tröpfchen Wasser auf dem Kopf bin ich den Christen gleichgestellt; und brauche nichts Neues zu lernen und kann mauscheln wie meine Väter und Vorväter gemauschelt haben, und bin ein Christ, wie alle andern Christen, und alle andern Christen sind nicht mehr als ich.“ So urtheilte der Mittelstand. Mit dem Gelde war es ein Anderes. Das Geld ist universell und man fragt nicht: „Weß Glaubens bist du und von welcher Gesinnung“, sondern: „Was wiegst du?“ — Mit dem Gelde blieb es beim Alten. Mit Ausnahme des großen Banquiers Lübke, eines überaus braven

Mannes, nur daß seine Sprache seinen Uebertritt nicht rechtfertigte.

Eine empfindliche Kränkung indessen erlitt der Neuisraelitismus, durch den Uebertritt Abraham Mendelssohns. Sohn des berühmten Philosophen, Moses Mendelssohn, Günstlings des Friedrichs des Großen. Zugleich auch Vater des gediegenen Felix Mendelsohn-Bartholdi, des gelehrtesten Musikers seiner Zeit. Er glaubte es der Zukunft seines musikalischen Wunderkindes, der schon zu dreizehn Jahren hochberühmt war, schuldig zu sein, die im Sarge schlummernde jüdische Glorie seines Vaters zu verleugnen! Und wer kann ihm das verargen? — Friede dem verewigten Verdienste, und der jungen Tapferkeit neue Wege gebahnt!

Die ehrenvolle Vergangenheit bleibt dem Familiennamen. Mögen Frische Kränze neu ihn schmücken!

Nach Schließung des Tempels erwachte der neuisraelitische Stolz wieder, und nunmehr hieß es: „Wir sind nicht mehr die Juden von ehemals! Bildung und Aufklärung wollen frei und unabhängig sein, und daß sie keine christlichen Privilegien sind, beweist („handgreiflich" wie die alten Rabbiner die aegyptische Finsterniß bezeichen) ein allerhöchster Befehl, der uns in's veraltete Stockjudenthum zurückzwingen will, wenn wir uns auf die uralte christliche Bekehrungssucht nicht einlassen wollen." —

So bewirken Zwangsmaßregel wider Glauben und Gesinnung stets das Gegentheil von dem, was man damit beabsichtigt. Was ich schon bei Gelegenheit des Rabbi

Raphael Cohen bemerkt zu haben glaube. — Gleichviel! Berlin war christlich in jüdisch-altonaische Fußtapfen getreten. —

Als Surrogat für den geschlossenen neuisraelitischen Tempel, bildeten sich allerlei Gesellschaften und Vereine, welche für Christen, wie auch für getaufte Juden unzugänglich waren. Zum Beispiel die Gesellschaft der Freunde (wurde ausgesprochen „Freinde",) welche sich in einem Gartensaale der neuen Friedrichsstraße versammelte: Kaufleute des Mittelstandes, welche sonder irgend welche Tendenz, mit Karten oder Kegelspiel die Zeit tödteten, und auch mit Frauen und Töchtern sich an dem christlichen (treifanen) Buffet oder Küche des Oekonomen erlabten.

Die Consegnie lautete streng. Ein Jude, dem eben nicht „Schmah Jesroel" auf der Stirn geschrieben stand, (er hatte keine Judenphisiognomie) wollte ebenfalls hinein. Allein der gewissenhafte Portier fragte ihn — „Verzeihung mein Herr, sind Sie ein Jude?"

„Wie ha—ißt?" lautete seine Antwort in singendem Tone.

— „Ach gehen Sie nur in Gottes Namen zu!"

Ein strengerer, oder wenn Sie wollen, tendenziöser Verein, bestand aus geistreichen und gelehrten, nebenbei auch reichen jungen Leuten. — Ein Widertäufer-Verein, wohlgemerkt, ohne „e." — Die Mitglieder verpflichteten sich, die Taufe unter allen Umständen zu meiden.

Es fehlte in Berlin durchaus nicht an jüdischen Capacitäten aller Art, und was sich durch Talent und Fähigkeiten auszeichnete, galt — weil durch den Schluß des Tempels der Neuisraelit auf seine persönliche Bildung, Aufklärung und Fähigkeiten reducirt war — für eine „Zierde seiner Nation.“

Alle Mitglieder dieses Vereins waren dergleichen Zierden, und oben an, als Präses, stand: „Doctor Eduard Gans.“

Denken Sie! — Er aspirirte auf einen Lehrstuhl der Jurisprudenz, wozu er aber als Jude nicht befähigt war, insofern er den akademischen Eid nicht leisten konnte. Indessen protegirte ihn Fürst Hardenberg, und sicher that dieser humane Staatsmann das Mögliche für seinen Schützling. — Seine Majestät aber: „Liebte nicht Neuerungen!“ — Hardenberg starb. — Somit sah sich denn die juridische Zierde seiner Nation, um seine kräftige Stimme, und seine schreiende Rechtsweisheit, in akademischen Hörsälen auszugeben, zur Taufe genöthigt. Er sträubte sich auch nicht dawider. Denn wer sein Recht gebraucht, verletzt niemanden, und muß er es, wenn es ihm nicht angeboren ist — sich erwerben.

Die Taufantipathie in Berlin ward dadurch bis auf's Aeußerste gesteigert; und als ich in einer Damengesellschaft aus Burschikosität einmal zu äußern wagte: „Ein König darf mit religiösen Herkommen nicht willkührlich umgehen, denn was er einer unberechtigten Secte gewährt, entzieht

er der herrschenden Landes-Confession. — Jacob II brachte sich durch die Indulgenz-Bill um drei Königreiche." — Darüber fing eine verheirathete Frau zu weinen an und rief in Thränen: „Sind Sie ein Hamburger, ein Jude, ein Student und können es einem Könige verzeihen, daß er einem verdienstvollen Gelehrten Zukunft und zeitgerechte Thätigkeit versagt, um ihn zur Taufe zu zwingen?"

Hätte ich damals die Geistesgegenwart gehabt, wie heute, ich würde erwidert haben: „Um das Hamburger Bürgerrecht zu erlangen, giebt es für den Sohn des Israeliten auch kein anderes Mittel als die Taufe." Eine zeitgerechte Wirksamkeit ist nicht Sache des Einzelnen. Nachdem der Jude selbst von seinen Herkömmlichkeiten sich losgesagt und Rechtsmittel und Protectionen, in Ostentationen wider die höchste Staatsgewalt erschöpft hat, sei der Jude auch ein guter Bürger. Das Beispiel, welches Doctor Gans zu Berlin gegeben hat, wird zu Hamburg Nachahmer finden.

Daß auch Heine diesem glänzenden Berliner Lustspiele folgte, brauche ich wohl niemanden zu sagen. Er selbst hat seine Taufe niemals verleugnet, und giebt auch an wie leicht und billig sie in Eppendorf zu haben war. Dagegen aber hatte er bei jeder Gelegenheit seine christlichen Ueberzeugungen auf's entschiedenste öffentlich in Abrede gestellt. Auch noch auf seinem Sterbebette.

Ich habe diesen Verein niemals besucht, kenne ihn daher auch leider nicht in Pleno, doch begegnete mir kürz

lich der Talmudist derselben, und nach dem Wenigen, was er mir flüchtig angab, muß derselbe weit mehr bedeutet haben, als sich aus Heine's Ermahnungen entnehmen läßt. Der Banquir Moser z. B. hielt Vorlesungen über Schach und ferner gehörte auch ein perfecter Grieche dazu, dessen Name mir leider entfallen ist. Indessen habe ich von meinem alten talmudischen Bekannten vollständigere Auskunft zu erwarten, die ich sorgfältig auffammeln werde um sie Ihnen zu überliefern.

Bei der Familie Wans war ich eingeführt. Rudo traf ich bei meinem Verwandten, und andere Mitglieder dieses Vereins bei dem Präsidenten und geheimen Finanzrath Jacobsohn. Dieser überaus freisinnige und mildthätige Herr, war der erste mecklenburgische Gutsherr, welcher auf seinem Grundbesitz die Leibeigenschaft aufhob. — Er selbst, wie sehr er auch den Neuisraelitismus begünstigte, hielt sich streng am Alten. Vielleicht seiner schönen Frau halber, welche kaum die Zwanziger überschritten haben konnte, während er ein Siebziger war.

Als ich ihm mein offenes Empfehlungsschreiben überbrachte, lud er mich für alle Sonntage zu Tische, mit dem Bemerken: „Wenn es mir einfiele zu schwänzen, so würde er mich mit Gensdarmen holen lassen.“

— Frau Präsidentin erschien mit einem dreijährigen Knaben an der Hand und ich beging den entsetzlichen Fehler zu fragen: „Ihr Enkel?“

„Herr! Was denken Sie von mir? Mein Sohn! —

Ich kann Ihnen aber auch Enkel von schwererem Kaliber vorstellen.“ —

Er war ein Freund der Tafelfreuden und heiterer Gespräche, und junge Gelehrte und alte geistreiche Christen waren an seiner üppigen, rein koscheren Tafel willkommen. Die Unterhaltung war leicht, lebhaft und vielumfassend ohne Pedanterie. Ein einziger Christ fehlte an keinem Sonntag. Das war der Philantrop Professor Warzeck. Wie er zu dem Titel Philantrop kam, weiß ich nicht. Er nannte sich in öffentlichen Blättern nicht Professor, sondern nach seiner Wohlthätigkeitsanstalt in der Ulrichstraße (spätere Warzeckstraße), „Vater von 360 Kindern der Straße und Tröster der Wittwen, welche bessere Tage gekannt.“ Er spielte in dieser Gesellschaft eine traurige Rolle und gab vermöge seines Wohlthätigkeitsgewissens, in welches er sich fest eingesponnen hatte, häufig Anlaß persiflirt zu werden. Unter anderen schilderte er gern die raffinirten Reinlichkeitsanstalten seiner 360 Kinder der Straße und Krankheitszustände der Wittwen die bessere Tage gekannt. Die junge Präsidentin sagte oftmals: „Herr Professor! Ich kann dergleichen bei Tische nicht hören! Wollen Sie mich vertreiben?“ Alsdann aber gerieth er erst recht in Details und lud die Präsidentin ein, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. — Nach dem Caffee wurde Schach und Billard gespielt und dann empfahl sich der Professor. „Grüßen Sie Ihre Töchter der Straße“ sagte einmal der Präsident, „und wenn sie reif sind, schicken Sie sie zu mir.“

Warzeck erwiderte: „Jeder bestelle seinen eigenen Acker“ und deutete auf die hochschwangere junge Präsidentin, welche über und über roth wurde.

Warzeck starb bald darauf. Der König und die Prinzen schickten ihre Equipagen dem endlosen Leichenzuge nach und der Nachruf, den Heine ihm nachsandte, lautete: „Sagt Alles in Allem. Er war ein altes Weib. Wir werden seines Gleichen noch oftmals wiederfinden“.

Nach Warzeck's Tode glaubte ich wohlzuthun, mich aus dieser Gesellschaft langsam zurück zu ziehen. In dieser lebhaften und geistreichen Gesellschaft konnte ich armer krasser Fuchs nicht fortkommen und mußte eine stumme Person spielen, es sei denn, daß man mich anredete. Am Ende hätte ich noch den Nachfolger Warzeck's abgeben müssen.

Heine traf ich weder bei dem Präsidenten noch bei der Wittwe Gans, noch sonst in einem Familien- oder Damenkreise. Sein Wesen war ein vornehm gleichgültiges und zurückgezogenes, welches er auch nachmals beibehielt. Seiner Ansprüche sich bewußt, respektirte er auch andere Ansprüche. Er hielt sich nur zu seinen Gleichgesinnten und ausnahmsweise zu mir, der ich nicht die mindeste Sympathie für den Neuisraelitismus hegte.

Achter Brief.

8.

Als wir uns 1822 in Berlin wieder sahen, hatten wir uns gleichsam schon verlobt mit unseren Musen. — Doch nein, Heine feierte mit der Seinigen schon die Flitterwochen. Er hatte seine Sporen bereits verdient, und sie das „Ja!“ für immer ihm gegeben. Sie hat es treu gehalten bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens. Er gehört nunmehr zu den berühmten Todten und sie ist verwittwet. Eine zweite Heirath, welche sie mit einem gewissen Manstein einzugehen trachtete, soll wieder zurückgegangen sein, wenigstens erlitt sie [illegible] Einspruch und jetzt hört man nichts mehr davon.

Denke ich an unsere glückliche Jugend zurück, so kann ich nicht umhin, wie alle Greise, die gute alte Zeit zu loben. Jetzt ist eine dritte Generation um uns Männer aus dem vorigen Jahrhundert erblüht, welche keine Ahnung von solch erster Liebe hat, wie wir sie fühlten. Die Musen sind welk, alt und häßlich geworden, man kann nicht mehr

für sie schwärmen. Man lebt nicht mehr für sie, sondern von ihnen. —

Heine war damals eben so gut wie alle anderen Romantiker. Hoffmann war damals der liebe Sohn, an dem man sein Wohlgefallen fand und dem man nachahmte. Auch er träumte in seinen ersten Liedern hie und da von mitternächtlichem Grausen und Gespenstern, und ich schrieb Phantasiestücke in Callots Manier.

Gleich am ersten Tage unserer erneuerten Bekanntschaft wurden wir befreundet und vertraut und Heine lud mich ein das steife „Sie" zu lassen und uns „Du" zu nennen, wie es Vettern zieme. — Schmollirt haben wir nicht, denn ich war crasser Fuchs und Heine durchaus nicht burschikos.

Wenn Heine zu mir kam pflegte er sich auf das Sopha zu legen und über Kopfschmerzen zu klagen. Es war einmal seine Art so.

An einem Abend, den ich nie vergessen werde, sagte er — „Fuchs! Du schreibst! Meinst Du, daß ich Dir das nicht längst angesehen habe? Sei nicht verschämt, lies mir eins von Deinen Jungfernkindern vor." Ich that es. Heine hörte aufmerksam zu, verbesserte manchen Ausdruck, manche Wendung, sagte auch hie und da Bravo, ächter Naturmystizismus! Zuletzt rief er mit einer Lebhaftigkeit, zu der er sich nur selten hinreißen ließ. „Gut! sehr gut! das Beste was in neuester Zeit geschrieben wurde, mit Ausnahme von dem, was ich geschrieben habe!"

Als Schüler von Gurlitt, war ich aufs lateiniſche und griechiſche Alterthum einexercirt und alle Romantik galt für Allotria. — Denken Sie wie ſchmeichelhaft dieſe Aufmunterung meines anerkannten und competenten Herrn Vetters, welcher bei dem Herrn Profeſſor Cavalier A. W. von Schlegel zu Bonn gehört hatte, mir war, und er fragte mich ſogar: „Willſt Du das nicht drucken laſſen?“ — Das war noch nicht alles. Er war an dieſem Abende ungewöhnlich lebhaft und trug mir von ſeinen neuen, noch ungedruckten Gedichten einige vor, die ich in gläubiger Verehrung dahin nahm. Es war der erſte Abend, wo ich mit einem Poeten, poetiſch geſtimmt, converſirte. Nachdem dachte ich anders darüber.

Willibald Alexis beſtätigte: „Berliner-Converſationsblatt von 1835“ in einem Artikel welcher durch drei Nummern ging: daß Heine der erſte war, der mir Aufmunterung gab.

Neunter Brief.

9.

Geehrter Herr!

Den Brief, den einzigen, den Heine an mich schrieb, fand ich 1825 bei Lauffer in Leipzig und habe ihn dem Wortlaut nach, so gut ich mich dessen erinnerte, Herrn Rooth in die rasche Feder gesagt. Er enthält eine schmeichelhafte Anerkennung des Pumpauf und Pumperich, verwirft aber Anderes als „schlecht.“ — Leider ist dieses Büchlein nicht von mir, sondern von Herrn Dr. Wilhelm Bernhardi, Sohn des Consistorialrathes Bernhardi und der Schwester Ludwig Tieks, Sophia. Leider habe ich daran kein weiteres Verdienst, als zu seinem Dasein den wunderlichen Anlaß gegeben zu haben.

Nächst Bernhardi und mir, vervollständigte der Sohn eines Dresdener Beamten unser hochromantisches dreifaches Kleeblatt. Wir lebten aus einer Casse, welche wenig Fluth und viel Ebbe hatte. Zuletzt versiegte auch der

Credit, und gerade zur Meßzeit hatten wir kaum noch das liebe Brod.

Ein süßer Trost war uns geblieben, wir zählten die Häupter unserer Lieben — denn bis drei konnten wir zählen und siehe! — wir kamen zur Einsicht, daß wir während der Messe nicht an Obstructionen sterben würden.

Ich kam auf den Einfall, meine beiden Freunde einzuladen, zu nächstem Sonnabend mit mir zu speisen. Sie sahen mich groß an, und ich wiederholte meine Einladung, welche sie abzulehnen nicht das Herz hatten.

Am nächsten Sonnabend führte ich sie nach einer koscheren Speiseanstalt. Der Schalent, — Kugel und Bohnen schmeckte ihnen vortrefflich. Nur gegen Ende des Mahles ward ihnen ein wenig bange, jedoch ohne ihrem Appetit nachtheilig zu sein.

Wir waren gesättigt! — Allen Respekt vor der koscheren Schabbesküche! Und ich that, als ob ich bezahlen wollte.

„Gott bewahre! — Ich werde am Schabbes Geld anfassen."

Ich bin Jude ich weiß das. — Hier ist meine Matrikel (die damalige eines akademischen Bürgers, nicht eines Studenten), morgen löse ich sie ein.

„Lösen Sie sie ein! Ich kenne Sie doch? Sie sind Herr Dr. Schiff und Ihr Onkel ist Vorsänger — Schemje Schmareil (Gottesname für Israel) am israelitischen Tempel. Was meinen Sie wohl, wenn Sie mir nicht

bezahlen; habe ich das gute Gewissen, einem neumodischen Tempeljuden mal koscheres Schabbesessen vorgesetzt zu haben."

„Sie dürfen doch am Schabbes ein Papier zu sich nehmen."

„Nein! Nicht einmal wenn Sie mich bei Seite genommen hätten. Also noch weniger in Gegenwart koscherer Juden. — Ich gebe am Schabbes Essen, mache aber keine Geschäfte."

Wir gingen und Bernhardi sagte draußen: — „Sollst doch gesegnet sein, Moses! weil du solch Gesetz gegeben. Das ist ein Novellenthema." —

Die Humoreske war ein Werk weniger Tage. Bernhardi, der leicht producirt, schrieb sie auf meinem geheiztem Zimmer, denn bei ihm und Müller war die Feuerung ausgegangen. —

Wilhelm Lauffer in Leipzig nahm sie wie früher erwähnt, und in unserer Casse war nunmehr wieder Fluth.

Heine's Lob war freilich an den Pseudo-Verfasser fehlgerichtet. Allein er lobte mich doch gern, wenn ich irgend in sein Fahrwasser gerieth. Von meinen damals erschienenen Höllenbreugseln sagte er: „Entweder Du bist meschugge oder Du gehst direct darauf aus es zu werden."

Als ich 1826 nach Hamburg kam, traf ich ihn ganz zufällig auf der Straße. Ich wußte garnicht, daß er hier sei. Eine vortheilhafte Veränderung hatte sich mit ihm

begeben. Er war nicht mehr der in ſich ſelbſt Zurückgezogene. Sein Benehmen war offener und freier. Er war ein Lebemann geworden, und mehr als das: ein vornehm mißmuthiger Gentleman.

Wir embraſſirten uns auf offener Straße und er ſagte, weil ich ihm Complimente über ſein gutes Ausſehen machte: — „Wundre Dich nur. Ich habe mich geändert und ſchwinge jetzt die Harlequinspeitſche.“ — Nämlich. Der erſte Band „Reiſebilder“ war erſchienen und machte von Hauſe aus großes Aufſehen. Merkwürdig genug war dieſe Aeußerung Heine's über die neue Richtung die er eingeſchlagen. Ob es mißmuthige Beſcheidenheit war oder ſelbſtgefällige Ironie, bleibe dahingeſtellt. Ich mußte ihn nach ſeiner Wohnung begleiten, wo er mir ein Exemplar mitgab.

Ich hatte es durchgeleſen und brachte die ungebundenen Aushängebogen wieder.

„Nun! was ſagſt Du?“ lächelte er ſelbſtgefällig.

— „Daſſelbe was Du geſagt haſt. — Allein die Harlequinspeitſche iſt keine Dichterfeder.“

— „Als ob ich nicht ſchon gewohnt wäre, von Dir negirt zu werden. Glücklicherweiſe kann ich mich darüber tröſten und zumal jetzt.“

„Die Majorität des Publikums iſt für Dich. Es folgt hieraus, daß ich es auch ſein muß.“

— „Der Erfolg hat Recht!“

Im Verlage von **Jean Paul Friedrich Eugen Richter** in Hamburg ist ferner erschienen:

Schiff, Dr. H., Damenphilosophie. (Novellen aus der aristokratischen Welt.) 2 Bde. 2 Thlr.

— — **Die wilde Rabbizin.** 21 Ngr.

— — **Das koschere Haus.** 21 Ngr.

— — **Betrachtungen über Carl Gutzkow's jüngste That.** 12 Ngr.

— — **Schabbesschmuhs in der Familie Absatz.** 7½ Ngr.

— — **Heinrich Heine und der Neuisraelitismus.** Ord. 20 Sgr.

— — **Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsflohes.** Ord. 20 Sgr.

— — **Ueber Druckfehler.** (Wird erst erscheinen.)

— — **Ein Mondstück.** Kaprice vom Verf. des „Schief Levinche". 2 Bde. Ord. 2 Thlr.

— — **Das verkaufte Skelett.** Novelle. 1 Thlr. ord.

Spielberg, Otto, Träumereien eines Kleinstädters. Ord. 20 Sgr.

Steinmann, Friedr., Denkwürdigkeiten aus Heinr. Heine's Leben. 2 Bde. Ord. 1 Thlr. 10 Sgr.

Wurzbach, Const. v., Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten. 2te Auflage. 1 Thr. 15 Ngr.

Hamerling, Robert, Ahasverus in Rom. 1 Thlr.

— — **Ein Schwanenlied der Romantik.** 12 Ngr.

— — **Sinnen und Minnen.** Cart. mit Goldschnitt. 22½ Ngr.

— — **Venus im Exil.** 2. Auflage. 16 Ngr.

COROLARIA IV.

Selbſtbekenntniſſe

eines

Geſinnungsflohes.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg & Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Selbstbekenntnisse

eines

Gesinnungsfloh es.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

(Verfasser des „Verlornen Sohnes“.)

Hamburg & Leipzig.

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

1866.

1940.3450

Urtheile der Presse
über Dr. Herm. Schiff's neuere Schriften.

Neue Hannoversche Anzeigen Nr. 251.

12. September 1855.

Corolaria I. Betrachtungen über Karl Gutzkow's jüngste That. Selbstdenkenden Lesern vorgelegt von Dr. Hermann Schiff. – Hamburg, bei Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

Mit diesem Werkchen, dessen Titel auf weitere Fortsetzungen schließen läßt, legt der als Novellist bekannte Verfasser den unwiderstreitbaren Beweis ab, daß die Welt ihn in der That zu früh als einen Todten betrauert hat. Er ist sehr lebendig. Die wenigen uns vorliegenden Bogen erschöpfen die Aufgabe nicht, die sich Dr. Schiff gewählt hat. Er behauptet, daß es nicht der Irrsinn gewesen sei, welcher dem unglücklichen Gutzkow den Dolch in die Hand gegeben habe; denn der denkende selbstbewußte Mann werde nicht wahnsinnig, wenn er nicht wahnsinnig werden wolle. Der Beweis wird durch eine Fülle bekannter und unbekannter Anekdoten, geistreicher Einfälle, Paradoxen und glänzender obwohl nicht immer interessirender Gedanken sprungartig zu führen gesucht. Bei der wunderlichen Manier des Autors ist es gerade nicht leicht, den leitenden Faden zu verfolgen; wenn wir ihn aber nicht verloren haben, so findet Dr. Schiff ein wesentliches Moment zu Gutzkow's That in dem Umstande, daß der Dichter in einer Richtung der Gesinnungsoppose, ein neuer treffender Name für das junge Deutschland) thätig gewesen sei, die sich endlich überlebt habe. Er habe gepflügt und gesäet, und seine Gleichgesinnten hätten geerntet und seine Nachfolger hätten gedroschen. Endlich habe er den Boden unter seinen Füßen verloren und sei an sich selbst irre geworden. Das dürfe aber nicht Irrsinn genannt werden. Nahrungssorgen, Berufsbe-

schwerden, Inconvenienzen, Verkennung und Zurücksetzung seien herauszukommen. Der Selbstmordversuch Gutzkow's wird also von Dr. Schiff gewissermaßen als der offen erklärte Bankrott einer ganzen Zeitrichtung aufgefaßt. Die Entdeckung dieses Bankrotts möchte zu den Situationen gehören, in denen man, wie der Verfasser sagt, aus Zorn und Verzweiflung mit dem Kopf gegen die Wand renne, und zerschmetterte man sich bei dieser Gelegenheit auch den Schädel, so wäre das ein Unglücksfall, aber kein Selbstmord. Wir freuen uns mit dem Verfasser, daß die That mißlang und hoffen gern mit ihm auf des Dichters gänzliche Wiederherstellung, wenn auch nicht gerade aus dem Grunde, weil dann von Gutzkow selbst eine wichtige und interessante Rechtfertigung in Aussicht steht. Noch müssen wir erwähnen, daß uns bei der Lectüre einige grammatikalische Auffälligkeiten begegnet sind. Der Styl ist bald glänzend, bald bis zur Verstümmelung zerhackt. Was wir aber vor allem gern vermißt hätten, ist des Verfassers echt hamburgischer Haß gegen Heinrich Heine. Er fällt bei dem Verfechter der humanen Anschauung gegen die vorurtheilsvolle Verdammung der Welt doppelt peinlich auf.

Hamburger Nachrichten Nr. 213

vom 8. September 1865.

Herr Dr. Hermann Schiff ist neuerdings wieder öfterer mit einer frischen literarischen Leistung am Platze und die jüngste dergleichen: »Die wilde Rabbizin«, die bei J. P. F. G. Richter hier erschien, ist eine so muntere, anziehende Gabe, daß wir nur den beschränkten Umfang derselben bedauern. Nicht aber blos im Interesse einer Unterhaltung, die wir verlängert zu sehen wünschten, bedauern wir die Kürze dieser Erzählung, sondern auch darum, weil die Novelle selbst der Form nach ein anekdotenhaftes Gemälde ohne künstlerischen Abschluß bleibt. Mit der besten von einer gar nicht allzu zahmen Ironie gewürzten Laune erzählt nämlich Schiff, angeblich nach den ihm gewidmeten mündlichen Mittheilungen eines jüdischen Geschäftsreisenden, in welchem verhängnißvollen Mißcredit der Rabbi irgend einer Landstadt draußen im Reiche bei seiner Religionsgemeinde steht.

Und warum wird er als ein bloßer Handlanger des Gottesdienstes gering geschätzt? Theils liegt die Schuld an seiner eignen Charakterlosigkeit, theils an der leidenschaftlichen Unbändigkeit seiner Frau, der »wilden Rabbizin«, wie das die Novelle im Tone einer Schadenfreude erörtert, die bald der kleinstädtischen Beschränktheit des darin geschilderten Judenthums, bald aber auch, und das ist ein Spott, der zu bedenklichen Mißverständnissen führen kann, gegen das Streben nach Aufklärung und Emancipation gerichtet ist. Der Verfasser begreift aber darunter die geistzerbröckelnde, also falsche Aufklärung und die Emancipation vom sittlichen Gewissen. Die Erzählung jedoch bricht plötzlich mit der Schilderung des Anlaufs zu einer Predigt ab, die der Rabbi halten soll, aber nicht hält, — worauf die Zustände in der Gestalt weiter verharren, wie wir sie zu Anfang kennen lernten.

Bei dieser Gelegenheit drücken wir unsere Freude darüber aus, daß der belletristischen Wirksamkeit Schiff's jetzt von verschiedenen Seiten her eine aufmerksamere Würdigung entgegen gebracht wird, als dem Verfasser von »Gevatter Tod« und »Schiel-Levinche« bisher von der kritischen und berichterstattenden Presse zu Theil werden wollte. Dem österreichischen Publikum gegenüber erwarb sich so eben Hieronymus Lorm das Verdienst, in einem längeren Artikel der »Wiener Ztg.« auf Hermann Schiff und auch auf die älteren Schriften von ihm hinzuweisen unter welchen der genannte Feuilletonist der »W. Z.« namentlich ein poetisches Büchelchen hervorhebt, das vor mehr als zwanzig Jahren unter dem Titel: »Hundert und Ein Sabbath« erschien.

Danziger Dampfboot Nr. 195.

22. August 1865.

Corolaria I. Betrachtungen über Carl Gutzkow's jüngste That. Selbstverlag des Verfs. vorgelegt von H. Hermann Schiff. Hamburg. Jean Paul Friedrich Richter.

Das vorliegende Heft, vorzüglich ausgestattet, in 60 Druckseiten stark. Es ist also in kurzer Zeit durchzulesen, keineswegs aber so schnell zu verdauen. Denn dieß von Seiten offenbaren mehr Geist, Witz, Kenntnisse und Reichthum an feinen psychologischen Beobachtungen, als man wohl sonst in 60 Bänden findet. Jeder Satz regt in fesselnder Weise zum Nachdenken an. Es

werden deßhalb diese Betrachtungen besonders denen willkommen sein, die in Büchern nicht gewöhnliches Lesefutter und eine oberflächliche Unterhaltung, sondern geistige Erfrischung und Nahrung für selbstständiges Denken suchen. Die Behandlung des traurigen Falls, welche auf dem Titelblatt Gutzkow's jüngste That genannt wird, ist streng objectiv und würdig. Gutzkow's große Verdienste um die Literatur werden nach Gebühr hervorgehoben, wie denn auch seine schriftstellerische Wirksamkeit scharf charakterisirt wird. Durch diese scharfe Charakterisirung wird auch dies neue Opus des geistvollen Herrn Verfassers zu einem glänzenden Beitrag zur Literaturgeschichte gestempelt. Wir hoffen, daß das zweite Heft der Corolaria nicht lange auf sich warten lassen werde, und wünschen dem Unternehmen den Fortschritt und die Verbreitung, welche es aus mehr als einem Grunde verdient.

Dresdener Journal Nr. 171, 1865.

Erzählungsliteratur. Zu den Schriftstellern, welche mehr Anerkennung verdient hätten, als sie seither gefunden, gehört auch Dr. Hermann Schiff. Es giebt Erzähler, deren Romane von losem Gefüge und behäbiger Breite ins Publikum dringen, die aber an Geist und Kenntniß sich nicht im Entferntesten mit dem Genannten messen können. So bewahrheitet sich immer von Neuem das alte Wort: Habent sua fata libelli. Dr. Schiff ist 1810 geboren. So oft aber eine seiner größern Arbeiten fertig war, verdunkelte ihn eine Zeitbewegung, oder ein Ereigniß absorbirte das Publikum dermaßen, daß das Werk auf keinen Erfolg mehr hoffen durfte. So kam die Tragödie „Agnes Bernauer“ gerade zur Cholerazeit 1831 auf der königlichen Bühne in Berlin zur Aufführung. Als „Gevatter Tod“ erschien, hielten die sieben Göttinger Professoren ihre Triumphpreise durch Deutschland. „Hundert und ein Sabbath“ war unter der Presse während des Hamburger Brandes 1842, und „Schiefelpinche“ war noch nicht versandt, als 1848 die Bewegung in Paris begann. Gegenwärtig hat Hermann Schiff, indem er das siebente Septennium seiner Schriftstellerthätigkeit antrat, eine Novelle „Das verkaufte Skelett“ (Hamburg, J. P. Fr. Eugen Richter) veröffentlicht. Möge ein günstigerer Stern über dieser neuen Arbeit walten! Trotz des wenig einladenden Titels wird die genannte Novelle, die in ihrem Inhalte wesentlich von der Heerstraße des Gewöhnlichen abweicht, gebildeten Lesern Vergnügen bereiten. Es ist eine geistvolle Composition, die Charakter sind

mit Schärfe gezeichnet, und die Darstellung ist prägnant, denn der Verfasser versteht es, in kurzen, epheuistischen, Alles ausdrückenden Sätzen zu schreiben. Als Anhang enthält der Band noch: Betrachtungen über Carl Gutzkow's jüngste That. Die Würdigung, welche hier einem hervorragenden, tonangebenden, wegbahnenden Schriftsteller widerfährt, wird für jahrhundertende Leser großes Interesse haben.

Reform Nr. 76.

24. Juni 1865.

Das verkaufte Skelett. Novelle von Dr. Hermann Schiff. Hamburg. Jean Paul Friedrich Richter.

Corolaria I. Betrachtungen über Carl Gutzkow's jüngste That. Selbstdenkenden Lesern vorgelegt von Dr. Hermann Schiff. Hamburg. Jean Paul Friedrich Richter.

Man mag an Schiff's Schreibweise manches und viel mit Grund aussetzen. Originalität und Sensualität wird man seiner Feder nicht absprechen dürfen. Seine Romane und Novellen machten ihrer Zeit Glück genug, und es bleibt zu bedauern, daß der Verfasser Jahre lang feierte, da so wenig auf dem literarischen Markt von sich hören und sehen ließ, daß das Gerücht Glauben fand, er sei gestorben, oder physisch oder moralisch für die Leiewelt untergegangen. Mit der verbenannten Novelle »Das verkaufte Skelett«, welche im vorigen Jahre zuerst in dem hier bei Hoffmann & Campe unter Strodtmann's Redaction erscheinenden „Orion" veröffentlicht wurde, liefert der Verfasser thatsächlich den besten Beweis, nicht nur, daß er noch lebt, sondern auch daß er, trotz seinem nicht mehr jungen Schriftsteller-Jubiläum, noch grünt und blüht, wie in den gefeiertsten Perioden seiner literarischen Laufbahn.

Die in Rede stehende Novelle ist ein schauerlich romantisches Charaktergemälde von einem Paar originellen Freidenkern aus der Zeit der noch mit dem Zwielicht kämpfenden Aufklärung und zugleich ein interessantes Skizzenbild dieser Zeit selbst.

— — — — — —

Wie dann in Folge dessen Manasse, von Sturmveller unfreiwillig und ohne daß dieser weiß, wen er vor sich hat, getödtet und eben so plötzlich eine Leiche wird, und der Priester, in Verzweiflung hierüber, sich selbst den Tod giebt, wohlbedacht und mit kältester Ueberlegung, das muß man, um es begreiflich, in-

teressant und groß zu finden, mit allen die That bevorwortenden und begleitenden Nebenumständen im Buche selbst nachlesen.

Der Gedanke, daß ein Selbstmord nur mit vollkommen wachem und gesundem Bewußtsein und nur aus Motiven geschehen könne, welche den natürlichen Trieb zur Selbsterhaltung an Macht und Reiz überwiegen, widrigenfalls nur von einer unfreiwilligen Selbsttödtung die Rede sein könne, daß es mithin nie und nirgends einen Selbstmord aus Irrsinn gebe, verfolgt Dr. Schiff über das „verkaufte Skelett" hinaus und führt denselben, in Anwendung auf den mißglückten oder unvollendet gebliebenen Selbstentleibungsversuch Gutzkow's, in einer eigenen Brochüre aus, die er als erstes einer Reihe von Kränzchen bezeichnet, mit denen er seine Freunde noch zu beschenken gedenkt (corollarium von corona Kranz). Dies Schriftchen ist das geistreichste, aber auch, was die Gedankenfolge betrifft, das ordnungsloseste was uns bis jetzt von Schiff zu Gesicht gekommen ist. Wie Bogumil Goltz und Jean Paul, springt Schiff alle Augenblicke von dem Thema ab, um dessen Erledigung es sich handelt, und wenn freilich das, was er uns in den Seiten- und halbe Bogen langen Einschaltungen bietet, meist so überraschend neu oder gedankenvoll pikant ausfällt, daß wir uns augenblicklich davon mehr angesprochen und gefesselt fühlen, als von dem aufgegebenen, und wir mithin dem Autor gern die Abschweifung verzeihen, so haben wir doch die Mühe davon, uns, wenn wir das beinahe 4 Bogen starke Heft ganz durchgemacht haben, selbst alle die Stellen zusammensuchen zu müssen, die dem Hauptthema besonders gewidmet sind, falls wir überblicken wollen, was Schiff von Gutzkow und dessen jüngster That denn eigentlich urtheilt. Den Lesern der Reform diese Mühe zu ersparen, bringen wir nächstens in einem besonderen Artikel eine Zusammenstellung aller auf Gutzkow bezüglichen Sätze, fest überzeugt, daß dies die Lectüre der Schrift Niemanden verleiden, sondern Jedermann noch begieriger danach verlangen lassen wird. Eine Menge anziehender historischer Belege aus Geschichte, Literaturgeschichte und des Verfassers eigener reicher Erfahrung erläutern episodisch seine Auslassungen über Selbstmord, Selbsttödtung, Selbstentleibungstrieb, Sich-Erschießen, Erstechen, Erhängen, Ertränken aus den allerverschiedensten Ursachen und Motiven, über epidemische Selbstvernichtung aus erblicher Anlage, aus Nachahmungstrieb u. s. w. Dazwischen ein wohlargumentirter Excurs über Nothwendigkeit der Todesstrafe, schätzenswerthe Beiträge zur Charakteristik des jungen Deutschlands, der Gesinnungspoesie, Gesinnungsdramatik, Gesinnungsmusik (Zukunftsoper) und Gesinnungspresse.

Im Verlage von Jean Paul Friedrich Eugen Richter in Hamburg iſt ferner erſchienen:

Schiff, Dr. H., Damenphiloſophie. (Novellen aus der ariſtokratiſchen Welt.) 2 Bde. 2 Thlr.

— — **Die wilde Rabbizin.** 24 Ngr.

— — **Das koſchere Haus.** 24 Ngr.

— — **Betrachtungen über Carl Gutzkow's jüngſte Thal.** 12 Ngr.

— — **Schabbesſchmuhs in der Familie Abſatz.** 7½ Ngr.

— — **Heinrich Heine und der Neuisraelitismus.** Ord. 20 Sgr.

— — **Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsflohes.** Ord. 20 Sgr.

— — **Ueber Druckfehler.** (Wird erſt erſcheinen.)

— — **Ein Mondſtück.** Kaprice vom Verf. des „Schief Levinche". 2 Bde. Ord. 2 Thlr.

— — **Das verkaufte Skelett.** Novelle. 1 Thlr. ord.

Spielberg, Otto, Träumereien eines Kleinſtädters. Ord. 20 Sgr.

Steinmann, Friedr., Denkwürdigkeiten aus Heinr. Heine's Leben. 2 Bde. Ord. 1 Thlr. 10 Sgr.

Wurzbach, Conſt. v., Hiſtoriſche Wörter, Sprichwörter und Redensarten. 2te Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hamerling, Robert, Ahasverus in Rom. 1 Thlr.

— — **Ein Schwanenlied der Romantik.** 12 Ngr.

— — **Sinnen und Minnen.** Cart. mit Holzſchnitt. 22½ Ngr.

— — **Venus im Exil.** 2. Auflage. 16 Ngr.

1.

Ich heiße Breitmund, und erblickte das Licht der Welt in einem Zeitungslokale der freien Hansestadt Hamburg, Mittags am 3 Juli 1830, als die Tricolore zu Paris unter Kanonendonner und Barricadenkampfgetöse ihre Wiedergeburt feierte.

Unsere Zeitungslokale waren damals noch sehr unbedeutend; um so größer und saftiger aber, unsere Beefsteaks; um so reiner und wohlfeiler unsere Rothweine, und um so besser auch standen sich Kauf- und Arbeitsleute. Mithin hatte ich ganz artige Gelegenheit, mir im Zustande staatsbürgerlicher Unschuld, meine Kinderschuhe abzulaufen.

Die Pariser Tricolore ectroyirte bei dieser Gelegenheit unserem Gesammtvaterlande, welches nur eines zerstückelten Bewußtseins fähig war, ein junges Deutschland, welches als alleinseligmachende Gesinnung, alle ci-devant Literatur als gesinnungslos zu Makulatur machte. Auch prahlte es mit einem sauersüßen Völkerfrühlings-Anbruch.

Deutsches Volk, jetzt kannst du lachen,
Frankreich wird dich glücklich machen,
Dich, so wie dein ganzes Land,
Sieh', es hat, den halbunmünd'gen
Völkerfrühling zu verkünd'gen.
Viel Propheten ausgesandt.

Wenn auch ein Zeitungsladen-geborener Hamburger, konnte ich in meinen höchstunreifen Kinderjahren von einem Völkerfrühling unmöglich Begriffe haben. Dieses mußte ich erwachsenen und verständigen Personen überlassen, während ich lesen und schreiben zu lernen hatte. —

Aber das ewigdenkwürdige Jahr 1843 brach an. Ewig denkwürdig durch einen Brief, den der Caplan Ronge an den Bischof Arnoldi schrieb, in Angelegenheiten des heiligen Rockes. Und sofort bekehrte sich das deutsche Gesammtvolk zu allerhand Neureligionen. Jede Confession, Katholiken und Protestanten, machten sich ihre Eigene, wie sie ihrer staatsbürgerlichen Aufklärung und ihrer geselligen Bildung convenirte. Die Leipziger Markthelfer hatten weiter nichts als „Ronge und der heilige Rock" zu verpacken, und es wimmelte von Glaubensbekenntnissen von Schriftstellern von Fach und Gelegenheitsscribenten; Geistlichen und Laien, Künstlern und Handwerkern, Buchhändlern und Buchdruckern, Knaben und Männern; zartfühlenden Frauen und emancivirten Touristinnen.

Alles legte Glaubensbekenntnisse ab, um sie an Freund

und Bekannte, oder auch an Jedermann zu verschenken; denn zu verkaufen waren sie beim besten Willen nicht.

In eben diesem ewig denkwürdigen Jahr kam ich aus der Schule und ward bei einem freisinnigen Buchhändler in die Lehre gethan, um mir die Ideen des Jahrhunderts aus der ersten Hand anzueignen.

Ich hatte eben meine Lehrzeit vollendet und erlernt, jedwede Idee des Jahrhunderts nach ihrem augenblicklichen Werthe, ihrer zeitgemäßen Geltung und ihrer specifischen Dehnbarkeit, zu taxiren, zu verwerthen und auszubeuten: als das große Februarrevolutions-Jahr 1848 anbrach.

Breitmund heiße ich;

In einem Zeitungsladen bin ich geboren.

Mit der renovirten Tricolore bin ich zur Welt gekommen.

Das junge Deutschland hatte ich mit der Muttermilch eingesogen.

Während der heilige Rock zu Trier sich compromittirte, ward ich in hiesiger Nicolaikirche confirmirt, und mit den Ideen des Jahrhunderts habe ich Buchhandel studirt.

Wer vermag solch einer Constellation zu widerstehen?

Wer den Rädern deutschen Fortschrittes in die Speichen zu greifen?

Meine innere Stimme rief mir zu:

Auf! Cäsar Breitmund!

Auf! Hamburger Zeitungsladen Geborener!

Auf! Jungdeutſcher Säugling!

Auf! Deutſcher Neureligiös-Geſirmelter!

Auf! Deutſcher Buchhändlercommis, getränkt v
Neucaſtaliſchen Quell der Ideen dieſes Jahrhunderts!

Cäſar! horch auf deine innere Stimme. Sie iſt e
ſouveraine Volksſtimme ſo gut wie alle anderen. Aber
was Beſſeres auch nicht.

Cäſar! Willſt du zum Majeſtätsverbrecher werden
deiner eigenen Volksſouverainetät, und zum Hochverrä
an alle neunundneunzig Millionen, neun mal hundert ne
undneunzig tauſend, neunhundert neunundneunzig Mitſ
men? Verleugne nicht den vierzigmillionſten Theil de
deutſchen Volksſouveränetät.

Cäſar! Statt dich mit Führung von Büchern
zugeben, ſchreibe ſelbſt Bücher. Statt mit Verkauf
Schriften dich zu befaſſen, befaſſe dich, Schriften zu
faſſen, und heiße nicht mehr ſchlechthin Breitmund, ſon
ſei Herr Doctor Breitmund. Denn Doctor iſt ge
communis, in Hamburg aber generis literatorum, glei
ob man Promotus iſt oder nicht. Literaten werden
händler und Buchhändler Literaten, und Voltaire
vom Erhabenen bis zum Lächerlichen — giebt es nur
Schritt. — Ich that dieſen Schritt: — Vom Buchhä
zum Literaten.

2.

Die Ideen des Jahrhunderts verlangen mehr Lärm als Würde; mehr Geschwätzigkeit als Studien und mehr Dreistigkeit als Gewissen. Ich war so glücklich, weder hohe Schulen noch Akademien besucht zu haben und war somit der großen Unbequemlichkeit überhoben, mich eines Wustes gelehrter Pedanterie zu entladen, um populär zu werden.

Das Glück war mit dem Hamburger Zeitungsblatten. Aus der Hökerei mit allerlei „Kudelmudel," „Band und Weskant*)" wurde ein gebildet Journalvertrieb und anständiges Parterre Local für wohlgekleidete Leser. Auch die Colporteure drängten sich um den Ladentisch und bald, nächst baarem Gelde, baldigst befriedigt zu werden.

Meine Eltern lebten daher in großer Wohlhabenheit und waren stolz auf ihren berühmten einigen Sohn, welcher

*) So hieß ein damaliges Localblatt.

druckfarben-schwarz, republikanisch-feuerroth und gesegnet-golden höchst gemüthlich sein Jahrhundert in die Schranken forderte.

Wäre ich nicht zu jung gewesen, ich hätte mich an ein goldenes Schürzenband gemacht, wie so viele andere meiner Gesinnungsfloh-Kameraden, um durch eine reiche Heirath meine Zukunft zu sichern. Leider kam ich nicht auf diesen Gedanken und als ich mich dazu entschließen wollte, war es zu spät. Die Farben von 1818 erwiesen sich als unächt, sie blaßten ab und gingen aus. Das ächte Gold blieb bei den Buchhändlern und das Literaten-Gold wurde fuchsig. Man gönnte der deutschen Volks-freiheits-Literatur keinen Lagerraum mehr, und ließ sie an der Judenbörse auf dem neuen Steinweg, als Makulatur von der Karre verkaufen. — Dem ci-devant glänzenden Breitmund war damals zu Muthe wie einer schmutzig-weißen kupferrothen Hanseatenkokarde von 1813.

Zwar litt der berühmte Sohn wohlhabender Eltern durchaus keinen Mangel. Als Gentlemanliterat besuchte ich elegante Locale, durchlief mit Exclusiviß Journale um sie mit einer negligance recherchée wieder hinzu werfen. Dazu trank ich mit unerschütterlichem Comfort Zuckerwasser und rauchte eine feine Cigarre bis auf den letzten Stumpf auf, ohne die Asche fallen zu lassen.

Allein bisher hatte ich drei Zimmer einer Bel-Etage kostbar meublirt, bewohnt, vornehmen Fremden, welche

meiner eleganten Gesinnungstüchtigkeit ihre Aufwartung machten, zu imponiren, mehr aber noch, um junge Buchhändler zu blenden, und ihnen meiner außerordentlichen Popularität wegen, angemessene Honorare abzuverlangen.

Diese Zeiten waren vorüber und gespart hatte ich auch nichts. Dieser Aufwand lohnte sich nicht und bei meinen Eltern zu wohnen war völlig unmöglich. — Wie leicht hätte der berühmte Publicist mit Colporteuren in Berührung kommen können? Ich zog es vor, in der „stillen“ Zeit einstweilen unsichtbar und unzugänglich zu bleiben.

Bald auch meldeten nicht Hamburger, sondern auswärtige Journale — versteht sich mit Beihülfe meiner Gesinnungsfloh-Cameraden:

„Der berühmte und geniale Cäsar Breitmund, welcher im Gegensatze zum Don Carlos von Schiller, der in seinem dreiundzwanzigsten Jahre noch nichts für Unsterblichkeit gethan zu haben bekennt, während Cäsar Breitmund, nicht gleich dem Schiller'schen Infanten, welcher seine Jünglingskräfte für Spanien gespart, vielmehr sie für sein Vaterland zum Ueberflusse ausgegeben hat, — der geniale Cäsar Breitmund ist gesonnen, sich in ländliche Einsamkeit zurückzuziehen, um in ungestörter Selbstüberlassenheit der nüchternen Zeit und der blasirten Gesellschaft neuen Muth und Kraft einzuflößen, und die gebildete Lesewelt durch neue Productionen — in Erstaunen zu setzen.“

3.

Die Geheimnisse des Hamburger Labyrinth.

Episode.

Um aus Hamburg zu verschwinden, braucht man nich
eben aus dem Thore zu gehen. Es giebt Einsamkeite
mitten in unserer guten Stadt, die zwar vorn ein weni
lebhaft und geräuschvoll sind, hintenheraus aber eine
breiten blauen Himmel dem Auge darbieten, im Frühlin
mit zartem Grün es erfrischen, im Sommer es zu reife
Früchten einladen und in Winternächten ihm Sterngefunk
über glitzernde Schneeflächen darbieten.

Zwischen dem Großneumarkt, dem alten Steinweg un
der Neustädter Fuhlentwiete kreuzen sich verschiedene Gä
chen und Gänge, und so schmal mitunter, daß nicht übera
ein Wagen durchfahren kann, dieses ist das sogenann
Labyrinth, von dem die Sage geht, daß der Fremde, d
sich ohne einen ortskundigen Führer hineinwagt, den Rü

weg nicht wiederfinden kann. — Damit aber hat es keine Noth. Dieſes Labyrinth verbindet die Altſtadt mit der Neuſtadt, und der geſchäftsbetriebſame Hamburger erſpart ſich gern einen Umweg. Daher iſt dieſes Labyrinth zu jeder Tagesſtunde ſehr belebt, ſo daß man auf jede zehn Schritt einem lebendigen Ariadnefaden begegnet, der Jeden gern hinführt, wohin er eben will. Denn der Hamburger iſt gefällig, zumal gegen Fremde, deren Anweſenheit er, Bürger einer großen Handelsſtadt, zu ſchätzen weiß, und wie viel ihm auch ſeine Zeit werth iſt, ſo hat er doch ſtets einige Minuten übrig, Jemanden den Weg zu bedeuten.

Auf den Fremden, der zum erſten Male das derbe Pflaſter betritt — Ach! und welch ein Pflaſter! — wer auf gutes Fußzeug hält, wird Anſtand nehmen, ſich darauf zu wagen — muß dieſer wunderliche Stadttheil einen eigenen Eindruck hervorbringen. Die Gäßchen und Gänge krümmen und durchkreuzen ſich mit einer ſeltſamen und willkürlichen Unregelmäßigkeit. Welch ein ſeltſamer Contraſt zwiſchen den ſchmalen, zwei- bis dreiſtöckigen Häuſern, wo eine Etage ſechs Zoll weit über die andere hervortritt, und den ſchnurgraden ſtattlichen Gebäuden, die hie und da ſich einſtellen, als ob ſie gar nicht dahin gehörten. Iſt es möglich, daß die Bewohner nachbarlichen Frieden halten, wenn ſchon ihre Häuſer ſich äußerlich ſchreiend widerſprechen? — Und gar bei einem Platzregen, der in Hamburg nicht ſelten iſt, wenn das Waſſer aus der höher gelegenen Neuſtadt

nach den Sielen der Altstadt zwei bis drei Zoll hoch, durch diese engen Gäßchen strömt. Dürfte der Fremde bei dieser Gelegenheit nicht staunend, an sich selbst die Frage richten: „Bin ich hier wirklich in der berühmten Welt- und Handelsstadt Hamburg?"

„Ja, mein Herr! Sie sind es und befinden sich gerade im Kern und Mittelpunkt dieser tausendjährigen freien ci-divant Reichsstadt — Respect den hohen Jahren!"

Hier hatten sich vormals die meisten Zuckersieder (Zuckerbäcker sagt der Hamburger) des Bornwassers halber, welches diesen Fabriken trefflich zu statten kommen soll, hingewendet. Aeltere Leute werden sich zu erinnern wissen, welche großartige und glänzende Geschäfte mit den Zuckern gemacht wurden, die man sich roh aus Amerika kommen ließ. Was wurde nicht schon an den Kisten verdient, denn das sogenannte Zuckerkistenholz nimmt eine herrliche Politur an, auch waren diese Kisten bisweilen von massivem Mahagony. Damals knauserte man jenseits des Oceans noch nicht mit seinem edlen Holze. Erst später fing man an, es höher zu achten und besser auszubeuten. Durchwegs also herrschte hier großer Wohlstand, die Fabrikherren waren reich und die Knechte üppig.

Diese Zuckerbäckerknechte hatten ihre eigene Standestracht, auf welche sie nicht wenig stolz waren. Die schneeweiße Zipfelmütze schräg auf dem Kopfe, eine Schürze quer vor der Brust über die blaue Jacke, eine andere um die

Hüften bis hinunter über's Knie, so sah man sie Abends nach vollbrachter Arbeit, vier und sechs Mann hoch, Arm in Arm mit großen Schritten im Jungfernthale auf und niederrennen; Herren und Damen mußten ihnen ausweichen. Die Brauerknechte mit ihren sammtenen langzottigen Pelzmützen machten es nicht besser. Beide Stände trachten, die auf Maskeraden sogar als Nationalcostüme hingenommen wurden, sind, nachdem die Continentalsperre unsere hiesigen Zuckersiedereien zu Grunde gerichtet, gänzlich aus dem Leben verschwunden, und höchstens findet man hie und da noch einige Abbildungen oder illuminirte Kupfer davon.

Der Wohlstand aber ist aus diesen wunderlichen Stadttheile noch keineswegs verschwunden. Nur muß man Nachsicht mit dem Alter haben. — Ein Stutzer kann täglich drei- bis viermal seine Garderobe wechseln und allmonatlich seine Kleider nach der neuesten Mode zuschneiden lassen; eines so raschen Kostümwechsels ist eine so grau-bemooste Stadt nicht fähig und Mauerwerk läßt sich den Sinn und Geschmack einer Zeit so leicht nicht aufdrängen.

Ja! wenn eine unbarmherzige Feuersbrunst wie die von 1812 den dritten Theil einer Stadt in Asche legte, dann lassen sich mit Geschwindigkeit große Fortschrittswunder vollbringen. Nachdem aber die damalige Feuersbrunst die reichsten und vornehmsten Straßen verzehrt hatte, nebst Kirchen, Pallästen, Thürmen, Glocken und Glockenspiel: kurz all unseren besten weltlichen und geistlichen

Stadtschmuck, fühlte sie mit einem Male ihren Heißhunger gestillt, und man kann es ihr nicht verargen, da sie nach einem so kostbaren Mahle das Labyrinth, die Judenbörse und die Gänge und Höfe der Neustadt unappetitlich fand und dieses unsaubere Dessert verschmähte und stehen ließ. Derjenige Stadttheil, an dem sie sich gesättigt hatte, erhob sich binnen Kurzem wieder aus seiner Asche und zwar in aller Willkühr des Neugeschmacks und in allen möglichen gemischten und selbsterdachten Stylen, ohne Rücksicht auf Klima, Lage und Umgebung; der Neugeschmack huldigt ja so gern dem Gelde, und wer bezahlt, dem baut er, was ihm irgend beliebt hinbauen zu lassen.

Geschmack ist verschieden und man soll sich darüber nicht streiten. Wenn man sich aber nicht über ihn streiten soll, so muß er sich einigermaßen auch mit sich selbst vertragen und darf nicht ganz und gar in Verschiedenheit ausarten.

Das nun ist der schreiende Contrast des neuerbauten Hamburg mit dem alten. Dort herrscht ausgelassene Willkür, hier streng herkömmlicher Ernst; dort überläßt man sich der Prunksucht und Prahlerei, hier hat man nur dem Bedürfnisse sich gefügt.

Im Laufe der Zeiten begiebt es sich häufig, daß das Oberste sich zu unterst kehrt, daß das Rechte sich linkswärts dreht, daß das Vordere sich nach hinten wendet und das Inwendige sich nach außen kehrt. — Unsere Vorfahren

waren anders gesinnt als wir. Sie lebten für sich, und nicht für andere; sie wollten lieber wohlhabend sein, als wohlhabend scheinen und waren mehr für's Haus, als für die Oeffentlichkeit. Daher die vielen kleinen Häuschen, weil Jeder sein eigenes haben, und nicht mit fremden Familien zusammen wohnen wollte. Dem öffentlichen Verkehr wandte man selbstverständlich diejenige Seite zu, von der man in demselben existirte: sein Geschäft. Der Aufwand war Privatsache, man machte ihn nicht fürs Publikum, sondern für sich und die Seinen, für Hausfreunde und Gäste. Man prahlte damit nicht auswendig nach der Straße zu, man erlaubte ihn sich aber innerhalb seines Hauses oder in seinem großen schönen Garten.

Auch jetzt noch lebt man hier en famille hinten hinaus, dem Garten zu. Vorn stößt Laden an Laden. Gänge und Gäßchen sind bunt von Firmen, von Grossisten, Detaillisten, Krautkrämern, Weinhändlern, Destillateuren, Handwerkern, Krügern u. s. w., und dem Adreßbuche nach giebt es hier verschiedene Geschäfte, welche durchschnittlich tausend Mark täglich lösen müssen. Hingegen werden große Spiegelscheiben, Mahagony-Ladentische, Vergoldungen und anderer glänzender Ladenschmuck hier gänzlich vermißt.

Für ein Geschäft ist die belebte Gegend nützlicher, als elegante. Die Miethe ist wohlfeiler und ein größerer Absatz steht in Aussicht. Auch ist ein kleiner Laden bald über und über mit Waaren vollgestopft, während man bei

einem großen und eleganten Geschäftslocale seinen Credit oftmals über die Maaßen angreifen muß, nur um die Börter so zu füllen, daß sie der vielfachen Gasflammen sich würdig ausnehmen.

Und jetzt nehme man die Karte von Hamburg zur Hand. Man vergleiche die unregelmäßigen Vierecke jener engen krummen Gäßchen, indem sie sich durchkreuzen mit den regelmäßigen Quadraten der breiten schnurgraden Straßen. Man überzeuge sich augenscheinlich, welcher Flächeninhalt der größere ist.

Die Abgaben waren damals geringer und man kannte noch nicht den Wucher mit Bauplätzen und Miethen. Geringes war für wenig Geld zu haben, und man ließ sich schmale Straßen gefallen, um auf eigne Kosten nach Herzenslust, auf seinem Grund und Boden sich auszudehnen. Diese vernachlässigten, baufälligen Häuschen umschließen schöne geräumige Gärten, von denen der Vorübergehende weiter nichts sieht, als die hohen Baumwipfel, welche die Dächer überragen. In der Regel pflegt auch das kleinste Häuschen seinen Austritt zu haben: einen kleinen Gartenraum mit wenigstens einer Laube und einem Blumenbeete: oftmals auch mit einem Obstbaume und, wo es irgend angeht, mit Weinspalieren. Die Trauben freilich reifen selbst in den heißesten Sommern nicht, und können günstigstenfalls nur eingemacht werden.

Unsere heutige Allerweltsbildung jedoch befaßt sich be-

quemer Weiſe nur mit dem Aeußeren und wer es vernachläſſigt, dem kann man nur Arges zumuthen und Vortheilhaftes darf man ihm nicht nachſagen, wenn man ſein Wort nicht verlieren will. Wie mit Menſchen, geht es auch mit Häuſern, Straßen und ganzen Stadttheilen. Was nicht ſchnurgrade, breit und neu übertüncht iſt, hat von vorne herein Unrecht, und kann nicht weiter beachtet werden.

Außerdem giebt es auch eine poetiſche Licenz, die ſich heute alles Mögliche herausnehmen darf. Niemand wird ihr widerſprechen, ſo lange ſie nicht der öffentlichen Meinung widerſpricht.

Seit den Geheimniſſen von Paris und anderen Haupt- und Centralſtädten hat das Leſepublikum an dem Schmutz und Unflath der Laſter und Verbrechen Gefallen gefunden und ſich dieſe unappetitliche Geiſtesnahrung wohl bekommen laſſen. Die Wünſche eines Leſepublikums ſind für den Tagesſchriftſteller Befehle und der wechſelnde Zeitgeſchmack bleibt ihm die beſtändige Gottheit, welcher er in all ihren Metamorphoſen, mit Leib und Seele huldigt, und dienſtergeben ſeine Opfer darbringt.

Es fehlt daher nicht an Novelliſten dieſer Gattung, welche dieſes Labyrinth zum Wohnſitze ſchamloſer Sünde machen, welche ſich von früheſter Jugend an, in Laſter und Verbrechen einlebt; zum Aufenthalt eines verhungerten Proletariats, welches völlig eigenthumlos, ſelbſt nach Frau und Kindern nichts mehr fragt; zu mehreren Familien in einem

Zimmer wohnt und unter Dächern schläft, die nicht einmal regenfest sind.

Solch ein Proletariat kann es in dem geschäftsreichen Hamburg nicht geben. Arbeitslosigkeit kann wohl periodisch eintreten und den Einzelnen treffen, niemals aber einen ganzen Zweig der niedern Klasse. — Wie auch unsere Armenanstalten eingerichtet sein mögen, welcher Verbesserung sie auch bedürfen sollten, und mit welchem Gewissen sich auch denselben vorstehen könnte: noch haben wir hier kein Berliner Vogtland und keinen Pariser und Londoner Pöbel. Mit Schilderungen, welche diesen Großstädten entnommen sind, beleidigt man den Mildthätigkeitssinn und die Freigebigkeit der Hamburger, welche sie doch wahrlich bei jeder Gelegenheit bewähren.

Insofern sich aus dem Bishergesagten ergiebt, daß dieser Stadttheil, der am geringsten angebaute in Hamburg ist, läßt sich auch behaupten, daß er der am mindesten bevölkerte sein muß. Wäre er aber angebaut, wie das junge, seiner Asche entstiegene Hamburg, wo Etage sich über Etage thürmt, wo jedes Räumchen ausgebeutet wird, bisweilen sogar auf Kosten der frischen Luft, des Lichts und der Bequemlichkeit, und wären alle diese kolossalen, eng aneinander gerückten Gebäude von einem Pariser oder Londoner Proletariat bevölkert: — Ja! — dann wäre das egyptisch ci-devant Wunderwerk der Welt ein Weihnachts-Kinder

ſpielzeug gegen unſer Labyrinth, und es dürfte unſerer ortskundigen und ſpürſamen Polizei ohne bedeutende Verſtärkung des Perſonals unerforſchlich bleiben, wie dem naturwiſſenſchaftlichen Touriſten das Innere von Afrika.

4.

Die Hamburger Nachrichten brachten:

„Ein junger Theologe wünscht, um sich in seinen Studien zu vervollkommnen, ein stilles Zimmer nebst Kammer, zugleich auch Kost, Aufwartung, Licht, Heizung u. s. w. gegen baare Vorauszahlung.“

Es fehlte nicht an Adressen, die für den angeblichen jungen Theologen eingingen. Aus jenem Labyrinthe voll Einzelhäuschen aber lief nur eine einzige ein, die fast einem Liebesbriefchen glich. — Wohlriechendes Rosa-Velin mit einem Tröpfchen Bronceclack versiegelt, das Petschaft: Kreuz, Anker und flammendes Herz. Also Glaube, Liebe, Hoffnung. Auch die zierliche Aufschrift verrieth eine Damenhand, und ich dachte: Das ist eine fromme junge Wittwe, welche danach schmachtet, Frau Pastorin zu heißen.

Ich erbrach es. Es lautete sehr lakonisch: „Der junge geistliche Herr findet, was er wünscht, um sich ungestört seinen Studien zu überlassen. — Es folgte die Adresse;

unterzeichnet aber „Hinrich Lüttckens, penſionirter Acciſebeamter.“ Es war dieſelbe ſaubere Damenhand und das Abenteuer fing an, mir zu gefallen. — —

Ich hatte dieſes Labyrinth noch mit keinem Fuße betreten, und vermochte auch nicht ohne Widerwillen mein zartes Fußzeug an dieſes holperige Pflaſter zu wagen.

Ein derber Lehrburſche hüpfte in großen Sätzen und auf Holzpantoffeln vorüber. Ich fragte nach dem —— gang. Der Burſche mäßigte ſeine Schritte augenblicklich und ſagte plattdeutſch: „Kumm de Herr man mit.“

Indem ich folgte, bemerkte ich rechts und links allerlei ausgehängte Miethzettel, meiſtens Schlafſtellen, aber auch zwei und drei Zimmer anweiſend. Es war mir unbegreiflich, weshalb mein Miethgeſuch in dieſem anſehnlichen Stadttheile kaum berückſichtigt worden war. Scheute man ſich vor einen jungen Theologen? Allerdings waren Gründe dazu vorhanden, welche ich aber nicht näher bezeichnen möchte. Um ſo begieriger war ich auf die fromm ſchmachtende Wittwe.

Der —— gang war endlich erreicht und der Burſche fragte: „Wo will de Herr denn egentlich hen?“

Ich nannte ihm die Adreſſe.

Vor einem ſchmalen dreiſtöckigen ſteinernen Hauſe blieb er ſtehen.

„Da wahnt ſe, ehr Nam ſteiht an de Döhr.“

„Sie?“

„De Putzmakersch Doris Lüttkens.“

„Aber ich will ja zu dem penſionirten Acciſebeamten Hinrich Lüttkens.“

„Dat is eendohnt.“

„Eine Putzmacherin iſt doch kein penſionirter Acciſebeamter.“

„Warum nich? He is de Vatter un ſe is de Dochter. Se makt den Putz un he verköfft em. He wor bi de Acciſ' un jetzt is he bi ſien Dochter in't Geſchäft. Gah de Herr man drieſt rinn.“

Ich wollte dem Burſchen eine kleine Belohnung verabreichen. Allein er ſagte: „Daför nich!“ und hüpfte in großen Sätzen auf ſeinen Holzpantoffeln weiter.

Ich nahm Anſtand, das ſaubere Häuschen zu betreten. Das Abenteuer ſchien mir hier zu Ende, auch hing kein Miethzettel aus. Aber eine Umkehr war unmöglich, wollte ich mich nicht lächerlich machen. Denn mit einem Male öffneten ſich Fenſter, rechts, links und gradüber, und alle Finger deuteten, alle Köpfe nickten: „Da! da! mutt de Herr rinn!“

Mit ſolch einem Eifer wird in dieſem Stadttheile ein Fremder zurechtgewieſen und mir blieb nichts weiter, als freundlich grüßend meinen Hut zu lüften und mich an die Hausthür zu machen.

Die Kette war übergehakt und unter dem gellenden Schall der Hausglocke flogen leichte Schritte einer Treppe

herunter. Die Thür öffnete sich, ich trat ein und stand vor einem bildschönen jungen Mädchen, zwar mit brandrothem Haar, aber ich war ganz bestürzt und konnte nicht begreifen, wie man bei brandrothem Haar so wunderschön sein kann. Sie schimmerte vor Weiße. Ihre Augen waren Vergißmeinnichtblau, um ihre feinen Lippen mit Perlenzähnen spielte ein fortwährendes Lächeln, welches in ihren Wangen- und Kinngrübchen sich für immer festgesetzt zu haben schien; ihr Wuchs war zart und üppig und gekleidet war sie knapp und elegant. — „Fräulein Lüttkens?" fragte ich.

„Zu dienen, mein Herr."

„Ich habe eine Adresse von Ihrem Herrn Vater."

„Er hält um diese Stunde Mittagsruhe und ich darf ihn nicht wecken."

„Komme ich zu spät? Haben Sie schon vermiethet?"

„Die Zimmer sind noch unbesetzt."

„Sie haben keinen Miethszettel aushängen."

„Das thun wir niemals; nicht jeder Miethsmann ist uns willkommen."

„Darf ich sie sehen?"

Sie hakte die Thürkette wieder über und lud mit artiger Geberde mich ein, die Treppe hinauf voranzugehen.

Sie öffnete zwei ineinandergehende reichmeublirte Zimmer, mit einer Aussicht auf große wohlbestellte Gärten.

„Schon diese Aussicht," sagte ich, „läßt nichts zu wünschen übrig."

„Sie wünschen dieſe Zimmer für einen Freund oder Bekannten?“

„Für mich ſelbſt.“

„Sind Sie ein Theologe?“

„Nein! Was macht das?“

„Ein armer Theologe, der ſeine Studien vollenden möchte, würde es gewiß recht gut bei uns haben. Ich weiß aber nicht, ob unſere häusliche Einrichtung Ihren Anſprüchen genügt.“

„Wer ſagt Ihnen, daß ich Anſprüche mache?“

„Ich vermuthe es. — Wir wünſchen einen ſtillen Miethsmann.“

„Und ich eine ſtille Wohnung. — Auch bin ich eine Art von Theologe, ein Quaſi Weltgeiſtlicher.“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr! Ich bin ſo ziemlich unwiſſend.“

„Ich bin ein Volksprediger, ein Freiheitsprophet.“

„Hilf Himmel!“ lachte ſie lieblich; „und dabei auch ein ſtiller Miethsmann?“

„Der Glaubens-Prieſter donnert auf der Kanzel dermaßen, daß die Kirchengewölbe wiederhallen. Wir Geſinnungs-Prieſter donnern unhörbar an unſeren Schreibtiſchen und laſſen die Preſſe ſchreien.“

„Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„Haben Sie jemals von einem gewiſſen Cäſar Breitmund reden hören?“

„Der ſind Sie, und wollen hier wohnen?“

„Warum nicht?“

„Ihre Eltern haben den großen Zeitungsladen in der — ſtraße?“

„Ganz recht.“

„Mögen Sie nicht bei ihnen wohnen?“

„Es iſt mir dort zu lebhaft und ich habe tauſend Freunde und Bekannte, die mich in meiner Wirkſamkeit und meinen Studien ſtören.“

„Und auch ſpeiſen wollen Sie nicht bei Ihren Eltern? Ich fürchte, daß Sie es hier nicht ganz ſo gut finden.“

„Verſtehen Sie mich wohl, mein Fräulein. Ich will mich fern von aller Welt halten, und in meiner Wohnung für Niemand ſichtbar ſein. Ich werde niemals ausgehen.“

„So wie mein Vater. — Die Aerzte haben es ihm verboten. Er leidet an der Bruſt.“

„Wenn erſt meine Freunde und Bekannte wiſſen, wo ich wohne, ſo iſt dies kein ſtilles Haus mehr. Wer etwas von mir wünſcht, mag ſich ſchriftlich an mich wenden.“

„Ich fange an, Sie zu verſtehen.“

„Das neue Jahrhundert flüchtet ſich in's alte tauſendjährige Hamburg.“

„Das verſtehe ich noch beſſer,“ lächelte ſie reizend.

„Ich habe Vorauszahlung bedungen. Wie viel?“

„Sie wiſſen heut noch nicht, wie es Ihnen hier gefallen wird. Reden Sie darüber mit meinem Vater.“

„Begottespfennigen aber möchte ich gerne.“

„Auch das nicht. Ich muß erſt mit meinem Vater reden. Er iſt ein Mann von altem Schrot und Korn, der von Neuerungen nichts wiſſen will. Ich fürchte, Sie werden ſich nicht mit ihm befreunden.“

„Warum nicht? Wenn er ſich nur mit mir befreunden will.“

„Was kann er beſſeres wünſchen, als einen ſicheren und ſtillen Miethsmann. Aber Sie werden in häufige Berührung mit ihm kommen. Was Sie irgend wünſchen, erhalten Sie auf Ihrem Zimmer. Sie brauchen nur zu klingeln. Wir haben eine Köchin und eine Kleinmagd und ich ſelbſt bin auch bisweilen da. Mittags und Abends aber werden ſie ſo freundlich ſein, mit uns zu ſpeiſen, denn auf Ihrem Zimmer Sie bedienen zu laſſen, iſt beinahe unmöglich.“

„Mit Vergnügen, mein Fräulein, bin ich in Ihrer Geſellſchaft!“

„Sehr artig!“ Aber es giebt noch andere Bedenklichkeiten. Die Reihe iſt an mir, aufrichtig zu ſein, denn Sie waren es, und haben mir manche unpaßliche Frage ehrlich beantwortet. — Wir erwarteten eigentlich einen jungen Theologen, einen Candidaten der Theologie. Das wäre für meinen Vater ein angenehmer Tiſchgenoſſe geweſen, und es hätte ihm gewiß nicht woran fehlen ſollen. Nun hat ſich alles anders geſtaltet, ſo daß es mir recht wunderlich

vorkommt. Auch nennt mich mein Vater vorlaut und unverständig. Was darf ich thun, was muß ich laſſen? Verweilen Sie einen Augenblick, der Caffee iſt gleich fertig, und ich wecke meinen Vater. Verweilen Sie einen Augenblick hier und verſchmähen Sie eine Taſſe Caffee nicht."

Hiemit eilte ſie fort. — Eine kleine Taſſe duftenden Caffee's wurde mir aufgetragen nebſt Backwerk, Cigarren und Wachslicht. Die Cigarren berührte ich nicht. Darauf verſtand ſich wohl die liebliche Doris nicht. Es waren Cigarren von ihrem Vater, und ich hatte beſſere bei mir.

Ich gerieth in einen behaglichen Zuſtand, denn der Caffee war, wie ich glaubte, mit einer Moccabohne verſtärkt, welches ſich auch nachmals beſtätigte. Man liebte hier ſtarken Caffee.

Von allen Adreſſen aus allen Ecken und Enden der Stadt war dieſe allein es, auf die ich mich eingelaſſen. Mit einem ſo reizenden Geſchöpfe unter einem Dache zu leben, ſie zu jeder Tagesſtunde zu ſehen, ſie zu ſprechen, ſich Gefälligkeiten von ihr zu erbitten, und ihr Dank dafür zu ſagen: iſt das Ahnung, Fügung oder meinetwegen auch Schickſal? — Mit großem Mißtrauen betrat ich dieſes Haus. Das Abenteuer, glaubte ich, ſei hiemit zu Ende; allein es fing erſt an. Werde ich Glück haben in dieſem Hauſe, bewohnt von einem Engel?

Doris trat wieder ein mit lächelnden Blicken und freudegerötheten Wangen.

„Herr Doctor! Seien Sie in unſerem Hauſe ein willkommener Gaſt. Die Zimmer gehören Ihnen bis zum Ablauf dieſes Monats. Es ſteht Ihnen frei, die Gaſtlichkeit, welche wir Ihnen erweiſen, jeden Tag aufzuheben. Ihr Gepäck, was Sie herſchaffen, iſt ja leicht wieder fortzuſchaffen. Binden wollen wir uns nicht; keine Vorauszahlung, kein Gottespfennig. Verſuchen Sie es mit uns, wir verſuchen es mit Ihnen. Schreien Sie, ſo viel Sie wollen, mit der Preſſe; nur ſein Sie in dieſem Hauſe ein ſtiller Gaſt.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Verſprechen Sie mir, mit meinem Vater niemals über Politik zu reden.“

„Wie werde ich das? — Nicht einmal zu Hauſe bei meinen Eltern.“

„Verſprechen Sie mir auch, nicht übel zu nehmen, was mein Vater irgend ſagen könnte.“

„Denkt Fräulein, daß ich nicht ſchweigen kann?“

„Unter dieſer Bedingung ſein Sie unſer Gaſt bis zum Letzten dieſes Monats. Und fügt ſich alles gut und günſtig und gedenken Sie länger zu bleiben, ſo erhalten Sie am Letzten Ihre Rechnung.“

„Fräulein wird einſehen, daß das gar ſeltſame Bedingungen ſind.“

„Sie gehen nicht von mir aus. Ich rede im Auftrage meines Vaters. Sie haben das „Ja!“ oder „Nein!“

„Ja!“ unter jeder Bedingung.“

Auf dem Heimweg sprach ich zu mir selbst: „Es ist ihr nur darum zu thun, ihrem närrischen alten Vater einen unterthänigen Tischgenossen beizugesellen: einen armen Theologen, der für eine Mahlzeit Essen sich alles gefallen läßt. Und Cäsar Breitmund, als Gast in diesem lieben Hause, ein solcher Stellvertreter, um sich den conservativen Blödsinn eines invaliden Accisebeamten gefallen zu lassen? — Doris! Doris! Wärst Du nur keine Schneiderin und Putzmacherin! Oder hätte ich nur noch die großen, glücklichen Zeiten!“

Daheim bei meinen Eltern sagte ich: „Ein Logis nach meinem Wunsche! Zwei nette, feinmeublirte Zimmer, und brave Leute; der Alte, pensionirter Invalide, ist Besitzer dieses netten steinernen Häuschens, und seine Tochter, eine Putz- und Kleidermacherin, scheint sich sehr gut zu stehen. Sie ist allerliebst und hat sogar etwas Vornehmes. Ich würde keinen Anstand nehmen, sie eine Dame zu nennen, trügen ihre Hände nicht Spuren der Arbeit. Der linke Zeigefinger ist zerstochen, der rechte kleine Finger von Führung der Nadel gekrümmt. — Schade um diese niedlichen Händchen!“ — —

Der Alte war so übel nicht. Er hatte ein heiteres Temperament und war gutherzig; nur grob wurde er, wie und wo es ihm behagte.

Als ich zum ersten Male zu Tische kam, und nicht

gehörig zugriff, fragte er: „Schmeckt Ihnen mein Essen nicht? Steht Ihnen mein Wein nicht an?“

„Herr Lüttkens! der Gelehrte darf seinen Magen nicht überladen, und bei meinen Eltern kömmt nur Sonn- und Festtags Wein auf den Tisch.“

„Ach was! Sie wohnen jetzt bei mir und sollen sich pflegen. — Doris! Herr Doctor läßt meinen Rothwein stehn. Ein Buddel Capwein wird seinen Magen besser angreifen. Es sind Geschenke von einem Oberalten. Zwar kann ich mich mit Ihrem Vater nicht vergleichen, doch bin ich auch kein armer Mann. Ich bin Hamburger Bürger und Hausbesitzer, und habe Gott sei Dank, viele vornehme Gönner. — Doris, hast Du nicht gehört? Ein Buddel Capwein. Wir wollen heute, wo wir zum ersten Male unsere glückliche Bekanntschaft feiern, nicht sagen müssen, unser Gast sei unzufrieden vom Tisch aufgestanden.“

Doris gehorchte und brachte eine langhalsige, ovalbäuchige Flasche. — Der Alte entkorkte sie.

„Oberaltenwein!“ schmunzelte er, indem er einschenkte; „der wird nur verschenkt und nicht verkauft. Sie sehen, daß man mir wohl will.“

Doris fügte hinzu: „Papa hat auf Gefahr seines Lebens ein Menschenleben gerettet. Ansehnliche Geldgeschenke wurden, während er krank lag, ihm zugesendet, und seine Pension wäre viel bedeutender ausgefallen! Allein er konnte es nicht über sich gewinnen, sich für dienstunfähig

zu erklären. Man begnügte ſich daher, ihn zum Buchhalter zu machen, was er noch vor drei Jahren war. Jetzt muß er das Zimmer hüten, und ſein kühner Edelmuth iſt vergeſſen."

Der Alte erhob vergnügt ſein Glas, um mit Doris anzuklingen, die leicht an ihrem Glaſe nippte. „Wie gefällt ſie Ihnen, Herr Doctor?" fuhr er fort. „Nicht wahr, ſie iſt liebreich an Geſtalt und Umgang? auch iſt ſie liebes Kind in den erſten hieſigen Familien. Man ladet ſie zu Tiſche, zum Caffee und Thee und nimmt ſie mit auf die Landhäuſer. Freilich in große Geſellſchaften gehört ſie nicht hin, aber man hat ſie doch lieb. Auch hält ſie viel von Ihnen, und hat Ihnen ganz nett das Wort geredet."

„Vater! Vater!" flehte Doris.

„Na! Na! Mit ſeinem Kinde zu prahlen iſt kein Schelmſtück. — Eigentlich, Herr Doctor, wollte ich einen armen jungen Candidaten um mich haben, um nicht ganz allein zu ſein, denn Doris iſt viel außer dem Hauſe. Aber beſſer iſt beſſer. — Auf Ihr Wohl mein ſtiller Gaſt! denn das ſind Sie für heute. Ich denke aber, wir werden noch längere Zeit mit einander ſtill leben."

Doris klang, freundlich mir zulächelnd, mit an.

„Sage mal, Doris", fuhr der Alte fort, „iſt die Ochſenpredigt, welche Du mir geſtern aus dem illuſtrirten Volkskalender vorgeleſen haſt, von dieſem Herrn Doctor Breitmund?"

„Fragen Sie doch nicht!“ rief ich. „Mein Name steht darunter: Cäsar Breitmund!“

„Warum aber nicht Ihr Doctortitel?“

Ich erröthete. „Das ist nicht Schriftstellerbrauch.“

„Sie sind Hamburger und Sie müssen auf Ihren Titel halten. Unser hochedler Senat erkennt den Doctortitel an, indem er Ihresgleichen Herr nennt, während Meinesgleichen und Ihres Vatersgleichen schlechthin Breitmund und Lüttkens heißen.“

„Ich schreibe nicht eben für Hamburg.“

„Gleichviel! Man soll nicht vergessen, daß man ein Hamburger Bürgerssohn und Bürger ist.“

„Letzteres bin ich auch heut noch nicht!“

„Sie haben den gebietenden Ochsen, den geistlichen Ochsen, den Capitalochsen, den Lehr-, Nähr- und Wehrstandochsen lustig den Text gelesen.“

Doris fügte hinzu: „Papa hat herzlich gelacht.“

Der Alte war in rosenfarbener Laune. — „Welche Ochsen sind die gefährlichsten?“

„Sehr gefährlich sind sie eigentlich alle nicht.“

„Es giebt auch lebensgefährliche Ochsen.“

„Als etwa?“

„Sie fragen? Sind Sie noch niemals von einem gefährlichen Ochsen gestoßen worden?“

„Wer kann den Ochsenhornstößen und den Eselsfußtritten entgehen?“

„Die sind nicht von lebensgefährlichen Ochsen und Eseln. Ich rede von ausgemachten vierfüßigen Naturochsen. — Ich war ein starker Mann und in meinen besten Jahren. In unserem Küterhause damals wurde ein Ochse wildgeschlagen; er riß sich los, rannte durch die Straßen und richtete Unfug an. Zuletzt wollte er zum Millernthor hinaus. Die Schildwacht, ein verwegener junger Bursch, gedachte mit gefälltem Bajonet die Bestie abzufangen. Wo blieben Bajonet und Gewehr? Der Bursche wurde zu Boden gerannt, und der Ochse war im Begriff, ihn auf die Hörner zu nehmen, als ich mit meiner Pistirstange hinzusprang, und der Bestie ein Auge ausstach."

„Das war ein Fechtmeisterstoß!"

„Sagen Sie das nicht! Es war mehr Glück als Verstand. Unter tausend Malen kann das kaum einmal gerathen. Die Bestie war geblendet, aber nicht gebändigt; sie hatte noch ein Auge, mir einen Hornstoß in die Brust und einen zweiten in den Leib zu versetzen, und mich auf Lebenszeit zum Krüppel zu machen. Allein die Sache machte mehr Spaß, als sie werth war, und ich wurde reichlich dafür belohnt."

„Herr Lüttkens, könnte doch auch ich solch einer That mich rühmen! Mit diesen meinen dreien Schreibfingern habe ich vielleicht manchem zweibeinigen Ochsen ein Auge ausgestochen. Für volle vierfüßige Naturochsen ist meine Schreibfeder zu zart."

„Sie gefallen mir!“ rief der Alte. „Ich denke, wir werden Freunde bleiben. Klingen Sie an!“

„Auch mit mir!“ lächelte Doris freundlich. „Sie sind ein Mann von Wort, ein Ehrenmann.“

Hiemit nahm sie Flaschen und Gläser vom Tische und sagte: „Papa darf nicht mehr trinken, wenn nicht morgen nach einem anderen Doctor, als unser Herr Doctor Breitmund, geschickt werden soll.“ — Der Caffee wurde aufgetragen.

Doris hatte vornehme Kundschaft. — Kleider, welche sie zuschnitt und heftete (denn die Nätherei überließ sie ihren Gehülfinnen), saßen nach Wunsch beim ersten Anpassen. Auch als Modistin hatte sie Geschmack und Phantasie, wußte nicht allein ihren Kunden, je nach Figur, Alter und Ansprüchen, Rath zu geben, sondern auch Neues und Eigenes für sie herzustellen. Sie ging nur aus Maß zu nehmen, Einkäufe zu machen oder Besuche abzustatten. Das Wenigste ließ sie im Hause machen; Alles außer dem Hause.

Mit dem Laden befaßte sie sich durchaus nicht, das war das Geschäft ihres Vaters. Vornehme Damen tragen Ballstaat oder Putz nur ein einzig Mal, dann gehört es ihren Kammermädchen. Diese verkaufen ihn und auf-

gefrischt, wird er an Bürgerstöchter verkauft, die ihn länger tragen und endlich wiederverkaufen, so daß er keiner zweiten Auffrischung mehr fähig ist. Alsdann wird er einer sehr geringen Bewohnerschaft dieser Gänge, die ich nicht näher bezeichnen möchte, für einen beliebigen Spottpreis überlassen.

Demnach war das schmale steinerne Häuschen nicht eben ein übertrieben stilles. Alle Augenblicke gellte die Hausglocke, knarrte die Ladenthür in ihren Angeln und rasselte die Ueberhangkette.

Eines Mittags kam Doris nicht zu Tische und daß sie zu Hause war, wußte ich, denn heute ging es hier besonders lebhaft zu. Ich hörte schwatzen und lachen und treppauf, treppunter rennen.

„Wird Fräulein Tochter heut nicht zu Tische kommen?“ fragte ich.

„Sie hat vier Mädchen oben. Waren Sie in Arbeiten so vertieft, daß Sie nichts gehört haben? In meinem Hause soll es ehrbar und stille zugehen.“

„Ich habe nichts davon bemerkt.“

„Das ist Ihr Ernst nicht! Aber geben Sie Acht: die Mädchen, die heut so aufgeräumt und geschwätzig sich benehmen, werden morgen Abend sehr zahm und kleinlaut

ſein. Doris hat bis Uebermorgen früh ſieben Trauerkleider fix und fertig abzuliefern. Für die Wittwe und ihre zwei Töchter vollſtändige Anzüge, nebſt Kopfputz und Mantillen. Das muß unter ihrer Leitung und Aufſicht geſchehen, und beim Beſatz und Ausputz muß ſie mit Hand anlegen; einfache Kleider für eine alte Tante und für die drei Dienſtmägde läßt ſie außer dem Hauſe machen. Das Begräbniß findet Sonntag Punkt elf Uhr ſtatt. Alſo hat man keine Zeit zu verlieren, und die Mädchen müſſen die Nacht durcharbeiten. Damit ſie ſich nicht überladen und träge werden, iſt heute Schmalhans Küchenmeiſter. — Sie müſſen vorlieb nehmen."

„Bitte ſehr! Ich bin durchaus nicht verwöhnt; hier aber werde ich es. Ich habe es viel zu gut bei Ihnen."

„Morgen Abend werden wir entſchädigt werden. Heute und Morgen wird oben gefaſtet. Zwar fehlt es nicht an Wein und Leckereien und was die Mädchen ſonſt erheitern kann; auch wird die ganze Nacht ſchwarzer Caffee getrunken. Doris gönnt ihnen höchſtens ein halbes Stündchen Schlaf und eine kleine Erholung, wenn ſie den Schreiberkrampf bekommen."

„Den Schreiberkrampf?"

„Kennen Sie das nicht? Je nun? Sie ſind jung und Schriftſteller, und ich habe nicht geſagt: Schriftſtellerkrampf."

Das Wort „Schriftſtellerkrampf" durchzuckte mich auf eine merkwürdige Weiſe. Vor meinem innern Auge

ſtand Doris nebſt ihren fleißigen Schneidernymphen. Wie ſüß, ſich zu vergeſſen in ſie. — Das „Schriftſtellerkrampf“ erweckte mich aus dieſem ſchönen Traum. Mein ganzes Schriftſtellerthum dünkte mich ein Kampf, der gelegentlich meine Humanitätsreizbarkeit befiel; während mein „Ich“ Doris angehörte.

Der Alte fuhr fort zu erklären: „Fleißigen Kanzeliſten fällt nach mehrſtündiger Arbeit die Feder aus der Hand und befleckt das Papier, was ſogleich ausradirt werden muß. Ich ſelbſt, als Acciſebuchhalter auf meinem Poſten, wurde bei meinem damaligen Kränkeln, wovon ich noch immer nicht wieder frei bin, bisweilen vom Schreiberkrampf befallen. Man könnte eben ſo gut ſagen Schneiderkrampf, aber es heißt nun einmal ſo. Sechsunddreißig Stunden fortwährend bei der Arbeit zu ſitzen, das hält kein Schneidergeſelle aus. Er hat es leichter; er näht mit „feſter“ Nadel dichte und ſchwere Zeuge, die er feſtſteckt. Loſe und zarte Stoffe aber werden mit „leichter“ Nadel und aus freier Hand genäht, was um ſo mehr angreift. Dafür iſt aber morgen Abend große Beſcheerung, das heißt, die Mädchen finden reichen Lohn, ſauber in Papier geſchlagen, unter der Serviette, und dann läßt ſie auftiſchen, ſo daß es eine Art hat. Sie giebt gern und ihre Freude iſt, Andere erfreuen zu können.“

„So giebt es morgen wohl ein herzlich-luſtiges Trauerfeſtmahl?“

— „Ach nein! — Herr Doctor! In Ihren Jahren liebt man es in Gesellschaft junger, üppiger und wohlgekleideter Mädchen so fein.“ —

— „Mag es sein! Ich leugne es nicht!“

— „Wenn es Ihnen beliebt, einen Widerwillen gegen diese abgeschmackten, ungezogenen Plunderpuppen zu fassen, so lasse ich Doris mit ihren Mädchen herunterkommen. Sie hat es anders bestellt und wünscht nicht, nach einer sechsunddreißigstündigen Thätigkeit nebst Aufsicht über ihre Gehülfinnen, sich Ihnen zu präsentiren.“

— „Wenn ich aber darum bitte! Würden Sie mir diese Gefälligkeit erweisen?“ —

— „Warum nicht? Ich bin Herr im Hause; aber ich rathe Ihnen nicht dazu. — Was sind diese Zierpuppen besser als Dienstmädchen, Wasch- und Scheuerfrauen? Und dennoch wollen sie besser leben, essen, trinken und sich kleiden, als andere. — Wollen Sie sich den Spaß machen, sie anzusehen, wenn sie morgen Abend bleich und überwacht, und bis aufs äußerste angegriffen, matt wie die Fliegen, dasitzen und die auserlesenen feinbereiteten Speisen, welche Doris besorgen läßt, kaum berühren? — Sie können den Mund nicht mehr zum Beißen, sondern nur noch zum Gähnen brauchen.“

— „Sie werden doch Ihr Fräulein Tochter davon ausnehmen?“ — In der That aber wünschte ich, daß dieses reizende Geschöpf, die mich viel zu viel beschäftigte, mir

einmal Widerwillen einflößen möchte. — An eine Verbindung mit ihr, da ſie mit mir faſt gleichen Alters und nur eine Putzmacherin war, wagte ich nicht zu denken.

„Sie iſt die Freude und der Stolz meines Alters", verſetzte der Alte. „Aber", fügte er hinzu, gleichſam als habe er in meinem Herzen geleſen: „Ich wollte, ſie wäre etwas Beſſeres als eine Putzmacherin! — Meine beiden Söhne waren tüchtige Seemänner und fanden in ihrem Elemente den ehrlichen Tod. Ich bin im Staatsdienſt zum Invaliden geworden, mein Neſtküchlein mag daher als Modiſtin mitlaufen. Die Rechtſchaffenheit ihrer Brüder und ihres Vaters werden die Sündhaftigkeit ihres Geſchäfts aufwiegen."

— „Die Sündhaftigkeit ihres Geſchäfts?"

— „Nicht für ungut, Herr Doctor. Sie verſtehen das nicht. Sie ſind zu jung, und ich kannte ein glücklicheres Hamburg, als heute. Die Zeit bringt allerlei mit ſich, was vom Uebel iſt. Zum Beiſpiel: Ihres Gleichen!" —

— „Was thue ich Uebles!"

— „Nicht für ungut, Herr Doctor. Wie meine Tochter eine Putzmacherin iſt, ſind Sie ein Putzmacher."

— „Ich! ein Putzmacher?"

— „ Nicht für ungut, Herr Doctor! — Zu meiner Zeit machte man keinen öffentlichen Staat, ſondern hielt ſich damit zu Hauſe. Jetzt macht man zum allgemeinem Aergerniß öffentlichen Staat. Die Vornehmheit ſowohl,

wie das Volk. Die Vornehmheit in ihren abgeſchloſſenen, unzugänglichen Kreiſen; das Volk auf offener Straße, mit ſeiner Mehrzahl prahlend."

— „Von jeher war es Brauch, daß eine Krone ſich bei feſtlichen Gelegenheiten in ihrem vollem Glanze zeigte." —

— „Wir reden hier von Hamburg und unſere drei Thürme ſind keine Krone. Die Vornehmheit macht übertriebenen Staat auf dem Leibe und das ärgert das Volk. Dieſer vornehme Staat iſt koſtſpielig. Das Volk macht aber auch ſeinen Staat, und der muß wohlfeiler ſein, denn viel hat es nicht daran zu wenden. Es macht inwendigen Staat. Was iſt Volksaufklärung anderes, als Volks-Modewaare, und zeitgemäße Volksbildung anderes als Volksputz? — Wohlfeil genug iſt dieſer Volksputz. Druckbogen vom allergrößten Format für einen Schilling? Das geht von einer Hand in die Andere, und zuletzt wickel man noch Käſe und Fleiſch hinein. — Es ärgert aber dennoch die Vornehmheit! Nun ſagen Sie einmal ſelbſt, ſind Ihres Gleichen etwas Anderes, als Volksputzmacher?" —

Das war mir denn doch zu ſtark. — „Sie ſind zu ſtrenge, Herr Lüttkens" ſagte ich; „ich wünſche geſegnete Mahlzeit!"

„Nichts für ungut! Herr Doctor! Nichts für ungut", rief der Alte mit herzlichem Lachen mir nach. —

Ich zündete mir eine Cigarre an und ging ärgerlich im Zimmer auf und nieder; dichte Dampfwolken von mir blasend.

Da mit einem Male erschien Doris, reichte mir ihr weißes Händchen und fragte mich mit dem ihr eigenthümlichen reizenden Lächeln. — „Herr Doctor, Papa fürchtet, Sie haben was übel genommen. Er hat mich rufen lassen, um sich zu entschuldigen, zuerst wegen des frugalen Mahles —

„Mein Fräulein! Küken*) und Spargel sind kein frugales Mahl."

— „Doch wohl für zwei Personen! Es war für Sie allein. Sie sind uns ein sehr angenehmer — Gast, denn das sind Sie heut noch immer. Vater pflegt sich gern zu behelfen, wenn ich gar zu sehr beschäftigt bin. Aber Sie dürfen nicht darunter leiden. — Das ist das Eine, nun das Andere. — Papa fürchtet, Sie haben es übel genommen, daß er Sie einen Putzmacher nannte. Sie haben mir versprochen ihn zu schonen, und er selbst ist ja auch nur Putzmacher unter meiner Firma, wenn er auch nur verkauft und nicht selbst Hand anlegt."

— „Ich habe ihn geschont und bin durchaus nicht aufgebracht."

— „Leugnen Sie es nicht. Sie gehen mit großen Schritten auf und nieder, und damit schonen Sie ihn nicht; denn er hält jetzt seine Sieste." —

*) Anm. In Hamburg ganz und gebe — Küchlein.

— Wie konnte ich länger zürnen. Ich ergriff ihr sauberes Händchen und küßte es, ohnerachtet dem gekrümmten kleinen Finger. — „Schönes Fräulein, Verzeihung! daß ich mich vergessen habe, in so fern ich verpflichtet bin, ein stiller Einwohner zu sein; denn das werde ich bleiben."

Lächelnd verneigte sie sich. — „Morgen Abend sehen wir uns bei Tische wieder. Sie wünschen es und Papa hat es so bestellt."

Seltsam! dachte ich. — Im Geschäfte und wenn sie zu ihm spricht, sagt sie immer Vater. Doch spricht sie zu mir, so sagt sie Papa. — Ich fühlte, daß sie mir dennoch gefährlich sei, obschon sie nur eine Putzmacherin, fast gleichen Alters mit mir, ihr linker Zeigefinger die Spuren der Nähnadel trug, und der rechte kleine Finger gekrümmt war. —

5.

Ich saß an meinem Schreibtisch. Vor mir ein Manuscript: „Die Sturmglocke"; zu dessen Vollendung mehr nicht gehörte, als ein kühner, glänzender und zermalmender Schluß. Was eben das Aeußerste, aber auch das Schwierigste aller Schwierigkeiten bleibt.

Da fiel mir ein: „Matadore wider zweibeinige Ochsen! Seid keine Volksputzmacher!"

Welch ein Gedanke! Ich fühlte in mir Breitmund'sche Unsterblichkeit! — Das, nur nichts Anderes, muß die Völker wach rütteln und entflammen! — Mit Hochachtung und Ehrfurcht betrachtete ich meine Schreibfeder, welche es vermochte, solch Weltgeschichtliches zu leisten.

Eine Sabbathstille herrschte im Hause. Meine Gehirnkämmerlein waren aufgeputzt und erleuchtet, und meine Ideechen, in ihren besten Festkleidern, stellten sich freundlich und mit sich selbst befreundet ein. — Ich tauchte meine weltgeschichtliche Feder in's Tintefaß; stippte aber in mei-

ner weltgeſchichtlichen Begeiſterung zu tief, und machte einen Klex. — Zudem polterten Holzpantoffeln die knarrende Treppe herauf, und es ward an meiner Thür gepocht. — Das Kleinmädchen war es.

— „Herr Doctor. Ein Compliment von Herrn Lüttkens. Er läßt Sie bitten, ein Gläschen Wein mit ihm zu trinken und eine Pfeife virginiſchen Taback mit ihm zu rauchen.“

Ich ſah nach meiner Uhr. Es war kaum zehn. — „Ganz unmöglich!“ erwiderte ich unwirſch.

— „Es ſoll doch dieſen Abend unten gedeckt werden. Mamſell und ihre Mädchen werden nicht lange auf ſich warten laſſen.“ —

„Meinetwegen!“ verſetzte ich; weil ich doch einmal geſtört worden war.

In der That, alle Andacht war dahin, und ich fragte mich ſelbſt: „Wird ſolch ein Augenblick jemals wiederkommen?“ —

Ich betrachtete mich im Spiegel, und fand, daß ich in meiner verflogenen Begeiſterung gar nicht übel ausſah. Ich zog mir meinen türkiſch bunten Schlafrock an, ſetzte mir meinen ſilberbeſetzten und bequaſteten blauen Fez auf meine braunen Locken; feinen wohlriechenden Taback hatte ich ſelbſt. Ich ſtopfte mir damit meinen Tſchibuck mit Meerſchaum-Kopf und Bernſtein-Spitze, und in dieſem orientaliſchen Ajüſtement, alles, bis auf die goldgeſtickten

Saffianstiefel, funkelhagelneu, (es stammte noch aus meiner guten Zeit und ich hatte es niemals getragen) begab ich mich hinunter zu dem Alten, der sich ja auch jederzeit im Schlafrock zeigte und die Mütze selbst bei Tische auf dem Kopfe behielt.

„Ach! Sie wollen Eroberungen machen", schmunzelte der Alte.

— „Keineswegs! Ich gehe eben so wenig aus wie Sie, wo soll ich mit dem bleiben, was nicht für die Straße ist, sei es alt oder neu?" —

— „Verdunkeln Sie mich nur, ich gönne es Ihnen."

— „Vergessen wir nicht, daß wir beide Stiefelter sind. Sie mit dem Stahl, ich — nur mit der Feder." —

Ich mußte fortwährend an die Sturmglocke meiner Unsterblichkeit denken und war zu keinem Gespräche aufgelegt. Um so geschwätziger war der Alte.

— „Sehen Sie Herr Doctor. Es ist doch ganz nett, wenn man auf seinen alten Tagen sein Schäfchen im Trocknen hat. — Freilich ist man das nicht mehr was man in seiner Jugend war. Dafür hat man aber auch nicht mehr die Arbeit von früher und kann sich pflegen. oder — pflegen lassen, denn das thut meine Doris. Sie ist von Herzen gut, und dafür, daß ich ihren Laden besorge, erweist sie mir zärtlich fromme, kindliche Dankbarkeit. Sie lauscht mir meine Wünsche ab und man ist nicht einen Tag wie den anderen. Ein alter kränklicher Mann,

fängt bisweilen Grillen und dieses und jenes ist ihm nich
recht. Das betrübt sie nicht im Mindesten, und wenn ic
auch noch so grob werde, so schmeichelt sie so lange, bi
ich mich wieder besänftigt fühle."

— „Und doch wünschten Sie neulich, daß ein Ma
trose aus ihr geworden wäre?"

— „Man sagt wohl mal ein Wort, was man nich
ganz so meint. — Gott hat mir zwei Söhne gegeben und si
mir genommen. Dafür hat er mich mit einer feinen un
guten Tochter gesegnet. Sie ist der Trost und der Sto
meines Alters. — Ich war lange Zeit Meisterknecht au
der großen Zuckerfabrik des Oberalten Brosemeier, eine
großen, reichen Familie. Ich hatte gute Zeiten und verfügt
und befahl. Und wie die Jugend ist, man will immer hoc
hinaus. Auch ich wollte dereinst mein eigener Herr sein
Aber da kamen die Franzosen, und dann die Continental
sperre, und — aus war es mit den Zuckerfabriken. — Inde
hatte auch ich mein Capital erworben, so daß ich mit Hülf
meines Principals, der 5000 Mark Species Banco hin
eingab, mir dieses nette kleine Häuschen erstehen konnte. —
Manchmal sogar wenn ich die Zinsen hintrug, und er b
guter Laune war, gab er mir die Quittung mit den Wo
ten zurück: Lüttkens! Nimm Dein Grob-Courant nur wiede
mit, für mein liebes Pathchen Doris." Eine in Hambur
beispiellose Großmuth. Gevattersleute sind zwar freigebig
zumal an Kinder, welche sie aus der Taufe gehoben

aber man verſchenkt nicht an ſie halbjährige Häuſerpöſte-zinſen. — Je nun, der ſeelige Oberalter war freigebig, und von früheſter Jugend an hatte ich ihm treu gedient, was ich that, war ſo gut, als hätte er ſelbſt es gethan. — Als es mit den Zuckerfabriken aus war, verſchaffte er mir eine Anſtellung an der Acciſe.“ —

Dem Invaliden wurden die Augen naß aus dankbarlicher Erinnerung.

Oben wurde geklingelt und das Kleinmädchen kam den Tiſch zu decken.

Ich ſtellte meinen Tſchibuck bei Seite und legte meinen Fez ab.

„Nicht doch, Herr Doctor! So weit ſind wir nicht;“ fuhr der Alte luſtig fort. „Man iſt oben noch nicht fertig und Doris hat noch ein zweites Signal zu geben. Dann werden Sie ein Leben ſehen, das heißt: für den Augenblick! — Hat man ſich erſt ſechs und dreißig Stunden lang bei magerer Koſt abgearbeitet, ſo jachtert man ſich bei vollen Schüſſeln und Gläſern in ſechs und dreißig Minuten bis zur Hinfälligkeit wieder ab. Sie werden es bald genug ſatt bekommen, allein es war Ihr Wille.“

Das zweite Signal von oben erfolgte und Köchin und Kleinmädchen trugen auf. Alles auf einmal: Eine Hammelkeule, Macaroni mit Parmeſan, junge Erbſen, Lektow'ſche Rüben, Compots, Kirſchtorte, Eingemachtes, und

andere Näſchereien. Ich war ganz erſtaunt über ein ſolches Mahl für Arbeiterinnen.

Bald ſchlüpften auch Mädchentritte der harrenden Treppe herab. Sie kicherten und jauchzten, traten aber ganz ehrbar ein. Obendrein waren ſie nett gekleidet und friſch und munter ohne Spur von Fliegenmattigkeit und Widerwillen erregender Erſchöpfung. Ich wußte nicht, was der Invalide damit ſagen wollte. — Ohne Zweifel hatte Doris ihre Gehülfen vorbereitet, daß ich zugegen ſein würde, und vor einem zweiundzwanzigjährigen Jüngling, von durchaus nicht unangenehmer Geſtalt, wie ich dreiſt behaupten darf, nimmt man ſich beſſer zuſammen, als vor einem griesgrämigen kränklichen Invaliden.

Ich legte Fez und Tſchibuk nunmehr entſchieden bei Seite.

— „Doctor, behalten Sie Ihre Mütze auf!“

— „Bei Tiſche? — Bin ich ein Jude?“

Es war ein unvorſichtiges Wort. Der Alte riß ſich augenblicklich auch ſein Käppchen ab. — „Auch ich nicht!“

Doris erſchien! — In einem ſchneeweißen Negligee, legérement, wie eine friſche Roſe Nicht einmal ein Corſett ſchien ſie angelegt zu haben.

— „Vater! Deine Mütze!“

— „Bin ich ein Jude? — Wir gehen heut bei jungdeutſcher Bildung in die Schule und zu Tiſche.“ —

Doris sah mich fragend an. Ich setzte meinen Fez wieder auf, und die jungen Mädchen lachten. — „Herr Doctor! das kleidet Sie ganz nett.“

Auch der Alte setzte sich seine Mütze wieder auf.

Er erhob sich vom Sopha, denn das Tranchiren war ein für allemal seine Sache, die er, um seine Geschicklichkeit darzuthun, keinem Anderen gönnte. Es galt eine fette dampfende Hammelkeule zu zerlegen und dazu muß man Raum und Zeit sich nehmen.

— Bevor er sich jedoch nach seinem wohlgepolsterten Hausvaterstuhl verfügte, zog er mir mein weißseidenes indisches Schnupftuch aus der Schlafrocktasche.

— „Herr Doctor! Sie sind türkischer Pascha, werfen Sie es zu, wem Sie wollen.“

Ich bot Doris meinen Arm und reichte mein Schnupftuch der Nächststehenden, ohne sie anzusehen.

Wir drei setzten uns auf's Kanapee dem hausherrlichen Lehnstuhl gegenüber.

Anfangs griff man nur spärlich zu, und blieb einsilbig. Ich flüsterte mit Doris und sie gab mir freundliche Antwort. — Der Alte blieb mürrisch. — Der Jude, wie es schien, hatte ihn beleidigt.

Aber eine Bowle Weinpunsch ward aufgetragen. — Ich erstaunte über diesen Luxus — Und nunmehr wurde es lebhaft.

Doris führte den Punschlöffel. Zuerst schenkte sie ihrem Vater ein, dann mir.

— „Fräulein! Ich habe mit Ihrem Herrn Vater bereits Champagner getrunken.“

— Doris überging mich und füllte die übrigen.

Der Alte hatte sein Glas auf einem Zuge geleert.

— „Doris schone den Doctor nicht.“

— „Er will nicht, und ich habe ihm nichts zu befehlen.“

— „Das hast Du, denn Du bist die Sultanin.“

— „Ich! eine Sultanin?“

„Ja! — Wir sind keine Juden, die mit Kopfbedeckung zu Tische gehen, sondern für diesen Abend, Türken in Schlafrock. Sieh Dir den Doctor an! Kann man türkische aussehen? — Die neben ihm ist nur seine Favoritin, der er sein Schnupftuch zugeworfen. — Laß Dich nicht aufstechen.“

Ich wandte mich an meine Nachbarin links und forderte mein Schnupftuch zurück. —

„Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?“ fragte Doris

— „Sie haben den Punschlöffel in der Hand und sollen sich um meinetwillen nicht umsonst bemüht haben.“ — Hiemit reichte ich mein Glas hin.

Der Alte war wieder in seiner rosenfarbenen Laune — „Doctor! thun Sie mir Bescheid!“ — Und er war sogar poetisch.

Drei Schreibefinger
sollen leben
Vierbeinige Ochsenzwinger
Auch daneben.

Unter herzlichem Beifallsgelächter wurden die Gläser geleert und der Alte fuhr fort. — „An Ihnen der Gegenspruch!“

Doris füllte noch einmal die Gläser!

— „Herr Lüttkens! Ich kann so viel nicht vertragen. Ich fühle jetzt meinen Kopf schon schwanken.“

— „Werden Sie nicht schwach! — Einen Gegenspruch!“

„Tragen Sie etwas vor, Herr Doctor;“ meinte Doris, und die Mädchen riefen: — „Herr Doctor! Herr Doctor! Etwas vortragen.“

— „Was aber?“ — Neben mir Doris, in einem keuschen und um so mehr verführerischen Negligee. Vier andere Mädchen im Putz und ich als Pascha gekleidet und zählte kaum zweiundzwanzig Jahre? — Wo soll da Besinnung und Geistesgegenwart herkommen. — Da fiel mir mit einem Male ein: „Die Sturmglocke meiner Unsterblichkeit.“ Ich erhob mein Glas, und mit heller Stimme sang ich. — Nach der herrlichen allgemein beliebten Volksmelodie: „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n“ u. s. w. — Die unruhige aufregende Melodie hatte ich stets ihres gemein-melancholisch sentimen-

talen Textes unwürdig befunden, und hatte ihr für meine unſterbliche Sturmglocke einen anderen Text unterlegt.

Ich ſang, und darf mir einbilden, Stimme, ein feines Ohr, Geſchmack, und muſikaliſche Bildung zu haben. Meine Eltern hatten an meiner Erziehung nichts geſpart.

— »Wenn die Sturmglocke hallt.
Um das Schwert die Fauſt ſich ballt.
Wenn die rothe Fahne weht
Wenn vereint das Volk aufſteht
Dann Tyrannen! ſeht Euch vor!
Hört der Rache finſtren Chor:
Sieg oder Tod!
Kommt Brüder Hand in Hand
Für Ehre für Freiheit!
Für's Vaterland
Für Ehre! für Freiheit
Für's Vaterland.« —

Doris gab mir ein zärtliches Rippenſtößchen und winkte mit ernſten Blicken, auf ihren Vater hin, deſſen Stirn und Braunen ſich beträchtlich verfinſtert hatten. Dann hub ſie mit heller zarter Mädchenſtimme an und gab ihren Gehülfinnen ein Wink mit einzuſtimmen:

— »Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n
Und die Roſen erſt verblüh'n« u. ſ. w. u. ſ. w.

Es war das Lieblingslied des Invaliden, und mit wankender Stimme, ſang er mit. — Eine Muſik: nicht auszuhalten! — Zudem ſchenkte Doris immer ein; ich mußte mit anſtoßen und wenigſtens Beſcheid thun. —

Solch einen Abend hatte ich noch nie erlebt. Das vielstrophige Lied wurde bis zur letzten Silben ausgesungen und Doris sprach: — „Machen wir ein Ende!“ —

Die Mädchen ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie griffen freudig zu, füllten Teller und Salatieren. Umschlagepapier lag auch bereit und das ganze umhüllten die Servietten. Außerdem erhielt noch jede eine Flasche Rothwein.

Aus den zärtlichen Verabschiedungen und innigen Danksagungen ersah ich, daß Doris heut ungewöhnlich freigebig gewesen.

Doris geleitete sie mit einem zweiarmigen silbernen Leuchter bis zur Thür, verschloß sie und hing die Kette über. — Dann kam sie wieder. —

— „Herr Doctor! Was ist Ihnen? — Sie sind so blaß.“ —

— „Fräulein! Ich bin kein Nordlandsheld und scharfer Getränke nicht gewohnt!“ —

Hiemit stand ich auf und wankte zur Thür.

— „Vater! Steh ihm bei!“ —

— „Thut nicht nöthig! Ich kann mir selbst helfen.“

Dennoch folgte mir Doris mit dem zweiarmigen silbernen Leuchter, um mir die Treppe hinan zu leuchten.

— „Dank! Dank! Fräulein!“ — Ich fange schon an mich zu erholen. —

Ich wurde von schweren Träumen heimgesucht. Ich hörte mein Sturmglockenlied von hellen Mädchenstimmen singen. — Aber nicht „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n", sondern nach meinem Texte.

Ich fühlte mich unsterblich, denn ich hörte die Engel im Himmel mein Sturmglockenlied singen.

Da trat Doris ein mit dem zweiarmigen silbernen Leuchter und weißflammenden Kerzen, in ihrem keusch-verführerischen schneeweißen Negligee, und todtenbleich, ein lebendes Götterbild von cararischem Marmor.

„Cäsar!" hub sie an; — „Betrachte mich wohl, ich bin von sechsunddreißigstündiger Arbeit erschöpft und ermattet; und bin sehr gesonnen dir Widerwillen einzuflößen, damit du aufhörest mich zu lieben. — Denn niemals kann ich die Deinige werden, weil du der Abgott der Menge bist, und ich das Schooßkind der Vornehmheit." —

— „Doris!" Um deinetwillen entsage ich mei

Vergangenheit, um deinem anbetungswürdigen Selbst zu huldigen. Alles andere sei vergessen.“ —

— „Gieb mir einen Beweis“

— „Jedweden, den du verlangst.“

Stolz und edel schritt sie zu meinem Schreibtisch, bemächtigte sich meines Manuscriptes, hielt es über die weißen Doppelflammen ihres Armleuchters, welche es im Nu zu Asche verwandelten. — Doris blies diese Asche lächelnd in die Lüfte.

— „Doris! Doris! — Meine Unsterblichkeit! — meine Sturmglocke!“

Ich hatte mich aus dem Schlafe geschrien. — Ich sprang aus dem Bette. — Ich fühlte mich unwohl, und mußte meinen überfüllten Magen entladen. — Glücklicherweise brannte die Nachtlampe noch!! —

Es wurde geklingelt, Trepp auf, Trepp unter gelaufen. — Endlich leuchtete der Alte, mit seinem Stabe, die Stufen heran. — Es wurde angepocht! —

— „Wer da? ich bin zu Bette.“ —

— „Ihnen ist unwohl und meinetwegen geniren Sie sich nicht.“

Er öffnete die Thür.

Ich hatte mir ein Glas Wasser eingeschenkt. „Ich helfe mir schon selbst“; sagte ich, und wollte es zum Munde führen. —

Der Alte fiel mir in den Arm. — „Lassen Sie das!

Es könnte noch ſchlimmer werden. — Sie haben meine Tochter aus dem Schlaf geſchrien und ſie iſt in die Küche hinuntergeeilt, um Ihnen Thee zu beſtellen. Feuer iſt noch auf dem Heerde. Bald werden Sie ihn bekommen. — Sie müſſen was Warmes haben. — So iſt die heutige Jugend. — Die Welt will ſie verbeſſern und kann nicht einmal ein Glas Punſch vertragen." — —

Ich erwachte am andern Morgen in einer Stimmung, um mich ſelbſt zu fragen:

Caeſar! Biſt du noch derſelbe?

Caeſar! Du biſt von dem Mutterwitz eines invaliden Acciſebeamten geſchlagen.

Caeſar! Was wird Doris von dir denken, nach deinem unanſtändigen Zuſtand dieſer Nacht; du haſt dieſe zierliche Hausgottheit aus dem Schlafe geſchrien und bei aller Erſchöpfung, nach einer aufmerkſamen ſechsunddreißigſtündigen Thätigkeit, entriß ſie ſich dem Schlafe, damit humaner Beiſtand dir geleiſtet werde.

Caeſar! Was haſt du binnen dieſen ſechsunddreißig Stunden geleiſtet? — Du haſt dich in Gegenwart dieſer ſüßen und ſauberen Hausgöttin und vier Schneidermamſellen beſoffen u. ſ. w. u. ſ. w. — —

Caesar Du bist ein erlöschendes Irrlicht.

Caesar! Du kommst mir vor wie ein brennender Fidibus, der Menge präsentirt, um sich ihre Gesinnungscigarren daran anzuzünden.

Caesar! Bis hieher und nicht weiter. —

7.

Das Kleinmädchen brachte mir Caffee. — „Herr Doctor! Mamsell läßt grüßen. Sie wollte sich nach Ihrem Befinden erkundigen, aber Sie schliefen noch, und sie mußte ausfahren."

— „Ausfahren? — so früh!"

— „Ja wohl! Mit den Körben voll Putz und Kleidern."

Eine neue Beschämung. — Sie: liebreizend, lebensfrisch und thätig, und ich — unwohl und uneins mit mir selbst. — „Wann kehrt sie wieder heim!" —

— „Nicht vor Abend, Herr Doctor!"

— „Folgt sie dem Sarge?"

— „Ja wohl! Dazu hat man ihr den Wagen geschickt."

— „In tiefer Trauer?"

— „Ja wohl! Schwarz über und über. Es ist die Oberalten Wittwe des seligen Brosemeier, der sie aus

der Taufe gehoben, und ſie iſt dort wie Kind im Hauſe. — Pflegen Sie ſich Herr Doctor.“ —

Hiemit ging ſie. — Ich dachte an nichts Anderes als an Doris in Trauerkleidern. —

Am anderen Morgen brachte Doris mir den Caffee. Sie war erſt ſpät nach Mitternacht nach Hauſe gekommen, und dennoch friſch und blühend, im ſchneeweißen Negligee. —

— „Herr Doctor! Ich erlaube mir Sie heute ſelbſt zu bedienen, und zugleich Abſchied von Ihnen zu nehmen.“ —

— „Doch nicht für immer?“

— „Auf einige Wochen, nach Lübeck oder Travemünde, in Begleitung der Familie Brosemeier, welche Seebäder nehmen will. Vielleicht, daß mir das auch wohl bekömmt.“ —

— „Wollen Sie noch ſchöner werden, als Sie ſchon ſind?“

— „Das ſollte mir lieb ſein!“

— „Eine Venus, die dem Schaum des Meeres entſtiegen!“ —

— „Keine Schmeicheleien! — Sie ſollen mir Eines verſprechen und — Wort halten!“

— „Alles, was Sie wollen. — Ach! Ich habe mich

noch nicht bei Ihnen entſchuldigt, daß ich Sie vorige Nacht aus dem Schlafe geſchrien."

— „Davon keine Rede. — Sein Sie meinem Vater ein freundlicher Geſellſchafter. — Alſo keine Politik. — Schonen Sie ihn! — Er hat ja niemand anders um ſich. — Schonen Sie ihn, damit er mich nicht vermiſſe."

Die Thränen ſtanden mir in den Augen. Ich wollte ihre Hand küſſen, allein ſie entzog ſie mir und reichte mir ihre Wange zum Kuſſe. Ich umfaßte ſie, um auch ihren Mund zu küſſen. — Sie entwand ſich mir und drohte mit dem Finger.

— „Auf Wiederſehen Herr Doctor! Und — halten Sie Wort."

„Doctor", ſprach eines Mittags der Alte. „Ich ſoll Sie grüßen. Können Sie rathen von wem?" —

— „Vielleicht von Fräulein Tochter?"

— „Den Nagel auf den Kopf getroffen! — Ja, ſie erkundigt ſich theilnehmend nach Ihrem Wohlbefinden. — Was ſoll ich ihr antworten? — Der Doctor iſt immer noch unpaß? Sein Katzenjammer ſcheint kein Ende nehmen zu wollen! Er ißt nicht, er trinkt nicht, bleibt niedergeſchlagen und einſilbig."

— „Darf ich ihr ſelbſt antworten? Den Brief an ſie will ich Ihnen offen einhändigen. Zur Durchſicht und damit Sie ihn beilegen.“

— „Was wollen Sie ihr ſchreiben?“ —

— „Daß ich mit mir ſelbſt zerfallen bin. — Wie ſoll ich Ihnen das erklären? — Ich tauge nichts. — Auch bin ich nicht einmal Doctor. — Man nennt mich ſo, und ich könnte mich auch Baron oder Graf tituliren laſſen. Wer fragt danach in Hamburg und wen kümmert das? — Ein neues junges Ritterthum hat ſich in unſerer Zeit der fortſchreitenden Cultur und ſtaatsbürgerlichen Selbſtbewußtſeins aufgethan. Wir ſchwitzen nicht bei Sonnenbrand in ehernen Rüſtungen, ziehen nicht auf Abenteuer und Kampf mit Rieſen und Drachen aus. Wir ſchwingen keine Flammberge, ſondern kritzeln mit leichten, leichtfertigen Stahlfedern: vormaligen Gänſe-Kielen, weshalb auch die Frauen ſich dieſelben nicht nehmen laſſen. Daher Blauſtrümpfe die Menge und wer iſt Mann, wer iſt Weib? — Die Abenteuer, welche wir zu beſtehen haben, ſind höchſtens Bürgergefängniß oder Feſtung, wo wir es für unſer gutes Geld gar nicht übel haben, abgeſehen von den Unterſtützungen wohlhabender Partheigenoſſen und den Pfennigen der Volksbarmherzigkeit.“

— „Fahren Sie fort, das alles gefällt mir.“ —

— „Soll ich fortfahren, ſo bitte ich um noch ein Glas Wein, damit ich Courage bekomme; denn jetzt will ich

ernſthaft reden. Bisher habe ich gethan, wozu mich Ihre Doris verpflichtete.“ —

Der Alte ſchenkte ein. — „Trinken Sie ſich Courage.“

— „Ich habe Ihnen geſagt, daß ich nichts tauge!“

— „Geſagt haben Sie es allerdings.“ —

— „Und daß ich nicht einmal Doctor bin.“

— „Das müſſen Sie beſſer wiſſen als ich.“ —

— „Ich bin noch jung und meine Eltern leben in anſtändiger Wohlhabenheit.“

— „Das iſt ſo feſt, wie der Boden unter unſeren Füßen. Ihr Mieth- und Koſtgeld haben Sie überreich bezahlt. Wir hätten uns faſt darum erzürnt.“ —

— „Ich fühle, daß ich auf der Bahn, die ich betreten, nicht weiter kommen kann. Aber wenn man jung iſt, und ein ganzes Volk fiebert, ſo macht man alle Paroxismen mit. — Ich will nicht länger für die vielköpfige Menge leben, um meinen eigenen Kopf für mich zu behalten. Ich will leben für diejenigen, die mir nahe ſtehen, die ich liebe, und für einen ſicheren Erwerb.“

— „Das iſt brav geſprochen! So gefallen Sie mir.“

— „Erſt ſchenken Sie mir noch ein Glas Wein ein, damit ich mehr Courage bekomme.“ —

— „Wein ſo viel Sie wollen, aber mehr nicht als Sie vertragen können.“ — —

— „Dergleichen darf nicht wieder vorfallen. — Was ich nicht bin, kann ich noch werden. Ich will Jura ſtu-

diren, um in Hamburg für diejenigen zu leben, die ich liebe: meine Eltern, Sie und — Doris. Sie ist mir nicht abhold. Wird sie es verschmähen, meine Frau Doctorin Juris zu sein?“ —

— „Haben Sie sich bereits mit ihr verständigt?“

— „Auf keine Weise!“

— „Ihr Antrag ist ehrbar und achtungswerth, allein er gilt meiner Tochter und über ihre Zukunft will ich nicht verfügen. Das sei ihre Sache.“

— „So darf ich an sie schreiben? — Versteht sich einen offnen Brief, damit Sie ihn einschließen.“

— „Auf keinen Fall. Warten Sie ihre Heimkunft ab. — Sie ist nur Begleiterin einer reichen Familie und wird dafür bezahlt. Es würde ihre Unbefangenheit stören, mit anderen Worten: ihre dienstbarliche Bescheidenheit. — Doctor! Ich bin auch nicht hinter dem Busche gefunden, auch meine Eltern waren wohlhabend und schickten mich in's Johanneum in die Kaufmannsklasse, unter Gurlit. Nur hatte ich keine Lust zum Studiren, lieber Arbeiten. — Unglück habe ich gehabt, aber ich lebe immer noch.“ —

— „Entgegen werden Sie mir nicht sein, wenn Doris einwilligt?“

— „Und Ihre Eltern?“

— „Meine Sache!“ —

— „Doctor! Mein Sprichwort lautet: im Handel

ehrlich. Sie ſagen, daß Sie nichts taugen und ich ſage meine Doris taugt auch nichts."

— „Herr Lüttkens! Sie verſündigen ſich an Ihrer holden Tochter!"

— „Was wäre ſchon aus ihr geworden, bei ihrer ſeltenen Fähigkeit ſich und andere nett zu kleiden; bei ihren ausgezeichneten Waarenkenntniſſen; bei ihrem Sinn und Blick für's Modernſte und Allerneueſte und indem ſie mit gutem Rath und eignem Geſchmack aushilft. Aber ſie kennt den Werth des Geldes nicht. Es wird ihr zu leicht, es zu verdienen und ſie weiß nicht, oder will nicht wiſſen, wie ſchwer es Anderen wird, das Nothdürftige zu erlangen. Sie hat ſich die Sinnesart und Manieren der vornehmen Welt angeeignet, und Sie werden mir einräumen müſſen, daß Sorgloſigkeit und Verſchwendung weder für mein kleines Häuschen, noch für dieſe beſcheidene Gegend paſſen — Das Alles würde man ihr längſt ſchon verargt haben; denn allzu ſauber iſt man hier herum nicht und kann nicht leiden, wenn jemand etwas Beſſeres ſein will. Aber Doris giebt Arbeit, und behandelt ihre Arbeiterinnen übertrieben ſpendabel. — Sie haben es geſehen!"

— „Mögen alle Arbeitgeber ſich ein Muſter an ihr nehmen."

— „Ich denke anders! — Kein Geſchäft iſt ſchuldenfrei, und was hat das arme Mädchen für Ausſtände, wovon ſie niemals einen Schilling ſehen wird. Sie führt

keine Bücher, sie reicht ihre Quittungen ein und die Vornehmheit bezahlt, wenn es ihr beliebt und bequem ist. Sie ist zu schüchtern um Zahlung einzufordern, selbst für verjährte Quittungen. Auch kleidet sie sich einfach und niemals in kostbaren Stoffen. Diesen Vorzug überläßt sie, obschon sie die Tochter eines hamburger Bürgers und Hausbesitzers ist, ihrer vornehmen und reichen Kundschaft. Senateren- und Millionair-Töchter gehen mit ihr auf öffentlichen Promenaden, am liebsten in Putzläden, damit sie Neuigkeiten ausspionirt und verbessert, nach ihrem Sinn anräth und anpaßt. — Man reißt sich um sie, man gönnt ihr diese Badereise nicht. — Erste hiesige Modemagazine haben ihr die glänzendsten Anerbietungen gemacht. Aber sie will für sich bleiben. Sie will ihre Arbeiterinnen haben, aber nicht in einem fremden Geschäfte sein, mit jungen Mädchen, die sie nicht kennt." —

— „Alles das entzückt mich mehr und mehr für sie."

— „Aber warum läßt sie so manchen wohlverdienten Arbeitslohn, nebst baren Auslagen für ihre Arbeiterinnen, in den Schornstein schreiben. — Warum will sie nicht selbstständig sein: ihre eigene Herrin. Tochter eines Hamburger Bürgers und Hausbesitzers? — Könnte sie nicht bei ihrer vornehmen Kundschaft, den elegantesten Laden im Jungfernstieg haben, um eine „König" auszustechen! — Allein sie will die Partikulierin vorstellen. — Wo steckt

ihr Capital, wo liegen ihre Rittergüter? — Vornehmthuerei aus Unterwürfigkeit? — Das heißt: Hochmuth vor dem Fall."

— „Dahin wird es schwerlich kommen." —

— „Wer weiß? — Das Ei will klüger sein, als die Henne, und meine guten Lehren und Ermahnungen schlägt sie in den Wind. — Nicht aus Stolz und Eigensinn sondern aus Unverstand. — Herr Doctor! Herr Doctor! möchten Sie den ganzen Tag im Garten sitzen, Cigarren rauchen, und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen?"

— „Ich, bei meinem Alter?"

— „Auch ich nicht, bei meinen Jahren! — Doris ist meine Brodgeberin, und Sie sehen, wie es in unserer Wirthschaft hergeht. Wir gelten für weit reicher als wir sind. — Doris hat weiter nichts, als was sie auf dem Leibe trägt und was Sie selbst, gewissermaßen bescheiden finden."

— „Danach habe ich nicht gefragt und darauf kommt auch gar nichts an."

— „Ich muß es Ihnen sagen, denn Sie sind der Sohn wohlhabender Eltern. — Die Firma Doris Lüttkens bin ich. Sie giebt sich mit dem Laden nicht ab, aus Rücksicht vor ihrer vornehmen Kundschaft. Zwar ist meine Kundschaft sehr geringer Art. Doch ist sie mir lieber. — Hier wird alles baar bezahlt und wenn es einmal kneift, so muß die Ladencasse aushelfen. — Was sie einnimmt, läßt sie im Hausstande gleich wieder aufgehen. — Ich

leugne nicht, daß sie zärtlich für mich sorgt und der Hamburger mag gern gut leben. Unser Clima bringt das so mit sich. — Aber sagen Sie selbst, ist die Firma Doris Lüttkens ein Geschäft, oder ein Schwindel? — Was sie ausstehen hat, werde ich nie erfahren. Sie verschweigt es mir, nicht aus Eigensinn, sondern aus Unverstand. Sie weiß von nichts. Sie arbeitet und dient in's Blaue hinein. Und solch ein unbefangenes Geschöpf ist der Vornehmheit angenehm, um es zu mißbrauchen."

— „Wie glücklich werden wir beide sein, wenn ich erst Doctor Juris bin. Alsdann schreibe ich ihr die Quittungen aus. Und was die Quittung eines Juristen zu bedeuten hat, werden Sie wissen. Dafür wird sie mich den Vornehmheiten empfehlen, denen sie so angenehme und uneigennützige Dienste leistet, und so erhalte ich die beste Praxis in ganz Hamburg."

— „Ich sage Ihnen ja, Herr Doctor! daß ich gar nichts dawider habe. — Nur auf zweierlei bestehe ich. — Zuerst: Was werden Ihre Eltern dazu sagen?"

— „Ich bin der einzige Sohn, und werde zu ihnen reden, eben so wie mit Ihnen. Entweder wir fahren hin, oder meine Eltern kommen zu Ihnen."

— „Zweitens werden Sie sich mit meiner Tochter selbst verständigen, da ich mich, wie ich Ihnen schon gesagt, in die Angelegenheiten dieses unverständigen Kindes durchaus nicht mische: meiner Bequemlichkeit und meines Haus-

friedens halber, und auch müſſen Sie mir verſprechen, wie ich ebenfalls geſagt habe, und ſich von ſelbſt verſteht, nicht an ſie zu ſchreiben, ſondern ihre Heimkehr abzuwarten."

„So ſei es! — Herr Lüttkens, noch ein Glas Wein, auf Glück und Segen!"

Der Alte ſchenkte ein.

— „Hören Sie meinen Spruch! Keine feuerrothe Republik mehr! — Hoch das rothe ſchöne Mädchenhaar!" —

Unvermutheter Weiſe war Doris heimgekehrt. Im Hauſe blieb alles ſtille. Der Alte war beim Abendeſſen; ſchien verſtimmt und ſorgenvoll, und dieſes Hausereigniß wurde mit keiner Sylbe erwähnt. Das Kleinmädchen, welches mir am anderen Morgen Caffee brachte, ſagte auch nichts und Dienſtboten pflegen doch plauderhaft zu ſein.

Ich wurde zu Tiſche gerufen.

Mit einem Male Doris. — Verweint und laut ſchluchzend. — Bei meinem Eintreten ſchrie ſie hell auf und flüchtete ſich zur Thür hinaus und die Treppe hinan.

„Was iſt das?“ fragte ich erſchrocken; „bin ich ihr widerwärtig? — Ich hab ihr nicht geſchrieben? Haben Sie ihr was geſagt?“

— „Beruhigen Sie ſich! Noch weiß ſie von nichts. Sie hat ſich in die Vornehmheit eingelebt, wo es nicht erlaubt iſt, betrübt zu ſcheinen, und Sie haben ſie in ihren Thränen überraſcht.“

Es war für drei gedeckt.

— „Wird Fräulein nicht zu Tische kommen?“

— „Ich glaube kaum.“

— „So ist ein Unglück geschehen!“

— „Auch das nicht. — Ich habe dieser Zierpuppe derbe den Text gelesen, um sie zur Vernunft zu bringen und zum Theil auch Ihretwegen, obschon ich mit keiner Sylbe Ihrer erwähnte. Sie soll nicht länger auf eigne Hand ledig herumlaufen, denn man stellt ihr nach und ihr erstes Abenteuer hat sie erlebt!“ —

— „Gott schütze sie.“

— „Na! Erschrecken Sie nur nicht gleich. — Es giebt Hamburger, die auf ihre geldtrotzenden Taschen klopfen. — „Hier! mi geheurt de Welt.“

— „Ich gehöre nicht zu diesen, wenn auch meine Taschen nicht eben leer sind.“

— „Von Ihnen keine Rede!“ — Können oder wollen Sie mich nicht verstehen! — Die Vatereise? — — Fühlte man sich wirklich von dem Ableben der achtzigjährigen Frau Oberaltin dermaßen geschwächt und angegriffen, daß man zur Ostsee seine Zuflucht nehmen mußte? — Wenn man endlich unumschränkter Herr eines großen Vermögens geworden ist: springt man darüber in's Wasser? — Nein! der verwittwete fast fünfzigjährige Oberaltensohn: Brosemeier junior, hat in seiner Jugend so gelebt, daß er sein Kopfhaar verloren, und nunmehr eine Perücke tragen

muß: ein Meiſterſtück der Friſeurkunſt. Ein wenig grau melirt; aber um ſo täuſchender; und man nimmt es für natürliches Kopfhaar hin, das iſt das ganze Unglück!"

— „Für ihn!"

— „Für ſeine Perücke! — Meine Doris gefällt ihm. — Auch hat er drei erwachſene Töchter! — Die Töchter müſſen thun wie der Vater will. In der Reiſekaiſe ſaß er zwiſchen Doris und ſeiner älteſten Tochter, die beiden anderen ſaßen rückwärts. — Alles in tiefen Trauerkleidern, nur Doris in hellen Reiſekleidern, nett und beſcheiden, wie immer. — Unterwegs nahm er ſich verſtohlen Zärtlichkeiten gegen ſie heraus." —

— „Der Elende!"

— „Wollen Sie hören, oder ſoll ich ſchweigen!" —

— „Fahren Sie fort, ich bitte, und werde ſie nicht wieder unterbrechen."

— „Was ſoll das, Herr Brosemeier!" rief meine harmloſe Tochter, einmal über das andere. — Was es ſollte? — Ja! das verſtanden ſeine Töchter beſſer! Sie warfen böſe und verächtliche Blicke ihr zu. — Verſtehen Sie wohl? — „Die Maitreſſe unſeres Vaters oder unſere Stiefmutter!" — Erſteres iſt unmöglich, dazu hält Doris ſich für viel zu gut. — Das Andere könnte unter Umſtänden angehen, falls ich meine Einwilligung gäbe. — Niemals aber werde ich die Jugend und Unſchuld meiner Tochter

an einen alten Wüſtling, und wäre er zehnfacher Millionär, verkaufen. — Na! — Sind Sie nun beruhigt?" —

— „Laſſen Sie mich ſchweigen! Sie ſind ein braver Mann." —

— „Man kommt in Lübeck an, und begiebt ſich zur Table d'hôte. — Doris fällt auf; theils durch ihr rothes Haar, theils durch ihren edlen Wuchs und leichten Gang. Ich ſage Ihnen, wenn ſie aus der Hausthür tritt, ſo bleiben die Vorübergehenden ſtehen und ſehen ihr nach, indem ſie in ihrem ganzen Weſen durchaus doch nichts Unbeſcheidenes hat."

— „Das Alles, ſagen Sie mir?!" —

— „Nun denken Sie ſich: — Doris zu ſeiner Rechten, neben ihr ſeine jüngſte Tochter. Die beiden Aelteren zur Linken! — Ihr erweiſt er die größten Aufmerkſamkeiten; ſeine Töchter vernachläſſigt er. — Sie fühlt ſich beſchämt und wagt es nicht zuzugreifen. — Er legt ihr die beſten Biſſen vor, die ſie kaum berührt. — Deſſert wird aufgetragen und Champagner beſtellt. Er läßt ſich nichts abgehen und ſchenkt flott ein. — Doris will nicht mehr. Sie weigert ſich entſchieden; ſie ſteht auf und will vom Tiſche. — „Doris! Segſt du mi nich geſegnete Mahltied?" — „Geſegnete Mahlzeit, Herr Broſemeier!" — Er will ſie umfaſſen und vor allen Gäſten küſſen. — Sie ſträubt ſich und ſtreift ihm unvorſichtigerweiſe, die herrliche Perücke von ſeinem nackten Schädel." — Der Alte brach in ein

herzliches Gelächter aus. — „Sie sehen, das war ein Unglück für seine vortreffliche Perücke."

Ich lachte mit.

„Nehmen Sie die Sache nicht allzuleicht;" fuhr er fort; „für ein unbescholtenes junges Mädchen ist ein solcher Auftritt eine Beschämung. — Sie nahm die unglückliche Perücke rasch vom Boden auf, bevor er selbst zugreifen konnte, und wollte sie wohlgeordnet wieder aufsetzen, das ließ er sich gefallen, trat vor dem Spiegel und war zufrieden. Inzwischen aber waren die Töchter vom Tische aufgestanden, und hatten sich auf ihr Zimmer begeben. — Der Kellner trat ein. — „Fräulein! Die Damen erwarten Sie auf ihrem Zimmer." — Mach, daß Du fort kömmst, dummes Gör! rief Brosemeier, und wandte sich an die Tischgäste: — „Meine Herren!" sie ist meine Taufschwester, mein seliger Vater der Oberalte hat sie aus der Taufe gehoben, und die heilige Taufe giebt Verwandschaftsrechte. Sie pflegt mich mit ihren Schwesterküssen zu verfolgen, was ihr heute in den Sinn gekommen ist, weiß ich nicht." — Gelassen wie immer erwiderte Doris, — denn in ihrem vornehmen Umgange fehlt es auch nicht an häuslichen Auftritten, wofür man aber kein Auge und Ohr haben darf und am wenigsten eine Zunge. — Gelassen erwiderte sie: „Mir ist in den Sinn gekommen Extrapost zu nehmen und nach Hause zu reisen", hiemit ging sie.

— „Herrliches Mädchen!"

— „Was weiter vorgefallen ist, Gutes oder Böses, verschweigt sie mir. Nur der Hausknecht, der ihr Köffercken in den Wagen setzte, sagte ihr — Fräulein! Ihr Herr Begleiter wird mit aller Achtung vor seinen Töchtern, in diesem Hôtel nicht lange geduldet werden. Es war noch Streit um Ihretwillen und das Fremdenbuch wurde gefordert, um zu wissen, wer Sie sind. — Natürlich wird ein junges Mädchen, die eine eigene Firma hat, nicht unterlassen, sich „Doris Lüttkens, Putzmacherin aus Hamburg", einzuschreiben. — Aber jetzt kein Wort mehr. — Sie kömmt! Stören Sie sie nicht, in all den guten Lehren, die ich ihr in's Gewissen gedonnert habe." —

Leichte Schritte flogen der Treppe herab und die Thür öffnete sich.

Doris hatte sich erholt und war ganz heiter wieder.

— „Herr Doctor! Verzeihen Sie mir! Ich habe Sie nicht begrüßt, wie ich eigentlich mußte. Aber mein Vater ist unzufrieden mit mir, weil ich Unglück hatte; ganz ohne meine Schuld." —

Der Invalide setzte seine harte Schuhsole auf meine zarten Corduanstiefelchen, zum Zeichen, daß ich schweigen möge.

— „Leichtsinnig Ding! das Unglück betrifft mich mehr als Dich. Brosemeier ist kein kleiner Mann und ein Oberaltenfohn hat große Bekanntschaften. Eine Hand wäscht die Andere. Du hast ihn schwer beleidigt. Er

wird sich rächen. Dein Vater Hinrich Lüttkens führt das Geschäft unter der Firma Doris Lüttkens. Das Geschäft nährt seinen Mann, auch bin ich Hausbesitzer und er wird es dahin bringen, daß mir meine Pension als überflüssig zu meinem Bestehen, entzogen wird."

„Unmöglich!" rief ich. — Der Alte setzte seine derben Schuhsohlen noch derber auf meine zarten Stiefelchen.

— „Das ist noch nicht alles. Brosemeier hat fünftausend Mark Species Banco in diesem Grundstücke. Kündigt er sie, so bin ich gegen Martini um mein Häuschen und Gärtchen."

„Nur fünftausend Mark?" fragte ich „auf dieses Haus."

Der Alte trat mit seiner derben Hacke mich an's Schienbein! — „Leider noch zwei andere Posten. Zweitausend Mark und eintausend Mark erste Hypothek. Das ganze Grundstück habe ich für siebzehntausend Mark erstanden."

— „Seit wann ungefähr?"

— „Etwa seitdem Doris auf der Welt ist." Sie werden sagen: „Wer läßt einen so großen Posten, als den letzten in solch einem Grundstücke stehen. Allein der selige Oberalte war mein Wohlthäter, und wie oft wurden mir die halbjährigen Zinsen erlassen, wie ich Ihnen schon gesagt habe, mit den Worten: „Lüttkens, behollt dien groy Gourant vor dien Doris, mien Pathchenkind." — Unberufenerweise durfte ich es mit dieser Familie nicht ver

derben, von der ja auch Doris viel Gutes hatte. — Jetzt steht es anders. — Wie soll ich zu fünftausend Mark Species Banco kommen? — Sie gehe herum zu ihrer vornehmen Kundschaft, ob jemand ihr mit fünftausend Mark aushilft. Oder soll ich bei wohlhabenden Nachbarn betteln gehen? — O! der Mittelstand ist eigensinnig im Wohlthun und man wird sagen: „Lüttkens dröff nich um dat Siene komen, und de rieke Knecht sall sienen Willen nich hebben und wennt mie ok mien letzten Schilling kost." Ausgehen kann ich nicht, und von Haus zu Haus in der Nachbarschaft herumfahren mag ich nicht. — Doris geh' Du herum bei Deiner reichen und vornehmen Kundschaft, versuche fünftausend Mark aufzutreiben. Laß Dir Deine Rechnungen bezahlen! Aber wo sind sie? Bücher führst Du nicht! Hast Du sie im Kopfe? Die Vornehmheit ist nicht karg mit Putz und Staat. Aber die Arbeit ist auch was werth und Du dumme Deeren! läßest Dich abspeisen mit Aal-, Krebs- und Schildkrötensuppen."

— „Vater! — diesen Vorwurf verdiene ich nicht, und am wenigsten in Gegenwart des Herrn Doctor." — Hiemit wollte sie zur Thür hinaus. — Ich faßte sie bei der Hand.

— „Fräulein! Nur einen Augenblick noch, damit ich Ihrem Vater sage, daß fünftausend Mark ihm zu Dienste stehen. — Herr Lüttkens, Sie brauchen gar nicht zu danken. Dieses Grundstück schätze ich zum Wenigsten auf zwanzigtausend Mark Species Banco."

— „In dieser Gegend?“

— „Auch hier sind die Grundstücke im Werthe gestiegen!“

— „Daß die Herren Literaten durchaus nicht schweigen können. Ich habe es Ihnen doch deutlich genug zu verstehen gegeben.“

— „Fühlbar sogar. — Doch werden Sie einsehen, daß Sie einen solchen Auftrag keinem Anderen als mir zu geben haben. Das lohnt sich schon der Mühe, daß ich mich einmal wieder ankleide und ausgehe. — Das kostet meinem Vater nur einen einzigen Gang an die Börse und auf's Rathhaus. — Ich bin der einzige Sohn meiner Eltern und Sie wissen, welche Wünsche ich hege.“

— „Mein lieber Herr Doctor! Wenn Sie so reden, so muß ich freilich auch meine Sprache ändern. Aufrichtig gesagt also, ich wollte nur meine „dumme Dorn“ von Tochter bange machen, damit sie endlich einmal zu Sinn und Verstand kömmt.“ „Doris!“ wandte er sich zu ihr, „Deine Lebensart gefällt mir nicht. Bei dieser Wirthschaft kann es nicht bleiben. Du mußt unter die Haube, um einen Mann haben, der für Dich aufpaßt, und Dich in Ordnung hält. — Herr Doctor haben Sie mit Ihren Eltern gesprochen?“

Doris wollte davon laufen, aber ich hielt sie fest bei der Hand.

— „Vorgestern waren meine Eltern hier und Sie

ſchickten uns Caffee und Wein in die Laube. Würde ich heute wohl ſprechen, wie ich geſprochen habe, wäre ich ihrer Einwilligung nicht vollkommen ſicher?“

— „Sie haben ja Doris noch gar nicht geſehen!“

— „Fräulein war in [illegible]e, und wer konnte wiſſen, daß — Fräulein heut wie[illegible]r ſein würde.“ —

Doris hatte ihr feingeſticktes weißes Schnupftuch gezogen, um ihr liebes Angeſichtchen zu verhüllen. Aber ſie weinte nicht. —

„Beruhige dich, Doris!“ ſprach der Alte; „ich werde die Kündigung von Broſemeier nicht abwarten. — Ich kündige ihm ſeine fünftauſend Mark, und wie es jetzt ſteht, keinen Umgang mehr mit dieſer Familie. — Du haſt einen beſſeren Freund gefunden. Das heißt: Wenn Du willſt. — Du haſt einen beſſeren Freund gefunden, dieſen hier, den Doctor Cäſar Breitmund!“ —

— „Kein Doctor, ſchöne Doris. Allein was ich nicht bin, kann ich noch werden. Meine Jugendträume ſind verflogen. Sie waren mir ernſt, und ich darf ſogar ſagen heilig. Allein ich habe Sie geſehen und ſeitdem bin ich irre geworden an dem Beruf, den ich mit vieler anderen Jugend mir anmaßte: „Für die ganze Menſchheit leben und wirken zu müſſen, in jede beliebige Zukunft hinein. — Ich fühle, daß es nicht Beruf heißen darf, eine unverſtändige Menge mit publiciſtiſcher Bildung ſchulmeiſtern zu wollen und werde fortan keine Sturmglocken-

lieber mehr singen. Nein! für ein Wesen, schön klar und hold wie Sie, zu leben, welche treu und zärtlich für mich sorgen wird, wie Sie für Ihren alten braven Vater sorgen: das ist ein höheres Glück und ich will mich dessen würdig machen. Ich bin der Sohn wohlhabender Eltern, die mit mir einverstanden sind. Mein Vater hat mir guten Rath gegeben. Zuerst bei einem Juristen, gleichviel ob Advokat oder Procurator, in die Lehre gegangen, um mich mit dem Hamburger Rechtsgang bekannt zu machen. Dann mit Baumeisters Privatrecht auf Universitäten. Mehr als ich brauche, will ich nicht lernen. Alsdann schöne Doris, sei meine Frau Doctorin und erlaube mir, Dich meinen Eltern als meine Braut vorzustellen."

Nunmehr fing Doris — ich hielt sie immer fest an der Hand — hörbar an zu weinen. Auch der Alte, und ich selbst.

Sie aber faßte sich zuerst wieder. „Herr Doctor!"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht Doctor bin."

„Doch haben Sie mich Du und Doris angeredet und somit will ich „Cäsar" sagen. — „Cäsar! — Ich wußte am ersten Tage, wo Sie mich sahen, daß Sie mir gut sind."

„Ja!" rief der Alte; „und sie hat Ihnen tapfer das Wort gehalten. Denn hätte ich ja nimmermehr einen angeblichen Theologen und Sturmglockenrichter in mein Haus genommen."

— „Bereuen Sie es?“ —

— „Fragen Sie Doris!“

— „Schöne Doris, soll ich heut den Kuß haben, den Sie mir neulich verweigerten?“

— „Sie haben meiner Tochter einen Kuß abverlangt?“ —

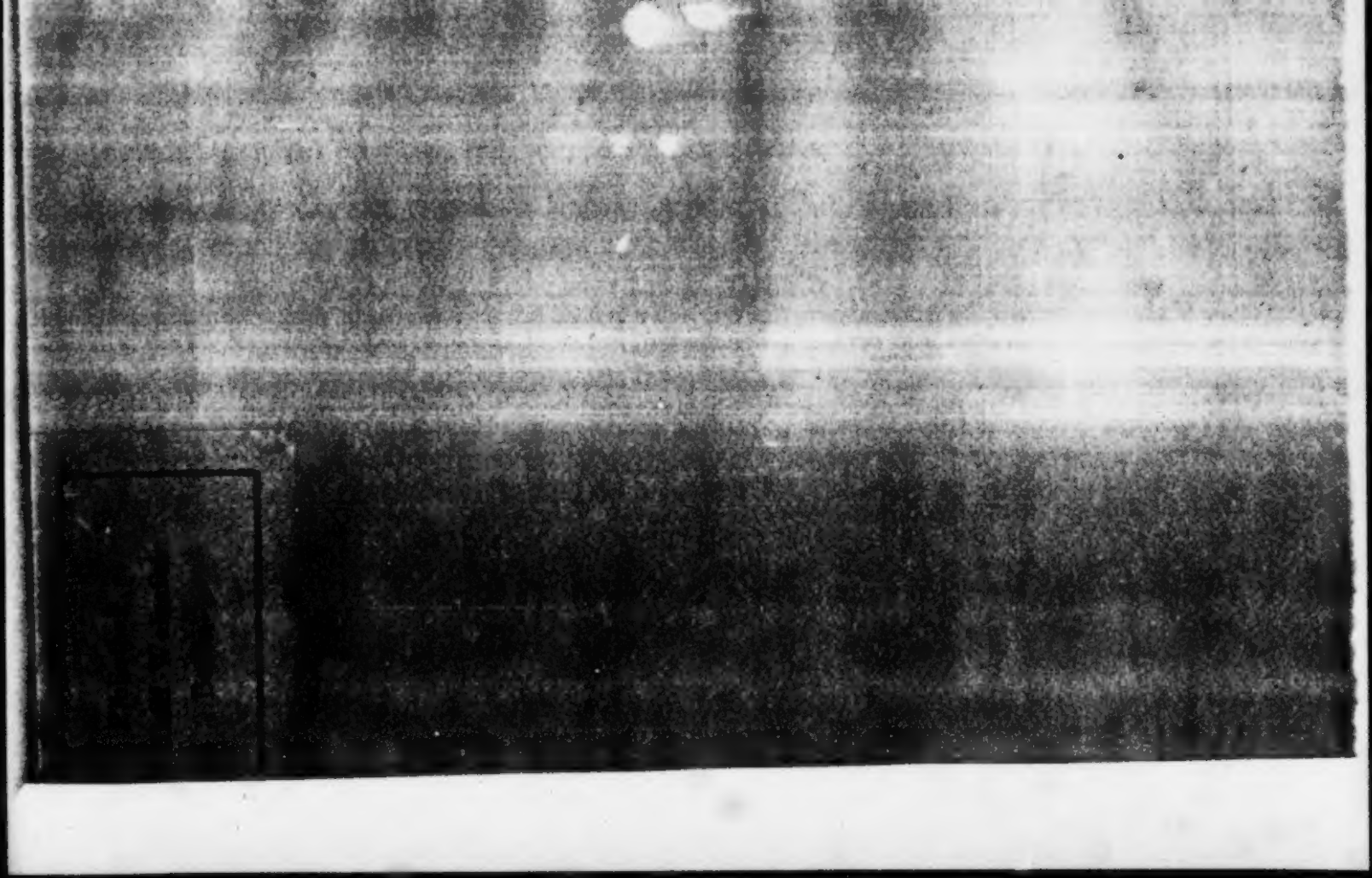
„Nein!“ erwiderte Doris stolz erröthend. Als ich mich bei Herrn Doctor verabschiedete, um in's Bad zu reisen, reichte ich ihm meine Wange, und er wollte mehr, was ich ihm versagte.“ —

— „Also habt Ihr Euch in aller Stille schon verständigt, Kinderchen? — Meinetwegen! Doris! gif em drieſt dien Brutkuß, und ſie man nich bang, dat du em ſien Prück afritſt, de ſitt faſt nog.“ —

•

Ich habe Wort gehalten und bin jetzt Doctor Juris, welcher ſich einer einträglichen und bequemen Praxis erfreut. Meine ſchöne und liebenswerthe Doris hat mich ihrer reichen und vornehmen Kundſchaft empfohlen. Auch iſt man dankbar für ihre Beſcheidenheit, weil ſie nur für Putz und Moden ſchwärmt, und darüber jederzeit ihre ausgeſchriebenen Quittungen vernachläſſigte und vergaß. Auch die Brautgeſchenke an unſerem Hochzeitstage waren

überreich. — Freilich aber bin ich kein „Tritt-auf!“ mit schwarzgefärbtem Demokraten-Bart und roth republikanischen Wulstlippen, welcher doch am Ende an einem goldenen Schürzenbande hängt, von reichlich anderhalb Millionen. — Meine Farben sind die Hanseatischen: Schneeweiß wie meine lieblich feine Teris und roth wie ihr üppiges Haar. Ich: ein Mann des Rechtes, ist sie: meine leibhaftige, verjüngte Hamonia.



Das Mondstück.

Caprice

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

1866.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Ng 1055 2N27

Der Jungfrau

Henriette Alwine Issleiber

zur

Feier Ihrer Vermählung

mit Herrn

Jean Paul Friedrich Eugen Richter

am 14. October 1865

widmet

dieses, sein jüngstes und vielleicht letztes Werk

in Ergebenheit

der Verfasser.

Ein Mondstück.

1.

„Kommt Ihr endlich?“ fuhr Nicol ungeduldig den eintretenden Perfarzt an.

Dieser nahm gemächlich Mantel und Mütze ab. — „Nun! Nun! Wenn eine vornehme Herrschaft liegt im Sterben, da ist solch einer Eile bedarf? Der Arzt ist auch ein Mensch und läßt sich ungern in seiner Nachtruh stören. — Jeder ist sich selbst der Nächste; und wer sich der rauhen Nachtluft aussetzt, der kleide sich vorsorglich und warm. — Auch ein Arzt kann krank werden und sterben, und dann heißt es von ihm, wie von unserem Herrn und Heiland: „Anderen hat er geholfen, aber sich selbst konnte er nicht helfen.“

— „Mein Coelestin, mein theurer Bruder!“ seufzte Nicol.

— „Ja theuer genug kommt er Euch zu stehen. Ihr hungert und darbet, und verschwendet Euren mühseligen Erwerb zu seiner Pflege, um von einem Tage zum

andern ihn hinzuſchleppen. — Allein wenn die Natur einmal „Nein!“ ſagt, ſo iſt dawider nichts auszurichten. Darum laßt ihn, in Teufels — wollte ſagen in — Gottes Namen ſterben, damit er Euch und andere weiter nicht beläſtigt und dieſe langweilige Geſchichte, die ſo manches liebe Jahr ſchon ſpielt, endlich zum Schluſſe komme.“

— „Mein Zwillingsbruder, mit dem ich unter Mutterherzen, Arm in Arm, zärtlich dem irdiſchen Erwachen entgegen ſchlummerte.“

— „Ja! Zwillingsbrüder ſeid Ihr. Allein die Natur hat ihre Launen. Sie begünſtigt den Einen, den Andern vernachläſſigt ſie und dem Menſchen bleibt nichts weiter übrig, als zu ſagen: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan!“ — Ihr ſeid rieſig und derbe; er, ſchwach und hinfällig beſchaffen. Faſt ſcheint es, als wäre von dem Sauerteig, aus dem Ihr gebacken, noch ein Reſtchen übrig geblieben; und die Natur nahm Anſtand, es Euch mit einzukneten, denn die Bäume ſollen nicht in den Himmel wachſen, und ſomit ließ ſie ein verdorbenes Dingelchen neben Euch herlaufen, ſo lange es ſich halten will und weiter fortſchleppen kann.“

— „Hört wie er ächzet und ſtöhnt.“

— „Dergleichen muß ein Arzt gewohnt ſein. Das darf ihn nicht mehr anfechten.“

— „Es könnte einen Stein erbarmen!“

— „Warum nicht gar! — Gewohnheit iſt die andere

Natur. Der Schwächling hat von Kindesbeinen an gelitten, und es wird ihm närrisch vorkommen; er wird sich gar nicht darin finden können, wenn ich ihn mit einem Male gesund mache."

— „Das wollt und könnt Ihr?"

— „Warum nicht? — Für Geld und gute Worte, wie es meine Schuldigkeit ist." — Hiemit zog er ein Arzneifläschchen aus seiner Tasche. — „Hier ist ein Wundertränklein! Zwar ein wenig theuer; jedoch von unfehlbarer Wirkung. Das hilft, oder nichts mehr."

„Unfehlbar? das oder nichts?"

„Unfehlbar! So steht es in meinen Büchern! so habe ich es gelernt, und so lautet die übereinstimmende vielhundertjährige Weisheit meiner hochgelahrten Vorgänger. Nemo ultra posse obligatur. Das heißt: Ein Schelm giebt mehr als er hat. Ich curire vorschriftsmäßig nach meinen Büchern und was nicht biegen will muß brechen, während ich meine Hände in Unschuld wasche."

Prüfend trat er an das Krankenlager und der Sterbende schlug die Augen auf.

— „Nicol! will es Dir nicht in den Sinn, daß der Tod für mich Erlösung ist?"

— „Entweder nimm mich mit Dir in den Himmel, oder ich halte Dich hier auf Erden fest. — Nichts lasse ich unversucht!"

— „Wir trennen uns nicht für immer."

— „Gieb mir Gewißheit! — Wer von uns verdient zu leben, wer zu leiden? Ich, der ich jähzornig, wild und rauh bin, oder Du, der den finsteren Geist in mir zu bändigen und aus meiner strafbaren Seele zu bannen weiß. — Ich habe in aller Inbrunst zum Himmel gefleht, mich statt Deiner leiden zu lassen, weil ich, der Stärkere, mehr aushalten kann. — Was ich Gerechtes und Brüderliches erfleht ward mir versagt. — Nun wohl! So helfe ich mir selbst. Ich mag ohne Dich nicht leben und darum sollst Du nicht sterben, oder ich sterbe mit Dir.“

— „Dich so lästern zu hören, erschwert mir das Sterben.“ — —

Der Trank wurde dem Leidenden eingeflößt, hatte aber nicht die verhießene Wirkung und brachte ihn vielmehr dem Tode nahe.

Nicol knirschte mit den Zähnen, zerraufte sein Haar und zerfleischte mit seinen Nägeln sich Brust und Wangen.

„Ihr dauert mich, braver Nicol!“ tröstete der Dorfarzt. — „Ein Mann so kräftigen Schlages wie Ihr, sollte das Seinige zusammen halten, und sich nach einer wackeren Hausfrau umsehen, um für eine wohlgebildete und kräftige Nachkommenschaft zu sorgen. Statt dessen opfert Ihr Euch auf für Euer verkommenes Brüderlein, aus welchem auf dieser Welt nichts Rechtschaffenes werden will, und an dem Müh' und Kosten verloren sind.“

Nicol murmelte finster vor sich hin: — „das Menschen-

mögliche habe ich versucht! — Zum Aeußersten jetzt! — Ein Mittel giebt es noch! Das ist unfehlbar.. und was man dort verspricht wird gehalten!“

„Was hast Du vor!“ stöhnte der Kranke.

Nicol achtete nicht auf ihn. — „Doctor! Ihr wacht diese Nacht bei meinem Vater!“

— „Verlaßt Euch darauf: Es liegt mir selbst daran die Wirkung meiner Arznei, die ich heute zum ersten Male eingebe, auf Leben oder Sterben zu beobachten.“

2.

Mitten in einer sumpfigen, mit Erlen und Weiden spärlich nur bewachsenen Ebene, lag ein altes verfallenes Häuschen, dem Anscheine nach unbewohnt. Tages über blieben Thür und Fensterladen geschlossen und aus dem verwitterten Schornstein stieg kein Rauch auf. Das unheimliche Häuschen war fernher von allen Seiten sichtbar und mit einbrechender Dunkelheit pflegte es darin lustig herzugehen; die Fenster waren hell und aus dem Schornsteine flackerten hin und wieder lichte Flammen auf, nahmen wunderliche Gestalten an, um wieder augenblicklich zu erlöschen.

Nur schmale Pfade führten nach jenem unheimlichen Häuschen, die man genau kennen mußte, um sich nicht in Sumpf und Moorgrund zu verirren, so daß man nicht mehr vor noch rückwärts konnte. Und Nachts zumal gaukelten zahlreiche Irrwische auf Pfützen und Lachen, verschwanden hier und tauchten dort wieder auf und benahmen sich besonders dreist und frech wider nächtliche

Wanderer, welche ſich durch Segnungen und Gebet vor dem böſen Spuck zu ſchützen gedachten. Sie hüpften ihm entgegen, umtanzten ihn gleichſam in einem Zauberreigen, bis ſie ihn vom rechten Pfade abgelockt und irre geführt hatten. Sodann erloſchen ſie plötzlich und überließen den Unbeſonnenen, in nächtlichem Dunkel, ſeiner Todesangſt.

Die Irrwiſche, ſagte man, ſeien die Hüter des unheimlichen Häuschens, deren Bewohnerin ſich: „Die weiſe Frau vom Moorgrunde" nannte. Im Volke aber hieß ſie die Moorhexe und man gedachte ihrer mit Furcht und Schrecken.

Sie weiſſagte aus den Karten und der Hand, aus Kryſtallen, aus dem Flug der Vögel und dem Zug der Wolken. Auch aus den Sternen, wie behauptet wurde, und ihre Weiſſagungen ſollten, wie es hieß, auf Wort und Stunde pünktlich eintreffen. Nur war es ſchwer zu ihr zu gelangen, denn Tages über blieb das Häuschen verödet und verſchloſſen und Nachts ließen die Irrwiſche nur ſolche unangefochten hindurch, die ihre Zuflucht zu ihr nehmen mußten und mit dem Vorſatz kamen, ſich blindlings den Bedingungen zu unterwerfen, die ſie ihnen vorſchrieb.

Gegen Nicol erwieſen die Irrlichter ſich freundlich. Sie ſchwammen ihm entgegen und erhellten den feſten Pfad, den er zu betreten hatte; erloſchen wenn er vorüber war, und andere entzündeten ſich wieder um ſeinen Weg weiter zu beleuchten.

Er trat das kleine Häuschen und war nicht wenig verwundert über die Sauberkeit und den Wohlstand, welcher darin zu herrschen schien. Nirgend zeigte sich eine Spur von den finsteren Künsten der Bewohnerin.

„Wenn diese behagliche Außenseite," dachte er; „dazu dient, ängstliche Gewissen und furchtsame Seelen zu beschwichtigen, so thut das bei mir nicht Noth. Ich habe ein starkes Herz."

Da hüpfte ihm ein Aeffchen entgegen, zierlich in Scharlach mit goldenen Tressen gekleidet und fragte freundlich seine Zähne fletschend: — „Was hast Du mir mitgebracht, vortrefflicher Riese?"

„Dirk! Du mißgestaltetes Ding."

„Naschwerk: Süße Früchte der Erkenntniß, überzuckerte Schlangeneier, Schaumkuchen der Verzweiflung, reife Sündenblüthen eingemacht in spätere Reue, oder —

— „Nichts von Allem!"

— „Oder wenigstens Spielzeug!

— „Was für Spielzeug, verfluchte Puppe!"

— „Puppen eben! — Am liebsten Wachspüppchen in Sammet und Seide, die ich am unterirrischen Feuer schmelze; oder Drathpuppen in Harnischen oder Priesterröcken, mit Kronen oder Talaren, deren leicht zusammengefügten Gliedmaßen ich zerbreche; oder andere Erdengrößen, Berühmtheiten und Heiligkeiten, denen ich Nasenstüber gebe. Etwas dergleichen muß mir ein Jeder mitbringen,

damit ich meiner lieben Mama, der weiſen Frau vom Moorgrunde, ihn anmelde."

— „Du hörſt ja! Nichts von Allem!"

— „Kein Naſchwerk?"

— „Nein!"

— „Kein Spielzeug?"

— „Nein!"

„So gieb mir wenigſtens einen Kuß, mein ſüßer Titane." — Und flehend faltete das Aeffchen die krummen braunen Pfötchen zuſammen. „Einen Judaskuß, mein junger Hüne. Bitte! Bitte! Nur einen einzigen Judaskuß."

— „Scheuſal! Soll ich Dich wie eine Fliege zerrupfen oder wie einen Wurm zertreten?"

„Mama! Mama! Mama!" kriſch das Aeffchen. „Da iſt ein junger Koloß! der mir nichts zu naſchen und nichts zu ſpielen mitbringt und der mich zerrupfen will, wie eine Fliege, und zertreten will, wie einen Wurm."

Die weiſe Frau vom Moorgrunde trat aus einer Zimmerthür. Kein ſteinaltes, rothäugiges am Stabe zitterndes Mütterchen, ſondern ein großes, ſtarknochiges und rothhaariges Mannweib, ſchwarz gekleidet wie eine ehrbare Wittwe. Sie nahm das Aeffchen auf den Arm, herzte und küßte es und wandte ſich zu Nicol. — „Kommſt Du endlich? Ich habe Dich längſt erwartet, und es iſt hohe Zeit! — Tritt näher."

Nicol folgte ihr in das helle, behagliche Gemach, und fand auch hier keine Spur eines unheimlichen Treibens, als sei es die Art der weisen Frau vom Moorgrunde ganz aus freier Hand zu hexen. Nur am Boden wimmelte es von haarlosen Ratten und gefiederlosen Dohlen, die pfeifend und krächzend sich umher jagten und deren glänzend ausgespanntes, theils violett, theils aschfarbenes Fell, hinreichend darthat, wie wohl es ihnen erging, und ihr üppiges Herumtummeln rechtfertigte.

Mit leiser Stimme versetzte die Hexe: — „Platz Gesindel!“ — Und das haar- und gefiederlose Gesindel hemmte augenblicklich seine Lust und flüchtete sich in seine heimlichen Schlupfwinkel und Löcher.

Am Boden ward es still und sauber, und nur das Aeffchen, noch auf dem Arm der Hexe, sträubte sich und zappelte: — „Mama! Ich will einen Kuß haben, von diesem jungen Titanen.“

— „Still Kindchen! still!“

— „Ich will aber einen Kuß haben!“

Die Hexe hob den ehernen Deckel von einem Glashafen, steckte das Aeffchen da hinein und stülpte den gewichtigen Deckel darüber.

Zwar stemmte sich das Aeffchen gegen das gläserne Gefängniß, als wollte es dasselbe zertrümmern. Allein die Hexe nahm eine Birkenruthe vom Fenster und drohte: — „Kindchen! hübsch artig! du sollst deinen Willen haben, so bald

es Zeit iſt. Es geſchieht ja doch alles nur, dir zu Liebe!“ — Das half. Das Aeffchen beruhigte ſich.

Die Hexe ließ ſich auf einen wohlgepolſterten Lehnſtuhl nieder, und wies Nicol einen ähnlichen an, mit den Worten: „Mein kleines Häuschen iſt für Rieſen nicht eingerichtet. Setze Dich, wenn Du mit mir reden willſt.“

— „Nun wohl! Ich ſitze.“

— „Du wendeſt Dich an mich, nachdem es endlich zum Aeußerſten gekommen iſt? Dieſe Stunde entſcheidet über Leben und Tod Deines Bruders.“

— „So weißt Du, weshalb ich hier bin?“

— „Ich weiß, was ich wiſſen will, bald mehr, bald weniger. Je nach meinem Belieben.“

— „Mein Bruder iſt mein edleres Selbſt, mein Fühlen, mein Denken, mein Gewiſſen, ohne ihn verwildere ich, verzweifle und verderbe ich! — Im Namen der ganzen Hölle alſo, mache ich meinen Coeleſtin allen Heiligen des Paradieſes ſtreitig. Er ſoll leben auf Erden, weil auch ich auf Erden leben will. Nachdem komme, was da mag; wo nicht? will ich mit ihm ſterben. — Weiſe Frau vom Meergrunde! Kannſt Du mir meinen Bruder erhalten?“

— „Ich kann gar Manches. Nur ob ich will, iſt eine andere Frage.“

— „Was verlangſt Du?“

— „Vor allen Dingen mäßige Deine Löwenſtimme.

Mein armes Häuschen iſt baufällig und ich fürchte, Du ſchreiſt mir den Schornſtein um."

— „Ich will mich mäßigen!"

— „Nicol! ſchau mich an. Meine Züge können Dir nicht fremd ſein, wenn auch das Alter ſie entſtellt hat. — Ja, rüttle Dein früheſtes Gedächtniß aus ſeinem Wiegenſchlafe wach: Ich war Deine und Deines Bruders Amme. Ein übergroßes und ſtarkes Kind, kamſt Du zur Welt." —

— „Mein unſeliges Daſein koſtete meiner Mutter das Leben."

„Sie ſtarb nachdem ſie Dich geboren, und Dein Bruder ward aus dem entſeelten Mutterleibe geſchnitten."

— „Ihr Leib ſollte der Sarg ſein, mit dem ſie ihn zur Gruft nehmen wollte."

— „Betrübe Dich deshalb nicht! Es war nicht Deine Schuld. — Du biſt nicht befragt worden, ob Du zur Welt kommen wollteſt oder nicht. Ich ſäugte Dich mit beſonderer Vorliebe, denn Du gediehſt an meiner üppigen Bruſt. Deinen Bruder hingegen vernachläſſigte ich."

— „Verflucht ſeieſt Du um ſeinetwillen!"

— „Das war ich längſt, bevor ich Euch ſäugte."

— „Du wurdeſt für Beide bezahlt."

— „Auch Ammen haben ihren Stolz und ihre Launen. Sie gönnen ihre Sorge dem Heldenſäugling, der ihrer würdig iſt und bringen ſie dem Schwächling nicht auf."

— „Ueber Dich die Vorstände, die ich zu begehen Willens bin.“

— „Als ob es mir auf solche Kleinigkeiten ankäme. Coelestin soll leben, so lange Du lebst! Euer Doppelleben kette ich an einander und verschmelze es zu Einem, und gleichzeitig wie Ihr zur Welt gekommen, sollt Ihr aus dieser Welt auch scheiden.“

— „Das vermagst Du?“

— „Gar Manches läßt sich wie unmöglich an, und ist bei Lichte besehen, was Alltägliches. — Einst, wenn Eure Leiber welk und abgestorben sind, unfähig Eure Seelen länger zu beherbergen: sollt Ihr Hand in Hand wie Ihr unterm Mutterherzen lagt, in einem Sarge ruhen, in einem Grabe modern, und Euer Staub sich mischen zu einer Asche.“

— „Und dafür! — Was begehrst Du?“

— „Wenig! — Ich liebe die Bequemlichkeit und verbinde gern das Angenehme mit dem Nützlichen.“ —

Sie erhob sich, nahm den ehernen Deckel von dem Glashaven, befreite ihr Aeffchen aus seinem gläsernen Gefängnisse, nahm es auf den Arm, herzte und küßte es und flüsterte ihm zu: „Hübsch artig, Kindchen. Es geschieht ja alles Dir zu Liebe.“ — Das Aeffchen spitzte sein Schnäuzchen und beleckte mit seiner röthlichen Zunge zart ihre runzeligen Wangen.

Sie ſetzte ſich wieder und fuhr fort:

„Nicol! — Wenn einſt Euer Beider Leben auf die Neige geht, wenn Eure Leiber welk und abgeſtorben, und Ihr des Erdendaſeins müde, Euch nach der Grube ſehnet: alsdann — nicht früher noch ſpäter — alsdann wird mein Aeffchen Deine Seele fordern. Verſprich ſie ihm und reiche ihm zum Unterpfande Deine Linke, auf daß ſie nicht mehr Dein ſei, ſondern ihm gehöre, und in ſeinem Namen und nach ſeinem Sinne geſchehe, was ſie irgend vollbringt."

Das Aeffchen ſtreckte mit freundlichem Zähneklatſchen, ſein Pfötchen ihm entgegen. — Nicol zögerte.

— „In ſeinem Namen und in ſeinem Sinne geſchehe, was meine Linke irgend vollbringt?"

— „Ja! denn Deine Linke wird allvermögend ſein. Getroſt magſt Du nach allen Freuden der Erde greifen. Nach Macht und Herrlichkeit; nach allem, was die Sinne entzückt, und das Herz beglückt. Zu allem, was Du ſonſt verlangſt, bleibt Dir Deine Rechte."

„So ſei es!" rief Nicol und bot ſeine Rechte dar.

Aber das Aeffchen auf dem Schooße der Hexe zappelte und kriſch, während ſie zürnend fragte: — „Was ſoll das? — Die Linke muß es ſein!"

— „Meine Rechte, denke ich, iſt mehr werth!"

— „Die Rechte hilft uns im Leben. Die Linke kommt vom Herzen."

— „Sei es um die Linke!“ und hiemit drückte er herzhaft das dargebotene Affenpfötchen und von neuem zappelte und krisch das Aeffchen.

— „Hat er Dir weh gethan, der ungeschlachte Tölfel?“ fragte besorgt die Hexe.

— „Nein Mama! dieser derbe Koloß meint es gut mit mir, und sein eiserner Händedruck, schmeckt mir besser als süßes Naschwerk und erfreut mich höher als niedliches Spielzeug. Küssen aber muß mich dieser junge Herkules versprochenermaaßen, oder der Handel gilt nicht, und sein Bruder sterbe.“

Auch dieser Bedingung fügte sich Nicol, wenn gleich mit Widerwillen, die Hexe bot ihm das Aeffchen dar, welches widerum sein Schnäuzchen spitzte, um den Kuß mit leisem Lecken zu vergelten.

„Glück auf!“ rief die Hexe; „zur Genesung und dem langen Leben Deines Bruders.“

„Glück auf“ quäkte das Aeffchen; „zu unserem linkhändigen Bunde“ — und das haar- und gefiederlose Gesindel, als wolle es ebenfalls seine Glückwünsche darbringen, kroch und flatterte aus seinen Ecken und Schlupfwinkeln herbei, erklomm Nicol's Schooß und setzte sich auf seine Schultern.

Mit Unwillen und Abscheu erwehrte sich Nicol dieser ekelhaften Liebkosungen und verließ beklommen und verstört das unheimliche Häuschen. — —

— Er hatte den Moorgrund überschritten und schaute noch einmal rückwärts.

Die Fenster schimmerten brennend hell und aus der Esse quoll eine Dampfsäule empor, die hie und da in feurige Drachen oder Schlangen sich verwandelte und gleich wieder funkensprühend am kalkgrauen Nachthimmel zerstob.

3.

„Glück auf! Freund Nicol!“ begrüßte der Doktor den Heimkehrenden. „Glück auf zur Genesung und zum langen Leben Eures lieben Vaters.“

Nicol deutete bejahend auf große Lachen geronnenen Blutes, neben dem Krankenlager.

— „Das ist Materia peccans, wie wir Mediziner sagen. Das mußte heraus, damit sich Genesung einstelle.“

— „Und das meint Ihr, habe Euer Trank bewirkt?“

— „Sagte ich Euch nicht daß mein Specificum unfehlbar sei?“

— „Ihr selbst wundert Euch darob!“

— „Ich gebe diese Mixtur heute zum ersten Male ein, genau bereitet und abgemessen, nach Vorschrift und Verordnung meiner berufenen Vorgänger, wie es in meinen Büchern steht. Jetzt habe ich eigene Erfahrung und werde in Zukunft sicherer geben. Die ersten Symptome waren bedenklich. Die Krisis ließ lange auf sich

warten; plötzlich trat sie mit Vehemenz ein, und der Paroxismus artete in ein Dilirium aus. Der Patient erhob sich von seinem Lager und obschon ich kein Schwächling bin, vermochte ich nicht ihn zu bändigen, bis er das Blut hier von sich gab, und ohnmächtig zu Boden fiel, da brachte ich ihn wieder zu Bette.

— „Wann geschah das?"

— „Um Mitternacht etwa."

— „Das stimmt!"

— „Jetzt schläft er ruhig und athmet leicht und regelmäßig. Er ist außer Gefahr und gute Kost und Pflege, wird ihn vollends wieder herstellen. Eine heroische Cur war es. Der todtkranke Coelestin, mit einem Male radicaliter curirt! — Das wird Aufsehen machen, mir zur Ehre gereichen und mich weit und breit empfehlen!" — Und selbstvergnügt in sich schmunzelnd, hüllte er sich in seinen Mantel, zog sich die Pelzkappe über die Ohren und verabschiedete sich mit den Worten: — „Jetzt, mein braver Nicol, gönnt Euch selbst einmal ein wenig Ruhe. Sie wird Euch wohl bekommen; denn lange genug habt Ihr sie entbehrt und — morgen sende ich Euch meine Rechnung." —

Hiemit ging er; und mit verschränkten Armen trat Nicol an's Krankenbette.

Kein Schmerz entstellte die stillbleichen Züge des Schläfer's, der Friede der Gesundheit hatte bereits sein hageres Antlitz geglättet. Er athmete frei und in langen Zügen. —

Er ſchlug die Augen auf. —

— „Bruder! Wie geht es Dir?“

— „Bin ich Dein Bruder noch? — Was bin ich? Weiß ich es ſelbſt? Ein herz unſeliges Geſpenſt heimathlos auf Erden, unreif für den Himmel. — Schon war ich nahe daran, mich dieſem ſtaubigen Daſein zu entringen und in Verahnung zukünftiger Wonne, kämmerten mir höhere Anſchauungen auf, zu denen ich mich entwickeln ſollte! Du bannteſt mich gewaltſam in dieſe widerliche Hülle zurück, die zu meinem Schutz beſtimmt war. — Gieb mir meine Seligkeit wieder, die Du ſündhaft mir geraubt haſt; vermagſt Du es?“ — Und er erhob ſich von ſeinem Lager und ſtand aufrecht da in geiſterhafter Verklärung. Faſt war es, als ob ein Heiligenſchein ſein bleiches Haupt umleuchte: „Du haſt ſie zerſtört, die heiligen Zwillingsbande die unterm Mutterherzen zärtlich uns vereinte, dem irdiſchen Erwachen entgegen zu ſchlummern. Unſere Wege gehen jetzt weit aus einander und wir ſind geſchieden wie Licht und Finſterniß.“

Hiemit nahm er Mantel und Hut von der Wand und ergriff ſeinen Wanderſtab.

— „Wohin Coeleſtin! Willſt Du mich verlaſſen?“ —

— „Willſt Du Deine Rechte in die Meine legen, und mit mir zu Gott kommen, oder ſoll ich meine Linke in die Deine legen und mit Dir zu unſerer tapferen Amme ſchwören. — Die ſündige Menſchheit bedarf oft einer Zuchtruthe,

damit ſie in ſich gehe und ſich ändere. Wehe dem, der ſolch eine Beſtimmung in ſich fühlt. Gehe hin und erfülle die Deine. — Verwildere zu einem Scheuſal, an das man nur mit Grauen und Haarſträuben zu denken wagt. Ermüde die Langmuth des Himmels wie endlos auch die Barmherzigkeit ſei. Wehe Dir aber, wenn Du mir in den Weg trittſt. Denn alsdann ſoll das Kunſtſtück, was Du unter Beiſtand der Hölle an mir verübt haſt, Dir arg verleidet werden." — —

Schaudernd flüchtete Nicol in einen Winkel, kauerte nieder und weinte bitterlich.

Von Neuem überschritt Nicol die unheimliche Schwelle, und wieder hüpfte ihm das Aeffchen entgegen.

— „Siehe da, Bruder Nicol! Zwar mein Zwillingsbruder nicht, aber doch mein Milchbruder, denn meine Frau Mama, ist Deine Jungfer Amme. Wir sind linke Brüder, denn Deine Linke gehört mir und ich bin im Namen des Teufel mit Deiner Linken."

Nicol schob das kleine Ungethüm mit dem Fuße bei Seite, um gerade zu bei der Moorhexe einzutreten.

Das Aeffchen kriſch. „Ist das nun milchbrüderlich gehandelt? benimmt man sich so gegen einen Milchbruder. Was muß doch heutigen Tages, ein Bruder an dem Bruder erleben." — —

„Wer wagt es so bei mir einzudringen?" fuhr die Moorhexe ihn an." —

— „Bin ich nicht groß und stark genug, um erkannt zu werden?" —

— „Was ſuchſt Du?“

— „Mein Recht!“

— „Welches?“

— „Ich will meinen Bruder wieder haben.“

— „Haſt Du ihn mir aufzuheben gegeben? Bin ich die Hüterin Deines Bruders?“

— „Ich will wiſſen, wofür ich meine Seele verkauft und meine Linke verpfändet habe.“

— „Für das Leben Deines Bruders und er lebt.“

— „Er lebt nicht mehr für mich; er hat ſich von mir losgeſagt.“

— „Wer kann dafür?“

— „Wenn es in ſeinem Willen ſteht, ſich von mir loszuſagen, ſo ſteht es auch in meinem Willen, mich von Euch loszuſagen.“

— „Das möchte ſeine Schwierigkeiten haben.“

— „Keine! Für ſein Leben habe ich meine Linke verpfändet. Nimm hin das Pfand! Es ſei verfallen.“

Hiemit zog er ſein Fiſchermeſſer, und ſetzte es an, um ſeine Linke aus dem Gelenke zu ſchneiden.

Die Hexe fiel ihm in den Arm: — „Halt ein: Welch eine Eil' haſt Du, Dich zu verſtümmeln?“

— „Für meinen Bruder ſchneide ich mir Glied für Glied vom Leibe. Meine Linke kann ich miſſen, nicht meinen Bruder, mein Daſein ohne ihn, wäre ein verſtümmeltes.“

— „Ist das ein ehrlicher Handel?“

— „Betrüger zu betrügen, heißt ehrlich handeln.“

— „Verständigen wir uns und nachdem thue was Du willst.“

Nicol hielt immer noch das scharfe Messer auf das linke Handgelenk gezückt.

— „Du vermissest Deinen Bruder und ich will ihn Dir ersetzen.“

— „Er ist mir unersetzlich!“

— „Versuchen wir's! Wirf einen Blick in diesen Krystall. Er wird Dich aufklären über die tiefsten Geheimnisse Deines Lebens.“

Hiemit schob sie die Vorhänge ihres Zauberspiegels auseinander und mit offenem Munde staunte Nicol die holdselige Erscheinung an, die sich ihm darbot. Das Messer entglitt seiner Rechten und bohrte sich auf seiner Spitze schwankend in den Boden.

„Solch eine Weisheit giebt es!“ seufzte er trunkenen Blickes in den Spiegel starrend.

— „Armer Nicol! Schau Dich satt. — Beachte auch wohl den schimmernden Halbmond in ihrem reichen Haar, welches in ihrem weißen Nacken zu einem üppigen Knoten gewunden ist. — Cynthia nennt sich diese wundervolle Königstochter, gleich der heimischen Mond- und Waldgöttin. Und mild glänzend wie Mondlicht ist ihre stolze Schönheit; ihr Wesen balsamisch duftend wie Waldluft

und ihr jungfräulicher Sinn weißprangend, wie frisch gefallener Schnee. Als regierende Herrin hauset sie auf ihrem Waldschlosse und ist die einzige Tochter und Erbin eines mächtigen Königs."

Unwillkürlich beugte Nicol ein Knie vor dieser zauberischen Erscheinung, welche im selben Augenblicke aus dem Spiegel verschwand. Statt ihrer, gewahrte er, seine eigene ungeschlachte Gestalt in armseliger Fischertracht, welche knieend die Arme ihm entgegen breitete.

„War das ein Traum?" fragte er verstört.

— „Mein Spiegel sagt die Wahrheit."

— „Noch einmal laß das Wunderbild mich schauen."

— „Mein Krystall läßt sich nur einmal des Tages befragen. — Nicol! eine glänzende Bestimmung harret Deiner, diese holdselige erhabene Jungfrau soll Dein sein, Dich auf ihren Thron erheben, und ihren Glanz und ihre Herrlichkeit mit Dir theilen."

— „Ist's möglich!"

— „Unmöglich ist, wozu es keine Mittel giebt, oder Mittel nicht ausreichen. Kennt man erst die Mittel; so leuchtet auch die Möglichkeit ein und hat man die Mittel gar in Händen, so hört das Unmögliche auf, unmöglich zu sein."

— „Und diese Mittel?"

— „Hast Du in Deiner Hand, in Deiner allgewal-

tigen Linken, welche vollbringen wird, was Anderen Leib und Leben kostet. — Gieb wohl Acht!"

„Ich höre."

„Du kennst nur ein Wesen, welches Du liebst und wofür Du lebst: Deinen Bruder."

„O nichts von ihm in diesem Augenblicke!"

„Versteh mich wohl! So wie es für Dich nur ein solches Wesen giebt, so giebt es für die herrliche Cynthia auch ein einziges Geschöpf, welches sie für das alleinig begehrenswerthe im Himmel wie auf Erden hält. — Ihr Silberroß."

„Ihr Silberroß?"

„So heißt das Wunder ihrer Wälder! dessen schneeweißes Fell, langwallende Mähne und fein gewaltiger Schweif, silbern in der Sonne leuchtet, und an Glanz gewinnt, jemehr es sich erhitzt. Es ist der König der Wälder, dem die wilden Rosse dienen, es beschützen und vertheidigen. Kein fremdes Roß darf nahen oder es wird über den Haufen gerannt und mit den Hufen zerstampft, denn solch edles Gethier duldet nichts Fremdes unter sich. Und die geschulten Gäule ahnen das aus innerem Trieb. Sie wollen nicht drauf und dran, und es helfen weder Sporen noch Peitsche. Sie überschlagen sich oder stürzen sich mit ihren Reitern in reißende Ströme oder bodenlose Abgründe. — Es fehlt jedoch nicht an Königs- und Fürstensöhnen, und eben so wenig an hohen Jungherren aus

den älteſten Geſchlechtern, die angelockt von dem Gerüchte der unvergleichlichen Schönheit Cynthia's und nachdem geblendet von ihrem zauberiſchen Liebreiz, Leib und Leben an dieſes Abenteuer ſetzten. Sie büßen ihren Vorwitz tötlich, oder zum mindeſten unheilbar verſtümmelt. — Endlich ermüdete die Geduld des Königs und er verwies die verderbliche Schöne auf ihr Waldſchloß, wo ſie unſichtbar für Jedermann, ihr junges Leben ohne Hoffnung auf Erlöſung, vertrauert, denn das Silberroß iſt unzähmbar und nach all den blutigen Beiſpielen, die es gegeben hat, begnügt man ſich endlich, wie der Fuchs in der Fabel, die Trauben ſauer zu finden, weil ſie zu hoch hängen. — Ich will's Dir nur geſtehen, Nicol: das Alles iſt mein Werk. Ich habe das Silberroß verzaubert und zwar, ohne noch an Dich zu denken. Denn wer ſolche Künſte treibt, darf nicht ruhen und nicht raſten und keine Zeit zu Zweck und Ziel ſich nehmen. — Mann ſpannt ſeine Schlingen aus, auf gutes Glück und Gerathewohl, ob ſich was darin fängt oder nicht. Hat ſich aber erſt etwas gefangen, ja dann läßt ſich nach Willkür und Abſicht etwas Weiteres beſchließen. — Ee wiſſe denn, die wunderholde Cynthia, die ſtolze Königstochter iſt feſt verſtrickt in meine unlösbaren Schlingen, und muß Demjenigen angehören, der das Silberroß, lammfromm als wohlgeſchulter Zelter ihr überbringt. Das Silberroß langweilt ſich, weil Niemand mehr ihm zu ſchaffen macht. Es verläßt ſeine Wildniß, naht dem

Schloſſe, ſchaut mit den klugen rothbraunen Augen zu den gewölbten Fenſtern auf, ſpürt, befremdet, mit weit geöffneten Nüſtern rings umher, weil niemand mehr ſich um daſſelbe kümmert. Es ſchüttelt unwillig die langen Silbermähnen, wirft ſich in die Bruſt, bäumt ſich hoch auf, wiehert höhniſch und trabt langſam, die feinen Beine hoch aufwerfend im ſpaniſchen Schritt, ſeiner Wildniß wieder zu. So verſpottet es in thieriſcher Ausgelaſſenheit, die ſchöne Königstochter, die in zärtlichem Verlangen nach Erlöſung ſchmachtet und verleugnet die hohe Fürſtin auf ihrem eigenen Grund und Boden. — Wohlan, mein Lehrenſängling, den ich mit Luſt und Liebe pflegte, dem meine Ammenmilch ſo wohl bekam, und ihn zu einem Helden gedeihen ließ. Dir beſtimme ich dieſe unvergleichliche Königstochter, Du ſollſt mit Deiner allgewaltigen Linken, den mächtigen Zauber löſen, in welchem ich ſie gefangen halte, und was kein Anderer vermag, und was Jeden, der es wagt, Leib und Leben koſten würde, ſollſt Du mit heiler Haut vollbringen. Auch will ich für Dich thun, was ich für keinen anderen noch gethan. — Mein Roßchen, mein Simencken, mein Schooß- und Pflegekindlein, die Freude meines Alters, meine Luſt und Zerſtreuung in meinem ſtillen Leben, will ich Dir als Diener beigeben und auf ſeinen Rath und Beiſtand, wirſt Du Dich jederzeit verlaſſen können. — Erlöſe ſie aus der Verbannung, verſöhne ſie mit ihrem Vater, rette ihr Krone und Reich, worauf ſie bereits verzichtet hat. — Mich ihr

Glanz und Größe wieder, zu der Geburt sie bestimmte. Und theile mit ihr Macht und Herrlichkeit. — Es sei denn, daß Du vorziehst, Deinem simpelichen Bäuerlein nachzulaufen, welcher sein erbärmlich Leben, Dir schuldig ist.

— „Erinnere mich heut nicht an ihn."

„Das sei ferne von mir. Aber Du hast Dein schönes blankes Messer fallen lassen, da steckt es noch mit scharfer Spitze im Boden."

Sie bückte sich, nahm es auf und überreichte es ihm. — „Stecke es ein, lieber Nicol. Nimm Dich in Acht. Es ist neu geschliffen und haarscharf. — Schade, wenn Du Dich damit verletzen solltest." —

Das Gerücht hat eine diabolische Zunge und je weiter es von Mund zu Munde geht, um so abenteuerlicher und ausgelassener wird es.

Cynthia hieß in früher Jugend schon die blutige Königstochter, das grausame Kind, der schwarze Engel, die blonde Furie, und heimlich raunte man sich zu — denn einer fürstlichen Oberherrin und Hoheit Thronfolgerin dergleichen laut nachzusagen, hätte böse Folgen haben können: — „Das Silberroß sei ein Symbol, mit welchem die schöne Unheimliche ein finsteres Bündniß geschlossen."

In Wahrheit aber war sie das sanfteste und lieblichste Geschöpf unter der Sonne. Ihre königlichen Eltern verzärtelten sie, die weisen Meister, die sie unterrichteten, priesen ihre glücklichen Anlagen, und die Menge jauchzte ihr zu, wie und wo sie sich zeigte und überhäufte sie mit Heil und Segenswünschen. Im Palast wetteiferte man ihr willfährig zu sein um ihrem Rosenmündlein ein gnädiges Lächeln abzugewinnen.

Um aller Liebe werth zu ſein, und alle Huldigungen, die man ihr darbrachte, zu verdienen, beſtrebte ſie ſich, den Vorſchriften, die man ihr gab, Folge zu leiſten und ſtets zu ſein, was man von ihr verlangte.

Das war kein Leichtes! — Die Räthe, die alles ordneten und beſtimmten, waren niemals einig, und bei weltlichen und geiſtlichen Feſtlichkeiten lauteten ihre Vorſchriften heute ſo, und morgen anders. —

Die Königin ſtarb und hinterließ dem einzigen Töchterlein das fürſtliche Waldſchloß mit himmelhohen Waldungen und wüſten, wilden Steppen. Es war ein unabhängiges Beſitzthum, was ſich lediglich auf Frauen vererbte, und ſeitdem mußte ſich Cynthia doppelte Vorſchriften gefallen laſſen. Die königlichen und fürſtlichen Räthe hielten Sitzungen bis ſpät in die Nacht, um weder der königlichen Thronfolgerin, noch der fürſtlichen Oberherrin, irgend was zu vergeben, denn die Thronfolgerin ſtand unter Gewalt der Majeſtät ihres königlichen Vaters und die fürſtliche Oberherrlichkeit unter Vormundſchaft der durchlauchtigen Herren Oheime mütterlicherſeits.

Cynthia hatte ihr zehntes Jahr vollendet und der König gedachte, ſie mit einem Prinzen ſeines Hauſes zu verloben.

In aller Stille — denn eine fürſtliche Oberherrin und großmächtiges Königskind, darf keine verweinte Augen haben — vergoß ſie bittere Thränen. Der Königspall

war ihre Welt und das Waldschloß das Paradies ihrer Kindheit. Die Allerhöchstselige Königin ruhte im Grabe, und die Majestät ihres königlichen Herrn Vaters war gesonnen, von einem wildfremden Vetter sie in ferne Lande entführen zu lassen.

Von diesem ersten Kummer ihres jungen Herzens befreite sie das Silberroß. Der hohe Verliebte erklärte es für den herrlichsten Zelter von der Welt, einzig und allein würdig, die holdselige Fürstin zu tragen. Ritterlicherweise vermaß er sich, es einzufangen, und lammfromm und wohlgeschult es der kleinen Hoheit vorzuführen. Er büßte sein Wagestück mit dem Leben und fiel, das erste Opfer jenes unzähmbaren Waldungethüms.

Der König ergrimmte und wollte das Silberroß tödten lassen. Allein die Oheime thaten Einspruch im Namen der königlichen Mündel und die Armbrustschützen Sr. Majestät, ihres Herrn Vaters, wurden vom fürstlichen Grunt und Boten zurück gewiesen.

Ein Fürstensohn sollte mit Cynthia verlobt werden. Mit Cynthia der Nymfen, denn der Name der keuschen Wald-Göttin war bei den Waldfürstinnen erblich.

Der fürstliche Jüngling wollte seinem königlichen Vorgänger an Ritterlichkeit nicht nachstehen, und büßte seine Kühnheit ebenfalls unter den Hufen des unzähmbaren Waldungethüms.

Nunmehr wollten die Oheime das Silberroß tödten

lassen. Allein der König runzelte die Stirn und sprach zu Cynthia:

„Was oberherrliche Fürstin der Majestät ihres Vaters verweigert; soll sie ihren durchlauchtigen Herrn Vormündern nicht zugestehen, oder ich verstoße sie, und sie ist meine Hoheit-Tochter Thronfolgerin nicht mehr!"

Cynthia der Neunten traten Thränen in die Augen.

Der König aber sprach: — „Was soll das? — Ich verlange Gehorsam."

Gehorsam trocknete Cynthia ihre Thränen und weinte nicht mehr und gerührt von ihrer kindlichen Anmuth, fuhr der König fort:

— „Nicht so ernst, geliebte Hoheit, hast Du kein Lächeln für Deinen Vater?"

Cynthia ließ sich auf ein Knie nieder, faltete ihre schwachen kleinen Händchen, und blickte ihren Vater kindlich flehend an.

„So gefällst Du mir besser!" sprach der König. „Fürstin Hoheit ist entlassen!" —

Pater Vacantius, Seelsorger der minderjährigen Fürstin Hoheit, den man auch schlechthin den „Waldkaplan" nannte, war ein wohlgeschulter Sohn der heiligen Mutter Kirche. Der Pater Provinzial ließ ihn rufen und führte ihn in seine Zelle. — „Mein guter Sohn!" begann er; „Großes Heil steht Dir bevor. Du bist ausersehen, das Christenthum hier zu Lande zu stützen, um dereinst zu Rom, ein stolzer Pfeiler der heiligen Mutter Kirche dazustehen, dermaßen, daß man in Dir, den hiesigen Pater Waldkaplan nicht wieder zu erkennen wagen wird."

— „Hochwürden! der dienende Bruder ist das blinde Werkzeug in Händen seiner Oberen. Was ich irgend erfahren, erspähen und auskundschaften konnte, habe ich jederzeit treulich berichtet und die mir ertheilten Befehle pünktlich vollzogen."

— „Nicht wahr? Was Dir aufgetragen wurde fandest Du stets wohl vorbereitet und ward nachdem mächtig unterstützt."

— „Hochwürdiger Herr! Gott und der Wahrheit die Ehre! Ich bekenne, daß mein geistlicher Gehorsam, oftmals, meinem frommen Eifer zu leicht vorkam.“

— „Mein guter Sohn! die Dienenden sind auf Gehorsam angewiesen, um einander, ohne zu wissen: wie, wann und warum, sich in die Hände zu arbeiten. So beherrschen wir in Städten und Palästen auf Burgen und Dörfern die Gewissen, und bilden ein unsichtbares festgesponnenes Gewebe, unzerreißbar für weltliche Macht. Der große Kanut, dieser unbezwingliche unersättliche Eroberer, dieser Kriegsgott und Feind unserer heiligen Mutter Kirche, die er störrisch mit Füßen tritt, hat wie der schnellfüßige Achilles seine Ferse wo er sterblich ist. Die Sünden der Väter werden an ihren Kindern und Kindeskindern heimgesucht und er hat ein einziges Töchterlein. Das Waldtäubchen muß für ihn bluten, und seine Frevel an unserer heiligen Kirche sühnen.“

Der fromme Waldkaplan wechselte die Farbe und zitterte. Er liebte sein holdes Beichttöchterlein.

— „Erschrick nicht mein frommer Sohn! Wir wollen Niemandem an's Leben. Mag es geistliche Fürstinnen geben, abhängig von Rom. Aber weltliche Frauenmajorate sind vom Uebel! — Was ist aus diesen weitläufigen Wäldern, unersteigbaren Felsen und wüsten Steppen seit einem vielhundertjährigen Frauenregimente geworden; und was wird daraus werden, wenn kundige und geschickte

Menschenhand sich dessen, mit klösterlichem Fleiße annimmt? Denn unter dem Krummstab läßt sich's gut wohnen! — Was ist Fürstin-Hoheit Besseres als ein Zankapfel, den väterliche Majestät und durchlauchtige Oheime gleich einem Federball, in friedlichem Familienzwiste, sich zuschnellen?" —

— „Hoheit ist eine kindlich fromme Seele."

— „Eine kindlich-fromme Schwärmerin und Du, ihr Seelsorger, darfst das Paradies ihrer Kinderunschuld nicht stören, sondern mußt vielmehr darauf bedacht sein, sie ihrer himmlischen Bestimmung einzuverleiben. Fürstin-Hoheit hat nicht den Geist, der prüft, erkennt und wählt. Sie traut jedem edlen Schein, sie glaubt jedem wohltönenden Worte. Es ist wohlgethan, sie von jeder Herrschaft zu entfernen. Und was wird aus ihrem Waldfürstenthum wenn sie zur Regierung gelangt? — Es erlischt zu einem Schilde, unter den vielen andern ihres königlichen Wappens. Also werde es der Kirche gegönnt und Fürstin-Hoheit ihrer himmlischen Bestimmung."

— „Hochwürden! Ich verstehe."

— „Das ist noch nicht alles. Das Silberroß hat gute Arbeit gethan. Zum ersten Male retteten es die Durchlauchten, und zum anderen Male Seine Majestät. Zum dritten Male, damit es fortfahre gute Arbeit zu thun: rette es die Kirche. — Fürstin-Hoheit weihe sich aus innerem Trieb und Selbstverlangen der Kirche. Es sei denn, daß die Heiligen ihr Opfer verschmähen, indem das Silberroß sie

jedwedem Abenteurer Preis giebt, der glücklich genug iſt, es zu erbeuten. So ſtreut man ſeine Saat für die Zukunft aus und hofft auf eine glückliche Aernte. — Nähere Vorſchriften, mein frommer Sohn, werden Dir auf bekannten Wegen zukommen. Für heut: Gott mit Dir!" —

„Siehe da! meine hohe Tochter!“ hub der Waterkaplan zu seinem königlichen Beichtkinde an. „Zum zweiten Male hat das Silberroß Dir die Freiheit erkämpft. Oftmals bedient sich die Vorsehung unscheinbarer Werkzeuge, zur Erfüllung ihres heiligen Willens. Ein solches Werkzeug in ihrer heiligen Hand ist das Silberroß. Es ist bestimmt Dich zu schützen, wider jeglichen Zwang, welchen der König, Dein Vater, oder Deine Oheime Vormünder, der minderjährigen Thronfolgerin, anthun könnten. Vielleicht bist Du zu schön, zu hold und lieb für ein irdisches Königthum. Vielleicht ist Deinem blonden Haupt die Heiligenglorie beschieden. Vielleicht bist Du ausersehen, von der gebenedeiten Königin der Gnaden: zum schmucken Bräutlein für ihren göttlichen Sohn. — Ahne die Seligkeit solch einer paradiesischen Bestimmung. Zeige Dich einer solch auserlesenen Gnade würdig und beherzige wohl, daß die Himmlischen eifersüchtig sind. Sie wollen ihre Auserwählten ganz und gar für sich behalten, und gönnen ihnen nicht Vater noch Mutter.

noch Bruder und Schwester und sonstige Weltlichkeiten. — Sende daher getrost die Wagehälse, welche den Frieden Deiner Kindheit stören, um Dich Deinem göttlichen Bräutigam abspenstig zu machen, den tödtlichen Hufen des Silberrosses entgegen, damit sie ihr gottloses Verlangen hienieden schon büßen, während Du für ihre armen Seelen betest, und Messen lesen läßt. — Im Namen der heiligen Kirche und Kraft des vom Lamme Gottes am Kreuze vergossenen Sühnungsblutes spreche ich Dich hiemit frei von aller Mitschuld an den Blutthaten des Silberrosses; von denen, die es begangen hat, so wie auch von denen, die es ferner noch begehen wird. Dafür wolle als unumschränkte Fürstin, nach erlangter Selbstständigkeit, Dein trautes Waldschlößlein zu einem Kloster weihen und in demselben den Schleier nehmen, zu Ehren der Himmelskönigin, zum Heile Deiner Seele, und zum Glück und Wohle Deiner Sassen. — Denn unter dem Krummstab läßt sich gut wohnen, und Dein schönes Bildniß geschmückt mit der Heiligenglorie wird in allen Kirchen auf den Knieen angebetet und verehrt werden. Im Fürstenornate mit dem Halbmond, wird es aller Orte und Wege, fromme Wanderer einladen ihr Gebet zu verrichten, und in Noth und Tod Dich anzurufen, um Deine Gottgefällige Fürbitte; während Du, bereits im Paradiese huldreich aufgenommen, von allen Heiligen als liebes Schooßkindlein auf Händen getragen wirst."

Verzückt in ſelige Verheißungen und von eiskalten Wonneſchauern durchrieſelt ſank Cynthia ohnmächtig in die Arme ihres verſchmitzten Seelſorgers, welcher achſelzuckend ſprach: — „So haben auch Königstöchter unverſtändige Kinderjahre. Wir ſind alle ſterblich.“ — —

Um Mitternacht führte er ſein holdes Beichtkind in die Schloßkapelle. — Nur zwei Kerzen brannten auf dem Hochaltar. Er ſalbte ihr blondes Haupt und reichte ihr den Leib des Herrn; ließ ſie ihre Schwurfingerlein auf das Crucifix legen und ihr Gelöbniß wiederholen und ſodann die unwiderrufliche Urkunde auf dem Hochaltar unterzeichnen und mit ihren königlichen und fürſtlichen Siegeln belegen.

Von Stunde an mißhagte Cynthia die ſtarre Pracht und ſteife Förmlichkeit bei Hofe. Sie blieb auf ihrem Waldſchloſſe, zeigte ſich im Palaſte nur wenn ſie mußte, ſtickte und malte mit ihren adeligen Geſpielinnen Heiligenbilder, ſang mit ihnen geiſtliche Lieder und lud ſie zu Andachtsübungen ein.

Das langweilte die kleinen Edelfräuleine. Die Vornehmen beſchwerten ſich darüber bei ihren hohen Eltern, während die Geringeren weiter nichts vermochten, als dieſe plötzliche Geſinnungsänderung ihrer jungen Gebieterin zu beſeufzen. —

Den frommen Waldkaplan beunruhigte es, daß ſein hohes Beichtkind ihre glückſelige Beſtimmung viel zu früh

an den Tag legte. Wie leicht konnte der König, der in geiſtlichen Angelegenheiten keinen Spaß verſtand, aufmerkſam darauf werden. — Er führte ſie vor einen Spiegel.

— „Schau, meine holde Tochter, wie dieſer ſtrenge Ernſt, dieſe trübe Gottſeligkeit Deine zarte Kindheit mißziert. Erſt wenn Dein holder Leib zur Blüthe getrieben iſt und Deine hohe Schönheit in herrlicher Vollendung prangt, erſt dann vermag Deine liebe Seele ſich zu Ahnungen ihrer Auserwähltheit empor zu heben. Bis dahin reife in Kinderunſchuld Deinem heiligen Berufe entgegen, und ſtöre ihn nicht durch voreilige Beſtrebungen, auf daß Dein Opfer, von Demuth und Gehorſam verſüßt, den Himmliſchen um ſo wohlgefälliger ſei."

Und Cynthia gehorchte wie immer. Zur großen Freude ihrer Geſpielinnen, ſang und tanzte, ſcherzte und lachte ſie wieder und war heute Thronfolgerin und morgen fürſtliche Oberherrin, je nach dem königliche oder fürſtliche Räthe ihr es vorſchrieben.

8.

Graf Hemskoe war ein störrisch stolzer Herr. Zwar leistete er dem kriegslustigen König tapferen Beistand wider äußere Feinde; nach geschlossenem Frieden aber war er jederzeit wieder der alte Ruhestörer, der ohne Zank und Streit nicht leben konnte.

Burg Hemskoe galt für uneinnehmbar. Sie beherrschte ringsum Bergpässe, Straßen und Gewässer und war ein Bollwerk gegen außen; wie auch gegen innen, auf welchem der widerspenstige Hochvasall der ganzen Macht seines königlichen Oberherrn zu trotzen vermochte. Weshalb auch seine Rede lautete: „Ich bin ein treuer Bundsgenosse Sr. Majestät, nicht aber sein Lehnsträger."

Sechs seiner Söhne waren im offnen Felde für den König gefallen. Zur Sühne treu vergossenen Heldenblutes und zum Lohne aufopfernder Tapferkeit, verlangte er jetzt für seinen jüngsten Sohn, seinen letzten Namens- und Wappenträger, die Tochter Thronfolgerin seines königlichen

Oberherrn zur Gemahlin: — „Damit der Hemskoe dem Reiche einverleibt, und der alte verdrießliche Hader endlich und für immer beigelegt werde.“

Der Hochgräfliche Junkherr, mit fürstlicher Pracht ausgestattet, langte mit glänzendem Gefolge an. Im Palaste fand er eine frostige und fast nachläſſige Aufnahme.

Auch Cynthia erſchien nicht, denn ſie war fürſtliche Oberherrin auf ihrem Waldſchloſſe, und der hochgräfliche Junkherr hatte ſich dahin zu begeben.

Auf dem Waldſchloſſe wurde ihm kein beſſerer Empfang zu Theil. — Cynthia erſchien, gefolgt von ihren Geſpielinnen gleichen Alters, welche ſie mit ebenmäßigem Wuchs ſtolz überragte; ſonſt aber ohne ihre Räthe und anderweitiges Gefolge. Mit der ihr eignen kindlichen Anmuth betrat ſie die Polſter um ſich auf den goldenen Seſſel und dem Thronbaldachin nieder zu laſſen.

„Engelſchöne Hoheit!“ begann der Junkherr. „An Macht und Anſehn, Land und Leuten, kann ſich mein Vater mit manchen Fürſten meſſen, und ſechsfach hat ſich der Name Hemskoe der unvergänglichen Glorie Kanut des Großen beigeſellt. Sechs meiner Brüder ſtarben auf dem Felde der Ehre, den Heldentod für den König. Deinen Vater. Der Letzte nunmehr einzige Sohn kniet vor Dir und bittet von Deiner Huld entwaffnet, ſein Schwert Dir zu Füßen. Dein Vater, der fortwährend ſiegreiche König, iſt ein Gr

des Krieges. Du aber, wie Deine Schönheit in zarter Jugend ſchon verheißt: ein Friedensengel. Hebe den Unwürdigen von ſeinen Knieen zu Dir empor und der für Waffengewalt unzugängliche Hemſkee ſei die friedliche Eroberung Deiner Anmuth und Deines Liebreizes."

„Mein hoher Junkherr!" lächelte Cynthia, erhebt Dich und nimm Dein Schwert auf."

Er gehorchte. Sie fuhr mit zierlicher Würde fort. — „Siehe, ich bin noch Kind. Ich habe meine Räthe, welche mir Anleitung geben zu handeln wie mir gebührt, und habe meine weiſen Meiſter, die mich in allem, was mir zu wiſſen ziemt, unterrichten. — Es war einmal eine großmächtige Kaiſertochter, welche ihren Freiern, die um ſie warben, Räthſel aufgab, damit ſie ſie löſten, und reichte ihr Witz dazu nicht aus, ſo ließ ſie ihnen die Köpfe abſchlagen, einſalzen und auf hohen Stangen ausſtellen, anderen zur Warnung. Sie hatten nun Salz, was ihnen bisher gefehlt hatte, und hielten ſich lange friſch. — Und es war einmal eine Königstochter, welche von ihren Freiern verlangte, ſich nicht in ſie zu verlieben. Dieſe thaten ihr Möglichſtes, ſo daß ſie darüber alle den Verſtand verloren; ein jeglicher, ſo viel er davon zu verlieren hatte. Die Kaiſerstochter hieß Turandot von China und die Königstochter Diana von Caſtilien; alſo benannt nach der heidniſchen Waldgottheit, von der auch ich den Namen Cynthia führe, und welche einen zutraulichen Prin-

zen von seinen eig'nen Hunden zerreißen ließ. — Wir von Gottes Gnaden Cynthia die Neunte, haben zum Schutze Unserer Freiheit und Minderjährigkeit das Silberroß und wer Unserer begehrt und Nachfolger Kanut des Großen sein möchte; der bringe Uns, bevor Wir ihn einer Antwort würdigen, lammfromm und wohlgeschult Unser Silberroß."

„Glück und Heil Deiner Hoheit", versetzte stolz der Junkherr; „Wie Du sagst, geschehe."

— „Mach Dir keine Hoffnung! denn ich bin unbarmherzig wie Turandot von China, grausam wie Diana von Kastilien und rachsüchtig wie meine heimische Gottheit Namensschwester."

— „Bin ich der unritterliche Feigling, der, was Andere vor mir gewagt, nicht auch versuchen möchte?"

— „Mögen blutige Beispiele Dich abschrecken!"

— „Ich liebe das Unerhörte zu vollbringen, und wovor andere zurückschraken, darnach eben lüstet mein Muth." —

— „Du bleibst dabei?"

— „Bei meiner Ehre und so wahr Gott mir helfe!"

— „So sei Gott Dir gnädig. Ich gehe für Deine arme Seele zu beten."

9.

Dem hochfahrenden Vasallensohn erging es nicht besser als seinen fürstlichen Vorgängern. Er fiel, das dritte Opfer des unbezwinglichen Waldungethüms, und wider alles Vermuthen begnügte sich der greise, verwaiste Vater in Vasallenergebenheit bei seinem königlichen Oberherrn anzufragen:

Ob etwa die Minderjährigkeit der Waldfürstin Königstochter es entschuldigen könne, einen hochgräflichen Junkherrn, letzten Sprößling eines hohen Geschlechts, dessen Letzter Namens- und Wappenträger mit dem Blute seiner sechs tapferen Söhne der Glorie des großen Kanut sich angeschlossen; zu einem unritterlichen Abenteuer verpflichtet zu haben, dermaßen, daß er den Hufen eines verzauberten Steppenungeheuers elendiglich hätte unterliegen müssen.

„Was!“ rief der König, „der greise Störenfried, beschwört nicht Himmel und Erde, um den Tod seines einzigen Sohnes und letzten Stammhalters zu rächen? —

Hätte Betrübniß und Troſtloſigkeit ihn gebändigt? — Wir werden ſehen! — O holde Cynthia! Glückskind! unvergleichliche Thronerbin! — Du haſt den Hemſkoe friedlich mir erobert, und meine Macht zum Gipfel gehoben." — —

Cynthia aber klagte ihrem Seelſorger: „Frommer Vater! der Beruf, zu dem Du mich geweiht, iſt zu ſchwer. Der erſte, der um mich freite, opferte ſich von ſelbſt; den Zweiten opferte der König und den Dritten habe ich, dem unvermeidlichen Verderben preißgegeben. Das ſtört den Frieden meiner Kindheit und mein himmliſcher Bräutigam wendet ſich ab von mir."

— „Er iſt nicht gekommen, Frieden, ſondern das Schwert zu bringen."

— „Frommer Vater! Deine Salbung erquickt und beſeelt mich nicht mehr. Ich beweine mich und meine Beſtimmung, denn ich bin zum Unheil geboren."

— „Schwer ſind die Prüfungen, welche der Himmel über ſeine Auserwählten verhängt. — Glückſelige Hoheit! Gelt! ein ſchmuckes Bräutlein hat die Himmelskönigin ihrem göttlichen Sohne zugedacht! — Aber weine! weine meine holde Tochter! Unſchuldsthränen waſchen die Seele rein von jeder irdiſchen Makel. Zerknirſche Dich vor Deinem Herrn und Heiland; verzweifle, auf daß die herbe Erdenkruſte, ſo dein frommes Herzchen umgiebt, berſte und der ſüße Kern ſich zart dem Himmel öffne."

Bei alledem durfte die friedliche Genugthuung, auf welche der verwaiſte greiſe Hemſkoe ſich dem Anſcheine nach beſchränkte, nicht unberückſichtigt gelaſſen werden, und es verſammelten ſich die königlichen und fürſtlichen Räthe um der Fürſtin Hoheit, wegen des kindiſch-grauſamen Eigenſinnes, Verweiſe zu geben.

Cynthia befand ſich eben im Königspalaſte und wurde vorgeladen. Sie erſchien, ohne ihre Geſpielinnen und ſonſtiges Gefolge. Auch ließ ſie ſich nicht auf den ihr gebührenden Armſeſſel nieder, ſondern blieb aufrecht ſtehen vor den verſammelten Räthen, um ſie nicht zu Worte kommen zu laſſen.

„Hoch- und Wohlweiſe Herren!“ begann ſie. „Wir von Gottes Gnaten Cynthia die Neunte, Fürſtin von Wäldern und Thronfolgerin Seiner Majeſtät Knut des Großen, Wir kennen Euch zum Theil als königliche, und zum Theil als fürſtliche Räthe. Allein Wir kennen Euch

nicht in Eurer heutigen Geſammtheit, und nur aus Achtung vor Euren Silberbärten und Euren goldenen Gnadenketten ſind Wir erſchienen, um Euch einzuladen, Euch nicht in Dinge zu miſchen, die Eures Amtes nicht ſind. — Das Silberroß iſt mein, und weder die Majeſtät meines Herrn Vaters, noch die Durchlauchten meiner Herren Vormünder können es Uns ſtreitig machen. — Wir glauben es werth zu ſein, daß man um Unſertwillen ein wildes Roß bändigt und ſchult. Dieſe hohe Meinung von Uns ſelbſt, hat zuerſt ein Königsſohn Uns beigebracht. Hierauf ein Fürſtenſohn, dem Wir keinen Vorzug vor einem Königsſohn gewähren wollten. Der Dritte endlich war ein Vaſallenſohn. Ich habe Ihn nicht zu dieſem Abenteuer verpflichtet, vielmehr habe ich ihn gewarnt und ihn auf die blutigen Beiſpiele ſeiner beſſeren Vorgänger hingewieſen. — Wer aus Eigenwille ſich in Gefahr begiebt, mag es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn er darin umkömmt. Unſer innigſtes Beileid den trauernden Eltern. Doch keine andere Genugthuung iſt Unſererſeits zu erwarten, als daß Wir keinem Späteren vor allen Früheren irgend einen Vorzug einräumen werden.

Hoch- und Wohlweiſe Herren! der Verſtand kommt erſt mit Jahren, welches Ihr beſſer wiſſen werdet, als Wir, die Wir zur Zeit noch minderjährig ſind. Hoffentlich werden Wir nach erlangter Volljährigkeit klüger geworden ſein, als Wir heute ſind, damit wir uns beſſer verſtehen und verſtändigen können."

So ſprach Cynthia mit zierlicher Würde, grüßte mit kindlicher Anmuth und ging, während die königlichen und fürſtlichen Räthe ſtaunten, ob ſolch ausbündiger Weisheit einer blutjungen Königstochter. — —

Der König aber zürnte.

— „Schlimm genug, daß Fürſtin Hoheit noch einen andern Willen kennt, als den ihres königlichen Vaters.“

— „Mein König, ich befolge die Vorſchriften, die man mir ertheilt und rede, wie man es mir eingiebt.“

— „Doch heute haſt Du meinen und Deinen Räthen widerſprochen. Wer unterſteht ſich meiner Thronfolgerin geheime Lehren und Vorſchriften zu geben? Weſſen iſt der dritte Wille, der heut aus Dir ſprach.“

— „Es giebt einen Willen, dem Könige und Fürſten in Demuth huldigen, und in Ergebenheit ſich fügen.“

— „Kanzelſprüche, und damit fertigt uns Fürſtin-Hoheit ab!“

— „Mein König! die geheime Vorſchrift dieſes Willens lautete: „Cynthia darf das Reich dem Hemſkoe nicht einverleiben, wohl aber den Hemſkoe dem Reiche.“

Da ſtaunte der König über dieſes große Wort aus ſo niedlichem Purpurmündlein.

„Soll ich an Wunder glauben?“ rief er. „Cynthia! kommt das aus dieſem blonden Köpfchen? Was weiß Dein ſanftes Herzchen von Dergleichen? Verheimliche mir nichts.“

Lächelnd ſank ſie zu ſeinen Füßen.

— „Ungnädige Majeſtät! Herzlieber Vater. Ich glaube nicht an Deine Ungnade, weil ich Deinem Herzen theuer bin.“

Und ihr kindlicher Liebreiz ſiegte. Der König hob ſie auf, umarmte, ſegnete ſie und ſprach: „O Himmel! Du haſt der Engel ſo viele, gönne und erhalte mir dieſen Einzigen.“ — —

Von Stunde an war Cynthia die kleine Palaſtgottheit der man zu Füßen lag. Die Menge aber jauchzte ihr nicht mehr zu, wie und wo ſie ſich zeigte, ſondern wandte ſcheu den Blick. „Die kleine Prinzentödterin“, hieß es, hat ein Höllenbündniß mit dem Silberroß geſchloſſen, welches von Zeit zu Zeit ſeine Opfer verlangt. Wäre ſie keine Königstochter, ſo würde die kleine Hexe über lang oder kurz den Scheiterhaufen beſteigen müſſen.

11.

Cynthia war zur Jungfrau herangeblüht und das Gerücht von ihrer zauberischen Schönheit ging von Mund zu Mund, von Land zu Land, um so verlockender für die ritterliche Jugend, weil es Gefahr brachte sie zu bewundern und in ihrem Anblicke zu schwelgen. Auch zeigte sie sich selten. Sie lebte zurückgezogen auf ihrem Waldschloß, beschränkt auf den kleinen Kreis ihrer Gespielinnen die gleichsam abhängig von ihr waren, Erziehung und Unterricht mit ihr getheilt hatten, und alle Künste übten, woran ihre Gebieterin Geschmack fand. Die hohen und edlen Herren, die auf dem Waldschlosse einsprachen, fanden zwar gastliche Aufnahme, doch wurden sie nicht eingeladen zu verweilen, und die Gemächer der Fürstin blieben unzugänglich. Selbst beim Gottesdienste in der Schloßkapelle blieb sie in ihrer engvergitterten Fürstenloge allen Blicken verborgen.

Im Palaste erschien sie nur, wenn Festlichkeiten ihre

Anwesenheit erforderten und alsdann mit Schmuck und Kostbarkeiten bis zur Entstellung überladen. Auch würdigte sie Niemand eines Blickes oder Wortes und alles das trug nicht wenig dazu bei, den finsteren Gerüchten, die von ihr im Schwange waren, Nahrung zu geben. —

Auch den König betrübte das stille Leid seiner geliebten einzigen Tochter.

„Cynthia!“ fragte er, „hat Dein Rosenmündlein sein süßes Lächeln ganz und gar verlernt? Natur und Glück lächelten Deiner Geburt und Dein Lächeln lohnt mir alle Liebe, die ich für Dich hege, dann denke ich: was sind alle Hoheiten und Durchlauchten gegen meine holdlächelnde Cynthia.“

Ihre blauen Augen erglänzten von Thränen, die aus den langen blonden Wimpern langsam den zarten Wangen herab perlten. —

„Mein königlicher Herr, baue keine Hoffnungen auf mich. Die Enttäuschung würde um so herber Dich betrüben. Ich bitte um Entlassung, weil Du meine Thränen nicht sehen willst.“ —

Weinend ging sie und der König ließ den Pater Waldkaplan rufen. — —

— „Frommer Mann! Woher der Trübsinn meiner Hoheit Tochter?“

— „Bei meinem Heil und meiner Priesterweihe! Fürstin-Hoheit befindet sich im reinsten Zustande der Gnade.“

— „Woher denn ihr Trübsinn?“

— „Ein Wölkchen am ätherblauen Himmel ihrer jungen Seele. Ein leichter Nebel, der den Mondenglanz ihrer Unschuld verschleiert. Sie nimmt es sich zu Herzen, daß sie im Volke die blutige Königstochter, die Prinzenmörderin, die blonde Furie, der böse Engel u. s. w. genannt wird. — „Volksstimme“, seufzt sie, „ist Gottesstimme. Quod non!“ sage ich; „sie war es, als man der kindlich-engelgleichen Hoheit zujauchzte, wie und wo sie sich zeigte, und sie mit Heil und Segenswünschen überlud, doch entartet diese Volksstimme zu Aberglauben und Vorurtheil, so ist sie keine Gottesstimme mehr.“

— „Deines Amtes ist es, Priester! Vorurtheil und Aberglauben zu tilgen.“

— „Majestät! Unser Bannstrahl ist kein weltlicher. Wir gönnen dem ungewaschenen Volksmaule sein ohnmächtiges Schäumen und sein zahnloses Knirschen; bis es erschöpft und gelangweilt im Fette seiner Dummheit erstickt. — Hoheit ist weder bösartig, noch schadenfroh, noch blutdürstig.“

— „So will ich auf abschreckende Weise, dieser entarteten Volksstimme das Maul verstopfen.“ —

— „Majestät! ich glaube nicht, daß dies wohlgethan ist. Eifert man dawider, so knetet man es nur um so fester, und unterdrückt man es, so prägt es nur um

ſo ſchärfer aus. Majeſtät würde Hoheit damit ſehr betrüben.“

— „Das alles läßt ſich hören. Nur ſind es mehr Worte, als Antworten.“

— „Majeſtät wolle ſich erinnern, daß Allerhöchſtſelbſt Sie, den kindlichfrommen Sinn der Fürſtin Hoheit auf das Silberroß anzuweiſen geruhte. Ohne im mindeſten den kindlichen Gehorſam zu verleugnen, erklärte die fürſtliche Oberherrin, vor königlichen und fürſtlichen Räthen, daß ſie dieſes Abenteuer Niemanden erlaſſen würde.“

— „Du wälzeſt alle Schuld auf mich.“

— „Hoheit iſt mit dieſem Entſchluſſe aufgewachſen und erblüht und nunmehr hat ſich derſelbe zu einer unerſchütterlichen vielleicht krankhaften Einbildung befeſtigt, unbeſchadet ihrer jungen Seele, welche jederzeit Ablaß begehrt und jeder Pönitenz ſich unterwirft.“

— „Fürſtin Hoheit! — Krankhafte Einbildung — Ablaß — Pönitenz — Dummkopf von einem Pfaffen!“

Der Waldkaplan verbeugte ſich und ging. — Der König ließ den Leibarzt rufen, und dieſer ſagte von ſeinem ärztlichen Standpunkte aus, ungefähr, nur viel rückſichtsloſer noch, daſſelbe. —

„Es giebt krankhafte Einbildungen, oder beſſer geſagt Irrgelüſte bei Frauen, wie bei Jungfrauen, die, wenn ſie unerfüllt bleiben, böſe Folgen haben können. Fürſtin

Hoheit wird, ſo bald ſie ihren Willen hat, zu Heiterkeit und Frohſinn zurück kehren.“ —

„Es kann nicht ſein!“ rief der König. „Sie, die Anmuth ſelbſt, durch und durch innere und äußere Harmonie und Wohllaut. Der Irrſinn, der ſolch reizenden Tempel zu ſeinem Aufenthalt erwählt, hat ſeine Selbſtgenesung vollendet. Eures Gleichen aber will überall Krankhaftigkeit erblicken, denn das iſt das Gebiet, wo ihr Herren ſeid über Leben und Tod, um Uns, die wir von Gottes Gnaden ſind, nachzuſpüren. Was hat Dein Pillen- und Latwergen-Verſtand für Begriffe von dem erhabenen Selbſtgefühl einer Fürſtin Hoheit!“

12.

„Erick!“ begann der König zum Herzog von Warnemark, der erst kürzlich, nach dem Tode seines Vaters, zur Regierung gekommen war. „Dein Vater war mir stets ein treuer Freund und Bundesgenosse, und seiner Weisheit und Erfahrung verdanke ich Vieles. Solch lebenslängliches ereignißvolles Zusammenhalten, sei nicht mit dem Sarge Deines Vaters zu Grabe getragen. Es vererbe und verjünge sich in seinem würdigen Sohne und Nachfolger, und verenge und befestige sich durch Familienbande. — Ohne Umschweife: Ich führe die ungekünstelte Sprache des Kriegers.“

— „Will Majestät nicht sagen, eines großen Eroberers?“

— „Erick! Ich habe einen Freund, Du einen Vater verloren. Ersetze mir den Freund. Ich will den Vater Dir ersetzen, und bestimme Dir meine Cynthia.“

— „Mein König! Der Ehrgeiz kennt kein höheres Ziel, als Thronfolger Kanut des Großen zu heißen, und

welch ein beneidenswertheres Erdenloos giebt es, als der holdseligen Hoheit Cynthia Gemahl zu sein. Allein ich tauge nicht zu solch überschwenglichem Doppelglück und wage nicht nach so hohem Glanze zu streben. Ich liebe das Einfache, was Jedermann mir gönnt und Niemand mir streitig macht, während das Außerordentliche nur Kummer und Verdruß verursacht."

— „Wo hinaus soll das?"

— „Meine liebe Griseldis hat mir zwei hoffnungsvolle Söhne geboren, soll ich sie verstoßen; sollen meine Kinder Bastarde sein?"

— „Die Gräfin Atukant."

— „Ebendiese."

— „Und die willst Du auf Deinen Thron erheben?"

— „Majestät hat es getroffen; sobald das Trauerjahr vorüber ist."

— „Sie ist von dunkler Herkunft."

— „Von gar keiner Herkunft."

— „Mit solch einer Verbindung beleidigst Du alle Fürsten, verunglimpfst die Gräber Deiner Ahnen, Deine Nachkommen für alle Zukunft, und Dich selbst."

„Indem ich meinem Herzen folge, beleidige ich Niemand."

„Deinen Bruder vor allen Anderen."

„Welch ein Loos vermag ich einer großmächtigen Königstochter zu bereiten und Prinz Felix schwärmt für Fürstin Hoheit. Soll ich der Nebenbuhler meines Bruders

ſein? — Deine Majeſtät wolle mir zugeſtehen, daß es kein ſchöneres und glänzenderes Fürſtenpaar geben kann, als Cynthia und Felix."

— „Auch Du biſt ein ſtattliches Mannsbild, und gefällſt mir beſſer."

— „Deiner Majeſtät darf ich nicht widerſprechen. Meinem Spiegel aber würde ich antworten: Felix iſt jünger und als Neſtküchlein zierlicher aus dem Ei gekrochen. Schon als Knabe lenkte er durch Anmuth und Gewandtheit alle Blicke auf ſich. Was er thut, gefällt; was er unternimmt, gelingt. Kurz er führt ſeinen Glücksnamen in der That."

— „Aber Nebenfürſtlichkeiten und hochfahrende Prinzen weiſet Hoheit auf das Silberroß an. Regierende Herren wird ſie auf ſolch ein ſchnödes Abenteuer nicht ausſenden."

— „Mein ritterlicher Bruder weiß, daß ſeine Anſprüche geringer ſind als die Meinen, und wir heißen die einigen Brüder, weil wir im innigſten Einverſtändniß wiſſen, was wir wünſchen und wollen. Felix iſt in den tollen Jahren wo man Abenteuer ſucht, Gefahren liebt und nichts unmöglich findet, als ſtill zu ſitzen, wo es irgend was zu thun giebt. Tagesüber iſt ſein einziger Gedanke, und Nachts ſein einziger Traum, den einzigen Wunſch der holdſeligen Königstochter zu erfüllen, ihr Silberroß lammfromm und wohlgeſchult ihr vorzuführen, um wenigſtens der Ritter der Schönſten aller Schönen zu heißen."

Der König ſaß eine Weile in tiefes Sinnen verloren. — Endlich hub er an: „Auch das könnte mir gefallen. Denn ſtatt eines Sohnes würde ich ihrer zwei gewinnen. — Erick! Du wirſt hoffentlich anderen Sinnes werden, und Dich gleichfalls nach einer großmächtigen Hoheit umſehen, Denn unmöglich kann meine Cynthia ſich mit Deiner Gräfin Bauerdirne verſchwägern.“

„Felix!“ rief der Herzog.

Dieser schrak empor: — „Mein Herzog!“

— „Hat sie Dich mit ihrem unheimlichen Liebreiz bereits verzaubert?“

Felix erröthete: — „Wer?“

— „Still! Deine Wangen sind aufrichtiger als Deine Zunge.“

— „Ich habe sie nie gesehen!“

— „Ueber hundertmal im Bilde. Der ganze Palast ist voll davon. Gemälde aus allen Jahren ihres jungen Lebens an allen Wänden; ihre Statuen und Büsten in allen Blenden und Nischen; als gäbe es auf der reichen weiten Gotteswelt nicht sonst noch Dankbares und Schönes zu pinseln und zu meißeln und als wäre diese angebetete und mehr noch verwünschte Waldfürstin Königstochter einzig und allein der Farben und des Marmor's würdig.“

— „Aber tröste Dich, Du wirst sie heute sehen. —

Vielleicht iſt ſie in allen ihren Bildniſſen geſchmeichelt, wie mir ſehr wahrſcheinlich vorkömmt. — Das ſei Deine Sache. — Für den Anfang ſteht alles gut. — Der König hält uns für ein Paar unfürſtliche Käutze. Ich ſchlage zu Deinen Gunſten eine Königskrone aus, und Du ein Herzogthum zu Gunſten meiner Baſtarde. — Vernimm denn wie Du mit mir daran biſt. — Wir ſind die einigen Brüder! Aber der König ſagt: „Keine Verſchwägerung der Hoheit Waldfürſtin mit einer Gräfin Bauernbirne. — Du biſt der Jüngere, und ich laſſe nicht von meiner Griſeldis. Darum thut es mir leid, daß Du heut ſchon in ſie verliebt biſt. — Beſſer, ſie verliebt ſich in Dich. Warum willſt Du ſie nicht erobern, nachdem ſie Dich ſchon erobert hat? — Verſuche Dein Glück, ſo kann etwas daraus werden. — Ich bin am liebſten da, wo ich unumſchränkter Herr bin, und wo ich das nicht bin, dahin ſende ich gern meinen Bruder und gönne ihm von Herzen ſein Schürzen-Königreich und ſeine Kunkelkrone.“ — Du haſt nur einmal Dein hochtrabendes Verlangen und meine Wünſche ſind beſcheiden. Nur vergiß nicht, Felix: „Entweder Dir Deine Cynthia, oder mir meine Griſeldis.“ So ſpricht der König, der ſein Wort nicht zu ändern pflegt. — Verſuche es, Beides möglich zu machen; Du vermagſt ja alles. — Bleiben wir in jedem Falle die einigen Brüder, die Unzertrennlichen, und dann komme was da mag!

„Felix," begann der Herzog; sie waren allein: „Du haſt der Tafel wenig Ehre angethan. Du benaſchteſt mit Blicken immer nur die Waldfürſtin. Biſt Du von ihr ſatt geworden? — Mir kommt ſie ziemlich unverdaulich vor. Eine Königstochter iſt am Ende doch keine Laſtträgerin. Aber der blitzende Halbmond über der Stirn, und das maſſive Krönchen im Nacken; das grüne Gewand ſtarrend von Silberſtickereien und darüber der Hermelinpurpur; das breite Fürſtenſchwert an der Seite mit ſilbernem Griffe und Scheide, reich mit Smaragden beſetzt! — Kein Wunder daß ſie ſteif und einſilbig iſt. Sie hat genug zu thun, ſich unter ihrem Fürſtenornate aufrecht zu halten. Sie berührt kaum die Speiſen und nippt nur an ihrem Becher. — Das verdenke ich ihr nicht. Sie will ihr Brod nicht eſſen, im Schweiße ihres Angeſichts."

— „Die ſtarre Pracht entſtellt ihre Schönheit. Purpur und Juwelen ſind ja nur die Hülle ſolch' eines jungfräulichen Heiligthums. Ihre Worte mögen kalt und ſtolz ſein, doch ihre milde helle Stimme ſchmeichelt dem Ohr. Aus ihren Blicken ſchaut der offene Himmel; auf ihren Lippen wohnt Roſenduft und in ihrem Buſen erglüht das Feuer holdſeliger Gefühle, das Herzen ſchmilzt. — Das Alles iſt wiederum die Hülle nur, von einer reinen holden Seele."

— „Brav geſprochen für einen Verliebten! — Mir kommt ſie vor wie ein Kunſtwerk von artiger Sauberkeit und Vollendung. Man vertieft ſich eine Weile in Betrachtung deſſelben, bis man des ſeelenloſen Blendwerks ſatt, mißmuthig ſich von ſolchem Scheinleben abwendet."

15.

Ein zierliches Pergamentblättlein in Händen und in tiefes Sinnen versunken, gewahrte Cynthia nicht den Pater Waldkaplan, der nach Klosterbrauch, unhörbaren Schrittes eintrat.

„Hoheit!“ begann er.

Sie fuhr mit einem hellen Schrei empor.

— „Hoheit hat mich herbeschieden!“

— „Ganz recht! Ich besinne mich. — Womit fange ich an, und womit soll ich enden?“ — Sie reichte ihm das Pergamentblättlein und er las:

„Cynthia! vergangene Nacht standest Du auf dem Söller. Der volle Mond war aufgegangen und Du badetest die süße Majestät Deines Antlitzes, in seinem matten Scheine. Dein himmlischer Gevatter beliebäugelte sein königliches Bäbchen, welche seine bleiche Freundschaft stolz jedoch verschmähte. — Da fragte ich mich: Warum der Mond und nicht die Mond! —“

Ach! Sie iſt engelſchön, wie keine Andere, aber Er mit ſeinem gleißenden Pausbackengeſichte mag ſich den Männern beigeſellen.

Empor in Deiner Zauberpracht,
Beſchäme ſolch' Geſtirn der Nacht.
Die Abendröthe iſt ergraut,
Das Sternenzelt Dir anvertraut,
Der Glanz, den Cynthia ergießt,
Die ganze Schlummerwelt verſüßt.

Holdſelige Königstochter! Für Dich zu ſterben heißt ſterbliche Seligkeit mit ewiger verlauſchen.

Felix."

„Wenn das nicht Mondſucht iſt," ſpöttelte der Waldkaplan, „ſo giebt es in unſerer Zeit keine Nachtwandler."

— „Mäßige Dich, Prieſter!"

— „Hoheit wolle zugeben, daß der Halbmond Ihres Fürſtendiadems, das Helmkleinod der Waldfürſtinnen, zur Erinnerung an die vormalige Waldgottheit gleichen Namens, wenn er bei Feſtlichkeiten über Ihrem blonden Haupte ſchimmert, blitzt und funkelt, unterſtützt von der ſüßen Majeſtät Ihres Antlitzes, wohl geeignet iſt, Mondſucht zu erwecken und Nachtwandler aufzurufen, wovon der Prinz Warnemark ein lebendiges Beiſpiel iſt."

— „Vergangene Nacht ſah ich im Traume meine Mutter, die allerhöchſtſelige Königin, balſamirt und ausgeſtellt auf dem Paradebette. Rechts und links verklärten weißflammende Kerzen ihr bleiches Antlitz und blitzten in

den Thränen, die aus den geſchloſſenen Augenlidern quollen. Sie weinte um mich.“ —

— „Hoheit quält ſich mit Träumen und ſelbſtgeſchaffenen Hirngeſpinnſten.“

— „Ich lebe nicht mehr, ich träume nur noch. Böſe Träume entſchwinden beim Erwachen. Allein was ich Heilloſes und Blutiges träume, will ſich nicht verflüchtigen. — Prieſter! Du haſt die Irdiſche verleitet, den Himmliſchen ſich gleich zu achten. Mit Grauen ſchau ich empor zur ſchwindelnden Höhe, wohin Du meine Kindheit entführteſt. — Kannſt Du den Glanz kindiſcher Leichtgläubigkeit mir wiedergeben? meine Seele von Neuem im Aether paradieſiſcher Wonnen baden? — Siehe, ich bin ein weſenloſes Geſpenſt, dem Himmel geweiht; ein großmächtiges Blendwerk, um die ritterliche Jugend in's Verderben zu ziehen. Herzinniglich ſehne ich mich nach dem Grabe. — Mein Waldſchloß, ein Kloſter? Fürſt Hubert — Er führte den Namen des chriſtlichen Heiligen, um den Namen der heidniſchen Jagdgottheit die Waage zu halten. Denn Cynthia die Erſte war ein Nimrod gleich ihm. Sie begleitete ihn in Mannestracht und das Waidwerk, welches ſie übte, gab dem Seinigen nichts nach — Fürſt Hubert hat dieſes Schloß erbaut und ihm das Gepräge der Leidenſchaft, die ihn beherrſchte, verliehen. Es iſt mit abenteuerlichen Jagdzierathen angefüllt und überladen: Wildgruppen in allen Enden und Ecken; in allen Niſchen und Blenden, Jäger mit

Geſchoß und Hunden; an Thüren und Thoren erlegtes Wildprett, auf Zinnen und Gallerien zottiges Gethier, das die grimmigen Rachen aufſperrt. Und in dieſen Hallen, gewölbt für die rauhen Fanfarren der Halthörner, ſoll klöſterliche Andacht demüthig am Boden kriechen? — Was werden hohe Prälaten von ſolch einem Kloſter denken? Werden nicht fremde Pilger mit Zorn und Schrecken es meiden, und Wanderer und Bettler ſolch eine geiſtliche Fürſtin, für dargebotene Gaſtlichkeit, beſpötteln und verlachen. — Tückiſcher Prieſter! Du haſt das leichtgläubige Königskind vermocht, ihre erhabene Beſtimmung zu verwerfen, um ſie all des Ihrigen zu berauben; zur Hochverätherin an ihrer Krone zu werden, und zur Majeſtätsverbrecherin an ſich ſelbſt. — Doch wozu mit Dir rechten, armſeliger Pfaff! Nicht einmal das Ordenskleid, welches Du trägſt, iſt Dein Eigen und viel weniger noch Dein Wort, welches Deine Oberen Dir vorſchreiben. — Wahre Dich vor dem Zorn des Königs, denn noch heute ſoll er alles erfahren."

Der Waltcaplan hatte ſich entfärbt und erwiderte mit zitternden Lippen: „Wenn Hoheit bei dieſem Sinne bleibt, ſo iſt ein endloſer, alles verheerender Krieg unvermeidlich."

— „Ich weiß es!"

— „Es giebt noch einen Ausweg; die heilige Kirche

hat die Macht zu binden und zu lösen. Hoheit verzichte auf Ihr Waldschloß, um Eidesverlaß zu erhalten.“

„Ich mag nicht mit Dir rechten und weniger noch mit Dir handeln. Sei auf Deine Sicherheit bedacht! Ich will Dich nicht wiedersehen! — Meide den Palast und laß Dich auf Königlichem und Fürstlichem Gebiete niemals wieder sehen.“ — Hiemit lehnte sie sich erschöpft in ihren Sessel zurück. — Dem Pater Waldcaplan blieb nichts Anderes übrig, als sich unhörbaren Schrittes fortzuschleichen. Er ließ sich seine Maulthierstute satteln, sein weniges Gepäck darauf legen und so begab er sich nach dem geistlichen Gebäude, welches der Pater Provinzial inne hatte.

„Woher so bleich, mein Sohn?“ empfing ihn der Provinzial. „Welch eine finstere Botschaft beklemmt Deinen Athem?“

— „Fürstin Hoheit fängt an zu fühlen —“

— „Ihre weibliche Bestimmung?“

— „Auch das! Der schöne Prinz von Warnemark hat sie mir entfremdet.“

— „Neue Arbeit für das Silberroß!“

— „Der König soll heut noch alles wissen!“

— „Das ist schon bedenklicher!“

— „Und ich soll auf meine Sicherheit bedacht sein, ohne mich jemals wieder blicken zu lassen.“

— „Um ſo beſſer für Dich, mein frommer Sohn! Du wirſt in Rom die beſte Aufnahme finden.“ —

— „Ich ſtellte ihr vor, daß ſie auf dieſe Weiſe einen endloſen, alles verheerenden Krieg entzünden würde.“

— „Erſchütterte ſie das nicht?“

— „So wenig, wie es Eminenz erſchüttert. — Ich machte ihr Hoffnung, daß man ſich in Rom mit dem Waldſchloſſe begnügen würde, um ihr Eideserlaß zu ertheilen.“ —

— „Welch' ein Unſinn!“ rief zornig der Prälat; — „wäre ihr Waldſchloß von Demant; trügen ihre Wälder ſtatt des Laubes Smaragden. Wären die Felſen gediegenes Gold, und die Gewäſſer blinkendes Silber, ſo könnte ſie ſich damit keinen Eideserlaß erkaufen. — Die Kirche wird ſich ein Fürſtenthum nicht abkaufen laſſen, welches ihr wohlverbrieft und beſiegelt und mit heiligen Eiden zugeſchworen iſt, vielmehr verlangt ſie das ganze Reich mit in den Kauf. — Die Kirche nimmt immer nur im Großen, und niemals im Kleinen.“

— „Eminenz! Ich ſagte das, um ſie zu beruhigen und vor allen Dingen — um Zeit zu gewinnen.“

— „Sie ließ ſich auf nichts ein?“

— „Sie nannte mich einen armſeligen Diener der Kirche, welcher nicht einmal das Kleid auf ſeinem Leibe ſein Eigen nennen kann, viel weniger ſein Wort, welches ſeine Obern ihm einpaukten.“

— „Unbegreiflich! Woher mit einem Male dieſer Muth, dieſe Entſchloſſenheit? Ein wahres Wunder iſt an ihr geſchehen.

— „Das ſind die Wunder, welche das jungfräuliche Alter mit ſich bringt.“

— „So iſt der Krieg unvermeidlich!“

— „Dabei verliert ſie eben ſo wenig, wie ſie dabei gewinnt. Sie heißt ſo lange ſchon die blutige Königstochter, die blonde Furie, daß ſie es am Ende ſelbſt glaubt.“

„Es kömmt zu früh! viel zu früh. Wer konnte darauf gefaßt ſein!“ — Er verſank in tiefes Sinnen.

— „Mein frommer Sohn! Du biſt erſchöpft und verſtört. Gönne Dir Ruhe und ſtärke Dich mit einem Becher Wein.“

Er ſchritt zur Thür und rief: „Tofang!“

Ein ſtämmiger, dickbäuchiger, kahlköpfiger Laienbruder erſchien.

— „Bringe uns Wein!“

Tofang gehorchte.

Der Provincial wandte ſich an dieſen:

— „Wiſſe, mein Sohn, daß es Krieg geben wird, ehe wir uns deſſen verſehen.“

— „Je eher, je lieber!“

— „Du haſt die Schmiedekunſt fleißig betrieben!“

— „Ein braver Streiter für die heilige Kirche ſchmiedet ſich ſeine Waffen ſelbſt.“

— „So bleibe treu und gehe nicht zum König über.“

— „Falls mir vorgeſchrieben wird, überzulaufen, um den Feind irre zu führen, ſo thu' ich es!“

— „Wärſt Du wohl im Stande, eine Keule oder beſſer noch einen Streithammer zu ſchmieden, deſſen ſtumpfes Ende dem Hufen eines gewiſſen Waldungethüms gleicht?“

— „Warum nicht? Die Steppenroſſe thun Niemandem was zu Leide, der ſie nicht reizt. Nur duldet ſolch edles Gethier nichts Fremdes neben ſich. Ich gehe in die Wälder, mir ſicheres Maß zu nehmen.“ —

— Der Provincial wandte ſich an den Waldcaplan: „Mein frommer Sohn! Was meinſt Du? — die blutige Königstochter, erſchlagen von ihrem eignen Silberroſſe, würde das zu dieſer Schauderſage nicht einen verſöhnenden und befriedigenden Schluß abgeben, gläubigen Seelen zur Warnung, und um unartige Kinder zu Bette zu ſcheuchen?“ —

— „Wer wird mit ſolcher Waffe der Fürſtin Hoheit zu nahen wagen?“

— „Es giebt deren.“ —

— „Würde nicht die Urkunde, wenn ſie vor Vollendung ihres zwanzigſten Jahres ſtirbt, außer Kraft treten?“

„Wohl wahr! Allein der König hat alsdann einen

Stützpunkt verloren, den er so leicht nicht wiedergewinnen wird." —

— „Eminenz wird mir gestatten, auf meine Sicherheit bedacht zu sein!"

— „Nicht heute und morgen. — Wenn sie Wort hält, so läßt der König zuerst Dich verfolgen, und hat leichtes Spiel. Alsdann erst kommen wir an die Reihe, und da wird er seine Schwierigkeiten finden. — Sie hat ohne Weiteres sich Deiner entledigt und damit scheint mir ihr Muth erschöpft. Jetzt muß sie sich allein dem Zorn des Königs aussetzen, und dazu wird sie sich so leicht nicht entschließen. Sie wird zögern, denke ich. — Für's Erste also bist Du hier völlig sicher und gut aufgehoben. Es soll Dir an nichts fehlen, was Du irgend verlangst. — Ist die erste Gefahr vorüber, so sorge ich für Deine Flucht, — Du wirst weltliche Kleider anlegen, damit Niemand Dich erkenne, und Dein Maulthier lasse ich mit einer Decke belegen und mit einer Kappe überziehen. Außerdem gebe ich Dir auch sicheres Geleite mit.

Wer auf's Silberroß ausging, pflegte bei dem luſtigen und verſchmitzten Luccas, dem Waldherbergenwirthe, einzukehren, theils um zu raſten, theils um Erkundigungen einzuziehen. Zugleich auch war Luccas mit allem verſehen, was zum Beiſtande Schwerverwundeter, oder um die Erſchlagenen mit frommen Ehren in die Heimath zu fördern, dienen könnte.

Eines frühen Morgens langte ein Maulthier ohne Reiter an, und that wie zu Hauſe. Es wieherte nach den reinlichen Ställen und den vollen Krippen und Raufen. Es war an der fürſtlichen Stallmarke kenntlich, hörte auf den Namen Ulli, und war ein ſanftes, frommes Thier.

Kein Reiter wollte nachkommen und Luccas ſagte: „Ein Unglück iſt geſchehen.“ Er rief ſeine Knechte herbei, um mit ihnen auf Nachſuchung auszugehen.

Siehe! Auf zweitauſend Schritte etwa fand man den

acht- und ehrbaren Pater Waldcaplan, in weltlichen Kleidern, elendiglich zerstampft von Rosseshufen.

Der entstellte Leichnam wurde nach der Waldherberge geschafft.

„Was?“ rief Frau Käthe, die Waldherbergswirthin; — „Das ein Unglück? Ein heilloses Bubenstück ist es, angestiftet wider unsere vielgeliebte Fürstin Hoheit, Gott erhalte sie! — Der Pater Waldcaplan; wie kömmt er in weltliche Kleider, und sind das Rosseshufschläge? Das Pferd schlägt von unten auf, und so kann ein Pferd den Schädel nicht zerschmettern. Buschklepper und Wegelagerer giebt es in hiesiger Gegend nicht. Das Silberroß hat noch niemals einen Wanderer auf offener Straße angefallen. Es ist kein böses Thier. Ich lasse nichts darauf kommen. Es hat uns manche vornehme Kundschaft zugeführt und manches schöne Stück Geld eingebracht. Auch die anderen Steppenrosse thun Niemandem etwas zu Leide. Nur dulden sie keine fremde Gäule; das liegt in ihrer Art. Und nun frage ich Jedermann: Woher ist Ulli mit heiler Haut davongekommen?“ —

„Frau Kathe hat Recht!“ nahm einer der Knechte das Wort. „Auf der Straße sah man nur Spuren der Ulli und wohlbeschlagener Pferde, welche wieder umkehrten, um heimzutraben. Keine Spur vom Silberthier und anderen Steppenrossen.“

Käthe fuhr fort: „Wäre ich an der Stelle dieser

dummen Maulthierstute, Ulli benamset, ich wüßte eine Geschichte zu erzählen, gleich der heiligen Eselin Bileam's, doch Ulli hat ihr Maul nur zum Fressen und nicht zum Weissagen."

„Räthe! Räthe!" warnte Luccas; „wir sind geringe Leute. Mischen wir uns nicht in das Spiel großer Herrschaften. — Was vermögen wir für unsere vielgeliebte Fürstin Hoheit? Gott erhalte sie! — Hat sie nicht einen Vater, der König ist und Kanut der Große heißt? — Ich nehme die Ulli beim Zaume und führe sie nach dem Waldschlosse, und melde: „Der acht- und ehrbare Pater Waldcaplan liegt vom Silberrosse erschlagen auf der Waldherberge." Mehr sage ich nicht, mehr will ich nicht hören, noch sehen und wissen: Vielgeliebte Fürstin Hoheit, Gott erhalte sie, möge dann selbst ermessen, was zu thun ist. Wir dürfen nicht klüger sein wollen, als sie."

Der Priestermord füllte gleichsam das vermeintliche Sündenmaß, und auf allen Kanzeln wurde wider die Schuldlose geeifert, als etwa:

„Fürstliche und hohe Eltern betrauern den Tod ihrer Heldensöhne, oder haben deren Siechthum und Verstümmelung täglich vor Augen. Nicht einmal Priesterweihe schützt vor ihrem unheimlichen Liebreiz, denn selbst ihr Seelsorger unterlag dem tückischen Zauber, den sie im Namen der Hölle über Alle, die in ihre Nähe kommen, zu üben verpflichtet ist. Wie alle Andern, ging auch er auf's Silberroß aus; wie alle Andern, erlitt auch er denselben schmähligen und elendiglichen Tod. In weltlicher Tracht und ohne Oelung und Absolution schied er dahin, um diese grauenhafte Verirrung im Fegefeuer auf unerhörte Weise abzubüßen."

„Verflucht sei sie und in den Bann gethan. Verflucht

die Schwelle, die sie überschreitet. Verflucht, wer ihr Obdach gewährt, oder sie eines Blickes und Wortes würdigt. Verflucht, wer ihr Brot oder Wasser gönnt, und gesegnet und geheiligt, wer mit Gift oder Dolch die Welt von ihrem verruchten Dasein säubert, damit sie im tiefsten Pfuhle der Hölle den Lohn ihrer haarsträubenden Greuelthaten empfange."

Der überwundene Feind iſt nicht für immer vernichtet, und hat er ſich erholt und friſche Kräfte geſammelt, ſo wird er nicht anſtehen, ſeine Niederlage zu rächen und die erlittene Schmach zu tilgen. Man war durch Schaden klug geworden und hatte erfahren, was die Einzelmacht, bei aller Haſt und Anſtrengung, wider dieſen fortwährend ſiegreichen König auszurichten vermochte.

Geiſtliche und weltliche Herren, nachdem ſie Boten gewechſelt, heimliche Zuſammenkünfte gehalten und Verabredungen getroffen hatten, vereinten ſich nunmehr zu einem Schutz- und Trutz-Bündniß wider ihren gemeinſamen Feind, welcher die Kirche unterdrückte, die Vaſallen knechtete und die kleinen Nachbarfürſten zu verſchlingen drohte.

„Kommt an!“ frohlockte der König bei Empfang des Fehdebriefes; „ich nehme es auf mit euch Allen, je mehr

ze lieber. Verräther sind feige und Verbündete entzweien sich bei der ersten Niederlage. Die Einen habe ich demüthigt und gesühnt, die Anderen gezüchtigt und begnadigt. Nichts mehr weiter von Gnade und Schonung. Nicht eher stoße ich mein Schwert in die Scheide, als bis ich euch Alle, sammt und sonders, aus euren letzten Schlupfwinkeln vertrieben habe."

Sofort ließ der König Kirchen und Klöster scharf besetzen und unbarmherzig ausplündern. Schlösser und Riegel wurden erbrochen und Alles, bis in die untersten Gewölbe, rücksichtslos nach Schätzen durchstöbert, und was von Werth war, mitgenommen. Dahingegen durfte den Geistlichen, hohen wie niederen, wie auch den Kirchendienern und Klosterknechten, kein Haar gekrümmt werden.

Diese überraschenden Gewaltthaten bewogen endlich Se. Eminenz — denn er war Erzbischof, durfte sich aber im Reiche nur Provincial nennen — dem Könige Vorstellungen zu machen über diesen auf allerhöchsten Befehl veranstalteten Kirchenraub.

„Wundert Euch das?" fragte der König. „Es ist Kriegesbrauch, seine Feinde zu entwaffnen. Auch brauche ich Schätze zu dem Kriege, den Deines Gleichen über mich beschworen. Jahrelang habt Ihr Euch hier vollgesogen. Jetzt ist's hohe Zeit, Euch auszukeltern, denn Ihr habt meine Vasallen und Nachbarfürsten gegen mich aufgewiegelt, und seid mit Majestätsbeleidigungen wider Hoheit

Thronfolgerin überall hin hausiren gegangen. — Freßt aus, was Ihr eingebrockt habt, denn was eben hier geschehen, ist eben nur das Vorspiel zu dem, was heute noch im ganzen Reiche, so viel Ihr mir davon übrig gelassen habt, vorgenommen wird. — Ihr wollt Euch reinwaschen, indem Ihr Euch auf Rom beruft? Nehmt Euch in Acht, daß ich Euch nicht rein brenne, indem ich Euch auf den Scheiterhaufen schicke. Ich habe große Lust, mit Dir den Anfang zu machen. — Wer ist Dein Papst zu Rom, der meine Hoheit Ihronerbin ächtet und verketzert? — Ich bin König von Gottes Gnaden und er nur Statthalter des Sohnes. Mögen andere Könige und Fürsten ihm den Pantoffel küssen. Ich bin Oberherr in meinem Reiche und gestatte keine fremde Einmischungen. Eures Gleichen dulde ich nur und hat sich hier als heimisch nicht zu betrachten. Auch soll in meinem Reiche kein Pfaffe mehr zehnten und zinsen. Er mag vorlieb nehmen mit dem, was man ihm gutwillig giebt. — Im Uebrigen sind Eure Waffen Bettelworte, die meinigen aber Feuer und Schwert."

Cynthia, bleich wie Alabaster, erſchien vor dem König.

— „Willkommen, ſüße Hoheit! — Warum ſo ernſt und feierlich? Ich leſe in Deinen milden Zügen eine herbe Kunde.“

— „Leider iſt dem ſo, mein König!“ — Hiemit überreichte ſie ihm die verhängnißvolle Urkunde in goldener Kapſel und der König legte ſie nachläſſig bei Seite.

— „Majeſtät! Die heilige Dyvhne war gleich mir die Tochter eines großmächtigen Königs, eines Heiden und Verfolgers der Chriſten. Sie hatte ſich in aller Unſchuld dem Himmel geweiht und zur Strafe ihrer Eigenwilligkeit enthauptete der Vater eigenhändig die einzige Tochter unter freiem Himmel und im Angeſichte des ganzen Volkes.“

— „Was ſoll das heißen? Ich bin kein Heide und kein Chriſtenverfolger.“

Sie ſank ihm zu Füßen. — „Ich bitte um den Tod der heiligen Daphne. Ich habe ihn verdient und bin ſtrafbarer als ſie.“

— „Steh auf! Ich liebe nicht, zweimal zu befehlen. — Jetzt ſprich!“

— „Zwei heilige Gewalten ſtreiten ſich um mich: der Himmel, dem ich mich zugeſchworen, und der König, dem ich untergeben bin. Sie zerzauſen mich, wie die feindſeligen Stürme der Windsbraut. Sie heben mich ſchwindelnd zu den Wolken empor, und laſſen mich ohnmächtig wieder zu Boden ſinken. — Soll ich die Krone tragen, ſo kann ich den Krummſtab nicht führen. Die geiſtliche Fürſtin vermag nicht zugleich auch weltliche Herrin zu ſein. Wie ſoll ich Gott geben, was Gottes iſt, und dem Könige, was dem Könige iſt?“

— „Miſche nicht Unſinn mit Thränen, um mir doppelt zu mißfallen. —

— „Nach meinem vollendeten zwanzigſten Jahre gehört mein Waldfürſtenthum der Kirche, und ich bin verpflichtet, den Schleier zu nehmen.“

— „Meine Tochter Thronerbin: verpflichtet?“

— „Durch meinen Eid!“

— „Meineid iſt der Eid, geſchworen wider erhabene Pflichten. Schwöre, Unrecht zu thun und brich Dein Wort, ſo thuſt Du Recht; ſchwöre, eine Sünde zu begehen, und laß ab davon, ſo biſt Du entſündigt.“

— „Um Mitternacht am Hochaltar ward dieser Eid geleistet, und ich nahm das Mahl des Herrn darauf. — Will Majestät die Urkunde dort nicht beachten? Sie besagt Alles.“ —

Der König riß die Urkunde aus ihrer gelegenen Kapsel und durchflog sie mit hastigen Blicken.

— „Grausamer Himmel! Strafe in deinem Zorne Könige, die sich versündigt haben, aber beleidige, verstümmle sie nicht. — Soll mein lebenslängliches Werk, das ich mit eisernem Muthe geschaffen, vor meinen sehenden Augen zerstieben, und wenn Altersschwäche mich lähmt, das große Reich, das ich gestiftet, in sich selbst zerfallen? Soll mein Heldenthum abblassen zu einer Narrensage?“ —

Hiemit riß er sein Schwert aus der Scheide.

— „Tödte mich, mein Vater! Ich hasse mein junges Leben! Blut ist um mich geflossen und Blut wird ferner noch in Strömen um mich fließen. Ich bin der Anlaß zu diesem furchtbaren Völkerkriege. Ich will aus der Welt verschwinden und vergessen sein.

— „Wärst du garstig, mißgestaltet, lahm oder verwachsen, mit Aussatz und eckelhaften Schären behaftet, eigenhändig würde ich meine Krone von solcher Schmach befreien. Aber lächelnde Majestät, erhabne Milde, Liebreiz in Blick und Wort und Wesen, das Juwel meiner Krone, das Kleinod meines Palastes, der Stolz meines Vaterherzens! — Ach! Hinweg damit! — da!!“ — Und

mit dem blanken Schwerte hieb er ihr Contrefei von der Wand und zertrümmerte es am Boden. — „So sei verbannt aus meinen Augen, aus meinem Sinn und Herzen!“

— „Verbannt aus den Augen, Sinn und Gedächtniß aller Welt.“

— „Geh und nimm meinen Fluch mit Dir!“

— „Das Asyl, welches ich gewählt, ist unzugänglich für den Vaterfluch! Das sind nicht Reuethränen, die ich weine. Ich habe nichts zu bereuen, doch viel zu büßen. Ich scheide hier aus wetterschwangerer Schwüle, in thauerfrischte, Gottesluft. — Mein König, lebe wohl! Mein Vater, sei glücklich, ohne Deine Tochter.“

Sie schrieb an Felix:

— „Du bist zu Glück und Glanz berufen. — Meide die mit Acht und Bann und mit dem Vaterfluch belastete Königstochter. Mische Dich nicht in ihr finsteres Schicksal. Das Selbsterwählte mag sie allein vollenden und ferne bleibe der Glücksname Felix von dem Unglücksnamen

Cynthia.“

Gefolgt nur von wenigen ihrer Gespielinnen und geringer Dienerschaft, verließ Cynthia den Palast; und auf Befehl des Königs verschwanden alle Bildnisse von ihr auf Leinewand, in Marmor, in Basreliefs und Schnitzwerk von allen Wänden, aus allen Nischen und Hallen.

Auch damit begnügte ſich der König nicht. Er entzog ihr die Einkünfte einer Thronerbin, verbot, von ihr zu reden, und was irgend an ſie erinnerte, mußte bei ſtrenger Strafe gemieden werden.

Tapfer bestritt der König die Uebermacht der Verbündeten. Er wich um keinen Schritt zurück, kam aber auch um keinen Schritt vorwärts. Daß seine besten Kräfte, die Hochvasallen, ihm feindlich gegenüber standen, und daß der alte Graf Hemskoe, welcher in langjährigen Kämpfen seine Kriegskunst ihm abgelernt hatte, wollte er nicht zugeben. Große Feldherren sind abergläubisch. „Der Krieg schläft ein!“ seufzte er; „Cynthia ist dawider, das lähmt meine Waffen und hemmt meine Erfolge.“

Da träumte ihm eines Nachts, daß Cynthia mit dreistem, nie gesehenen Hohne an sein Lager träte.

— „Großer König, Du hast mir geflucht und mich verbannt aus Deinem Herzen, Sinn und Angedenken! Banne mich, wenn Du vermagst, auch aus Deinen Träumen! Denn siehe! Ich bin nicht Cynthia, die Gottgefällige, sondern Cynthia, Deine Kriegsfurie. — Bilde Dir nicht

ein, daß ich Deine Waffen lähme und Deine Erfolge hemme. Ich fluche Deine Waffen und bete für Deine Erfolge. Allein Du weißt, wie Furien fluchen und beten!"

Roth ist Blut,
Roth ist Gluth,
Glühend rothem Heldenmuth
Thut ein schwarzer Segen gut.

Posaunen schmetterten und Trommeln wirbelten. Der König erwachte. „Was giebts!?"

— „Die Lanzenreiter sitzen auf und die Armbrust schützen treten an."

— „Sie sollen absitzen und auseinandergehen. Heut ist ein Unglückstag!" — —

Ein Unglückstag schien es eben nicht zu sein. Ein unbekannter Ritter langte an, mit einer zahlreichen, wie wohl schlecht berittenen und bewaffneten Mannschaft. Er selbst war von herkulischer Gestalt und riesigem Gliederbau, trug eine schwarze Rüstung und nannte sich schlechthin: „Linkhand". Sein Schwert trug er an der rechten Hüfte und im Schilde führte er eine schwarze Linke im rothen Felde ohne weiteren Schmuck und Kleinode, welche auf Abkunft und Besitz deuteten.

Der König mißtraute dem riesigen Ankömmling.

— „Wer bist Du und was suchst Du hier? Ich habe Dich nicht gerufen und Du zuvor nicht angefragt."

— „Mein König! Ich komme, Deinen Kriegern ein

Beiſpiel zu geben, wie man ſich unter einem Feldherrn, wie Du, zu halten hat.“

— „Dergleichen Beiſpiele, denke ich, giebt's ſchon.“

— „Man thut gern zu viel, und das iſt vom Uebel. Ich werde mich darauf beſchränken, die Befehle, die Du mir giebſt, pünktlich zu vollziehen; nicht mehr zu thun, als Du verlangſt, aber gewiß auch nicht weniger. So ziemt es einem jungen Streiter unter einem weiſen Feldherrn, von dem er was lernen kann.“

Der König that ſich auf ſeinen Feldherrnruhm viel zu Gute. — „Du nennſt Dich Linkhand?“ fragte er.

— „Linkhand!“

— „Führſt Du keine andern Namen.

— „Für den Augenblick keinen.“

— „Alſo früher?“

— „Meine Vergangenheit iſt ſtumm. Für's Erſte wird meine Linke ihre Schuldigkeit thun und, wenn Zeit und Gelegenheit ſich eignen, mein Recht zu fordern, ſo kömmt meine Rechte an die Reihe.“

— „Wohlan, Freund Linkhand! Zeig', was Deine Linke vermag! Deine Geheimniſſe will ich ſchonen.“

21.

Linkhand hielt Wort. Er wich mit seiner wüsten Schaar nicht eher vom Schlachtfelde, als bis Befehl kam. Dann stürzte er sich in die dichtesten Haufen der Feinde, warf alles nieder und schonte am wenigsten seine eigenen Leute. Er schlug manchen Angriff ab, entschied auch manches Treffen. Aber hatte er seine Schuldigkeit gethan, so schob er sein Schwert in die Scheide und überließ es seinen Leuten, den fliehenden Feind zu verfolgen, Beute zu machen und den Gefangenen Lösegeld abzupressen. Das Alles nahm er ihnen bei Würfeln und Becher wieder ab, und lebte überhaupt mit ihnen in der größten Vertraulichkeit. Sie durften sich alles herausnehmen, thun, was sie wollten, und galten für den Abschaum des ganzen Heeres.

Am vertrautesten lebte Linkhand mit seinem Narren, einem mißgeschaffenen Zwerge, den er Bruder Simon nannte, und der wiederum Bruder Linkhand zu seinem

Herrn ſagte. Auch bei der ganzen Mannſchaft hieß er Bruder Simon; er beluſtigte ſie mit ſeinen Poſſen, Schwänken und Affenſprüngen und verſchonte Niemand mit ſeinen Tücken und Neckereien, indem er flink und gewandt ſich jederzeit der Rache des Gefoppten zu entziehen wußte. Er war zugleich Leibdiener, Schildknappe, luſtiger und geheimer Rath des unbekannten Ritters, und der König verdankte dem wunderbaren Spürſinn dieſes Narren gar manche wichtige Kunde. Seinem rieſigen Ritter reichte er kaum bis zur Hüfte. Sein ſtarres Haar war ſilberweiß und eben ſo auch ſein rundgeſchnittener Kinn- und Backenbart, was von ſeinem gelbbräunlichen Geſichte ſeltſam abſtach. Seine ſtumpfe Naſe war plattgedrückt, die kleinen Augen blitzten und ſpähten unruhig umher. Auch die dürren, verzerrten Gliedmaßen waren in ſteter Bewegung und ebenſo auch die ſchmalen Lippen des breiten, hervortretenden Mundes. Ob das fortwährende Zulächeln und Kopfnicken Freundlichkeit oder ein boshaftes Zähnefletſchen ſein ſollte, wußte Niemand zu ſagen und eben ſo wenig ließ ſich entſcheiden, ob Bruder Simon alt oder jung, Chriſt oder Heide, Menſch oder Thier ſei. —

Dem Könige gefiel Linkhand's gehorſame Tapferkeit, welche ſich auf blindes Zuſchlagen beſchränkte und Erfolg und Siegesehre dem Feldherrn überließ. Nur verdroß ihn,

daß er ſo ſchlechte Mannszucht hielt, auch wollte er das nicht länger dulden.

„Freund Linkhand,“ ſagte er eines Tages, „ein braver Kriegsmann, wie Du, darf ſich vor ſeinen Leuten durch Vertraulichkeit nicht bloßſtellen. Du würfelſt, zechſt und jubelſt mit ihnen Nächte lang. Das thut nicht gut, und ſo können wir keine Freunde bleiben.“

— „Das ſollte mir Leid thun, mein König. Doch läßt es ſich nicht ändern. Ich ſchone meine Leute nicht. Im Felde müſſen ſie auf Wink und Wort mir gehorchen. Das wiſſen ſie, und darum wollen ſie, ſobald ſie die Waffen abgelegt, ihr eigner Herr ſein und ihres kurzen Daſeins, ſo lange es ihnen vergönnt iſt, ſich erfreuen. Ihre Beſtimmung iſt, das Blachfeld zu düngen. — Zu beſſern ſind ſie einmal nicht, und geſetzt, ſie wären es, ſo würde ich mich nicht damit befaſſen. Weit entfernt, ſie ihrer Beſtimmung abſpenſtig zu machen, munt're ich vielmehr ſie auf, ſich ihrer Verworfenheit zwanglos zu überlaſſen und gehe ihnen mit gutem Beiſpiele voran.“

— „Merke Dir aber wohl, daß, wer von Deinen Leuten, ſo bald die Waffen abgelegt ſind, ſich außerhalb Deiner Lagerpfähle betreffen läßt, ſofort gehenkt wird!“

— „Immerhin, mein König! Dieſem Volke muß beigebracht werden, und es muß merken und fühlen: wozu es auf der Welt iſt. Nur eine Bitte wolle mir gewähren.“

— „Was verlangst Du?“

— „Deine Majestät sei König außerhalb meines Lagers! — Innerhalb meines Lagers möchte ich selbst König sein und henken lassen, was mir mißfällt.“

— „Es sei Dir gewährt!“ lächelte der König. — —

„In Gottes Namen zieh' ins Feld!“ ſprach der Herzog. Aus Dir muß etwas werden und ich werde nicht ermangeln, die Ritterlichkeit meines Bruders, mit all meiner Macht zu unterſtützen. Ich will mit ſtattlicher Kriegsmacht dermaßen Dich ausrüſten, daß Du dem Könige ein willkommener Bundesgenoſſe ſein ſollſt.“

— „Dem Könige?“

— „Du willſt doch nicht etwa zu den Verbündeten?“

— „Ich zu den Landesfürſten, die mit Hochverrätern und Pfaffen gemeinſchaftliche Sachen machen wider eine minderjährige Königstochter? — Der Unſinn ſteht mit gezückter Waffe im offnen Felde und kann ſeine Wuth nicht hemmen, ſich anzufallen und zu zerfleiſchen. Freund und Feind verfolgen die Erhabene, welche auf Alles zu verzichten bereit iſt. Ihre Feinde fordern Rache an ihr und der König verſtößt ſie. Ihre Feinde beſchuldigen ſie eines

finsteren Bündnisses, und der König belastet ihr blondes Haupt mit seinem Vaterfluch.“ —

— „Du bist der Einzige, der so von ihr spricht.

— „Einer muß anders denken als der Andere. Der König nehme seinen Fluch zurück, damit dieser heillose Krieg einen Sinn gewinne und nicht als toller Kampf aus blutigem Unverstand und böser Raufluſt dahinrase. Er reinige seine Waffen vom Widerspruche und weihe sie der Gerechtigkeit, damit Rechtsgefühl Kampfgewissen und Siegeshoffnung erwache und auf seiner Seite sei.“

— „Sprich so zum König! Die einigen Brüder werden sich mit ansehnlicher Heeresmacht zu seinen Bundesgenossen erklären.“

— „Nein, mein Herzog! — Der König führt nur Krieg, um Krieg zu führen.“

Der Herzog lächelte: — „Willst Du vielleicht auf eigne Hand Krieg anfangen?“

— „Dazu habe ich keine Macht und dennoch möchte ich etwas der Art.“

— „Laß endlich hören!“

— „Das Waldschloß ist ein reizender Fürstensitz, wohlgeeignet zu Jagden, Lustbarkeiten und Festen. Doch taugt es nicht zu einem Aufenthalt in Kriegszeiten. Es ist unbefestigt, das Gebiet liegt von allen Seiten offen da, und die Sassen wohnen zerstreut und weit auseinander. Rom hat Hoheit in Acht und Bann aethan und ihr hol-

des junges Leben jeglichem Meuchelmörder preisgegeben, der Luſt hat, ſich ſeiner Sünden zu entladen, um weiter friſch darauf los zu ſündigen. — Sie hat nunmehr einen neuen Seelſorger. — Wer iſt dieſer verruchte Pfaff, der vor dem Schickſale ſeines Vorgängers nicht banget, und den der päbſtliche Bannſtrahl ſo wenig kümmert? — Was kann er anders ſein, als ein römiſcher Giftmiſcher, ein mit ſchwerem Golde erkaufter geiſtlicher Quackſalber, um, wenn Hoheit von der Jagd kömmt, oder vom Tanz erhitzt iſt, oder zur Geſchmeidigung ihrer ſüßen Stimme, oder zur Erhöhung ihres ſtolzen Liebreizes: ihr kühlende Tränkchen zu reichen. — Bis zu ihrem zwanzigſten Jahre wird man ſie leben laſſen, alsdann aber iſt ſie lebendig oder todt Rom verfallen. — Retten wir ſie!“ —

— „Auf welche Weiſe?“

— „Der König hat ſie verſtoßen; ſie gehört Niemandem mehr an. — Möge der päbſtliche Bannſtrahl Kaiſer und Könige treffen, und wohin er ſonſt geſchleudert wird, nur nicht auf minderjährige Fürſtinnen und Thronerbinnen — Führen wir keine Ritterſchwerter mehr? Will man uns das Recht ſtreitig machen, uns auf ein Gottesurtheil zu berufen? Wollen wir abhängige Klofterbrüder ſein? — Sie hat kein Recht mehr auf Leben und Eigenthum, denn auch der König hat die Minderjährige verſtoßen. — Bemächtigen wir uns des Waldſchloſſes und erklären wir ſie zu „unſerer“ Gefangenen. Dann mag

Rom verſuchen, ſie uns abzukaufen. Alle Ritterſchwerter werden auf unſerer Seite ſein.“

— „Feliz! Feliz! Du gehſt zu weit! — Meſſen wir unſere Kräfte ab; wir können die Welt nicht umſtürzen! —

— „Wer ſpricht von einem Weltumſturz?“

— „Mein verliebter Herr Bruder!“ —

— „Keineswegs! — Wenn wir das Waldſchloß haben, und ſie unſere Gefangene iſt, — was fragen wir nach ihren ſchwachſeligen Fürſtenvormündern? — Bringe ich ihr das Silberroß, lammfromm und wohlgeſchult, ſo wie es in der Urkunde ausbedungen, — was habe ich nach ihrer Einwilligung zu fragen, da ſie für den Augenblick rechtlos iſt?“

— „Mein Bruder ſoll ſich dieſem unritterlichen Tode nicht wie ein gemeiner Abenteurer ausſetzen.“

— „Die Herrliche ſteht mit keinem Kobold im Bunde und das Silberroß iſt kein Zauberungethüm! Es giebt böſe Pferde, die ſich platterdings nicht bändigen laſſen, und hat man ihrer Wildniß glücklich ſie entführt, ſo wahre man ſich, wenn ſie die Ohren ſpitzen. Denn mit hämiſcher Schlauheit wiſſen ſie den unbewachten Augenblick zu erlauern, um tückiſch ſich an ihrem Bezwinger zu rächen. Allein es giebt auch kluge Künſte um Löwen und Tiger zu bändigen und zu allerlei Künſten ſie abzurichten; und das Silberroß, an der Spitze anderer übermüthiger Gäule

der Wildniß, iſt auch zu haben, und ſeine Ungelegenheiten ihm zu vertreiben.“

— „Und dieſe klugen Künſte?“

— „Du fragſt? Der Reiter, Schütz und Jäger kennt ſie. Sie ſind ſehr einfach. Erſt nur das Silberroß haben, damit Hunger und Peitſche das ihrige daran thuen. Mit meinen Sporen quetſche ich ihm die Rippen entzwei und jage ihm das Blut aus den Nüſtern. Mag es zu einem Miethklepper ermagern und zu einem Karrengaul erlahmen, wenn es nur lammfromm und weihnachtszahm von Fürſtin Hoheit ein einzig Mal getummelt werden kann. — Mit ſolchen Künſten werde ich mich ſelbſt nicht befaſſen, ſondern meinen Stallmeiſtern Vorſchriften geben. Mit ſolchen Künſten aber vereitelt man die römiſche Argliſt, verübt an einem Königskinde.“

Der Herzog verſank in Sinnen und Nachdenken, dann mit einem Male lachte er hell auf. — „Felix, Du wirſt im Alter kindiſch werden, denn Du verſchwendeſt Deinen Verſtand in verliebter Jugend. — Ahnet Dir nicht, was dem entgegen ſteht?“

— „Ich wüßte nicht!“

— „Du denkſt nur an Deine Liebe, aber nicht an den Herzog, Deinen Bruder. — Ich bin der Aeltere. — Was ſoll aus meiner Griſeldis und meinen beiden Söhnen werden? — Du wechſelſt die Farbe? Was fehlt Dir? So ſah ich Dich noch nie. — Erhole Dich! Es

ist so böse nicht gemeint! — Ich nehme das Waldschloß; ich nehme Fürstin Hoheit gefangen. Ich bringe ihr das Silberroß und befreie sie von Rom. Dann mag der König seine Thronerbin auslösen, weil ich bei meiner „Gräfin Bauerdirne“ bleibe, mit der er nicht verwandt sein will. — Das Weitere wird sich finden. — Mein Herzogthum und Dein Königreich! — Und die einigen Brüder sind die mächtigsten Herren weit und breit, und wer weiß, ob nicht in Zukunft vereinst beide Kronen auf ein Haupt fallen.“

Tief gerührt umarmten sich die einigen Brüder.

„Der Krieg schläft ein!“ seufzte wiederum der König, und in der That, bei der schwülen Jahreszeit ließ sich nichts unternehmen. Das Getreide verbrannte auf dem Felde; man sah kein Grün mehr; der aufwirbelnde Staub färbte alles grau. Es fehlte an Lebensmitteln; Krankheiten nahmen überhand und alles ging auf Raub und Plünderung aus. — Zwischen dem Linkhand'schen Gesindel und den königlichen Streitern war kaum noch ein Unterschied.

Vom Waffenschloß lief glückliche Kunde ein: Das Silberreß war eingefangen und stand mit Gurten und Banden, in Ketten festgeschlossen, in den fürstlichen Ställen. Es war schwer verwundet. Aber auch der Herzog lag schwer darnieder. — —

Die fürstlichen Brüder hatten das Revier, wo die Rosse Abends zur Tränke gingen, mit einem starken, drahl-

durchflochtenen Netzwerk, welches an tüchtigen alten Baumstämmen wohl befestigt war, rings umgeben. Die Rosse kamen. Voran der Silberschimmel. Das Netz wurde geschlossen und die Gefangenen wütheten vergebens wider die Stricke, welche allzu fest und dauerhaft gearbeitet waren.

Die Absicht der fürstlichen Brüder war, die Steppenrosse auszuhungern, und Cynthia's Vorschrift lautete: „Möge dieses verwilderte, wenn auch edle Gethier, ausgerettet werden. Nur das Silberroß werde geschont! Was sonst noch zu retten ist, dürfte dem Könige jetzt willkommen sein.“ — —

Anders als seine Waldgenossen benahm sich das Silberroß. Still und sinnig spürte es die Ortsbeschaffenheit aus, maß seinen Anlauf ab, und setzte mit einem gewaltigen Sprunge über das Netzwerk.

Kaum war es im Freien, als ein scharfer Bolzen es begrüßte. Der Herzog hatte ihn abgeschossen, nicht, um es zu tödten, sondern um durch Blutverlust es zu schwächen. Das Silberroß nahm diesen Gruß sehr übel auf. Es warf sich auf den Schützen, rannte Roß und Reiter zu Boden, und würde ihnen das Garaus gemacht haben, hätte nicht ein zweiter Bolzen, von Felix' Meisterhand, streifend, ihm die Halsader geöffnet. Das edle Thier ließ ab von dem zu Boden liegenden Feinde, um es mit dem Kampffähigen aufzunehmen. Es ward Felix nunmehr ein Leichtes, ihm die Schlinge umzuwerfen, und er neckte es

hin und her, bis er es feſt eingeſponnen hatte, und es, von Blutverluſt erſchöpft, zu Boden ſtürzte. — Cynthia hatte dieſem Berichte hinzugefügt:

„Mein königlicher Herr und Vater! Gnade der Unbeſonnenen. Ich bin Deine gehorſame Tochter wieder. Dank ſei es dem Himmel und den fürſtlichen Brüdern! Vergeſſen ſei das Vergangene; ich liege Dir zu Füßen und bitte um „ſtumme Verſöhnung.“

Cynthia.“

Auch Felix hatte ein Schreiben beigelegt:

„Königliche Majeſtät! Im Namen des Herzogs, meines Bruders, welcher wund darnieder liegt! Wir haben keine Ritterthat begangen; vielmehr haben wider die Minderjährige, von Rom geächtete und von dem Könige, ihrem Vater, verſtoßene Fürſtin Thronfolgerin Gewalt geübt, zu ihrem Schutze, um ſie von Rom zu befreien und ſie mit ihrem königlichen Herrn Vater auszuſöhnen. — Räuber ſind wir nicht. Der Pakt mit Rom ſei vernichtet und vergeſſen! — Wie mein Bruder geſonnen iſt, weiß Majeſtät bereits, und ich, der jüngere Bruder, bin ein Prinz von Habenichts. — Kern bleibe es daher von uns, Dasjenige irgend zu berühren, was wir Rom abgeheutet haben. Der Herzog wünſcht nach wie vor, Dein treuer Bundesgenoſſe zu ſein und läßt den Heerbann umgehen, um mit einer ſtattlichen Kriegsmacht mich — weil er das

Lager hüten muß — unter die Befehle Deiner Majeſtät zu ſtellen.“ —

Dieſe Sprache liebte der König, und auf der Stelle erließ er einen Befehl an den Kunſtaufſeher ſeines Palaſtes:

„Wackerer Meiſter! Begieb Dich auf's Waldſchloß, um Fürſtin Hoheit und Durchlaucht Felix auf einer Leinewand zu malen. Zuerſt ihn, denn ich brauche ihn im Felde. Beeile Dich, übereile Dich jedoch nicht, denn diesesmal verlange ich etwas ganz Abſonderliches von Dir. Dein Machwerk muß alles früher Geleiſtete übertreffen, und mir und Dir zur Ehre gereichen. — Zu Hoheit ſprich: Stumme Verſöhnung! Sie wird das verſtehen; zu keinem Andern aber darfſt Du das ſagen.“ —

„Alle Abbilder der Fürſtin Hoheit, auf Leinewand wie in Marmor, ſollen ſofort wieder dahin gebracht und aufgeſtellt werden, wo man ſie früher zu erblicken gewohnt war. — Ich bin Dein gnädiger König.“

Die Krieger wurden zu einem Feldgottesdienſt berufen, die frohe Botſchaft ihnen laut verleſen und mit Jubelgeſchrei gefeiert. Die Hauptleute und Ritter erhielten Befehl, ihre Leute auf's Beſte bewirthen zu laſſen.

Sie begaben ſich in's Königszelt, um Glückwünſche darzubringen. Unter anderen auch Ritter Linkhand, gefolgt von ſeinem Narren. Er ſchnitt ein finſteres Geſicht, und um ſo ſpöttiſcher fletſchte ſein Narr Maul und Zähne.

„Nun Freund Linkhand!“ hub der König an, „haſt Du keinen Glückwunſch für mich?“

— „Majeſtät, nur einen halben!“

— „Laß hören, wie er gemeint iſt.“

— „Fürſtin Hoheit iſt ein Weib, wie andere Weiber. Der Herzog hat ſich für ſie geopfert und der Prinz ſchwärmt für ſie. Sie giebt der Jugend und Zierlichkeit den Vorzug vor Macht und Herrlichkeit, und das finde ich einer großmächtigen Königstochter unwürdig.“

— „Biſt Du toll?“ zürnte der König. „Dergleichen wagſt Du vor mir zu äußern?“

Der Narr miſchte ſich in's Geſpräch: „Bruder Linkhand! iſt es nicht ſchön von den fürſtlichen Brüdern, daß ſie treu und feſt zuſammenhalten, und nicht beim erſten Zanke auseinander laufen: weit in die Welt hinein? Denn nicht wahr, Bruder Linkhand, — dergleichen Brüder giebt es auch?“

„Mein Glückwunſch, König!“ fuhr Linkhand fort, „kann nur ein halber ſein; denn für's Erſte iſt das Silberroß nur eingefangen, aber keineswegs ſchon gezähmt und geſchult. Wer weiß, ob das gelingen wird. Es iſt noch nicht aller Tage Abend. Die klugen Künſte der fürſtlichen Brüder ſind mindeſtens keine ritterlichen Künſte, und Hoheit hätte dieſe ſchmachvolle Behandlung des Wunders ihrer Wälder nicht geſtatten ſollen. — Das Ganze iſt ein Schelmenſtreich, verübt an einem edlen Geſchöpfe, desglei

chen es in hundert und aber hundert Jahren nicht wieder geben wird. Es hat ſich bei dieſem Handel ehrenvoller benommen, als Fürſtin Hoheit ſammt den fürſtlichen Brüdern. Dieſem braven Silberhengſte ſollte man an Ort und Stelle, wo er ſolch unerhörten Satz vollbrachte, ein Denkmal ſtellen, um das Gedächtniß eines ſolchen Roßſprunges der Nachwelt zu überliefern.“

„Ehre dem Ehre gebührt!“ rief der Narr; „und wenn ſchon den Beſtien der Wilenitz Denkmale geſtellt werden, was hat da erſt mein gnädiger Herr Ritter Bruder Linkhand zu erwarten, der zwar kein ſeltenes und ausgezeichnetes Pferd iſt, unſtreitig aber ein großer, hochberühmter —: Was ſoll ich mehr ſagen?“

24.

Aerger als ſeine Wunden plagte den Herzog der Mißmuth. Cynthia ließ es ſich nicht nehmen, — freilich unter Beiſtand des Leibarztes — ihn mit eignen ſchönen Händen zu verbinden und Getränke ihm zu reichen. Auch das war ihm nicht recht. „Das iſt Katzenfalſchheit,“ meinte er. Was kümmre ich ſie? Sie hat ihren Felix, den ſie liebt, und ich meine Griſelvis, die mir treu iſt.“

Er war Herr des Waldſchloſſes und die fürſtlichen Oheime fühlten ſich ſehr behaglich, einer, in ſo ſtürmiſchen Zeiten gefährlichen Vormundſchaft überhoben zu ſein. Aber ſeine Geliebte und ſeine Baſtarde auf das Waldſchloß der minderjährigen Fürſtin Hoheit kommen zu laſſen, blieb unter allen Umſtänden und ein für allemal unmöglich. Das eben war ſein Kummer.

„Felix!“ ſprach er eines Tages. „Wenn ich aus dieſer kindiſchen Fürſtin nur klug werden könnte! — Jetzt bin auch ich ein Opfer ihres himmelſchreienden Unverſtan

des. Du hätteſt wohl, um Deinen Bruder zu rächen, das Silberſcheuſal tödten können.“

— „Wider Fürſtenwort und Handſchlag?“

— „Die Ausrede lag nahe. — Ein Fehlſchuß. — So gut wie ich fehlſchoß, hätteſt Du auch einmal fehl ſchießen können.“

— „Möchteſt Du Dich ſolch einer Ausrede bedienen?“

— „Iſt denn ein Fürſtenwort ein Gotteswort?“ Selbſt wenn man's auch beſchwört, — wird es nicht allemal gehalten! — Ich hätte den Fehlſchuß gethan, weil ich Dich liebe, Du aber haſt nur Herz für ſie und keines mehr für Deinen Bruder.“

— „Sei nicht ungerecht! — Wüßteſt Du, wie ſehr es mich ſchmerzt, Dich ſo reden zu hören!“

„Was ſoll ich von ihr denken? — Nichts ſcheint von ihr auszugehen und alles kommt ihr ſo entgegen, wie ſie es eben wünſcht. So ſind auch wir ihr entgegen gekommen, und ſie hat uns beide in ihr Netz gezogen. Mich als den Narren für ihr Silberungethüm; Dich als den Narren, an dem ſie ihre eigenen Tücken ausläßt.“

— „Wie kann das ſein? — Nichts mehr davon! Es ſtört unſere Einigkeit und hemmt Deine Geneſung!“

— „Nur eines noch verſprich mir! — Sollte ich zum Sterben kommen, — erſchrick nur nicht! man ſtirbt nicht gleich, wenn man von ſeinem Ende ſpricht! — Sollte ich zum Sterben kommen, ſo will ich meine Griſeldis noch

einmal ſehen und mich in Extremis mit ihr trauen laſſen; imgleichen auch will ich meine Söhne ſehen, um ihnen meinen väterlichen Segen zu ertheilen."

Schweigend und mit Thränen in den Augen reichte ihm Felix ſeine Hand.

25.

Meiſter Xaver erfreute ſich eines überaus gnädigen Empfangs.

— „Willkommen, mein edler Meiſter!“ begrüßte ihn Cynthia. „Deine gelehrige Schülerin, die Du ſo vielfach lobteſt, iſt hocherfreut, von Dir nicht vergeſſen zu ſein.“

— „Hoheit! Ich bin hier auf Befehl des Königs, um Dir zwei Worte zu ſagen, die kein Anderer hören darf.“

Ein Wink der jungen Fürſtin entfernte ihre Damen.

— „Wir ſind allein, ſprich!“

— „Die zwei Worte, die ich Dir zu ſagen habe, die Du allein verſtehen wirſt, und die mir ſelbſt in ihrem vollen Sinn nicht einleuchten, lauten: „Stumme Verſöhnung!“

— „Habe Dank! Dieſe zwei Worte erfreuen mich. Und dieſe Freudensbotſchaft überbringſt Du mir mit ſolch unfreundlichen Mienen?“

— „Wohl mir, daß es eine Freudensbotſchaft iſt.

Ihre volle Bedeutung iſt, wie geſagt, mir unbekannt. Doch hier iſt der ſchriftliche Befehl des Königs. Ich darf ihn Hoheit anvertrauen, ſonſt aber niemanden.“

Cynthia hatte das Schreiben durchlaufen und reichte es zurück. Sie war bleich vor Wonne, faltete die zarten Hände über den wogenden Buſen und hob die blitzenden Augen gen Himmel.

Der Maler fuhr fort: „Mir iſt dringende Eile anbefohlen und der König, wie Hoheit aus dieſem Schreiben erſieht, erwartet dieſesmal etwas Außerordentliches von mir. Je nun! Der greiſe Künſtler iſt ſeines herkömmlichen Ruhmes ſatt und ſtrebt nach friſchen Kränzen für ſein alterndes Haupt. Der beſonnene Ehrgeiz kann der durch Gewohnheit erſchlafften Phantaſie neue Spannkraft geben, wenn man ſich der glücklichen Stunde bemächtigt, und die Friſche des Augenblicks kann die dahingeſchwundene Kraft und Ausdauer der Jugend erſetzen.“

— „Du haſt ſo oft ſchon mich gemalt, bedarfſt Du immer noch meines Beiſeins?“

— „Es genügt, wenn ich Hoheit dann und wann erblicke. Aber Seine Durchlaucht von Warnemark!“

„Haſt Du ihn noch niemals geſehen?“

— „Man ſieht gar viel im königlichen Palaſte, doch habe ich nie gefragt, wer iſt Prinz Felix von Warnemark?“

„Augenblicklich ſoll Dir Genüge geſchehen.“

Felix erschien; der Maler sah ihn groß an und sprach: „Das Bild ist fertig.“

— „Fertig?“ fragte Cynthia.

— „Fertig in meiner Einbildung. Die Ausführung, die es zur Sichtbarkeit vollendet, bedarf noch einiger Zeit und Pflege. — Für's Erste, mein Prinz, bin ich, nun ich Euch sehe, einig mit mir selbst. — Das Künstlerthum hat seine Eigenheiten. Unsere Einfälle knechten uns, um mit gebieterischer Strenge von uns geknechtet zu werden. Sie sind in unaufhörlichem Zanke mitsammen begriffen. Es streiten sich die Farben mit dem Lichte, die Linien mit den Schatten, die Gruppe mit den Gestalten, die Gründe mit der Luft, die Ausstaffirung mit dem Gesammteindruck. Die künstlerische Allgerechtigkeit allein kann Frieden stiften — Friede im Kunstwerk, Friede in der Künstlerseele. Das ist des Künstlers Plage, das ist des Künstlers Lust. Je größer anfangs die Plage, desto größer nachmals die Lust. — Hoheit! Darf ich die Zimmer selbst mir auswählen, wo ich mich einzurichten habe?“

— „Bitte nicht um das, was Dir gebührt. Ich bin vertraut mit Deinen Eigenheiten, und weiß Dich darin zu ehren.“

Das Bild war vollendet.

Cynthia, das blonde Haupt mit ihrem blitzenden Halbmonde geſchmückt, trat aus nächtlichem Gebüſche. Alles Licht ging von der mondſtrahlenden Weſtheit aus, ſtreifte Laub und Stämme, ſäumte ſchwarzes Gewölk und ergoß ſeinen vollen Schein auf den ſchlummernden Endimion, dem ſie ſchelmiſch zuzulächeln ſchien: — „Felix! träumſt Du auch von Deiner Cynthia, die Dich mit ihren hellſten Strahlen liebkoſet?“

— Sie fühlte ſich in ihrer geheimſten Eitelkeit geſchmeichelt. — „Mein theurer Meiſter,“ rief ſie, „man ſagt, Du ſtiehlſt Deine Bilder aus dem Spiegel; dieſes Bild aber haſt Du mir aus der Seele geſtohlen. Ich bitte Dich, vollende mein Glück und rufe Felix, daß er meine Bewunderung theile.“

Xaver gehorchte.

Cynthia that, als höre ſie ihn nicht, vertieft in Anſchauung des Bildes.

— „Felix! Schlage Deine Augen auf! — Siehe! freudeſtrahlend tritt Cynthia aus der ſchwarzen Nacht der Verkennung, um ihrem Ritter und Retter küſſend zu danken. Schlag Deine Augen auf! Deine ſchwärmeriſch-dunkeln Blicke thun mir wohl!“ —

Felix ſchlang ſeinen Arm um ſie. — „Erwecke ihn nicht! Verklärt von Deinem holden Lichte könnte die Wonne ihn tödten!“

Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt, und mit eben dem ſchelmiſchen Lächeln, wie auf dem Bilde, fragte ſie: „Iſt Cynthia denn vergebens vom Himmel geſtiegen?“ — Und hiemit bot ſie ihr feines Purpurmündlein zum Kuſſe. — —

In zärtlicher Selbſtvergeſſenheit überhörten die Liebenden, daß die Thür ſich öffnete.

Der wunde Herzog, das Haupt verbunden, den Arm in der Schlinge, ließ ſich von ſeinem Leibarzt und dem Maler auf einem Rollſeſſel in's Zimmer ſchieben.

„Ihr ſeid nicht allein!“ grollte er.

Mit einem hellen Schrei entwand ſich Cynthia den Armen des Geliebten und verhüllte ihr Antlitz. Der überglückliche Felix ſenkte beſchämt ſein Haupt.

Sie gewann zuerſt die Faſſung wieder und wandte ſich an den Maler. „Braver Meiſter! Mit dieſem Mondſtücke haſt Du nicht nur Dich ſelbſt unſterblich gemacht,

ſondern auch mir und meinem Felix irdiſche Fortdauer verliehen.“

Fromm und beſcheiden erwiderte der Maler: „Hoheit! Die Fortdauer, welche der Künſtler verleiht, iſt dem blinden Ungefähr und dem tückiſchen Zufall anheimgeſtellt. Beide ſchonen häufig das Geringe und zerſtören das Edle! Hoheit iſt der unantaſtbaren Fortdauer würdig, welche der Prieſter verkündet.“

— „Nicht doch, mein edler Meiſter! Was iſt Prieſterwort gegen Künſtlerwerk? Das Werk des Künſtlers iſt mit Emſigkeit und Liebe aus ſeinem Selbſt entſprungen. Das Wort des Prieſters gehört der Kirche an und iſt ein Eingelerntes. Ich ſage: Beſſer geiſtige Unabhängigkeit, als geiſtliche Abhängigkeit.“

— „Du läſterſt, Cynthia!“ rief der Herzog.

— „Ich habe ein Recht, ſo zu reden!“

— „Um mir eben das Grauen einzuflößen, welches alle Welt Dir Unheimlichen zollt?“

— „Das eben haben die Prieſter aus mir gemacht, weil ſie dem Könige, meinem Vater, feind ſind. — Meiſter Xaver hat mich beſſer dargeſtellt. Willſt Du nicht endlich dieſem reizenden Meiſterſtück einen Blick ſchenken? Es iſt ein bildlicher Befehl des Königs. Die Löſung heißt: „Stumme Verſöhnung“. Der Vaterfluch iſt mir abgenommen und die gehorſame Tochter hat ihrem Bräutigam den Verlobungskuß gegeben.“ — Hiemit eilte ſie wieder zu

Felix und hing ſich an ſeinen Arm. — „Felix! Selten nur iſt es großmächtigen Königstöchtern vergönnt, ihrem Herzen zu folgen. Ich darf es; wie glücklich bin ich!“ — Und hiemit umarmten ſich die Liebenden von Neuem.

— „Dies ſei der Abſchiedskuß!“ zürnte der griesgrämige Herzog. „Felix darf ſeine Obliegenheiten nicht vernachläſſigen! Das Heer liegt müſſig und frißt bei dürrer Sommerhitze den unergiebigen Boden kahl. Die Ritter werden ungeduldig und ein dunkler Ritter, der ſchlechthin ſich „Linkhand“ nennt, thut Wunder der Tapferkeit und häuft Siege auf Siege. Der König erwartet nur Verſtärkung, um geradeswegs gegen den Hemſtoe aufzubrechen und dieſes unnütze Felſenneſt zu zerſtören. Aber der König muß Geduld haben, denn Felix läßt ſich malen. — O Cynthia, was haſt Du aus meinem Felix gemacht, der keinen Frieden hatte, wenn es nicht Kampf und Abenteuer gab? — Geſtehe nur, daß Du eine Circe biſt.“

— „Mein Herzog! Ich heiße Cynthia! —“

„Oder eine Dame Libuſſa.“ —

— „Eine ſolche Dame iſt mir unbekannt!“ —

— „Frag' Felix!“

— „Weder eine Circe, noch eine Dame Libuſſa iſt mir bekannt, welche mit Hoheit Cynthia irgend Aehnlichkeit haben könnte.“

— „Beſinne Dich nur, wir waren beide noch Kinder. Unſere Wärterin, um uns zu Bette zu ſcheuchen, er-

zählte uns ein grauenhaftes Märchen. Du weintest, und ich zog mein Knabenschwert und focht damit in der Luft. Die Wärterin erhielt derbe Verweise und durfte uns vergleichen nicht wieder erzählen."

— „Brich! Brich!" rief Felix, „besinne Dich! Du weißt nicht, was Du sprichst."

— „Beruhige Dich, Felix!" lächelte Cynthia. „Auch ich bin die Heldin grauenhafter Kindermärchen. Der Herzog hat Dame Vibuna gewürdigt, sein Knabenschwert für sie zu ziehen? Da war sie minder Unheilhütterin als ich. Denn leider gibt es keine Knabenschwerter, die für und wider mich gezogen werden."

Diese zarte Erwiderung rührte den Herzog und begütigend sprach er: „Verzeihung, schöne Hoheit! Mein Schädel ist wund und mein langes schwarzes Lockenhaar mir abgeweidet. Ich weiß nicht, was ich rede und möchte auf mein Lager zurück."

27.

Der alte Hemſkoe wußte, daß der König bedeutende Verſtärkung erwartete, von friſcher Mannſchaft, welche der Prinz von Warnemark ihm zuführen würde, und that ſein Möglichſtes, eine offene Feldſchlacht anzubieten, welche der König aber verſchmähte und ſich nicht rührte aus ſeiner feſten Stellung.

Endlich kam ſichere Nachricht: Felix würde zu einer beſtimmten Stunde mit ſeiner ganzen Heeresmacht eintreffen.

Der König ſandte zu ſeinem rieſigen Unterfeldherrn, und Linkhand ſtellte ſich ein, ſteif und ſtarr auf ſeinen blinden Gehorſam trotzend.

— „Was meinſt Du, Freund Linkhand, nehmen wir die Schlacht an?“

— „Ich meine alles, was Majeſtät meint.“

— „Du führſt das Vordertreffen, gleich ſtark an Fußvolk und Reiterei.“

— „Gleich ſtark an Fußvolk und Reiterei.“

— „Ich rücke mit der Hauptmacht nach, mit auserlesenen Lanzenreitern an beiden Flügeln. — Aber Freund Linkhand, Deine Reiterei iſt gar zu ſchwach.“

— „In Wahrheit, Majeſtät, meine Reiterei iſt gar zu ſchwach.“

— „Alſo gebe ich Dir den Ritter Prüſtöld mit ſeinen Armbruſtſchützen bei. — Mißfällt Dir das?“

— „Das eben nicht. Allein bisher habe ich Alles allein gethan und bin auf Beiſtand nicht eingeübt.“

— „Prinz Felix könnte zu ſpät eintreffen, und bis dahin müſſen wir die Schlacht halten.“

— „Ja, Majeſtät, das müſſen wir.“

— „Seine Durchlaucht könnte aber auch zu früh kommen und dann ſind wir um die Schlacht. Am beſten, er träfe ein mitten im heißen Schlachtgetümmel.“

— „Das wäre das Beſte, Majeſtät!“

— „Glück auf denn, und friſch zu den Waffen!“

— „Zu Befehl, Majeſtät!“ — Und hiemit rannte er im Schnellauf, wie wenn er ein Pferd zu Tode jagen wollte, ſeinem Lager zu, und der König hörte ihn noch mit Löwenſtimme brüllen: „Zu den Waffen! Friſch auf! zu den Waffen!“

Beide Heere ſtanden ſich in Schlachtordnung gegenüber. Bevor es aber zum Treffen kam, wirbelte aus dem Walde eine hohe, undurchſichtige Staubwolke auf. Sie

wälzte sich wie eine Windsbraut näher und der König sandte zu Linkhand —: „Nicht von der Stelle! Das ist Felix. — Komm näher, so bald es angeht.“ — —

Nunmehr war es Hemskee, der keine Lust hatte die Schlacht anzunehmen und in geschlossenen Reihen sich zurückzog.

Felix war es, aber nur mit wenigen seiner hohen Ritter und Hauptleute, welche einstimmig den Ruf erheben: „Für Cynthia, Fürstin Hoheit!“

Die Staubwolke senkte sich, und die Ritter warfen ihre leinenen Staubmäntel und Kappen ab, um in blankem Waffenschmucke vor dem Könige zu erscheinen. — Felix trug eine silberne Rüstung mit grauer Einfassung und Knöpfen, und darüber eine kostbare Schärpe, welche Cynthia eigenhändig gestickt: Grün und Silber nebst ihrem fürstlichen und königlichen Wappen, mit Perlen und Edelsteinen auf den breit herunterhängenden Zipfeln am Schwertgriff. Am wenigsten hatte sie den Haltmond von Demant vergessen, den Schmuck ihres blonden Hauptes, und das Schild- und Helmkleinod ihres fürstlichen Wappens. — —

Der alte Hemskee knirschte mit den Zähnen. — „Getäuscht von diesem unreifen Knaben!“ — Er sandte Posten aus. — — „Gebt Acht, ob etwas nachfolgt.“

Alles blieb heiß und still. Nur einzelne Windstöße rührten den Staub auf.

Linkhand kam angesprengt. — „Majestät! Seine Durchlaucht kommt zu früh und wir sind um die Schlacht!“

Felix maß ihn mit ernsten Blicken. Der Ritter behauptete seine trotzige Ruhe und der König lachte:

— „Felix, laß Dich das nicht kümmern. Das ist der Ritter Linkhand. Er spricht, was ihm auf die Zunge kommt und wägt seine Worte nicht ab.“ —

Hemskoc rückte wieder vor. Er fragte einen Herold aus: „Felix von Warnemark! Dienst Du einer türkischen Prinzessin, weil Du den Halbmond im grünen Felde trägst?“

Felix erwiderte: „Wenn Dir meine Feldbinde gefällt, so komm her und hole sie Dir.“

Der König ließ gegenrufen: „Das Beil dem Hochverräther, aber keine ritterliche Waffe.“

Felix fügte hinzu: „Mit der Streitaxt und zu Fuße. Ich gönne Dir die Ehre, daß ein Prinz von Warnemark Dein Wappen zertrümmert, und nicht der Henker, wie Du es werth bist.“

Der König wandte sich zu dem Ritter: „Kannst Du Linkhand, schläfst Du?“

— „Noch nicht, Majestät!“

— „Da steht der Feind!“

— „Das sehe ich!“

— „Nun! Worauf wartest Du?“

— „Auf Befehl!“

— „Fort, zu Deiner Mannſchaft und zum Angriff.“

Linkhand ſprengte geſtreckten Laufes zu den Seinigen und erhob ſeine Löwenſtimme: „Vorwärts! Züchtigen wir die Hunde, welche den Mond anheulen.“

Es ward wieder nichts daraus. Der Staub, den Linkhand's Reiter aufwühlten, flog dem Feinde in's Angeſicht und zugleich quollen rechts und links aus Wald- und Hohlwegen blitzende Waffen hervor. — Ein paniſcher Schreck ergriff das feindliche Heer, und wild durcheinander wandte es ſich zur Flucht.

„Heil!“ ſprach der König, „dieſes pünktliche Eintreffen, Du voran, und aller übrigen Heeresabtheilungen auf einmal, iſt ein kleines Kriegskunſtſtück.“

— „Mehr Glück als Verſtand, mein König! Auf gerader Heeresſtraße und bei dieſer Dürre und Theurung konnte ich nicht fort. Ich theilte daher meine Mannſchaften und übergab ſie ſicheren Führern, mit dem Befehl, ſich nicht zu übereilen, um pünktlich zur beſtimmten Stunde einzutreffen. Was einmal gelingt, gelingt nicht immer.“

Der König konnte nicht umhin, die Einkünfte, welche er der Thronfolgerin entzogen hatte, nunmehr mit allem Rückstande ihr wieder zu erstatten, und die schweren Geldkarren langten auf dem Waldschlosse an.

Cynthia ließ den blanken Segen, ungezählt, in ihrem Rathszimmer auf den Boden ausschütten, und gemünztes Gold und Silber unverschlossen daliegen. Sie berief ihre Räthe und verfügte:

„Meine Hofdamen haben die Ungnade des Königs und meine Einsamkeit mit mir getheilt. Ich will daher, daß sie auch mein Glück und meine Begnadigung mit mir theilen, dermaßen, daß sie gleich mir, am Tage meiner Selbstständigkeit, überhoben sein mögen, Fürstendienerinnen abzugeben. — Ich will daher, daß der Schatz am Boden meines Rathszimmers unter ihnen vertheilt werde, und zwar zu gleichen Theilen, so, daß keine sich eine Mehrheit zu rühmen habe."

„Ferner will ich, daß Töchter meiner Saſſen, welche im ſelben Jahre wie ich geboren, mit mir gleichen Alters ſind, ſich eine ihren Verhältniſſen angemeſſene Ausſteuer erbitten mögen."

„Ingleichen will ich, daß Söhne meiner Saſſen, welche im ſelben Jahre wie ich, das heißt, nach ihrem vollendeten fünf und zwanzigſten Jahre, ihre Selbſtſtändigkeit erlangen, um eine freie Landſtelle bei mir einkommen mögen."

„Dahingegen ſoll man mit weiteren Bitten und Geſuchen ſich nicht übereilen, weil ich geſonnen bin, bis zum Tage meiner Volljährigkeit auf Nichts mehr mich einzulaſſen." —

Die Edelfräulein weinten Dankesthränen und die Saſſen jubelten. — Die Räthe waren mit Arbeiten überhäuft und der mürriſche Herzog ſchüttelte ſein wundes Haupt und warnte: „Dame Libuſſa! Dame Libuſſa!" —

— „Werde ich endlich erfahren, in wie fern die Dame Libuſſa mir ähnlich iſt?" —

— „Zeige Dich in Fürſtenglanz und Pracht dem Volke und es wird Dir zu Füßen liegen. Nur erwarte keinen Volksdank für Deine Verſchwendungen. Das Volk weiß, wohin es gehört, und argwohnt fürſtliche Herablaſſung. — Die Gaben Deiner Huld wird man als Beſtechungen dahin nehmen, um Dir eine beſſere Meinung zu

erkaufen, als man bisher von Dir gehegt, und Deine Freigebigkeit wird man ausbeuten und mißbrauchen."

— „Die Tochter Kanut's des Großen verschmäht den Volksdank, und trachtet nicht nach Volksgunst. — Wäre eine geistliche Fürstin aus mir geworden, so wäre ich beschränkt auf Barmherzigkeit, Gastlichkeit und hätte die Armuth auf die Gnade des Himmels tröstlich anzuweisen gehabt! — Dank dem Himmel, meinem geliebten Felix und Dir, Herzog! Ich bin wieder weltliche Fürstin und Oberherrin! — Ich will mit meinem Reichthum prunken und Freudglück und Wohlbehagen verbreiten. Die Tochter Kanut's des Großen hatte zeitweilig auf die Thronfolge verzichtet, mithin auch auf die Einkünfte der Thronerbin. Der König glaubt, die Waldfürstin entschädigen zu müssen. Zurückweisen darf ich das nicht. — Doch verschenken kann ich's."

— „Welch ein wilder Geist hat Dich ergriffen, Cynthia! Gieb Acht, wohin Dein Stolz Dich führen wird."

Felix ſaß beim Könige im Zelte, und draußen ließ ſich das Gekreiſch einer Nachteule vernehmen.

„Was iſt das?“ fragte Felix. „Eine Eule ſchreit bei Tage.“

— „Still, Felix, ſtill!“ rief der König, aufmerkſam lauſchend.

Die Eule pfiff und ſchrie.

— „Am Ende ſind das meine Leute,“ meinte Felix, „die ſich den Spaß machen, eine Eule im Buſche zu verfolgen. Das ſollen ſie nicht ſo nahe dem königlichen Zelte.“ — Hinaus wollte er hinaus — der König aber ermahnte ihn: „Bleib und warte es ab, — das bedeutet etwas. Ich verſuche es, und es ſcheint ernſthaft zu ſein.“

Draußen jahnte ein Eſel. „Das bedeutet Freund Linkhand,“ lächelte der König.

Ein Zeiſig zwitſcherte.

— „Das, Felix, geht auf Dich; den Zeiſig bedeuteſt Du.“

Ein Kuckuck ſchlug.

— „Kunde vom Waldſchloſſe? Sollte Cynthia Dir zärtliche Botſchaft einhändigen laſſen?“

Draußen wieherte es wie ein Hengſt und mäckerte wie ein Bock.

— „Nein!“ fuhr der König fort. „Das iſt ernſthaft und bedeutet Feindſeligkeit und Gefahr.“

Eine Nachtigall ſchlug.

— „Immer beſſer und ſchlimmer!“ ſagte der König. „Wider Cynthia iſt etwas im Werke. — Beunruhige Dich nicht, Freund Linkhand pflegt nicht lange auf ſich warten zu laſſen, und das ſind die Kunſtſtücke ſeines Narren. — Geſtehe, daß ich gut bedient werde.

Linkhand langte an.

„Nun, Freund Linkhand,“ fragte der König, „was bringſt Du Gutes?“

— „Nichts Gutes und mehr Schlimmes, als Ihrer Majeſtät lieb ſein wird.“

— „Laß hören!“

— „Zuvor ein Wort an Seine Durchlaucht von Warnemark. Gnädiger Herr! Ich darf mich zwar nicht rühmen, Euer Wohlwollen zu beſitzen, doch iſt es Pflicht des Kriegers, ſeinen Mitſtreiter, wenn Gefahr droht, einzuladen, auf ſeiner Hut zu ſein!“

— „Keine Mißverſtändniſſe, mein Ritter! Ich bin nun einmal wie ich bin.“

— „Ich ebenfalls, und ſo auch muß man mich nehmen. — Zur Sache denn. Ein gefährlicher Anſchlag auf das Waldſchloß iſt im Werke. Verlaufenes Kriegsgeſindel kann es nirgend beſſer finden, als auf Ihrer Hoheit fürſtlichem Gebiete. Es fehlt dort nicht an Lebensmitteln, und Waldbewohner ſind raſſirei. Sie wollen wiſſen, was in

der Welt geschieht, und lassen sich die Zeche mit Erzählungen von Kriegsthaten und Abenteuern gefallen. Längst schon ging die Sage von unermeßlichen Schätzen auf dem Waldschlosse, von centnerschwerem Silbergeräth und goldenen Riesenhumpen; von Pokalen mit Perlen und Edelsteinen besetzt, von funkelndem Geschmeide und Kostbarkeiten, Ehrengaben von Königen und Fürsten, was seit Jahren dort sich angehäuft hat. Imgleichen auch von den Einkünften, womit Fürstin Hoheit nicht zu bleiben weiß, und die seit ihrer Kindheit dort zu einem unermeßlichen Schatz angeschwollen sind. — Das Waldschloß — ich habe es nie gesehen, und weiß es nur von Hörensagen — das Waldschloß ist unbefestigt, ein düsteres, altes Gemäuer, welches nur mit steinernem Maiwerk und krausem Jagdzierräthe prahlt. Es sieht nicht aus, als wäre dort viel zu holen, und das Raubgesindel geht nicht wie der Hund der Nase nach, sondern wie die Katze dem Auge nach. — Nun aber hat Deine Majestät eine beträchtliche Geldsumme dahin abgehen lassen und Fürstin Hoheit mit mehr als königlicher Freigebigkeit darüber verfügt. Jetzt hat die Sage Glauben gefunden. Das Waldschloß ist etwas werth, und für was geschieht was. — Weiß Deine Majestät, wer der Ritter Tesang ist?"

— „Als Kundschafter, denke ich, thut er gute Dienste!"

— „Wohl wahr! doch im Felde ist er feige. Er ist

ein verlaufener Mönch, der höchst wahrscheinlich längst schon den Scheiterhaufen verdient hat, nunmehr aber ganz sicherlich den Galgen. Ja, ein guter Spürhund ist er. Seine natürliche Glatze giebt er für eine Tonsur aus und mit seinem geistlichen Habite geht er in Hütten und Paläste und ist überall willkommen. Er hat eine derbe Kanzelstimme und weiß Bibelstellen die Menge herzusagen. So findet er überall Vertrauen. Aber bessere Dienste als mir leistet er dem Pater Provincial, den Deine Majestät verjagt hat, und dessen Creatur er war und heut noch ist!"

„Woher weißt Du das?"

— „Ich habe Spione für meine Spione, und vertraue Niemanden blindlings. — Dieser Jofana ist es, der meinem Gemüthel die Sage von den unermeßlichen Schätzen auf dem Waldschlosse beigebracht hat. Noch gestern äußerte sich Jofana bei Würfeln und Bechern, sehr besorgt über Hoheit und den Herzog, daß sie wohl ein festeres Asyl hätten wählen können, als das leichte Waldschloß."

— „Das Waldschloß," wandte Reliz ein, „ist jetzt einigermaßen befestigt und mit einer starken Besatzung versehen."

— „Und wäre es noch dreimal stärker befestigt und die Besatzung noch dreimal so stark, so schützt das nicht

vor einem Waldbrande, welcher, Gott behüte! bei dieſer alles austrocknenden Sommerhitze leicht möglich iſt.“

— „Das ſagte der Schurke Tofang?“ rief der König.

— „In Gegenwart vieler Hauptleute und allerlei Geſindel. Deine Majeſtät hätte nur ſehen ſollen, mit welchen gierigen Blicken ſie auf Tofang lauſchten, und welche heimliche Winke des Einverſtändniſſes ſie wechſelten.“

— „Und dergleichen duldeſt Du in Deinem Lager?“

— „Deine Majeſtät hat mir ſchon einmal vorgeworfen, daß ich mich vor dem Geſindel meines Anſehens begebe. Aber würde ich wohl ſolche Warnungen geben können, machte ich mich nicht gemein mit ihnen? — Denn hier, mein König . . . er deutete hinter ſein Ohr. „Hier habe ich einen närriſchen Fleck. Was ich nicht hören und ſehen will, ſchreibe ich mir dahin. — Kurz, dieſen Morgen ſind Alle verſchwunden, weshalb ich glauben muß und melden, daß in der That das Raubgeſindel ſich beikommen laſſen könnte, die Wälder in Brand zu ſtecken, um das Waldſchloß zu plündern und nach ſeiner Weiſe, alles was drin iſt, zu morden.“

— „Barmherziger Gott, mein König!“ rief Felix, „laß mich augenblicklich mit meinen Lanzenreitern aufbrechen.“

— „Uebereilt Euch nicht, mein Prinz. Noch ehe Ihr das Waldſchloß erreichet, giebt es anderes Wetter.“

— „Auch das weißt Du, Freund Vinkhand, und kannſt es mit Sicherheit behaupten?“

— „Mein König! Um meinen Kopf möchte ich wetten. — Wer ſtets im Freien gelebt, und auf bloßer Erde unter blauem Himmel geſchlafen, der fühlt ſo etwas in allen ſeinen Gliedern.“

Das Gesindel, was sich bereits in den Wäldern eingenistet hatte und der Gegend kundig war, machte nunmehr gemeinschaftliche Sache mit Tofangs Bande und versammelte sich um Mitternacht auf freiem Felde.

— „Wo bleibt der Hauptmann?“ fragten sie. „Wir haben keine Zeit zu verlieren; der Himmel droht, und es kömmt mir beinahe vor, als verstände sich die Waldhexe auf's Wettermachen.“

— „Donnerwetter!“ fluchte eine derbe Kanzelstimme. „Was haben wir mit dem Himmel zu thun, wir halten es mit der Hölle. — Laßt nur den Wald erst brennen und lichterloh die Flamme gen Himmel schlagen, da werdet Ihr schon Muth gewinnen und Eure Schuldigkeit thun!“

Tofang war es. Er ließ das Gesindel einen Kreis um sich bilden und redete sie an:

„Leute! Ich bin Hauptmann und Ihr seid nur Ge-

meine. Doch für den Augenblick ſind wir alle unſeres Gleichen: Fahnenflüchtige, die an den Galgen gehören. — Was thut das? — Alle Wege führen nach Rom, wo nicht, an den Galgen. — Mein Spieß hat zwei Enden und bricht die Spitze ab, ſo kehre ich ihn um und ſchlage mit dem Schafte drein. — Noch iſt Jeder ſein eigener Herr. Noch habe ich keinem von Euch etwas zu befehlen, und keiner von Euch iſt mir Gehorſam ſchuldig. — Wahrſcheinlich aber werdet Ihr wiſſen, daß man ſich unter meinen Befehlen gut ſteht, und was von mir lernen kann. — Nur habe ich gewiſſe Eigenheiten, die nicht all und jeder leiden mag. Wer ſich nämlich unter meinen Befehl ſtellt, und nicht auf Wink und Wort gehorcht, den ſtoße ich augenblicklich nieder, und mit Feiglingen weiß ich mit einem beſſeren Donnerwetter noch drein zu ſchlagen. Wer bleiben will, was er für den Augenblick iſt, der trete aus und gehe ſeiner Wege, und ſtehle Rüben vom Felde, damit er nicht verhungere. Wer aber fürſtlich reich werden will, der bleibe und ſei mein Untergebener auf Leben und Tod, der ſeinem Hauptmann unbedingten Gehorſam ſchuldig iſt."

Niemand rührte ſich, und Joſaphat fuhr fort:

„Lieben Brüder! Wie heißt es im Evangelium St. Lucä (3, 5)? Alle Thäler ſollen erhöht und Berge und Hügel erniedrigt werden. — Wie ſingt der König David Pſalm 72, 12: Die Gottloſen werden reich und glückſelig

in dieſer Welt. — Wer von uns, lieben Brüder, iſt ſo wenig gottlos, daß er nicht verdiente, reich und glückſelig zu werden? — Siehe! Die Reihe iſt an uns gekommen, denn es ſind Kriegeszeiten. Dem Ochſen, der da driſchet, ſoll man das Maul nicht verbinden, und wer fechten ſoll, kann nicht hungern und darben. Unſere Sehnen und Knochen müſſen mehr thun als alles Fleiſch und Blut von Gottes Gnaden!"

„Lieben Brüder! Das Waldſchloß ſtrotzet von Schätzen und Koſtbarkeiten. Gemünztes Gold und Silber liegt wie Kehricht am Boden, und die üppige Fürſtin weiß nichts Beſſeres damit anzufangen, als es wegfegen zu laſſen. — Ihr wißt, lieben Brüder, daß mir Alles nach Wunſche geräth! — Allein woher das? — Bei Allem, was ich vernehme, ziehe ich die Bibel zu Rathe. — Für Jungfrauen und Geiſtliche iſt es eine Todſünde, die Bibel zu ſtechen. Dem Kriegsmanne aber iſt Alles erlaubt und ſo habe ich die Bibel dreimal geſtochen, nicht um meinetwillen, ſondern um Euretwillen, und um des Erfolges ſicher zu ſein. — Als ich ſie zum erſten Male ſtach, traf die Spitze den Pſalm 23, 14. „Gott mache ſie zu einem Wirbel vor dem Winde, wie ein Feuer, das den Wald verbrennt." — Zum zweiten Male ſprach die Bibel: „Sie möge unverſehens überfallen werden, und ſich fangen in ihrem eigenen Netzwerk, welches ſie geſtellt hat." — Zum dritten Male: „Es iſt noch ein Kleines, ſo iſt ſie

nimmer, und wenn Du nach ihrer Stätte fragst, so wird sie nicht zu finden sein." — So antwortete die Bibel drei Mal und jedes Mal verschärfte sie den Spruch, unfehlbares Gelingen verheißend. — Wohlan denn! Das Laub ist welk, die Zweige dürr, die Aeste vertrocknet, die Wurzeln verdürstet. Die grauen Wipfeln haben es satt, mit kahlen Ruthen den Himmel zu kitzeln, und werden es unseren Pechkränzen danken, aus ihrem staubigen Dasein erlöset zu werden. — Brennt an! Laßt die Flammen riesengroß gen Himmel steigen, um Sassen, Besatzung und sonstige Mannschaft hierher zu locken, während kundige Führer auf wohlbekannten Pfaden Euch nach dem Schlosse geleiten. — Wahre Dich, Waldhexe! denn kannst Du nicht Wetter machen, so mußt Du mit all den Deinen, wie Ratten in der Falle, elendiglich ersticken."

Feuer wurde angelegt, und das Gesindel vertheilte sich unter kundige Führer.

Da mit einem Male erhoben sich Wirbelwinde, welche, den Staub hoch aufwühlend, dürres Gezweig zerzausten und von den Aesten brachen. Der Himmel, der längst schon gedroht, ließ sein krauses Gewölke tief niedersinken. Es brach, und unter fortwährenden Blitzen und krachendem Donner entlud es sich sündfluthartig.

Am tödtlichsten erschrocken war Josang selbst.

— „Sie ist dennoch eine gewaltige Zauberin. Für alles vornehme junge Blut, das sie ihrem Silbergötzen

welche; für alles Unheil und Verderben, welches sie anstiftete, kann die Hölle nur dankbar sein, und dafür ist sie zum wenigsten feuerfest.“ — —

Das zerstreute Gesindel suchte sich nach Möglichkeit in's Trockne zu flüchten, und verwünschte mit Kernflüchen und Rachefchwüren den elenden Tofang, der, nach ihrer Meinung, mit der Waldhexe im Bunde, sie deren Tücken preisgegeben hatten.

Felix kam zu spät. Das Wetter war vorüber, und das Gesindel hatte sich geflüchtet.

Das Waldschloß war gerettet, ohne die Gefahr zu ahnen, welche ihm drohte.

Die Sonne ging auf, hell und freundlich. Milde Lüfte durchwehten die wieder verjüngten, frisch grünenden und prangenden Forste. —

„Cynthia!“ sprach Felix, „Gott ist mit Dir! Sichtbar umgiebt Dich sein heiliger Schutz. Der Himmel ließ all seine Wolken fallen, Dein Waldschloß zu retten, und Dich, den Inbegriff aller Frauenhuld.“ —

Der Hemskoe, der früher schon für uneinnehmbar galt, war nunmehr beträchtlich erweitert und ringsum mit starken Außenwerken befestigt: kleineren Felsennestern, beherrscht von der Hochburg. Er hatte jetzt Raum für ein ganzes Kriegsheer, und künstlich versteckte Gänge, welche mit geräumigen Höhlen in Verbindung standen, konnten zu Wasser und Lande Verstärkung und Lebensmittel zuführen.

Die Töchter nebst Schwiegersöhne des alten Grafen und anderweitige Sippschaft, so wie auch hoher und niederer Adel, deren Burgen bereits zerstört und geschleift waren, oder die sich auch zu schwach fühlten, der Macht des Königs Widerstand zu leisten, hatten sich mit Weib und Kind und ihren besten Schätzen hierher geflüchtet, auf dieses trotzige Bollwerk, und der König sagte: „Dieser Hemskoe ist der Krebsschaden meines Reiches, die Eiterbeule, in die sich Hochverrath und Empörung einnistet und

müßt. Den Hemfloe muß ich haben, oder ich bin nicht König in meinen eigenen Landen.“

Helig leitete den Bau des Sturmwerks. Die höchsten Bäume wurden gefällt; die älteſten Stämme nicht verſchont; die Beile und Sägen ruhten nicht, die Bälge ſchnaubten, die Feuer flammten, die Hammer pochten Tag und Nacht. — —

„Große Mittel, große Erfolge!“ meinte der König.

„Ach!“ ſeufzte Helig, „wie weit werden ſie reichen? — Hiemit können wir kaum die Vorwerke beſchädigen, um nicht zu ſagen, gewinnen.“

„Die Jugend ſei nicht verlaut!“ erwiderte der König. „Wiſſe, mein vielgeliebter Sohn, daß ich alle dieſe ernſtlichen Zurüſtungen nur zum Schein treffe. Mit Gewalt läßt ſich wider den Hemfloe nichts ausrichten. Vielleicht aber durch Verrath! — Blicke nicht ſo finſter, wenn ich mich bemühe, Dich zu belehren. — Verrath, geübt wider Hochverrath, heißt, in gleicher Münze zahlen. — Verrath wird theuer erkauft, und der Verräther verachtet, weil Könige und Fürſten ihre Gunſt auf ſolche Weiſe nicht beflecken dürfen. — Glaubſt Du, der alte Fuchs auf Hemfloe hätte ſolch' einen Bau herſtellen können, ohne ſeine Gaſſen auszubeuten, auszuſaugen, auszupreſſen? Er hat ſie alle elend gemacht, und Einer vor Allen wird auf Rache bedacht ſein. — Solch' einen Mann ſuche ich.“

— „Und wer wird ihn auftreiben? Etwa der linkhändige Freund, oder ſein feinſpüriger Narr?“

— „Du am wenigſten! Gleichviel, wer ſonſt. — Was haſt Du gegen Freund Linkhand? Hoheit, ſo wie Du, denke ich, ſind ihm Dank ſchuldig.“

— „Ich habe ihm, wie mir aufgetragen wurde — wenn auch mit ſtillem Grolle — hinterbracht, daß Fürſtin Hoheit in Dank und Gnaden ihm gewogen ſei, und auf dem Waldſchloſſe ihn zu ſehen wünſche. Im Grunde aber verſtehe ich dieſen unbekannten Ritter nicht, welcher mit den Sitten eines Wegelagerers ſolch' fabelhaftes Heldenthum verbindet. Er allein thut in dieſem wüſten Kriege Alles, und kaum, daß ich zu einer Nachleſe komme.“

— „Er hält ſich ſtrenge an meine Befehle, und was ich verlange, führt er glücklich aus. — Ich — verſtehe mich wohl — ich verlaſſe mich auf ſein unerhörtes Kriegsglück.“ —

— „Mein König! Denke nicht etwa, daß Neid aus mir ſpricht. — Ich! — und ſolch' einen dunklen Abenteurer beneiden?“

Indem jahnte es draußen, wie ein Eſel.

Der König lachte: „Lupus in fabula.“

— „Oder auch, der Teufel iſt nicht weit, wenn man von ihm ſpricht,“ fügte Felix hinzu. „Jedenfalls iſt das eine ſeltſame Art, ſich von einem luſtigen Schildknappen ankündigen zu laſſen.“

Der Ritter trat ins königliche Zelt.

— „Majeſtät wolle zu Gnaden halten, daß ich meinen Narren mitbringe.“

— „Wir ſind zum Spaßen heut nicht aufgelegt.“

— „Es iſt von Wichtigkeit. — Bruder Simon! Sprich ſelbſt!“

Der Narr ſchlüpfte hinter ſeinem Herrn, wo er ſich verborgen gehalten, hervor, ſchlang ſeine langen Arme in einander und hub mit keckem Muthe an: „Majeſtät! Ich habe einen unterirdiſchen Gang entdeckt, der aus einer geräumigen Höhle in die Hochburg führt.“

— „Einen Hauptgang! Narr! Wie iſt das möglich?“

— „Mit Augen im Kopfe, Gehirn im Kaſten und einer Naſe mitten im Geſicht, um was man nicht hört und ſieht: zu riechen.“

„Es iſt andem,“ beſtätigte der Ritter. „Er klettert, wie eine Katze, und ſieht im Dunkeln, wie eine Eule.“

„Wahrlich!“ verſetzte der König, „ſolch' einen Narren kann ich brauchen!“

„Wahrlich!“ erwiderte Simon, die langen weißen Zähne fletſchend, „ſolch' einen König, ich noch viel beſſer.“

Felix zeigte sich sturmbereit und mit auserlesener Mannschaft dem König. Er trug seine silberne Rüstung und darüber die kostbare Schärpe.

„Wozu dieser glänzende Kriegerschmuck?“ fragte der König. „Du setzest Dich damit dem feindlichen Geschosse aus.“

— „Ich trage die Farben meiner Dame und ihre eigenhändig gestickte Feldbinde.“

— „Und nur die Streitaxt?“

— „Sie ist meine Lieblingswaffe und thut die besten Dienste im Gedränge. Auch meine Leute sind darauf eingeübt. Vielleicht auch stoße ich auf den alten Hochverräther, dem ich versprochen habe, meine Klinge ihm zu kosten zu geben.

— „Vergiß nicht, Felix, daß wir nur Scheinangriffe machen. Das Beste muß Freund Linkhand thun; oder sein Narr vielmehr.“

— „Ich weiß, mein König, daß ich nur Deine Kriegspuppe bin, während Freund Linkhand allen Ruhm davonträgt.“

— „Felix!“ verſetzte ernſt der König, „keinen Hader unter Heerführern! Empfindlichkeit und Abgunſt ſei Weiberſache. Mannestugenden ſind Ausdauer, Scharfblick und Beſonnenheit.“

Auf dem Hemſloe fehlte es nicht an Wein und Lebensmitteln, und die Belagerten fühlten ſich auf ihrer uneinnehmbaren Feſte vollkommen ſicher. Um den Feind zu verhöhnen, ſpeiſeten und zechten ſie auf offenen Zinnen unter freiem Himmel.

Der König ließ das Sturmwerk enthüllen; die Belagerer jauchzten, die Frauen erſchienen auf den Zinnen und wehten mit weißen Tüchern, die Kinder machten höhniſche und ungezogene Gebehrden.

Der König ließ die Balliſten herbeiführen und mit gewichtigen Steinen ſpielen. Von der Mauer wurde gerufen: „König Kanut, der Du Dich den Großen nennſt, wirf uns keine unverdauliche Klöße in unſere fetten Suppen!“

Die Streitthürme wurden angefahren, die Sturmleitern angelegt, und die Beſatzung ſang oder brüllte vielmehr Spottlieder auf Cynthia:

Sage an, Waldhere Du!
Wonach eigens ſchmeckeſt Du!

Waldschlößlein, wo Du gebettet,
Hat ein Wolkenbruch gerettet.
Silberröslein, bitt' um Regen,
Weit und breit ist d'ran gelegen.
Fürstenunglück! Völkerschaden!
Ungekochter Sünderbraten!
Fort, zum tiefsten Höllenpfuhl!
Geh' in Deine Seelenschul'.

Der alte Graf Hemsloe erschien auf der Mauer. — „Felix von Warnemark!“ rief er hinab, „wie gefällt Dir dieses Lied?“

— „So vortrefflich, daß ich den Tact dazu schlagen möchte. Ich habe meine Streitaxt bei mir, und mit Dir, altem Schelm, noch etwas auszumachen!“

— „Komm' an! Laß sehen, was Du gelernt hast!“

— „Sobald es Zeit ist! Verlaß Dich d'rauf!“

Alles war zum Stürmen bereit und wartete nur noch auf das Zeichen zum allgemeinen Angriff.

Hemsloe hatte eben so wohl, und zwar mit fürchterlicher Hinterlist, seine Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Endlich schmetterten ringsum die Zinken. Zu drei und drei Sprossen erklomm Felix die Sturmleiter, schwang sich über die Zacken und war der Erste auf der Mauer.

Hemsloe stand ihm nicht, sondern zog sich hinter seine Leute zurück. Es war eine Kriegslist, um ihn lebend gefangen zu nehmen. Felix aber merkte, was gegen ihn im Werke war, und schlug tapfer um sich, um seinen Leuten

den Weg zu bahnen. Dieſe wurden mit ſiedendem Oel empfangen, und auf das Sturmwerk regnete es Pechkränze und Schwefelballen. Die Dächer waren mit naſſen Fellen bedeckt und fingen nicht Feuer, bis auch ungelöſchter Kalk darüber gegoſſen wurde. Nunmehr fing die Flamme an, von allen Seiten hoch aufzuſchlagen. Die eiſernen Dächer glühten. An ein Halten war nicht mehr zu denken, und es wurde zum Rückzug geblaſen.

Felix ſchwang ſich über die Mauer; die Leiter aber war übervoll von Verſtürmenden, deren Rüſtungen glühten, und die ſich nicht zu retten wußten, weil die Nachſtürmenden ihnen ſo raſch nicht ausweichen konnten. Alles ballte ſich in einen Knäuel zuſammen, die Leiter brach. Felix wollte einen kühnen Sprung wagen, verlor aber im Falle die Beſinnung. Ohnmächtig kam er zu Boden, glücklicherweiſe dicht an der Mauer, wo der glühende Strahl ihn nicht erreichen konnte.

„Felix gefallen!“ rief der König außer sich.

— „Von der Mauer, Majestät! Doch lebt er und befindet sich in seinem Zelte.“

Der König sprengte sogleich dahin.

Der Leibarzt war zugegen und zuckte mit trübseligen Gebehrden die Achseln. „Befürchtungen sind keine Gewißheit.“

— „Was ist zu befürchten! Heraus damit! Ich bin nicht gewohnt, zweimal zu fragen!“

— „Bei diesem unerhörten Sprung vielleicht Gehirnerschütterung!“

— „Barmherziger Gott! Wahnsinn?

— „Und schmerzhafter Tod, vielleicht auch Erblindung.“

Der König stemmte die geballten Fäuste wider seine Stirn und eilte aus dem Zelte.

Auf dem Hemſtoe überließ man ſich einer ausgelaſſenen Siegesfreude. Die Zinnen ringsum wurden mit Kienfackeln und Pechkränzen erleuchtet. Man ſchmauſete und zechte, jubelte und höhnte. Die Damen wehten mit weißen Tüchern; die Kinder machten ungezogene und ſpöttiſche Gebehrden. — Am Fuße der Mauer glomm noch das angebrannte königliche Sturmwerk. Es hatte nicht allzuviel gelitten, und auch der Verluſt an Mannſchaft war nur gering.

Der König meinte: „Wir ſind die Geſchlagenen nicht, allein thun wir, als ob wir's wären, um ſie oben in ihrer Siegesfreude zu beſtärken.“ — Er gab Befehl, daß in den Zelten Alles ſich ruhig verhalten und kein Licht noch Feuer brennen ſolle.

Indem ſtieß er auf Linkhand.

„Held Deines Narren!“ zürnte er, „Deine lärmende Tapferkeit hat meinen Felix, den Träger meines Ruhmes und den Hort meiner Zukunft, dem Tode nahe gebracht. Gehe hin und räche ihn blutig, ſage ich Dir, ſehr blutig! Würge Herren und Knechte! Schone nicht Greiſe, Weiber, noch Kinder! Vertilge dieſes aufrühriſche Ungeziefer, das ſich in der Stätte des Hochverraths eingeniſtet. Nur den alten Silberfuchs, der fortwährend meine Thaten durchkreuzte und meine Abſichten hemmte, den bringe mir lebend, damit ich ein abſchreckendes Beiſpiel an ihm aufſtelle, auf daß es ſeines Gleichen nimmer wieder giebt. —

Er soll seine Töchter, Schwäne und Enkel in ihrem Blute schwimmen sehen, nur dann erst vor seinem Angesichte, sein Wappenschild von Leichenbein zertrümmert werden, bevor er sein lebensmattes Haupt auf den Richtblock legt. Ich hätte große Lust, ihm einen schimpflicheren Tod erleiden zu lassen. Allein wozu? — In diesem Patriarchen erlischt das Verräthergeschlecht. Ich will das Recht nicht überschreiten und nicht den Ruf der Grausamkeit mir anmaßen."

— „Zu Befehl, Majestät! Ich bin bereit."

— „Noch nicht! Laß den Adel und die Siegestrunkenheit droben zuvörderst erwachen, und die Fackeln und Pechkränze anbrennen. Alsdann brich ein mit Deinem Gesindel; meine Krieger sollen Euch wacker unterstützen. — Folge mir in mein Zelt, ich habe Dir noch Einiges zu sagen!" —

„Jetzt, Freund Linkhand," ſprach der König, „jetzt iſt es Zeit!"

Linkhand erhob ſich und trat zu ſeinen Leuten.

— „Liebe Jungen! Jetzt kommen wir an die Reihe. Wir nehmen die Burg und machen nach unſerer Weiſe alles nieder: Ritter und Knecht, Greiſe, Weiber und Kinder. Nur der alte Burgherr bleibe ungeſchoren, denn mit dieſer meiner Linken will ich eigenhändig ihn gefangen nehmen. Lebend, ſo befiehlt der König, ſoll er ſeine Töchter, Eidame und Enkel, in ihrem Blute ſchwimmen ſehen, bevor der Henker dem grauen Sünder ſein Recht anthut. Ihr, mit ungewaſchener Hand, mögt Alles ausplündern. Greift zu, ſage ich Euch, denn es lohnt ſich der Mühe. Nur keine Schonung und Gnade! So befiehlt der König. Jetzt leiſtet ſtill und ſtumm meinen Winken und Fingerzeigen den ſchuldigen Gehorſam, und vermeidet jegliches Geräuſch." — —

Droben erloschen die Pechkränze und Fackeln. Der Jubel ermattete; die vermeintlichen Sieger hatten sich heiser gesungen und geschrieen, — als Linkhand mit seiner verwegenen Bande einbrach. Gleich einer Legion Höllengeister entstiegen sie dem Boden, überfielen die von Schreck und Trunkenheit Gelähmten, welche fast ohne Gegenwehr sich hinschlachten ließen, und schonten nicht Ritter noch Knecht, nicht Greise, Weiber noch Kinder. — Linkhand selbst nahm eigenhändig den Burgherrn gefangen und brüllte mit seiner Löwenstimme ihm zu: „An Dir soll ein abschreckendes Beispiel aufgestellt werden, damit es Deines Gleichen nimmer wieder gebe. Vor Deinem Angesichte sollen Deine Tochter, Eidame und Enkel in ihrem Blute schwimmen, und dann soll vor Deinen sehenden Augen die Henkershand Dein Wappen zertrümmern, und endlich Du Dein lebensfaltes Haupt auf den Richtplatz legen!“ —

Als der Morgen graute, weheten auf den Zinnen des Hemskoe dreierlei Banner: die königliche, die grünweiße der Waldfürstin — ihrem Ritter zu Ehren — und Linkhand's blutrothe Faust im schwarzen Felde. —

Felix lag noch immer bewußtlos auf seinem Feldbette. Der Arzt ließ ihm Blut über Blut ab.

„Hör' endlich auf!“ gebot der König. „Du wirst ihn vollends tödten.“

— „Nicht doch, Majestät! Durch diesen starken Blut-

verluſt, den ich künſtlich bei ihm hervorführe, ſoll das Fieber vertrieben, und allen böſen Folgen des gewaltigen Sprunges oder Sturzes vorgebeugt werden. Es giebt kein anderes Mittel, ein jugendliches Heldenblut, welches aufgebracht iſt wider ſich ſelbſt, zu bezwingen und zu beſchwichtigen.“

Indem erhob ſich draußen ein gellendes Jubelgeſchrei: „Heil dem Könige! Heil dem Bezwinger des Hemſroe! Hoch der Ritter Linkhand, des Königs rechte Hand! Es lebe ſein unvergleichlicher Narr, die rechte Hand ſeines Ritters!“

Der König zürnte: „Weich' ein Lärm nahe dem Zelte eines fürſtlichen Kranken?“ — Er erhob ſich und trat in's Freie.

Indem er ſich zeigte, verſtummte der Lärm, welcher dem ſiegreichen Linkhand gegolten hatte. Dieſer nahte dreiſt und unbefangen, wie es einmal ſeine Art war.

— „Mein König! Verzeihung Deinen Kriegern, welche ſich lange genug in einer langwierigen Belagerung gelangweilt haben, und nunmehr ſich in dieſen plötzlichen Erfolg nicht zu finden wiſſen. — Der Hemſroe iſt Dein; die Blutarbeit abgethan, bis auf Weniges, was ſich in heimliche Schlupfwinkel verkrochen — Die Thore und Gatter ſind zertrümmert und die Brücken aus ihren Ketten geſprengt. — An Lebensmitteln iſt Ueberfluß vorhanden, und wohlgemäſtetes Schlachtvieh blökt in den Ställen.

Die Weinfässer, die zur Hand lagen, ließ ich Preis geben. Die Keller sind noch unerbrochen, wie auch die Gewölbe, welche die dahingeschleppten Schätze und Kostbarkeiten verbergen. Die Beute an Gold- und Silbergeräth ist ansehnlich genug, und mein Gesindel und Deine Krieger mögen sich damit begnügen und vergnügen."

— „Freund Finkbone! Du sagst nichts Neues. Das Alles habe ich von Dir erwartet. Du hast es versprochen, ich es genehmigt, und Du hast pünktlich, wie immer, Deinen Auftrag ausgeführt. Folge mir auf den Hemskoe. Ich will von Allem selbst mich überzeugen."

— „Wenn Majestät befiehlt, so muß ich, wenn auch ungern. Kannt dem Großen sind Schlachtfelder nichts Neues. Ein Anderes ist es mit Schlachthäusern. Und der Hemskoe ist heut ein Schlachthaus, desgleichen es noch niemals gegeben hat, und vielleicht auch niemals wieder geben wird." —

— „Denkst Du, ich sei blutscheu? — Und dennoch war ich's vor wenig Augenblicken. Dort! dort! Er deutete nach dem Zelte, wo Felix lag.

Felix fing an ſich zu erholen. Nur war er von dem bedeutenden Blutverluſte, den der Arzt ihm beigebracht, geſchwächt, und die ſchmale Koſt, die ihm verordnet wurde, ließ ihn ſo leicht nicht zu Kräften kommen.

Der König trat zu ihm in's Zelt.

— „Felix! fühlſt Du Dich ſtark genug, mit mir den Hemſkee zu beſteigen? Wir gehen Arm in Arm und ich unterſtütze Dich.“

— „Und wäre ich lahm, mein König, ich würde zu Deiner Gnade nicht „Nein!“ ſagen.“ —

Arm in Arm gingen ſie hinauf, gefolgt von nur einem einzigen Edelknaben. —

Die Treppen und Fußböden waren mit Blut gefärbt und kein Scheuren, Schaben und Schrubben konnte ſie ſäubern. In den geräumigen Hallen herrſchte ein Blutgeruch, den Räucherungen, Specereien und Wohlgerüche nicht tilgen konnten. — —

Die Keller waren voll edler Weine, und die erbrochenen festen Schatzkammern enthielten eine unermeßliche Beute. Das Seltenſte und Koſtbarſte hatte der König ausgeſucht, um es nach dem Waldſchloſſe zu ſenden, mit den Worten: „Stumme Verſöhnung!“ — „Cynthia's Schatzkammer,“ meinte er, „ſoll die reichſte auf Erden ſein.“

„Mein König!“ fragte Felix, „was bedeutet der Wahlſpruch: „Stumme Verſöhnung?“

— „Du biſt der Einzige, der das fragen darf! Wir waren hart an einander. Sie in ihrer Unſchuld, ich in meinem Zorn. Mit Engelsaufrichtigkeit bekannte mir die Waldfürſtin, wohin ſie ſich hatte verleiten laſſen, und ich — doch Du, mein vielgeliebter Sohn, haſt ja Alles wieder in's Geleiſe gebracht. — Daß es zwiſchen uns ſo weit kommen konnte, mag darthun — wenn es deſſen bedarf: — wie ſehr wir uns lieben und von einander unzertrennlich ſind. — Sie bat um ſtumme Verſöhnung, damit vergeſſen ſei, wie unwürdig wir uns beiderſeits vergeſſen, und ich ehre ihr erhabenes Zartgefühl!“

Sie gelangten auf die Zinnen der Hochburg, und der König deutete ringsum auf die Gegend:

— „Schau, Felix! das Alles nenne ich heute ſchon mein! — Wer will es mir ſtreitig machen? Die Pfaffen etwa? — Ihr Wort kann Feuer und Schwert wohl brin-

gen. Allein es iſt kein Feuer und Schwert. — Heute darf ich ſagen: „Ich bin König.“ —

— „Ich ſehne mich von Herzen nach dem Waldſchloſſe. Nur zwei, drei Tage möchte ich mich des Anblicks der Helden erfreuen und in ihrer ſüßen Nähe athmen.“

— „Unmöglich! Du biſt mir unentbehrlicher als je.“

— „Es giebt nur wenig noch zu thun, und für dieſes Wenige, dünkt mich, taugt Linkhand.“

— „Der am wenigſten! — Geſegnet ſeiſt Du, Cynthia, die dieſen Krieg verwünſcht, obſchon Du ſelbſt der Anlaß dazu biſt. Am ſchlimmſten hauſete Freund Linkhand mit ſeinem Geſindel, und das Blutbad, was er hier auf dem Hemſkoe angerichtet, wenn auch auf meinen Befehl, überſteigt alle menſchlichen Vorſtellungen. Ich war nun Einmal grauſam, weil ich mußte. Falle der Fluch auf ihn, der das Schreckliche verübte. — Du, mein Felix, biſt gerecht und milde, Du wirſt Gnade und Schonung üben. Ich habe es geſchworen, und bleibe hier, den Hemſkoe zu behaupten.“

— „Soll ich den Krieg in Feindesland hinübertragen, ſo bedarf ich der Bewilligung des Herzogs, der mir ſeine Krieger nur für Dein Reich anvertraut.“

— „Er wird ſie Dir nicht verſagen, denn alle Deine Eroberungen ſind für Hoheit Cynthia. Ich verzichte darauf. — Für's Erſte muß ich den Hemſkoe hier vertheidigen, und trachte danach, mich des Freundes Linkhand benebſt

seinem Gesindel zu entledigen, wenn ich nur wüßte, wie ich das auf's Glimpflichste vermag. Ueberhaupt, wer ist er, dieser Freund Linkhand?"

— „In diesem Augenblicke meldete der Edelknabe den Ritter Linkhand an: „Ob es Sr. Majestät genehm sei, ihn vorzulassen?"

— „Er sei willkommen!" sprach der König, und der Ritter erschien.

— „Nun, Freund Linkhand?"

— „Mein König, ich bitte um eine Gnade."

— „Das Mögliche sei im Voraus Dir gewährt."

— „Ich möchte gern mal nach dem Waldschlosse, um Fürstin Hoheit zu sehen."

— „Auf dem Waldschlosse bin ich nicht Gebieter. Wende Dich deshalb hier an Seine Durchlaucht von Warnemark."

— „Fürstin Hoheit, mein Ritter wird schwerlich vergessen haben, welch' großes Verdienst Du Dir um sie erworben hast, und außerdem gebe ich Dir noch ein offenes Schreiben an sie mit, eine Friedensbotschaft, die ihr sehr willkommen sein wird."

— „Sehr gnädig, mein Prinz!"

— „Du hast noch eine Gnade bei mir zu Gute," fügte der König hinzu.

— „Majestät! Ich werde nicht schüchtern sein."

— „Laß hören!"

— „Mein König, ich war bisher Dein treuer Bundesgenosse.“

Mein Bundesgenosse? Biſt Du meines Gleichen? Ein flüchtiger Königsſohn etwa, oder ein vertriebenes Fürſtlein? — Es giebt dergleichen ſchon einige und bald wird es ihrer mehr noch geben.“

— „Und wenn ich nun beides bin, Fürſt und Königsſohn, wenn auch nicht für den Augenblick? — Majeſtät wolle mir verheißen, meine Anrechte auf Königreich und Fürſtenthum, in ſo fern ich Ihr dieſelben als gerecht urkundlich beſiegelt und beſtätigt vorlegen kann: mit all Ihrer Macht zu unterſtützen.“

— „Urkundlich beſiegelt und beſtätigt?“

— „Ja, ſo ſagte ich! — Das könnte ich allenfalls verſprechen.

— „Mit Wort und Handſchlag?“

— „Sei es denn!“ — Und der König bot ihm ſeine Hand, in die er haſtig einſchlug.

Die Kostbarkeiten und Kleinode fanden auf dem Waldschlosse keine bessere Aufnahme, als früher das gemünzte Silber und Gold. Cynthia ließ sie auf den nackten Boden hinschütten, und unverschlossen, wenn auch nicht blank und baar, daliegen, denn jedes Werthstück hatte seinen Behälter, welchen sie zu öffnen verschmähte. — Sie schrieb an die Gräfin Atalant:

„Liebe Gräfin! Ich hasse Kostbarkeiten und Geschmeide. Das Gestimmer und Gefunkel all der Kleinodien gleicht mir zu sehr dem bösen Blicke der Klapperschlange. Auch ist es Beute eines Krieges, der um meinetwillen geführt ward, und den ich unbedingt verleugne, wenn ich auch, völlig schuldlos, ihn veranlaßt habe. An diesen Kleinoden klebt Blut und Thränen. Frauen weinen, wenn sie ihres Schmuckes und Geschmeides beraubt werden. Männer grollen, wenn sie den Stolz und Glanz ihrer Väter in Feindeshände übergehen sehen. — Ich liebe Die-

jenigen, welche mich von dem entlasten, was mich verstört. Wollet diese Gabe nicht verschmähen, die ich, wenn auch unbekanntermeise, meiner zukünftigen Schwester darbiete. Der Herzog ist außer Gefahr und geht einer glücklichen Genesung entgegen. — Cynthia."

Der Herzog war heut verdrießlicher denn je. Er verschmähte Cynthia's Liebesdienste. Er wollte mit seinem Verdrusse allein sein. Erst nach dem Nachtmahle, und nachdem er wider das Verbot seines Arztes, dem Becher häufig zugesprochen hatte, gedachte er seinem Mißmuth freien Lauf zu lassen, und ließ spät Abends noch bei Fürstin Hoheit sich anmelden.

Er war immer noch Herr auf dem Waldschlosse, und Cynthia wagte nicht, ihm entgegen zu sein. Für's Erste entließ sie ihre Damen.

Der Herzog trat ein und schien sehr mißgelaunt.

— „Mein Herzog! Habe ich etwas Schlimmes zu vernehmen?"

— „Hoheit! Ich möchte nicht gern von Neuem der Gefahr ausgesetzt sein, lebendig verbrannt zu werden. — Hoheit wird sagen: „Danach ist das Wetter nicht mehr." — Eben so wenig aber möchte ich mich von Räubern überfallen, ausplündern und umbringen lassen. — Fürstin Hoheit scheint vergessen zu haben, in welche Gefahr Sie sich und mich gebracht durch Ihren Leichtsinn und Ihre

thörichte Verschwendung, aus welcher Sie die Gnade des Himmels errettet hat, oder — wie man im Volke sagt — die Macht der Hölle."

— „Beunruhige Dich nicht, mein Herzog! Diese Schätze beherbergt mein Waldschloß nur für eine Nacht. — Ich habe bereits verfügt darüber, und morgen mit dem Frühesten gehen sie, unter guter Bedeckung, an ihren Bestimmungsort ab. — Gedulde Dich ein Weilchen."

Sie geleitete den Herzog nach einem Lehnsessel und eilte, ihr Schreiben an die Gräfin Itukant zu holen.

Sie überreichte es dem Herzog, der es durchlief. — Anfangs schien er gerührt. — Cynthia hatte seine Geliebte, in deren zweifelhaften Stellung: „Liebe Gräfin!" angeredet und später auch hinzugefügt: „zukünftige Schwester!" Eine weitere Herablassung war von der Fürstin Thronfolgerin, bei so reicher Gabe, nicht zu erwarten.

Bald aber verfinsterte sich das Antlitz des Herzogs wieder und mit leisem Kopfschütteln warnte er: „Dame Libussa! Dame Libussa!"

— „Werde ich endlich erfahren, wer sie war, diese Dame Libussa?"

Und der Herzog hub an:

„Dame Libussa stammte aus einem alten, meinem Fürstenhause verwandten Geschlechte, und war von anbetungswerther, blendender Schönheit. Entzückte aber schon ihr Anblick, so bezauberte vollends ihre schmelzende,

melodiſche Stimme, und was ſie ſprach, war zart und gefühlvoll.“ —

— „Solch' eine Dame Libuſſa,“ lächelte Cynthia, „laſſe ich mir gefallen. Ich fürchte nur: dem ſüßen Lobe wird ein bitterer Tadel auf dem Fuße folgen.“

Der Herzog fuhr fort: „Ihre Freigebigkeit war ohne Grenzen. Nicht nur die Armuth bedachte ſie reichlich und half jeder Noth zum Ueberfluſſe ab, auch glänzende Feſte gab ſie täglich, auf denen All' und Jeder willkommen war. Ihr Palaſt war angefüllt mit Koſtbarkeiten. Alles, was ſie umgab, mußte ſelten und auserleſen ſein, und betrachtete Jemand aufmerkſam irgend eine Koſtbarkeit, oder lobte ſie ſogar, — war es ein Gefäß, ein Schauſtück, ein Kunſtwerk, oder Bild, — gleich bot ſie es ihm zum Geſchenke an. Selbſt ihres Schmuckes beraubte ſie ſich, und wer ſtolz oder zaghaft war, zu dem ſprach ſie, mild lächelnd, mit ſchmelzender Stimme: „Was ich beſitze, hat keinen Werth für mich, wenn ich nicht Andere damit erfreuen kann, und wer meine Gabe verſchmäht, verdirbt mir eine Freude.“ —

Cynthia lachte hell auf. — „Dame Libuſſa fängt an, mir unähnlich zu werden. So mild bin ich nicht. — Weiter, mein Herzog.“

— „Eines Abends erſchien ſie wundervoll geſchmückt, funkelnd von Geſchmeide, blitzend von Koſtbarkeiten, überſtrahlt von ihrer erhabenen Schönheit. Sie ſah

bleich und leidend aus, was ihren zauberiſchen Liebreiz nur erhöhte. — Auf ſilbernen und goldenen Schüſſeln dufteten die feinſten Leckereien, und die edelſten Weine perlten und ſchäumten in goldenen, mit Edelſteinen beſetzten Pokalen. Sänger und Saitenſpieler trugen liebliche Weiſen vor; Tänzer und Gaukler erſchöpften ſich in ungeſehenen Künſten. Und im Nu verſtrich die Zeit. — Da trat der Hausmeiſter ein, um einen ſpäten Gaſt noch anzumelden: „Ritter Abwärts!“ — „Jetzt ſchon?“ fragte Dame Libuſſa, leiſe erſchreckend. Mit erſter Faſſung jedoch fügte ſie hinzu: „Er ſei willkommen!“ — Der ſpäte Gaſt war von rieſigem Wuchſe, derb gegliedert, finſteren Ausſehens und ſchwarz gekleidet. — Dame Libuſſa ſtellte ihn ihren Gäſten vor: „Ritter Abwärts, mein Bräutigam.“ — Sie lud ihn ein, den Ehrenplatz zu ihrer Linken einzunehmen. — Er that es, und mit einem Male war es aus mit allen Freuden und alle Feſtesluſt verſchwand aus Mienen und Blicken. Die Kerzen brannten düſter; die Wohlgerüche verwandelten ſich in ſchwüle Dämpfe und die liebliche Muſik erklang wie dumpfes Wehklagen, oder leiſere Wehklage. — „Ihr kommt bei Zeiten!“ ſeufzte die ſchöne Libuſſa. — „Ich konnte länger nicht der Sehnſucht widerſtehen, mich im Anblick des Inbegriffs aller Vollkommenheit und Holdſeligkeit zu ſonnen.“ — Und ſeine lüſternen Blicke ſchienen ſie zu verſchlingen, während ſie die Artigkeiten, mit denen er ſie

überhäufte, ſtolz und kalt zurückwies. Endlich erhob er ſeinen Becher: „Schöne Libuſſa! Auf eine glückliche Reiſe!“ — „Scheu?“ fragte ſie bleich und ſchaudernd. — „Hohe Zeit für einen Abſchied auf ewig.“ — Dame Libuſſa blickte eine Weile ernſt und beklommen vor ſich nieder. Dann begann ſie zu ihren grabesſtillen Gäſten: „Die Trennungsſtunde naht. Ich ſcheide, und kein Auge wird mich jemals wiederſehen. Ich hinterlaſſe Euch all' das Meine. Wie reich ich bin, weiß ich ſelbſt nicht. Zu verſchwenden, war meine Freude. — Natur hat mich mit den ſeltenſten Gaben geſchmückt, und aus Dankbarkeit für ihre zärtliche Huld und weil auch Glück und Reichthum ihre Füllhörner über mich ausleerten, war ich befliſſen, Allen, die mir nahten, Wohlwollen und Bewunderung einzuflößen. — Ein Wunſch noch blieb nach: „Im vollen Glanz der Schönheit zu ſterben, bevor die Jugendfriſche ihren Schmelz verliert, und die Frühlingszartheit ſich zur Fülle verdichtet. — Dieſen letzten Wunſch wird mein Bräutigam mir erfüllen und wird fern von allen Blicken mich vertilgen. Noch einmal ſeht mich an, bevor ich ſcheide, damit ich, wie ich heut noch bin, fortlebe in Eurem Gedächtniſſe.“ — Hiemit nahm ſie den Arm ihres finſteren Gebieters, und mit Staunen und Grauen, mit Schmerz und Bewunderung, die Blicke ſtarr und ſteif auf ſie gerichtet, ſchaute man ihr nach, während ſie, zärtlich lächelnd, noch einmal grüßte, und anmuthigen

Ganges ihrem finsteren Begleiter folgte. — Vom Schloßthurme schlug die Mitternachts-Stunde. Die Flügelthüren sprangen auf. — Draußen stand das Gefolge des schwarzen Ritters, tief verhüllt in schwarze Mäntel. — Die Thürflügel flogen zu und im Freien ließ Roßgetrappel sich vernehmen. — Leben fuhr in die todtstarren, grabesstillen Gäste. Sie eilten an die breit gewölbten Fenster und sahen bei mondheller Nacht die schwarze Schaar auf flüchtigen Rappen dahinbrausen. — Die weiten Mäntel flatterten wie Trauerflöre. Sie verschwanden, und der letzte Schlag der Mitternachtsglocke verhallte.“ —

Cynthia hatte sich entfärbt und heiße Schreckensthränen blinkten in ihren blauen Augen.

„Herzog! Du hast mich um meinen Schlaf gebracht. Ich werde die ganze Nacht von dem finsteren Ritter Abwärts träumen.“

— „Mir ging's nicht besser. Nicht eine, viele Nächte lang hatte ich keinen andern Traum.“

— „Was träumtest Du?“

— „Ich träumte Tag und Nacht, mit gezücktem Knabenschwerte mir den Weg zur Hölle zu bahnen, um den Ritter Abwärts aufzufordern, mir Rede zu stehen über Dame Libussa. — Er ermangelte nicht, artig mir entgegen zu kommen. — „Tretet näher, durchlauchtiger Junkherr, die Hölle fühlt sich geehrt von so hohem Besuche.“ — „Gieb sie heraus, die Dame Libussa. Ich will nicht, daß

ihr Zwang angethan werde!« — »Wer thut ihr Zwang an, mein hoher Junkherr? Weder ich noch ſonſt Jemand!« — Und er rief hinein in den Höllenpfuhl: »Dame Libuſſa! Hoherſeits wird ſich nach Eurem Wohlbefinden erkundigt.« — Dame Libuſſa erſchien, goldigblond und blauäugig und ſchlank, ſtolz und üppig gebaut. Mit einem reizenden Lächeln verneigte ſie ſich vor mir: »Iſt es dieſer hohe Junkherr, der ſolche Ehre mir erweiſet?« — »Eben dieſer!« — »Mein hoher Junkherr! Eure Theilnahme iſt mir höchſt ſchmeichelhaft. Ich danke verbindlichſt für Eure Bemühung; allein Jeder muß wiſſen, wohin er gehört. Ich finde es hier ganz behaglich.«

Cynthia erhob ſich beleidigt.

— »Herzog! Mißbrauche nicht die Gewalt, welche Du über mich Dir angemaßt haſt. Nenne mich niemals wieder Dame Libuſſa!«

— »Waldtäubchen! Waldtäubchen! Du kennſt mich ja und weißt, wie ich bin. Fürſtlichkeiten unter vier Augen müſſen Spaß verſtehen.«

— »Mag die unvernünftige Menge mich ſchelten und läſtern. Ich kann es ihr nicht wehren, und wenn ich's könnte, ſo würde ich es nicht. — Fürſtlichkeiten unter einander ſollen fürſtliches Mißgeſchick ehren und dürfen es nicht beſpötteln. — Mein Herzog! Habe gute Nacht.«

Hiemit ging ſie, und lachend rief der Herzog ihr nach: »Waldtäubchen ſei nicht empfindlich und ſchlafe wohl!«

36.

Aber Cynthia ward von bangen Träumen heimgesucht. — Ihr war, als ginge Meister Xaver ernstlich damit um, ihr liebes Menestück zu übermalen, um Lichtglanz und Schattenduft der milden Sommernacht umzuwandeln in eine öde, trostlose Schneelandschaft. — „Was thut Ihr, Meister?“ rief sie, „haltet ein!“ — „Er hat es befohlen!“ — „Wer?“ — „Der Ritter Abwärts.“ — „Seit wann giebt er Befehle auf meinem Wateschlosse?“ — „Seit er hier ist!“ versetzte eine rauhe Stimme, und die riesige, starkgegliederte Gestalt des schwarzen Ritters trat trotzig näher: „Cynthia! Hier wird sich manches ändern müssen, und den Anfang mache dieses Bild. Es kann nicht immer Frühling bleiben. Es muß auch einmal Winter werden. — Meister Xaver! tilge mit kaltem Pinsel diesen üppigen dunkeln Rasen, und häufe Schnee darauf. Streife das Laub von Aesten, Zweigen und Gestrüppe!

daß die nackten Stämme kahl und ſchwarz, in tiefe Trauer gehüllt, aus dem winterlichen Leichentuche, empor ſich kümmern und ihre blätterloſen Arme und Hände in die eiſigen Lüfte hinſtreckend, ein ſpärliches Almoſen von leichten Schneeflocken erbetteln: um ſich weiß zu bepudern. — Vor allen Dingen aber hinweg mit dieſer milchweiß ſtrahlenden Göttin. — Du haſt ſie verwöhnt! Leuchtet die Waldfürſtin, wie ein Johanniswürmchen? — Sie iſt eine Cynthia nur dem Namen nach und mehr nicht Gottheit als ihres Gleichen." — „Weſtrenaer Herr!" flehte der Maler. „Ich habe Hoheit ſo oft abconterfeit, und niemals iſt mir ein beſſeres Abbild gelungen." — Ich liebe nicht, was über meinen Sinn und Verſtand geht! Du ſollſt nicht malen, was Dir einfällt, ſondern was mir einfällt, und ich beſtelle. — Dieſen mondſüchtigen Schläfer will ſie mit ihren beſten Strahlen entzücken? Hinweg mit ihr! Und er werde auf Schnee gebettet." — Eingeſchüchtert von dieſer ſtrengen Drohung, ſtrich der Maler ſeine Mondgöttin aus und verwandelte ihr Antlitz in eine matte Lichtſcheibe, deren Glanz ein bläulicher Umkreis winterlich verſchleierte. — „Cynthia!" wandte ſich an ſie der finſtre Ritter, „ich weiß nicht, ob ich Dich liebe oder haſſe. So viel aber weiß ich, daß es einen Haß giebt, glühender als die Flamme des hölliſchen Abgrunds. Wer ſolch einen Haß in ſich verſpürt, verſchmäht Liebeständeleien und kennt keine andere Wolluſt, als ſein Schwert in's Herzblut ſeines Ne-

verbuhlers zu tauchen! — Du bangest und zitterst vor mir, und Dich zu liebkosen, oder Dich zu martern, macht mir gleiche Freude. — Da liegt Dein Mondscheinschläfer jetzt im leichten Schnee, sein mattes Gestirn immer noch zärtlich anlächelnd. — Friert Dich, edler Jüngling? — Alles ringsum ist still und öde. Doch giebt es etwas kälteres noch, als Schnee und etwas öderes noch, als eine Winterlandschaft: das Grab. — Ich will Dich besser betten, zärtler Jüngling. — Cynthia! Mich Acht! wie ein wenig dunkelrothes Herzblut eine Schneelandschaft schmückt und den Vordergrund heraushebt." — Hiemit zog er sein Schwert um es dem in Liebesträumen versunkenen Schläfer in die wehrlose Brust zu tauchen. — —

Cynthia stieß einen hellen Schrei aus und erwachte.

Das Seelfräulein, welches den Dienst hatte, weckte die Zofen, welche in ihren weichen Lehnstühlen eingeschlafen waren.

— „Mir ist, als habe Hoheit gerufen."

Beide hatten noch weniger was gehört, und ein zweites Zeichen mußte abgewartet werden. — —

Da öffnete sich die Thür und Cynthia, im weißen weiten Nachtgewande, erschien mit einem Armleuchter, auf dem drei Kerzen flammten.

Das Ehrenfräulein fragte: „Hat Hoheit nach mir verlangt?"

Cynthia überhörte das. Bleich und stumm schritt

ſie nach dem Empfangsſaal. Alle Thüren ließ ſie offen.

Dergleichen war noch niemals vorgekommen, und befremdend blickten alle drei ſich an. — —

Cynthia trat vor ihr liebes Mondſtück und beleuchtete es ſorgfältig. Es hatte nichts von ſeinem Reiz verloren, und die ſtrahlend lächelnde Mondgöttin gewann auch ihrem Urbilde ein Lächeln ab. Sie überzeugte ſich, nur geträumt zu haben.

— „Böſer, böſer Herzog! — Niemals wird Meiſter Xaver ſich dazu verſtehen, ſein beſtes Bild ſo kläglich zu verunſtalten. Es giebt keinen Ritter Abwärts, und gäbe es einen ſolchen, würdeſt Du Dir von ihm den Oberbefehl auf meinem Waldſchloſſe abnehmen laſſen?“

Sie warf ihrem ſchlummernden Endimion einen Kuß zu. „Felix, Du bleibſt mein!“ — und ging wieder.

Im Vorgemache ließ ſich das Edelfräulein auf ein Knie nieder. — „Zürnt mir Fürſtin Hoheit?“

— „Ein böſer Traum hat mich beängſtigt. Ich begebe mich wieder zur Ruh. Mein Gewiſſen iſt rein und mein Herz ſchlägt ruhig. — Laßt Euch nicht ſtören.“

„Schau, Käthe!“ ſprach Lucas zu ſeiner Frau, „welch' ein prächtiges Reiterlein daher kömmt. Nie ſah ich einen ſchöneren Tigerſchecken, und wie das liebe Thierchen im Paß die Beinchen wirft. Grad wie ein Windſpiel!“ —

— „Und der Reiter!“ hub Käthe an. „Gott ſteh' mir bei! Mütze und Wamms ſtrotzen von Gold und der Scharlach prahlt nur fleckenweis aus der Stickerei hervor. Auch die Schabracke und die breiten Bügel ſind mit Gold durchwirkt! Wo aber hat das goldne Reitersmännlein ſeine Beine?“

— „Närrchen! So reiten die Türken: Mit krummen Knieen, auf hohen weichem Sattel, die breiten Bügel kurz geſchnallt, während wir Chriſten auf langen Bügeln die Beine gerade ſtrecken.“

— „Was aber iſt von Beidem das Beſte?“

— „Das wird am jüngſten Tag ſich finden, bis dahin reitet Jeder nach ſeinem Glauben.“

— „Woher aber ſieht das Goldmännlein ſo gelb aus? und wie klein es iſt.“

— „Die Heiden alle ſind nicht größer.“

— „Ja, ein Heide iſt es, das ſieht man ihm auf tauſend Schritte an. Ich will doch nur gehen, mir eine reine Schürze vorzubinden, und ein geſtreiftes Häubchen aufzuſetzen, um nicht als Aſchenbrödel vor dem vergoldeten Türken zu erſcheinen, wenn er auch nur ein Heide iſt.“

Sie eilte fort und Lucas ging mit abgezogenem Käppchen dem ſcharlach-goldenen Gaſt entgegen. — —

— „Darf ich unterthänigſt hochfürſtliche Gnaden um gnädige Erlaubniß bitten, Zaum und Bügel zu halten?“

Das Goldmännlein ſprang im Nu aus dem Sattel und fletſchte boshaft die Zähne. — „Mache Fürſten zu Narren, ſo kann etwas für Dich abfallen. Machſt Du aber Narren zu Fürſten, ſo mußt Du etwas zulegen. Dort kommt der große Herr, deſſen kleiner Narr zu ſein ich die Ehre habe.“

Wirklich nahte gemächlichen Schrittes ein zweiter Reiter von rieſigem Wuchſe und ſchwarz gerüſtet auf einem gewaltigen Rappen. Lucas dachte: „Wer ſeine Rechnung ohne Wirth macht, iſt ein Narr, aber wer ſeine Rechnung mit Fürſten zu machen weiß, iſt ein Wirth. — Räthe! Räthe!“ rief er in's Haus hinein, — „die Prunkzimmer

aufgeſchloſſen, das Mutterſäßchen angezapft, der Hühnerſtall gewürgt. Es naht eine Fürſtlichkeit, und — " dachte er ſelbſtgefällig ſchmunzelnd, — „wenn Narren ſchon ſo viel Geld auswendig an ihren Kleidern tragen, wie viel Geld mag erſt inwendig in den Taſchen der Herrſchaft ſtecken."

Mit eben der Dienſtfertigkeit, die er dem kleinen Narren erwieſen, redete er auch den rieſigen ſchwarzgerüſteten Herrn an. — „Darf ich fürſtliche Gnaden unterthänigſt um Erlaubniß bitten, dem großmächtigen Herrn Zaum und Zügel zu halten?"

Dieſer erwiderte barſch: „Bin weder großmächtiger Herr, noch fürſtliche Gnaden, ſondern ſchlechthin der Ritter Linkhand, den da hungert und durſtet, und der zu eſſen und zu trinken verlangt."

Indem auf bemerkte Lucas, daß der gewaltige Ritter ſein Schwert an der rechten Hüfte trug, und er eilte in's Haus und ſchrie aus vollem Halſe: „Käthe! Käthe! tummle Dich! Der hochberühmte Ritter Linkhand, genannt die rechte Hand der Majeſtät des Königs, benebſt ſeinem kleinen Narren, genannt die rechte Hand des hochberühmten Ritters, geruhen, unſere ſchlechte Waldherberge mit ihrer Gegenwart zu beglücken."

Linkhand hatte es ſich bequem gemacht und ſpeiſete mit ſeinem Narren an einem Tiſche.

Lucas ſprach zu ſeiner Frau: „Käthe! Unſere Waldherberge iſt heut übertrieben merkwürdig. Welch ein Rieſe er, der hochberühmte Ritter! und welch ein Zwerg er, ſein kleiner Narr. Beide ſind Naturwunder, die ſich für Geld ſehen laſſen können, zumal zur Abfütterungszeit, wo ſie ſelbander an einem Tiſche ſitzen. Dergleichen iſt unbezahlbar!“

„Wenn nur Leute da wären,“ meinte Käthe, „die gleich Geld dafür ausgäben.“

— „Nein, mein Liebchen, das verſtehſt Du nicht. — Ritter Linkhand für Geld ſehen laſſen? Thorheit! Vom Ritter Linkhand Geld ſehen! Das hat Verſtand.“

Die Gäſte hatten abgeſpeiſt, und Simon hub an: „Gnädiger Herr, wir ſind nicht mehr im Felde, und auf dem Waldſchloſſe würde es ſich übel ausnehmen, wollte ich Euch Bruder Linkhand nennen, und Ihr zu mir ſagen: Bruder Simon. In Wahrheit auch iſt Eure adelige Sitte nicht eben zu rühmen, und eine Königskrone iſt keine abgenutzte Kopfbedeckung, die man im Kehricht findet. Alſo nehmt Euch zuſammen, denn Ihr werdet einen gefährlichen Gegner finden, mit dem Ihr es ſo leicht, und gewiß nicht ohne meinen Beiſtand, aufnehmen könnt.“

— „Die Peſt über den fürſtlichen Affen! Ich will von ihm nichts hören!“

— „Ich meine nicht Euren Freund, den Prinzen

Warnemark, ſondern den Waldſchloßcaplan, der bei Fürſtin Hoheit hoch in Gnaden ſteht.“

— „Und ich ſoll mich vor einem Pfaffen fürchten?“

— „Vor dieſem und vor keinem anderen. Er iſt vom Ritterorden St. Georg und heißt mit Tauf- und Kloſternamen Cöleſtin.“

— „Mein Bruder!“

— „Nun, was iſt das weiter? — Er ſteht als Prieſter im Geruch der Heiligkeit, und Ihr als Krieger in der Glorie des Heldenthums.“

— „Auf, nach dem Waldſchloß!“

— „Könnt Ihr die Zeit nicht abwarten, wo er Euch wie einen Hund mit Füßen tritt und Ihr heulend ihn umwedelt?“

— „Ich will ihn wiederſehen!“

— „Er hat ſich losgeſagt von Euch, und Ihr müßt ihn verleugnen. Sollte er ſich etwas Brüderliches gegen Euch herausnehmen, ſo ſprecht: „Wer iſt dieſer geiſtliche Phantaſt, der ſich von einer Aehnlichkeit täuſchen läßt, und wer ſein unbekannter Bruder, der es wagt, mir zu gleichen!“

— „Auf! Satlle die Pferde!

Lucas eilte herbei. — „Gefällt es dem gnädigen Herrn nicht länger auf meiner armſeligen Waldherberge?“

— „Im Gegentheil, mein braver Lucas. Ich nehme

ſie einſtweilen in Beſchlag, ſammt den Ställen, und Du darfſt keinen anderen Gaſt und auch kein Pferd beherbergen, denn bald komme ich wieder. — Hier Handgeld!“

Er reichte ihm eine Handvoll Geld und Lucas eilte freudig nach der Küche.

— „Schau, Käthe! Vornehme Herren führen nur Gold bei ſich, denn Silber iſt ihnen nicht werth, in die Taſche zu ſtecken. Geſegnet ſeien die Rieſenhände. Das iſt eine Handvoll für den rieſigen hochberühmten Ritter Linkhand, und kein armer Krüppel kann es eben noch mit beiden Händen faſſen.“

Der Thürmer ſtieß in's Horn, die Brücken ſanken, die Trommel rief die herzoglichen Hellebardiere unter Waffen, und ſie ſtampften mit ihren Lanzen auf: Ehrenbezeugungen, welche eine Vornehmheit verkündeten.

„Feliz!“ rief Cynthia hocherfreut; wen ſonſt könnte die einſame Waldfürſtin kümmern?

Der Schloßhauptmann trat ein und meldete an: „Ritter Linkhand kommt von Hemſkee mit einem Schreiben vom Prinzen Warnemark.“

— „Gieb her!“

— „Der hochberühmte Ritter hat es Fürſtin Hoheit zu eigenen Händen abzugeben, und ſpricht: „Es iſt ein offenes Schreiben, und ich der Bote nicht, dem man nur Verſchloſſenes anvertraut.“

— „Möge er mich im Empfangsſaale erwarten.“

Bruder Simon zeigte ſeinem Herrn das reizende Mondſtück.

— „Da ſeht nun, gnädiger Herr, welche Begriffe ſich die alten Heiden von einer Keuſchheitsgöttin machten. Da ſteigt nun Cynthia mitternächtlicherweiſe vom Himmel, um ihren reizenden Endimion zu küſſen. — Und wie alterthümlich-göttlich hat ſie ſich entblößt. Wie gefallen Euch dieſe runden Schultern, dieſer ſtolze Buſen, dieſe weichen weißen Arme? Ach! und wie hoch hat ſie ſich aufgeſchürzt! Schickt es ſich für eine Keuſchheitsgöttin, halbnackend die Wälder zu durchſtreifen, während der ſchöne Tölpel, Beſſeres nicht zu thun weiß, als ſolch Himmelsglück zu verſchlafen?“

Mit wuthgedämpfter Stimme murmelte Linkhand: „Mit dieſen meinen Armen quetſche ich ihm die zärtlichen Regungen aus der Bruſt; mit meiner gewaltigen Linken ſchlage ich ihm die verliebten Gedanken aus dem Schädel.“

— „Betrachtet dieſes Bild mit kälterem Blute. Denkt Euch ſtatt des zierlichen Schläfers den gewaltigen Ritter Linkhand, dahingeſtreckt im Rieſenſchlafe und mit ſeinem Löwenathem alle feuerſchnaubenden Cyclopenbälge überſchnarchend. Alsdann iſt dieſes Mondſtück kein überſpannter Malertraum, und kein verrücktes Hirngeſpinnſt mehr, ſondern eine derbe, handfeſte Wirklichkeit, die ihrer Zeit ſchon unverkennbar ſich verdeutlichen wird: wenn die

Hölle ferner noch auf Anſehen und Vertrauen Anſpruch machen, und ihren guten Ruf nicht einbüßen will.“ —

Die Flügelthüren wurden weit aufgeriſſen und Fürſtin Hoheit erſchien.

Der Narr ſchlüpfte eiligſt in den nächſten beſten Winkel. —

Cynthia erſchrak vor der ſchwarzen rieſigen Geſtalt, wie vor dem leibhaftigen Ritter Abwärts.

Nicht minder betroffen war er. Denn das glänzende Bild aus dem Zauberſpiegel der Meerhexe trat ihm lebend und leibhaftig entgegen.

Sie faßte ſich zuerſt, während er eine plumpe Verbeugung machte.

— „Mein Ritter! Welch' einem freundlichen Geſtirn verdanke ich, Euch auf meinem Schloſſe willkommen zu heißen?“

— „Keinem Geſtirn, Hoheit! Das kommt ſo aus meinem eigenen Kopfe, in welchem weder Mond noch Sterne leuchten. Weil eben Waffenruhe iſt und ich nicht gern müſſig bin, wollte ich Euch einmal ſehen. Man muß doch endlich wiſſen, für wen man ſich geſchlagen hat, und der König gab mir einige Tage Urlaub.“

— „Das Schreiben des Prinzen von Warnemark, mein Ritter?“ —

— „Verzeihung, Hoheit! In Eurer Gegenwart vergißt man Alles!“

Cynthia empfing das Schreiben und durchlief es. — „Friede!“ rief sie in holder Freude. „Felix verheißt mir baldigen Frieden.“

— „Leider! Hoheit, giebt es nur wenig noch zu thun. Würde ich sonst wohl hier sein?“

— „Doppelt willkommen sei mir die Friedenstaube, welche dieses Oelblatt mir darbringt.“

— „Findet Hoheit, daß ich einer Taube gleiche und nach Frieden schmecke? Wenn dieses Schreiben ein Oelblatt sein soll, so habe ich es wahrlich nicht fett gemacht, denn im Frieden wird der Krieger mager. — Der Krieger will auch leben! Alle Achtung vor Fürstin Hoheit! Sie giebt dem Krieger Arbeit. Doch Alles hat sein Ende. Der König sollte nur ein Dutzend solcher Töchter haben, so würde ihm bald die ganze Welt gehören. Das Ende vom Liede ist immer der leidige Friede, und dann sagt Winkhand: „König, lebe wohl!“ und zieht weiter.“

— „Ungern entläßt der König einen so verdienstvollen Krieger.“

— „Was soll ich ihm noch? Was will er mit mir anfangen? — Ja! Wenn Hoheit wieder was anfangen will, sei es dort oder hier, oder gegen Ihren Vater selbst, so stehe ich Hoheit zu Dienſten!“

— „Still davon, mein Ritter! Wollet Euch eine Gnade erbitten.“

— „Ich danke, Hoheit! Was ich gebrauche, finde ich überall.“

— „Wäre Cynthia zu arm, dem Ritter Linkhand eine Gnade zu gewähren?“

— „Wenn Hoheit darauf besteht, daß ich um eine Gnade bitten soll, so wäre es, den Waltcaplan, Pater Cölestin, einmal predigen zu hören.“

— „Ein frommer Wunsch für einen gewaltigen Krieger! Versprechen kann ich es nicht. Pater Cölestin ist ein Heiliger, der nur seinen Eingebungen folgt, und nur spricht, wenn der Geist über ihn kommt. Ihm Befehle zu geben, wage ich nicht. Doch hoffe ich, es wird auf meinem Waleschlosse Euch gefallen, und somit warten wir die günstige Stunde und Gelegenheit ab.“

— „Verzeihung, Hoheit! Morgen muß ich wieder aufbrechen; der König ist noch nicht am Ziele seiner hochfliegenden Pläne.“

— „Wem sage ich Euch länger hier.“

— „Unmöglich, Hoheit! Wenn Pater Cölestin nicht will oder kann, so muß ich auf meinen Wunsch verzichten, und mich begnügen, ihn einmal zu sehen.“

— „Das konnte ich fast versprechen!“

— „Er ist vom Orden Ritter St. Georgs. Die

Tracht iſt weiß, mit blaßrothem Gürtel; ſei es Linnen, Seide, Atlas oder Sammet.“

— „Ganz recht.“

— „Ein Orden, der viele Anſprüche macht.“

— „Der Pater Cöleſtin iſt ſicherlich von guter Abkunft, denn nur ſolche werden in dieſen Orden aufgenommen.“

— „Von keiner beſſeren als ich.“

— „So kennt Ihr ihn?“

— „Wie mich ſelbſt.“

Der ſchwarze Ritter bedeckte das Antlitz mit beiden Händen und ſeufzte hörbar.

„Liegt Euch ſo viel daran?“ fragte Cynthia gerührt. „Was ich vermag, ſoll geſchehen. Ich erwarte Euch zur Tafel.“ —

Hiemit ging ſie nebſt ihren Damen, und Simon ſchlüpfte aus ſeinem Verſtecke.

— „Seid Ihr raſend? Wollt Ihr Euch in Gegenwart der Fürſtlichkeiten und allen Schloßgeſindes einer Strafpredigt Eures lieben Brüderleins ausſetzen?“

— „Ich will ihn endlich einmal wiederſehen. Du haſt mir viel von ihm erzählt! Ich will wiſſen, wie er als weißſeidenes Geſpenſt ſich ausnimmt.“

— „Er wird Euch ſchwarz malen, daß Jedermann ſich vor Euch ſegnet und bekreuzigt.“

— „Mag er's.“

— „Wozu durch offenes Spiel gewinnen, was leichterer Mühe, sich durch List erlangen läßt.“

— „Ich liebe offenes Spiel!“

— „Wollt Ihr den ganzen Kanzeldonner in träger Ruhe über Euch ergehen lassen?“

— „Warum nicht?“

— „Sagt Hedwig wenigstens: in allen Kirchen und auf allen Kanzeln ergienge es ihr nicht besser, als Euch, hier auf dem Waldschlosse. Die Pfaffen können nun einmal das Lästern nicht lassen.“

— „Ich werde ihr sagen: „Ich mache mir nichts daraus, und bleibe deshalb, wer ich bin.“

Das war ein ſeltſamer Abendgottesdienſt. Keine Glocke rief und keine Orgel ging. Die Schloßbewohnerſchaft hatte ſich eingefunden; aber die Kapelle war nur ſpärlich erleuchtet, der Altar ungeſchmückt und ſelbſt das Crucifix fehlte. Kein Miniſtrant, kein Chorknabe war ſichtbar, gleich wie, als ſei das Waldſchloß in Acht und Bann gethan.

Nur auf der Kanzel brannten zwei Kerzen und die fürſtliche Loge war, wie immer, hell und blendend von Lampen erleuchtet. — Alle Blicke waren dahin gerichtet, in Erwartung des hochberühmten Ritters.

Die Fürſtin erſchien ſtrahlend in Schönheit und Jugendglanz. Neben ihr der Herzog, das Haupt noch immer verbunden und den Arm in der Schlinge, aber fürſtlich und feſtlich gekleidet, und ſein Antlitz glühte vom Wein, denn zu Ehren des hochberühmten Ritters war hoch gela-

felt und gezecht worden. Dann der riesige, verhaglederte Ritter in einfach schwarzer Tracht, ein tiefer Schatten im großen Lichte. Dann die munteren jungen Hofdamen, mit frischen Blicken und Lippen.

Die Schaulust war befriedigt, und der gesrenstische Priester in weißseidener Ordenstracht mit blaßrothem Gurtel erschien auf der Kanzel. Sein welkes Angesicht war todtenbleich; seine Blicke erloschen, und mit heiserer Stimme — welche aber im Laufe der Rede sich kräftigte und zuletzt donnernd das Gewölbe durchdrönte, während die hinfällige Gestalt Lebensfülle gewann, die Wangen sich röthelten, die Blicke feurig wurden und Blitze der Begeisterung schleuderten, bis es fast ließ, als schimmere eine Heiligenglorie über sein verklärtes Haupt: — Mit heiserer, fast erloschener Stimme begann er:

„Meine christlichen Zuhörer! Ich erzähle Euch heut ein heidnisches Märchen. — Unsere heidnischen Vorfahren kannten keinen Gott der Liebe und Wahrheit, sondern glaubten an einen Gott der Kraft und Stärke, den sie „Thor“ nannten, wie auch an einen Gott des Luges und des Truges, welcher „Locke“ hieß. Ihre Heiligen oder Helden nannten sie die „Asen“, und das Paradies, in welchem sie zechten und schmauseten, die „Walhalla.“ — Wie unerleuchtet indessen sie auch waren, so leuchtete ihnen dennoch ein, daß der Gott der Kraft und der Stärke, ein Spielwerk sei in Händen des Gottes der Lüge und des

Truges, und daß Thor jederzeit der Thor war, der sich von Locke verlocken ließ. Hört, wie die Sage lautet."

„Thor, der Gott der Kraft und Stärke, hatte Langeweile. Er ergriff seinen gewaltigen Hammer, dem nichts widerstehen konnte, und mit dem er alles zertrümmerte, was irgend ihm in den Weg kam. — Er trat seine Wanderung an."

„Mehrere Tage vergingen, ohne daß ein Abenteuer ihm aufstieß. Endlich erblickte er eine hohe fünfthürmige Burg. — Er konnte nicht umhin, den Riesenbau zu bewundern. — „Den Riesen möchte ich sehen," lachte er in sich; „der sich nicht scheut, solch' eine Burg zu bewohnen, ohne daß es ihn verdrießt, sich darin wie ein Däumling vorzukommen." —

Indem aber vernahm er ein Schnarchen, als habe sich der Sturm in tausend Schlote gefangen, und wisse heulend und tobend, nicht aus noch ein. —

Thor spitzte die Ohren und schritt dem furchtbaren Gesause näher, welches wie der Sturm pfiff und wie die Windsbraut sauste. Bald auch gewahrte er den Riesenschläfer, welcher schnarchte wie der Sturm pfiff und wie die Windsbraut sauste. Er hatte sich unter einer himmelhohen Eiche gelagert, deren tausendjährige Aeste, die meilenweit sich ausstreckten, nicht vermochten, ihm hinreichenden Schatten zu gewähren. Er hielt sein Mittagsschläf-

chen, und war durchaus würdig, der Bewohner einer solch übertriebenen Riesenburg zu sein.“

„Welch' eine Unverschämtheit!“ zürnte Thor, „so groß zu sein, da ich nur klein bin. Und er hat sich mir in den Weg gelagert? Gelüstet es ihm etwa, meinen Hammer zu kosten? Die Freude kann er haben.“ — Hiemit erhob er die gewaltige Waffe, vor der die Asen in Walhalla zittern und erblassen, und führte damit einen tüchtigen Streich nach der Schläfe des riesigen Mittagsschläfers. — Dieser erwachte und murmelte schlaftrunken: „War mir's doch, als fiele mir ein Regentropfen links auf die Stirn. Aber es ist heller Sonnenschein und der Himmel wolkenlos. Ich werde wohl geträumt haben.“ Hiemit wälzte er sich vom rechten auf das linke Ohr und fuhr fort zu schnarchen, wie der Sturmwind pfeift und die Windsbraut brauset.“

„Ei nun!“ rief Thor, „wenn schon dieser Traum Dir gefällt, so will ich Dir einen besseren noch beibringen.“ Und hiemit erhob er nochmals seine furchtbare Waffe, vor der die Asen in Walhalla zittern und erblassen, und ließ sie mit dreifacher Wucht auf die rechte Schläfe des Riesen fallen.“

„Der Schläfer erwachte, reckte sich und gähnte und murmelte schlaftrunken: „War mir's doch, als fiele mir eine Eichel rechts auf die Stirn. Aber wir sind im Spätherbst und die Eicheln reif.“ Und hiemit wälzte er sich von

der linken Seite auf den Rücken und fuhr fort zu ſchnarchen, wie der Sturm pfeift und die Windsbraut ſauſet.“

„Da ergrimmte Thor und erhob zum dritten Male die furchtbare Waffe, vor der die Aſen in Walhalla zittern und erblaſſen.“

— „Wer theilt zu Anfang ſchon ſeine beſten Streiche aus? Man ſpart ſie bis zuletzt; Ende gut, alles gut.“ — Und hiemit ließ er ſeine furchtbare Waffe, vor der die Aſen in Walhalla zittern und erblaſſen, zum dritten Male mit ſolcher Wucht mitten auf die Stirn des Rieſen fallen, daß er ſich ſelbſt eingeſtehen mußte, noch niemals einen beſſeren Streich geführt zu haben.“

„Der Rieſenſchläfer erwachte, reckte ſich und gähnte, und murmelte ſchlaftrunken: „Irgend ein böſer Bube hat mich mit einem Stein geworfen, und mich mitten auf die Stirn getroffen.“

— „Kein böſer Bube!“ rief Thor, „ſondern ich, der Gott der Kraft und der Stärke.“

— „So nennſt Du Dich?“

— „Der bin ich!“

— „Du ſcheinſt mir allzu klein!“

— „Um ſo ſtämmiger bin ich.“

— „Was kannſt Du?“

— „Ich kann ringen.“

Der Rieſe rief in ſeine himmelhohe fünfthürmige Burg hinein: „Köchin!“ —

Die Köchin kam.

— „Hier iſt Thor, der Gott der Kraft und Stärke, und ſagt, er kann ringen; willſt Du es mit ihm aufnehmen?“

— „Mag er ankommen!“

Thor faßte ſie mit aller Macht. Sie rührte ſich nicht. Er ſtemmte ſich aus Leibeskräften. Sie wankte nicht. Zweimal verlor er Kraft und Athem und mußte inne halten. Zum dritten Male endlich that er ſein Aeußerſtes, und die Köchin wankte.

— „Was kannſt Du noch?“ fragte der Rieſe.

— „Ich kann heben.“

— „Köchin, geh' und ſchicke mir meine Katze.“

Die Köchin ging und ſchickte die Katze.

— „Katz! Das iſt Thor, der Gott der Kraft und der Stärke. Sollte er Dich heben können?“

Die Katze gab ein lautes „Miau“ von ſich, krümmte auf allen Vieren den Rücken und hob den Schwanz.

Thor packte ſie und hob aus Leibeskräften. Aber mochte er ſtreben und ſich ſtemmen, ſo viel er wollte: die Katze blieb auf allen Vieren. — Zweimal ging ihm Kraft und Athem aus. Zum dritten Male endlich that er ſein Aeußerſtes und die Katze ließ mit einer Vorderpfote leicht vom Boden los. —

— „Was kannſt Du noch?“ fragte der Rieſe.

— „Ich kann trinken.“

Der Rieſe ſchenkte ein und überreichte ihm ſeinen übervollen Mundbecher.

Thor that einen guten Zug, allein der Becher blieb übervoll. Er that einen beſſeren zweiten, allein der Becher blieb übervoll und es war noch nicht zu ſehen, daß davon getrunken ſei.“

Thor that ſeinen dritten Zug, ſein Aeußerſtes, wie er noch keinen beſſeren je in ſeinem Leben gethan hatte, und dies Mal ſchien es in der That, als ſei etwas abgetrunken, der Becher war nicht mehr ganz übervoll.

Da fragte Thor den Rieſen: „Wer biſt Du, der mich irre macht an mir ſelbſt? Wenn Du mehr biſt als ich, warum prahlſt Du vor mir? Ich zeige mich Jedem und verſtecke mich vor Keinem. Dich aber ſieht Niemand, Dich kennt Niemand, und ich ſtehe in Ruhm und Ehren da, vor All' und Jedem.“

— So wiſſe denn, o Thor: Ich bin Locke, der Gott der Lüge und des Truges. Darum verſtecke ich mich, um nicht durchſchaut zu werden, und zeige mich nur, um etwas auszurichten. Und ſo auch, Thor, offenbare ich heute mich Dir, wie noch keinem Andern. Vernimm denn: Der erſte Schlag Deines allgewaltigen Hammers traf nicht dieſe linke Schläfe, ſondern den Erdball, und ſchlug eine Kluft hinein; Dein zweiter Schlag traf eben ſo wenig meine rechte Schläfe, ſondern wiederum den Erdball, und öffnete einen tiefen Abgrund. — Als Du zum dritten Schlage

ausholtest: da erblaßten die Asen in Walhalla, denn sie fürchteten, Du würdest den Erdball spalten. Jedoch vermagst Du nicht den Erdball zu spalten, obschon Du Thor bist, der Gott der Kraft und der Stärke. — Meine Magd, mit der Du rangst, war die Eresche, und als Du sie zum Wanken brachtest, erblaßten wiederum die Asen in Walhalla und fürchteten, Du würdest die Eresche umstürzen. Jedoch vermagst Du nicht, die Eresche umzustürzen, obschon Du Thor bist, der Gott der Kraft und der Stärke. Die Katze, die Du heben wolltest, war die Mitgartschlange, welche ihren Reifen um die Erde schlingt: den Ball zusammen zu halten, und als Du zum dritten Mal die eine Vordertatze lockertest, erblaßten nochmals die Asen in Walhalla und fürchteten, Du würdest ihren Reifen sprengen, und der Erdball zerstieben. Jedoch vermochtest Du nur ein Glied der Mitgartschlange zu lockern; jedoch vermagst Du nicht, den Reifen zu sprengen, mit dem sie die Erde festhält, obschon Du Thor bist, der Gott der Kraft und der Stärke. — Der übervolle Becher, den ich Dir reichte, war das Weltmeer bei hoher Fluth, und als Du den dritten unerhörten Zug thatest, erblaßten vollends die Asen in Walhalla, und dachten nicht anders, als Du würdest das Weltmeer ausleeren. Jedoch vermochtest Du weiter nichts, als die hohe Fluth zur Ebbe abzuschlürfen, obschon Du Thor bist, der Gott der Kraft und der Stärke."

Da ergrimmte Thor und hob ſeinen gewaltigen Hammer. Im Umſehen aber hatte der übergroße Rieſe ſich in ein äußerſt winziges Zwerglein verwandelt, welcher mit hoch gehobenen Händen rief: „Thor! Mißbrauche nicht Deine edle Waffe gegen meine wehrloſe Geringheit. Wiſſe aber, ſo klein wie ich bin, ſo groß meine Kunſt iſt, und wenn der Gott der Kraft und Stärke ſich verbindet mit dem Gott der Lüge und des Truges, ſo erblaſſen die Aſen in Walhalla. Denn ein Götterpaar wie wir vermag das Weltall in ſeinen Augen zu erſchüttern.“ —

— „Ich mich mit Dir verbinden? Du Nichts und Garnichts!“

„O Thor!“ erwiderte Locke, „ſo wenig Du den Erdball ſpalten, die Erdachſe verſchieben, den Reifen der Mitgardſchlange löſen und das Weltmeer ausſchlürfen kannſt, eben ſo wenig vermagſt Du ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen.“

„Das will ich denn mal ſehen!“ rief Thor, und erhob ſeine gewaltige Waffe.

Der Zwerg aber war verſchwunden, und Thor dachte: Soll ich meinen gewaltigen Hammer umſonſt erhoben haben? Wenigſtens will ich die Burg des Luges und des Truges zertrümmern! und führte einen gewaltigen Streich nach dem rieſigen Gemäuer.

Zum erſten Male entglitt die zuverläſſige Waffe der

wohlgeübten Hand, und als er sie wieder aufhob, lag ein plattgedrückter fünfzackiger Haarschuh darunter.

Und Thor, verächtlich lächelnd, ging seiner Wege, mit den Worten: „Zwar kann ich den Erdball nicht spalten, die Gracche nicht verschieben, den Reifen der Midgardschlange nicht sprengen und das Weltmeer nicht austrinken, Du aber Loke, elender Wolf des Trugs und des Truges, bist nicht des geringsten meiner Streiche werth."

„Meine christlichen Zuhörer! Dieses heidnische Märchen giebt uns eine gute Lehre. Wenn Kraft und Stärke mit Lug und Trug ein Bündniß schließen, so wankt das All in seinen Fugen und die Heiligen im Paradiese erblassen, denn die Kraft soll redlich und die Stärke treu sein."

„Und den verklärten Blick fest auf Vinland gerichtet, welcher ebenfalls kein Auge von ihm wandte, schloß der begeisterte Redner seinen Sermon mit den Worten:

„Wehe dem Starken auf Erden, der ein Bündniß schließt mit dem Weibe der Lüge! Wehe dem Kriegshelden, der seine Rechte oder Linke dem Lügengeiste reicht! — Ewige Verdammniß ihm! Ich möchte nicht für ihn beten, und wär's mein eigener Bruder! Denn das Wort des Herrn lautet: Aergert Dich Dein Auge, so reiße es Dir aus, und ärgert Dich Deine Linke, so haue sie Dir ab. — Amen."

Tiefe Stille trat ein. Die Zuhörer, welche Anfangs den hochberühmten Ritter mit emſig bewundernden Blicken verfolgt hatten, wandten ſich jetzt ſcheu und düſter von ihm, und die Kapelle leerte ſich.

Cynthia erhob ſich und zugleich mit ihr Begleiter und weibliches Gefolge. — „Mein Ritter,“ wandte ſie ſich an Linkhand, „Euer Wille war es, dieſen unerforſchlichen Geiſt über Euch zu beſchwören. Der Pater Cöleſtin iſt unfehlbar. — Beherzigt wohl die Warnung! — Denn Eurer Seele ſteht eine große Gefahr bevor.“

— „Hoheit! Der Kriegsmann thut ſeine Blutarbeit und kümmert ſich wenig um ſeine Seele. Ich ſage Euch unterthänigſt meinen Dank, — für die geiſtliche Kurzweil, welche Ihr, mir zu Ehren, veranſtalten ließet.“

— „Eine geiſtliche Kurzweil?“

— „Hoheit! Der Geſchmack iſt verſchieden. Ich bin kein Freund von matter Salbung und gelindem Kanzeljammer. Mir muß man in die Seele donnern, den Teufel ſo ſchwarz malen, daß er mit Hörnern und Pferdefuß mir vor Augen ſteht, und die Hölle ſo heiß machen, daß ich den Schwefelpfuhl des Abgrunds wittere, und das Geheul und Zähneklappern der ewigen Verdammniß höre. Das packt, das erſchüttert, beſſert und bekehrt mich. — Pfaff iſt Pfaff, und einer ſpricht wie der andere. Dieſe Kapelle iſt die Eure und der Waldcaplan Euer Pfaffe. Es giebt aber noch andere Kirchen, Kanzeln und Pfaffen,

die nicht gelinder wider Hoheit donnern, als dere Waldcaplan wider mich. Jeder thut, was ſeines Amtes iſt. Hoheit iſt Herrin auf dem Waldſchloſſe. Allein im ganzen Königreiche giebt es keine zehn Mann, welche ſagen: Hoheit ſei durch die Gnade des Himmels aus dem Waldbrande und den Räuberhänden errettet. Allgemein heißt es: Hoheit verſteht gewiſſe Künſte, ihr Waldſchloß und ſich ſelbſt zu ſchützen."

Stolz erwiderte Cynthia: „Dem hochverdienten Krieger, den der Prinz von Warnemark mir ſandte, ward, ſo weit ich es vermochte, Ehre zu Theil. Morgen in aller Frühe wollt Ihr aufbrechen? — Nach Eurem Gefallen! Thut Euch keinen Zwang an, und erlaſſet mir die Abſchiedsförmlichkeiten."

Sie war allein und zog das Schreiben des Geliebten aus dem Buſen, um ſich daran in ſtillbeglückter Einſamkeit zu freuen. Es lautete:

„Cynthia! wenn wie Mondlicht ſtrahlend,
Überſäumend, ſilbermalend,
Nächtliches Gewölkesdunkel,
Einen des Lichts im Sterngefunkel,
In ſechs Zeichen ſüß benannt,
All mein Sehnen ſei gebannt."

„Wie beneide ich den Ueberbringer dieſer Friedensbotſchaft, um das beſondere Glück, ſie Deinen kußlichen Händen zu überreichen. — Ja, Angebetete! Mit dem Falle

des Hemſkoe, den Ueberbringer dieſes bezwungen hat, iſt dieſer heilloſe Krieg, der Dir ſo ſehr mißfällt, als beendet zu betrachten. Nur darf der König ſein Schwert nicht all zu früh in die Scheide ſtoßen, und mich hat er beſtellt, in Deinem Namen und in Deinem Sinne den Frieden herbeizuführen.“

„Der König verweilt Stunden lang auf den Zinnen der Hochburg und lugt in's Land. Dann begleite ich ihn ſtets, und ſo auch geſtern Abend ſahen wir die Sonne untergehen. Der Mond im erſten Viertel ging auf. — Lächelnd deutete der König auf die blanke Sichel und ſprach: „Luna“. — „Cynthia, mein König!“ wandte ich ein. — „Sie heiße Luna!“ erwiderte der König; ſie beleuchtet meine Eroberungen, vollendete wie bevorſtehende. — „Cynthia“ klingt zu hart und iſt ein böſer Name, der mir vielen Verdruß bereitet. Thun wir nach Kriegerbrauch unſerer Luna Ehre an.“ Er zog ſein Schwert und ich desgleichen und wir neigten die Waffen vor Deinem himmliſchen Abbilde. — Der König fuhr fort: „Es gab ein Ilium, es gab Trojaner und meine Luna, oder wenn Du willſt, Deine Cynthia iſt, wenn auch wider ihren Willen, eine griechiſche Helena.“ — „Majeſtät!“ erlaubte ich mir, zu erwidern, „die blonde keuſche Hoheit iſt mit jener leichtfertigen Griechin völlig unvergleichbar.“ — Der König lächelte:

— „Im Ganzen liebe ich keinen Widerspruch. Doch einen solchen lasse ich mir gefallen.“

„Es ist allerdings eine schwarze, verbe Krähenstaube, welche Dir dieses Oelblatt überbringt. Laß Dich von seinen rauhen Sitten nicht beirren. Er hat in diesem Feldzug das Meiste gethan. — Ewig Dein

Felix.“

Cynthia antwortete:

„Felix, Glückskind sonder Gleichen,
Ein Glück wolle mir ablassen,
Liebend muß es sind umfassen,
Ich bin glücklich in sind Zeichen,
X hinzu, damit se reichen.“

„Wie der Mond Licht und Glanz von der Sonne empfängt, so Cynthia von ihrem Felix. — Was wäre ich, ohne Dich? Eine mitternächtliche Hekate an Kreuzwegen, geschmückt, statt des Kreuzes mit dem Halbmonde, um fromme Pilger zu einer finsteren Andacht einzuladen.“

„Ich weiß endlich, wer die Dame Libussa ist. Welch' einen abscheulichen Ritter Abwärts hast Du mir zugesendet? Ich hoffe, von seiner lästigen Gegenwart morgen befreit zu sein. Die Priester machen aus mir eine finstere Hekate, dem Volke bin ich die blutdürstige Arthemis; als Diana habe ich mein Waidwerk mühselig erlernt, der König nennt mich Luna und der Herzog Dame Libussa. Für Felix allein bleibe ich

Cynthia.“

Angſtgeſchrei und Wehklagen erfüllte das Schloß und ſteigerte ſich zu kreiſchendem Zankgetöſe. Es polterte treppauf, treppab, und Lärmzeichen riefen die herzogliche Beſatzung unter Waffen. — Das Silberroß, heil von ſeinen Wunden, war trotz Hunger und Peitſche, mit einem Male wieder zu Kräften gelangt und hatte ungeſtüm, Gurten, Ketten und Banden geſprengt, Stall und Thüren zertrümmert, Stallknechte und Schloßwächter erſchlagen und die herzoglichen Hellebardiere niedergerannt, um in Sturmeseile ſeiner Wildniß zuzufliehen.

„Was den Geringen strafbar macht,“ schrieb Cynthia, „kann einer Fürstin zur Pflicht werden. Die Wohlfahrt Tausender ruht in ihrer Hand; Tausende sind bereit, für sie zu sterben. So wisse denn auch sie zu sterben, hat sie das eigene Leben verwirkt.“

„Eine Vorsehung waltet über Fürstenhäusern, wenn sie sich auch nur in Zufälligkeiten kundthut.“

Acht säulengeschmückte Wölbungen umringen die Waldfürstinnengruft. Sie sind besetzt mit acht Marmorsärgen meiner Vorweserinnen. Meine vielgeliebte theure Mutter, die allerhöchstselige Königin, schläft in ihrem Marmorsarge in der letzten Wölbung. — Für mich war kein Platz mehr, und allgemein hieß es: „Die Waldfürstinnengruft werde verschlossen und vermauert. Denn in der Königstochter erlischt das Waldfürstenthum und wird dem Reiche einverleibt; sie gehört nach ihrem Ableben in die Königsgruft.“

„Ich sagte: Nein! — War es nun kindischer Eigenwille, oder ahnungsvolle Eingebung. Denn jetzt muß ich als Walefürstin sterben.“

„Das Asyl, wohin sich gebrochene Herzen, unruhige Gewissen und reuige Blutschuld sehnen, taugt nicht für die schuldlose Königstochter. Ich muß, bevor ich sterbe, mit meinem geliebten Felix vor den Altar treten und mit der Stola umwunden werden, damit meine Ansprüche sich auf das Haus Warnemark vererben, und ich Kanut dem Großen einen würdigen Thronfolger hinterlasse; sei es Felix oder sein Bruder, der Herzog.“

„Vom Entschlusse bis zur That jedoch ist ein schwerer, banger Weg, und ich bin ein zaghaftes, verzärteltes Königskind.“

„Felix mein Freund! mein Erlöser aus dieser Welt der Bosheit und der Lüge! — Ohne Dich wage ich nicht eine neue Welt zu betreten. Himmelhoch jauchzend zu Tode betrübt. Glücklich allein, die Seele, die liebt. — Verstehst Du mich, Felix?“ —

„In der Mitte der Walefürstinnen-Kapelle ist noch ein Raum für einen Doppelsarg. — Theilen wir den Giftbecher, und der Sarg möge unser Brautbette sein. Sodann werde die Gruft verschlossen und vermauert. — Das liebliche Mondstück — Dank sei es dem kunstreichen Meister Xaver — möge den kurzen Traum unseres Glückes

der Nachwelt verkünden: „Cynthia fand einen Ritter, der in den Tod ihr folgte.“

„Welch' eine Krönung, mit und neben einander zu sterben, und welche Seligkeit, beim Erwachen uns zusammen zu finden!“

Sie hatte vollendet, schloß und siegelte das Schreiben.

— „Die letzte Wafenfürstin hat hier sich selbst ihr Todesurtheil gefällt. Es werde vollzogen!“ — —

Sie ließ den Schloßhauptmann kommen:

— „Dieses Schreiben werde von einem sicheren Boten dem Prinzen von Warnemark zugestellt.“ — —

Sie begab sich in ihre Gemächer und sprach zu ihren Damen: „Meine Lieben! Laßt mich allein! Sorgt, daß ich nicht gestört werde.“

Die Ehrenfräulein gehorchten, und Cynthia legte sich auf ein Ruhebett.

Allein der Herzog verlangte Einlaß, und weil die Ehrenfräulein, die hellen Thränen in den Augen, ihn um Schonung flehten, rief er unwirsch: „Ich führe den Befehl auf dem Wafenschlosse, und Hoheit ist meine Gefangene. Sie muß und soll mich hören.“ — Hiemit drang er in ihre Gemächer.

Cynthia auf ihrem Ruhebette regte sich nicht. —

— „Hoheit, meine Pferde sind gesattelt, meine Lan-

zenreiter ſitzen auf und meine Hellebardiere und Bogenſchützen haben Befehl zum Aufbruch. — Nicht eine Stunde länger verweile ich auf dieſem verwünſchten Schloſſe. — Ich bin gekommen, um Dich zu ſchützen wider Deine geiſtlichen Verfolger. Von Neuem ruht der Vaterfluch auf Dir und Du gehörſt den Pfaffen wieder an, denen Du mit unverletzlichen Eiden Dich zugeſchworen. — Sprich ſelbſt: Was kann mein Schutz Dir ferner helfen, und vor wem ſoll ich Dich beſchützen? Vor dem Könige, Deinem Vater, oder vor ſeinen pfäffiſchen Widerſachern? Welch' ein Recht und Anlaß hätte ich wohl zu Beidem?" — Ich gehe — leider nicht, wie ich gekommen bin. Ich ſcheide von hier mit verbundenem Haupte und den Arm in der Binde. — Werde ich jemals wieder das Schwert führen können? — Wäre ich in einem ritterlichen Strauße ſo übel zugerichtet worden, ich dürfte mich nicht beklagen. Aber von Deiner hölliſchen Silberbeſtie dermaßen geworfen zu ſein: das kann einen regierenden Herrn verdrießen. — Freilich haſt Du mit zierlich weißen Händen mich gepflegt, mir kühlende Tränke bereitet und meinen Wunden Heilbalſam aufgeträufelt! — Aber Felix, mein anderes Ich? — Nicht die Wunden, die er bei Erſtürmung des Hemſtee davon trug, ſind gefährlich. Allein die inneren Wunden, die Du ihm beigebracht, ſind tödtlich; denn ein treues junges Heldenherz liebt einmal und nicht wieder. Er wird in ſeiner ritterlichen Jugendblüthe dahin-

welken und in unheilbarem Liebesgram erſterben. — Haſt Du auch kühlende Tränke und Heilbalſam für ſolche Wunden? — Lebe wohl! Dame Libuſſa.“

Laut und ängſtlich kriſchen die Ehren-Damen in den Vorzimmern: „Hoheit will allein ſein, und iſt heute für niemanden ſichtbar!“

Linkhand aber, gefolgt von ſeinem Narren, that wie der Herzog, und drang gewaltſam in die Gemächer der Fürſtin.

— „Hoheit! Der Krieg iſt keine Sittenſchule und im Felde lernt man keine Höflichkeit. Mit wenig Worten alſo: Vergiß Deinen Warnemark, der Deiner unwürdig iſt und das Abenteuer, welches zu Deinem Brautbette führt, gar mangelhaft beſtanden hat. Ich gehe jetzt, dein Silberroß zu holen und lammfromm und wohlgeſchult, wie Du es verlangteſt, Dir zu überbringen, ſo daß Du unbeſorgt Deinen zarten Leib ihm anvertrauen kannſt. Denn weit entfernt, Dich einer Gefahr auszuſetzen, werde ich vielmehr Dich ſchützen.“

Cynthia auf ihrem Ruhebette regte ſich nicht. —

Mit einem Male erſchien unbörbaren Ganges der Pater Schloßcaplan, neubelebt und beſeelt. Sein Auge ſchleuderte Blitze zorniger Begeiſterung, ſein Antlitz war geiſterhaft verklärt, und wiederum ſchien ſeinem Haupte

ein Heiligenſchein zu umſchweben. Mit Donnerſtimme hub er an:

„Höllenungethüm! Ekler Wurm, der ſich in blutigem Schlamme mäſtet! Hat irgend eine Höllenqual, die meine Sinne nicht ermeſſen, noch das Vermögen, Dich nach Gebühr zu ſtrafen, ſo tauche Dich mein Grimm in dieſe unerforſchliche Verdammniß, wo Du von Ewigkeit zu Ewigkeit Dein Daſein verfluchſt und von Augenblick zu Augenblick zähneknirſchend Dein Selbſt verwünſchen magſt! Bis dahin nage der Gewiſſensgeier an Deiner Seele und, ſchließt der Schlaf Dein verruchtes Auge, ſo möge qualvolle Ahnung unſäglicher Verdammniß Dich wach rütteln und kalter Schweiß Deine verfluchte Haut bedecken. — Fort von hier! Hinweg!“

Geſenkten Hauptes, wie ein armer Sünder ſtand der Ritter da, während ſein Narr ihm zuflüſterte: „Gnädiger Herr! Ihr habt Euer Spiel aufgedeckt und Euer liebes Brüderlein es vollends verrathen. Er macht Euch ſchwärzer als einen ſtinkenden Mohren, dem man vergebens ſcharfe Lauge reicht, um ſich von ſeinem Schmutze zu befreien. — Kommt! Hier giebt es weiter nichts zu thun! — Von Worten jetzt zur That!“

Sie gingen und ſtaunend erhob ſich Cynthia von ihrem Ruhebette:

„Wer biſt Du, heiliger Mann, der dieſen Unhold zu verſcheuchen vermochte?“

— „Ein lebendes Gespenst, ein umherwandelnder Leichnam, der schon dem Grabe angehörte. Schon war ich der Erlösung nahe, als verruchte Höllenkünste mich zurück in dieses staubige Dasein bannten. So schleppe ich, eine matte Fliege, mein erloschenes Leben schaudernd in dieser graukalten Nebelluft dahin.“ Wieder versank er in sein gespenstisches Wesen und fuhr mit heiserer Stimme fort: „Wisse: Ich habe einen höheren Beruf, als für Deine Seele zu sorgen, die in Leid und Trübsal sich rein und schön erhalten hat. Eine andere Seele, die mir näher liegt, hat sich freiwillig der Verdammniß geweiht, und meine Bestimmung hienieden verpflichtet mich, sie aus diesen finsteren Banden zu retten.“ —

11.

„Käthe!“ ſchrie Lucas in's Haus, „die Prunkzimmer aufgeſchloſſen. Sie kommen!“

— „Wer?“ fragte ſie.

— „Wer anders, als der hochberühmte Ritter und ſein unvergleichlicher Narr. Er, die rechte Hand des Königs, dieſer die Linke ſeines Ritters. — Hörſt Du, wie die Pferde wiehern? Auch ihnen hat es hier gefallen. Sie freuen ſich auf die reinlichen Ställe; ſie lüſten nach der Streu, friſch wie ein neuüberzogenes Jungfernbette, auf die blanke Raufe voll appetitlichen Heues, und auf die weiße Krippe voll leckeren Hafers. Jedes brave Vieh, welches einigermaßen geſunden Menſchenverſtand hat, wird mir nachſagen: Beſſer, als bei Lucas auf der Waldherberge findet man es nirgens in der ganzen Welt.“

Der Ritter hatte es ſich bequem gemacht, und ſprach zu ſeinem Narren: „Ich muß geſtehen, daß die Waldfür-

ſin mich bezaubert hat. Ich möchte ſie mir aus dem Sinne ſchlagen, allein ich vermag es nicht.“

— „Eures ſüßen Prüderleins halber?“

— „Ich weiß es nicht, ob ich ſie liebe oder haſſe. Sie zittert und erblaßt vor mir. Sie erſchrickt bei jedem lauten Worte, was ich ſpreche. Sie zu ängſtigen oder anzubeten, ſie zu liebkoſen oder zu verderben, macht mir gleiche Wolluſt.“

— „Kömmt Zeit, kömmt Rath!“ —

— „Gleichviel, ich bin irre an mir ſelbſt geworden und muß mich zerſtreuen. Gehe hin und ſende mir Lucas. Er ſoll Eins mit mir trinken. Er hält auf guten Wein und liebt ihn, wie ſeine blöden, ſchwimmenden Augen und ſeine rothe Kartoffelnaſe deutlich zu erkennen geben. Ich will es verſuchen, ihn bei den Bechern auszuforſchen.“

— „Was wettet Ihr, daß Lucas, bevor er Euch die Nagelſpitze ſeines kleinen Fingers preisgiebt, Euch Leib und Seele abgefragt hat? Ich gehe, ihn zu rufen.“ — Draußen hub er mit lauter Stimme an: „Lucas, mein gnädiger Herr erwartet Dich, ihm ſeinen Narren zu erſetzen, welcher große Luſt verſpürt, ſich eine kleine Bewegung in Deinem kleinen Garten zu machen.“ —

Mit gezogenem Bäyrchen trat Lucas näher. — Gnädiger Herr, zu Euren Dienſten.“

— „Laß das verruchte Katzenbuckeln. Hol' Dir

einen Becher und ſetze Dich mir gegenüber. Wir wollen Eins trinken und plaudern.“

Lucas gehorchte und rief: „Gnädiger Herr! das hat Euer Glücksſtern Euch eingegeben, denn mit Ausnahme des ſchönen Prinzen von Warnemark —“

— „Die Peſt über ihn!“ rief der Ritter, und ſchüttete den vollen Becher auf den Boden aus. „Verdirb mir den Wein nicht!“

— „Verzeihung, gnädiger Herr. Man hat ſo ſeinen Aberglauben. Der Einzige vor Euch, welcher mir die große Ehre erwies, mich zum Becher einzuladen. — Aber gnädiger Herr! der Wein iſt gut und verdient nicht, auf den Boden hingeſchüttet zu werden. — Dieſer Einzige war auch der Einzige, der mit heiler Haut von dieſem Abenteurer davon kam. — Den Herzog verdroß die Leutſeligkeit ſeines Bruders, und er wandte ſich mürriſch ab, als ich auf gut Glück ihm zutrinken wollte. Ach! wie kam er davon?“

— „Von welchem Abenteuer ſprichſt Du?“

— „Stellt Euch doch nicht ſo! Der hochberühmte Ritter und Königsfreund iſt bekannt allüberall, und man weiß von ihm Alles!“

— „Alles?“ fragte beſtürzt der hochberühmte Königsfreund. —

— „Wenn auch eben nicht Alles, doch ſo viel, daß wo der Feind ſich irgendwo feſtgeſetzt hatte, und nicht

weichen wollte, der König zu sagen pflegte: „Freund Linkhand! Dort ist das Bett nicht rein.“ — Dann fragtet Ihr: „Majestät, soll ich hin und fegen?“ — „Ja, Freund Linkhand, gehe hin und fege!“ Und Freund Linkhand ging und fegte das Bett rein.“

„So ist dem!“ lächelte selbstgefällig der hochberühmte Königsfreund.

— „Gesetzt, der König hätte eine Ahnung gehabt von dem, was diese Nacht sich auf dem Waldschlosse begeben würde; hätte er nicht gesagt: „Freund Linkhand! Begieb Dich auch einmal nach dem Waldschlosse, um bei meiner Hoheit Fürstin Tochter zu fegen?“

— „In Wahrheit! Auch das trifft zu. Ich habe Wort und Handschlag des Königs darauf.“

— „Kaum eine Meile von hier geht das Silberreß allabendlich zur Tränke, und fürstliche und hohe Herren beehrten mein schlechtes Dach, um Erkundigungen einzuziehen, bevor sie auf das tödtliche Abenteuer ausgingen. — Soll ich mir nun einbilden, Euch hier zu sehen, weil es Euch unter dem schlechten Dache meiner Waldherberge besser gefällt, als auf dem hochfürstlichen Waldschlosse und Ihr meine schlechte Gesellschaft der einer reizenden Fürstin Hoheit vorzieht?“

— „Warum nicht? Zur Abwechslung fühle ich mich in jeder Gesellschaft behaglich.“

— „Gnädiger Herr! Im Weine ist Wahrheit, und

in Eurem ſtolzen Gliederbau iſt das Heldenthum ſo deutlich ausgeprägt, daß ein Blinder es an Eurem Pulſe Euch abfühlen kann: Ihr ſeid zu etwas Großem beſtimmt. — Was iſt der Prinz von — gieſſet nur nicht wieder Euren Becher aus — was iſt er Anderes gegen Euch, als ein Kinderſpielzeug, eine tapfere Weihnachtspuppe!"

— „Eine tapfere Weihnachtspuppe? — Wenigſtens hat er ſich in dieſem Kriege, ſo weit er konnte, nicht übel benommen."

— „Auch das Silberroß hat er gebracht."

— „Die Peſt über ihn! Willſt Du mir nochmals den Wein verderben?"

— „Ich meine nur, daß er mittelſt ſchlauer Künſte und unter Beiſtand des Herzogs, ſeines Bruders, das Silberroß in Ketten und Banden heimbrachte. Euer Gnaden wird die Sache ſchon beſſer anfangen, als jener Milchbart, zumal Euer Gnaden auf den Einfall gekommen, einen vollen Becher mit mir zu leeren. — Alſo klingen wir an! Hoch lebe der hochberühmte Ritter Linkhand Königsfreund. — Ihr müßt „Hoch" ſagen."

— „Hoch!"

— „Und nochmals hoch! unſer künftiger Herr und Waldfürſt Linkhand!"

— „Hoch! hoch!"

— „Und dreimal hoch dem königlichen Nachfolger, Kanut des Großen!"

— „Hoch! hoch! hoch!“

So ſaßen ſie jubelnd und zechend, als Bruder Simon eintrat. —

— „Lucas, ſtelle Dich als Vogelſcheuche in Deinen Garten, damit die Spatzen nicht Dein halbes Dutzend ſaure Kirſchen wegnaſchen, und giebt es keine Prellfallen hier zu Lande, weil man keinen Schritt thun kann, ohne über einen Maulwurfshügel zu ſtolpern.“

Dem Ritter Königsfreund gingen die Augen auf und er ſprach: „Geh', Lucas! Du biſt ein arger Schalk.“

Lucas gehorchte und Bruder Simon fragte: „Nun, gnädiger Herr! habt Ihr ihn ausgeforſcht, oder er Euch?“

— „Ich liebe offenes Spiel und habe auf gut Glück ihm Beſcheid gethan!“

— „Allein das „Pereat“ auf Euer liebes Brüderlein habt ihr vergeſſen. — An's Werk endlich! Ich gehe, Euren Rappen zu ſatteln, und ihm einige Worte in's Ohr zu flüſtern, damit er Euch durch Wald und Steppen in gerader Richtung auf die Fährte des Silberroſſes bringt. So bald Ihr deſſelben anſichtig werdet, hebt Euch aus dem Sattel und überlaßt Euren Gaul den wilden Roſſen, die ihn zermalmen werden. Benutzet den Augenblick des Kampfes, um Euch an's Silberroß zu machen; flieht es, ſo verfolgt es im Schnellläuferſchritt, hält es Stand, ſo greift mit Eurer Linken in ſeine Silbermähne, und lammfromm wird es Euch auf Wink und Wort gehorchen. —

Ich gehe und sende Euch Lucas. Redet mit ihm, um Euch einzurichten. Ihr liebt ja offenes Spiel.“ —

Hiemit ging er und Lucas trat mit gezogenem Mützchen ein.

— „Lucas! Ich nehme Deine Herberge für längere Zeit in Anspruch und darfst du Niemanden zulassen, der nicht zu mir gehört. Auch Deine Stallungen wirst Du mir einräumen und Deine Pferde anderweitig unterbringen.“

— „Zu Befehl gnädiger Herr!“

Draußen sprach Lucas zu seiner Frau: „Gieb Acht, wir werden heut noch unser blaues Wunder erleben!“

— „Mir ahnete schon, daß es sich um's Silberroß handelt.“

— „Ganz recht! Dieses Wald-, Welt- oder Feldwunder war heut früh so frei, sich in Freiheit zu setzen, damit auf Freiersfüßen der hochberühmte Ritter und Königsfreund ihm nachsetzt.“

— „Gott erbarme sich! Unsere vielgeliebte Fürstin bekömmt also ihren schönen Prinzen nicht, den sie im Empfangsaale so liebreich anlächelt und beleuchtet?“

— „Tröste sie sich mit ihrem Pitre und nehme sie dahin, was ihr zugedacht wird.“

— „Betrogen, verleumdet und unglücklich! Womit hat sie das verdient? — Sie thut nur Gutes, versagt

Niemanden Gehör und läßt obendrein noch die Bittſteller bewirthen.“

— „Wohl wahr! Allein was kümmert uns das? Beſſer für uns, ſie nimmt den Ritter Linkhand, unſeren baldigen Fürſten und Herrn. Ich habe dreimal mit ihm angeklungen: auf Fürſt, Ihrenfelger und zuletzt König.“

— „Der ſchwarze Rieſe, Fürſt und König? Er wird Fürſtenthum und Reich mit ungewaſchener Hand ausplündern.“

— „Kann ſein! Was kümmert's uns? Wer ſich in das Spiel großer Herren miſcht, verbrennt ſich leicht den Mund. Jeder ſei ſeines eigenen Glückes Schmied, und ich war der Erſte, der den ſchwarzen Rieſen als Waldfürſt, Ihrenfelger und König hochleben ließ. Das wird er mir lebenslänglich gedenken.“

Ein lautes Gelächter und Gekreische erweckte Cynthia aus einem leichten Morgenschlafe. Sie begab sich in die Vorgemächer. Das dämpfte zwar die rücksichtslose Heiterkeit, um so beängstigender jedoch war der Anlaß. —

Während die Edelfräulein, dem Range nach, eine nach der andern sich nahten, den Morgengruß zu bieten, zeigte sich hinter einer jeden, indem sie ihren Platz verließ, eine unheimliche Affengestalt, in Scharlach und Gold gekleidet, um sogleich wieder hinter die Nächste zu schlüpfen, welche an die Reihe kam, sich vor der jungen Fürstin zu verneigen. Offenbar spielte das kleine Ungethüm Versteckens, nur um gesehen zu werden.

— „Tritt näher, Schalk!“ gebot Cynthia. „Wie kommst Du hierher?“

— „Wie alle Narren, auf zwei Beinen.“

— „Wer ließ Dich ein?“

— „Keiner und Jedermann. Ein armer Narr muß überall ſich durchzuſchleichen wiſſen.“

— „Und das haſt Du gewagt?“

— „Ich mußte wohl, denn mein gnädiger Herr, deſſen geheimer und luſtiger Rath ich zu ſein die Ehre habe — Ihn nennt man die rechte Hand des Königs, mich die Linke des hochberühmten Ritters. — Mein gnädiger Herr ſendet mich, um von Hoheit die Erlaubniß zu erbitten, Ihr das Silberroß, lammfromm und wohlgeſchult, wie Hoheit es verlangt, zu überbringen. Er wartet vor den Thoren des Waldſchloſſes.“

Cynthia fühlte ſich einer Ohnmacht nahe. — „Ich werde mich beſinnen!“

— „Und ich gehe, meinem Herrn zu Sinne zu bringen, daß Hoheit geſonnen iſt, ſich zu beſinnen, und bis ſie ſich beſonnen hat, möge er da halten, wo er eben hält, ein Thor vor Thoren.“ — Hiemit machte er eine tiefe Verbeugung, als wolle er ſich auf alle Viere legen.

Doch unhörbaren Ganges, wenn auch mit großen Schritten, zeigte ſich der Pater Cöleſtin.

„Du Narr, in Wolf und Scharlach! Melde Deinem Ritter von der Linken: daß Fürſtin Hoheit am Tage ihrer Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit ihm alle Rechte zuerkennen wird, die er zu beanſpruchen fähig iſt, weil ihr wohlverbrieftes und beſiegeltes Fürſtenwort ſie dazu verpflichtet.“

— „Geiſtlicher Herr vom Ritterorden St. Georg Ich werde es von Wort zu Wort beſtellen!“ und hiemit tänzelte er in poſſirlichen Sprüngen davon.

— „Pater Céleſtin,“ hub Cynthia an, bereite mich zum Tode; mein fürſtliches Gewiſſen überwiegt mein Leben.“

— „Die geiſtlichen Tröſtungen werden Dir nicht fehlen, wenn es bis dahin kommen ſollte. — Er bringe Hoheit das Silberroß, lammfromm und wohlgeſchult, ſo daß Hoheit, welche Ihr Waidwerk gründlich erlernt und als Waldfürſtin mit ihren Jungfrauen ſich wohleingeübt hat, es abfangen möge, gleich einem Edelwild, welches Ihre Rüden zu Stande gebracht haben.“

— „Ich erſtaune, heiliger Mann! Auch Weltklugheit ſpricht aus Dir!“

— „Meine Beſtimmung, weil ich noch auf Erden lebe.“ — —

13.

Der Ritter hatte sich auf den Rasen gelagert und schnitt mit scharfem Dolche dem Silberrosse Brod vor. Es beschnoperte mit weit geöffneten Nüstern die ungewohnten Leckerbissen, nahm sie mit zierlich aufgekrämpten Lefzen in Empfang und zerknirschte sie behaglich.

Ein Beifallsgelächter erhob sich, und der Silberhengst schien das übel zu nehmen; er rollte seine rothbraunen Augen und zeigte seine gefährlichen Hufen. Die dreisten Lacher stoben ängstlich auseinander und diese Zeitabeit erzürnte ihn vollends. Er setzte an, sie in gestrecktem Galopp weit zu umkreisen. Es hätte ein großes Unglück geben können, denn von den schaulustigen Lachern wären vielleicht wenige nur entkommen. Allein der hochberühmte Ritter that einen gellenden Pfiff auf den Fingern, und das Silberthier begnügte sich, mit seinen Hinterhufen hoch

auszuſchlagen, und kehrte zu ſeinem Herrn zurück, nach weiterer Atzung ſchnoppernd. — —

Endlich öffnete ſich das Thor. Die Saſſen rannten herbei, um ſich einzudrängen, wurden aber mit blanken Waffen zurückgewieſen.

„Platz! Platz! für Ritter Linkhand und das Silberroß.“ —

Was fehlt denn unſerer vielgeliebten Fürſtin, die Gott erhalten möge?“ ſchrieen die Saſſen, „die uns doch ſonſt immer verläßt. Sollten wir dieſes ewig denkwürdige Schauſpiel nicht mit anſehen, um unſeren Kindern und Kindeskindern dereinſt davon zu erzählen?“

„Platz! Platz!“ rief der Ritter, oder mein Silberſchimmel macht ſich Bahn!“

Da löſte ſich das Gedränge und ſtob auseinander und der Ritter auf ſeinem Silberroſſe polterte über die Brücke. Er ritt es ohne Sattel und Zaum. Hinter ihm ſchloſſen ſich ſogleich die Thore.

Die Stechbahn war mit weißem Sande beworfen, geharkt und geglättet, und die Fürſtin erſchien auf dem Balcon, gefolgt von ihren Damen. Ihr zur Seite der Pater Waldkaplan.

Langſam und im ſpaniſchen Schritte ließ der Ritter ſein Roß um die Bahn traben. Sein Fell glänzte im Sonnenſchein wie Silber, und aus den langen Mähnen

und dem ſtolz getragenen Schweif ſchien es Ritter zu regnen. — Vor dem Balcon der Fürſtin verneigte ſich der Ritter und ſaß ab.

„Begrüß' Fürſtin Hoheit!“ gebot er mit mächtiger Stimme, und das Silberthier ſtieg auf die Hinterbeine, hielt ſich ſchnurgrade aufrecht und ſtieß ein mächtiges Gewieher aus, welches aus allen Ställen ungeſtüm beantwortet und mit einem Donnergepolter von Hufſchlägen an Bretter und Wände beantwortet wurde. Die Stallknechte rannten eiligſt aus der Bahn, um den Krieren an der Krippe herzuſtellen.

Mit einer Handbewegung bedeutete der Ritter ſeinem Roſſe, daß es genug gethan habe, und es fiel auf ſeine Vorderhufen zurück.

— „Jetzt, Hoheit! befiehl Deinem Zelter, was er ſoll, und er wird Dir auf's Wort gehorchen.“

— „Möge er in allerlei Schrittarten die Bahn umkreiſen.“

Das Silberroß, auf leiſe Winke, welche der Ritter ihm gab, umkreiſte die Bahn im Schritt, Trott, Trab und kleinen Galopp, bald rechts, bald links wechſelnd, und machte Capriolen und Lancaden.

„Das Silberroß iſt wohlgeſchult,“ ſprach Cynthia. — „Was ſagen meine Damen?“

Da rühmte die Eine den ſchönen Bau und die Haltung des Silberroſſes, die Andere den Glanz ſeines Felles,

eine, dritte die Leichtigkeit und Anmuth seines Ganges, eine Vierte seine Klugheit und Sanftmuth, und so ging das weiter. Eine jede seiner Eigenheiten fand ihre Lobrednerin, und alle kamen darin überein, daß es ein Wunder von Schönheit, Gewandtheit und Kraft, von Klugheit und Sanftmuth sei. —

„Nein!“ sprach die Fürstin. „Wohlgeschult mag es sein. Allein seiner Zahmheit traue ich nicht. Es wurde mir einmal schon gebracht, wund und hinfällig. Es schaute mitleidflehend um sich und that dankbar für alles ihm erwiesene Gute. Allein, wie lohnte es Sorge und Mühe, die man ihm spendete? — Nein, nein! Es soll ferner kein Unheil mehr anrichten. — Ritter Linkhand, ist das Silberroß so zahm, daß ich es absangen kann, wie ein Edelwild, was meine Hunde mir zu Stande gebracht haben?“

— „Warum nicht, Hoheit! Nur wäre es Schade um das edle Thier.“

— „Der König will es, und es hat Fürstenblut vergossen und Leid genug mir zugefügt.“

Der Ritter legte seine Linke in die üppigen Mähnen. Das Roß setzte sich auf seine Hinterbeine und streckte die Vorderbeine aus. Es blieb unbeweglich, wie aus Silber gegossen, und der Ritter starr, wie von schwarzem Marmor.

Cynthia lächelte: „Wahrlich, mein Ritter, bequemer ward mir noch kein Waiewerk angetragen. — Pater Cölestin, Ihr folgt mir. — Meine Damen, Ihr bleibt.“

Sechs waldfürstliche Jäger, mit Hasthörnern voran, schmetterten die waldfürstliche Fanfare.

Das Silberroß blieb unbeweglich, wie aus Silber gegossen, und der Ritter starr, wie aus schwarzem Marmor.

Cynthia ließ sich ihr spitzes, scharfes Fangmesser reichen. Es wurde ihr auf einem grünsammeten Kissen von einem Greisknaben knieend dargeboten.

Sie zog es blank und warf die Scheide von sich.

Die Jäger bliesen Hallali.

Das Silberroß blieb unbeweglich, und der Ritter starr, wie aus schwarzem Marmor. Ihre Damen seufzten und ächzten hörbar.

„Mag es mich erschlagen!“ rief sie ihnen zu. „Soll ich mehr noch von ihm leiden, als ich schon erlitten habe!“

Hiemit tauchte sie ihr spitzes, scharfes Fangmesser dem Silberroß in die Brust, und mit einer anmuthig leichten Wendung entzog sie sich dem emporquellenden Blutstrom.

Das Silberroß bäumte und überschlug sich, zuckte und zappelte und streckte alle Viere von sich.

Die Jäger bliesen „Lerr“; die Damen auf dem Söller jauchzten und klatschten Beifall.

Cynthia warf ihren blutigen Stahl dem Ritter zu Füßen. „Ueberbringe das dem König und sprich: Die Tochter Manut des Großen hat das Herz einer Fürstin!“ — Lächelnd wandte sie sich zu ihrem Waldkaplan.

— „Frommer Herr! Hat die Waldfürstin nicht ihr

Waidwerk wohl gelernt? — Nicht ein Tröpfchen Blut findet Ihr auf meinem Jagdgewande.“

— „Sie winkte ihre Stallknechte herbei.

— „Werft dieſes todte Ungethüm in's Freie, den Geiern und Raben zur Atzung.“ —

Hiemit ging ſie, und der ſchwarze Ritter fragte: „Wie ſoll ich das verſtehen?“

Der Pater Waldkaplan überreichte ihm eine Pergamentrolle:

— „Nimm hin, Linkhand! — Dieſes Dein Dank! — Fürſtin Hoheit wird nicht heilige Eide verletzen, noch Schrift und Siegel ableugnen.“

Der Narr ſchlüpfte aus ſeinem Verſteck, in das er ſich verkrochen, und las dem Ritter mit lauter Stimme die Urkunde vor.

„Genügt Dir das?“ fragte der Pater Waldkaplan.

— „Ich denke!“

— „Doch Fürſtin Hoheit hat über nichts eher zu verfügen, als am Tage ihrer Selbſtſtändigkeit. — Mache am Vortage ihres Geburtsfeſtes Deine Rechte und Anſprüche geltend. — Der König wird nebſt anderen Fürſtlichkeiten und Großen zugegen ſein. — Dein Recht, wofern Du es geltend zu machen Luſt haſt, ſoll Dir auch nicht um eines Haares Breite geſchmälert werden. Doch wiſſe, daß, wie die Urkunde beſagt, es eher nicht in Kraft tritt, als bis Fürſtin Hoheit ihr zwanzig-

ſtes Jahr vollendet. — Trachte danach dieſes Feſt zu erleben, denn Todte erben nicht."

„So iſt es gemeint?" fragte kleinlaut der gewaltige Ritter. —

— „Es iſt mir lieb, daß Du mich verſtehſt. — Begieb Dich alſo von hinnen, denn noch gehörſt Du nicht hieher. Es taugt nicht, ſeine Anſprüche allzufrüh geltend zu machen."

Da ergrimmte der gewaltige Ritter und knirſchte mit den Zähnen. — „Fürſtin Hoheit haſſet mich? Um ſo beſſer! Widerſtand erhöht die Begier, Hingebung erſchlafft ſie. Ich mag nicht ſeufzen und ſchmachten und noch weniger betteln, um das was mein iſt. Gewalt iſt meine Luſt, und Raub und Beute mein Handwerk. — Die unſelbſtſtändige Fürſtin Hoheit bedarf eines Mannes, der ſie leitet. Zuerſt war es der „Pater Lactantius", dann Herzog von Warnemark, dann Pater Cöleſtin vom Ritterorden St. Georg. Nach dem aber komme ich an die Reihe, und ſie ſoll einen beſſeren Herrn haben, als jene tapfere Weihnachtspuppe, an deren Seite ſie im Glanze der Jugend und Schönheit und im fürſtlichen und königlichen Schmucke zu ſtrahlen gedenkt. — Für heut gehe ich."

— „Gehen wollt Ihr, gnädiger Herr?" rief der Narr. „Freilich, gehen müßt Ihr wohl. Euren Rappen haben die wilden Roſſe erſchlagen, und das Silberroß geruhte Fürſtin Hoheit eigenhändig todtzuſtechen. — Hört auf den

Rath Eures Narren: Sitzt meinem Schecken auf, aber zerbrecht ihm das Kreuz nicht, wenn Ihr auch nicht in meine Bügel langen könnt. Ich laufe nebenher.“ — —

Der Ritter und sein Narr begaben sich in's Freie. Jener erhob triumphirend seine Urkunde, gleich als wäre es ein Feldherrenstab, den er siegreich erworben, und die Gassen schrieen, lärmten und jubelten: „Hoch! der Ritter Linkhand! Hoch! unsere Fürstin Cynthia! Hoch! der Thronfolger Kanut des Großen, unser dereinstiger König!“

Hinter dem hochberühmten Ritter Königsfreund und seinem „Bruder Simon“, dem unvergleichlichen Narren, ward das Silberroß hinausgeschleift, und ins Freie dahingeworfen. — Bruder Simon machte sich darüber her, um es mit scharfem Messer geschicklich abzubalgen. Grinsend fletschte er seine Zähne: — „Ach ich habe mein Waidwerk wohlgeübt. Gebt Acht! Auf meinen scharlachrothen Kleidern wird kein Tröpfchen Blut zu sehen sein. Das Silberfell lege ich in Demuth Fürstin Hoheit zu Füßen, damit sie es zum Andenken aufbewahre.“

Die Gassen meinten kopfschüttelnd: „Mit uns zwar meint es Fürstin Hoheit, Gott erhalte sie, gut! Für das liebe Vieh aber hat sie kein Herz. Das Silberroß hat sie allerhöchst eigenhändig todtgestochen. Da liegt nun das Wunder ihrer Wälder zum Fraß der Raben und der Hunde!“

11.

Eine Fanfare ließ ſich hören. — Cynthia kannte ſie und ſprach wehmuthsvoll: „Felix! Er kömmt, mit mir zu ſterben.“ —

Felix erſchien. — „Hoheit! Ich komme, Dir in den Tod zu folgen.“

— „So habe ich Dich erwartet, um in Seelenſchauder und Bangen den Giftbecher mit Dir zu theilen! — Felix! wie blutig und zerriſſen iſt Deine Schärpe!“

— „Ich habe mit Deiner Händearbeit, ſtets offen vor dem Feinde geprahlt.“

— „Blutig, wie meine Beſtimmung, iſt auch meiner Hände Arbeit. Meine Farben mit Blut getilgt, Perlen und Edelſteine herausgeſchlagen und im Kampfgetümmel von Roſſeshufen in den Boden geſtampft: Glänzender Abfall eines glänzenden Ritterthums! — Du kömmſt, mit mir zu ſterben! Nun wohl! Die Waldfürſtinnengruft iſt geöffnet und iſt mit rührendem Trauerpomp wohl ausge-

ſchmückt. — Meiſter Xaver hat ſein Möglichſtes und Letztes an mir gethan. — Willſt Du ſie ſehen? — Folge mir! Verſtändigen wir uns mit dem Schauerlichen — ſo weit wir es vermögen.“ — Sie nahm ſeinen Arm und führte ihn durch die Kapelle nach der Fürſtinnengruft.

Die Waldfürſtinnengruft empfing das Tageslicht nur ſpärlich aus ſchmalgewölbten Fenſtern. — Um ſo kühner hatte Meiſter Xaver die ſtille Dämmerung benutzt, mit finſter-abenteuerlichem Schmucke ſie zu überladen. Die Säulen waren mit Taxus und Cypreſſen bemalt, wie friſch dem Schloßgarten entpflückt. In jeder Niſche war das Bildniß der dort ſchlummernden Fürſtin angebracht, umgeben von bunten Arabesken. Geflügelte Engelein knieeten auf Aſterkelchen, und ſchienen unſchuldsvoll für die Seelen der Dahingeſchiedenen zu beten. Die Marmorſärge waren ſchmal und niedrig, wie etwa Steinbänke auf Landſtraßen zum Ausruhen der Wanderer. Inmitten des Gewölbes, auf einem hochbeſtuften Katafalk, ſtand ein offner Doppelſarg.“ —

„Der iſt für uns!“ ſprach Cynthia, „und haben wir vollendet, ſo werde dieſe Gruft geſchloſſen und vermauert für ewige Zeiten. — Setzen wir uns hier hin, auf den Sarg meiner geliebten Mutter, der allerhöchſtſeligen Königin. — In meiner Wiege ſchon fand ich ein reiches Fürſtenthum und ein mächtiges Königreich. Beides verſcherzte

ich aus kindiſchem Unverſtand, und in zarter Jugend mußte ich wider meinen Willen als blutige Königstochter, böſer Engel und Kriegsfurie, Feuer und Schwert bringen. Um Dich, mein Felix, habe ich meine blutigen Anſprüche von Neuem erhoben. Ach! und ich bin die Beute eines Ritter Abwärts geworden! — Felix, wie gefällt Dir dieſer ernſthafte Schmuck meiner Walfürſtinnengruft? — Grauſt Du, hier mit mir zu ſterben?“ —

— „Ja! — vor Wonne! — Was ich für Dich fühle, iſt übermenſchlich. Mein erſtes ſchüchternes Wort an Dich lautete: Cynthia! für Dich zu ſterben, iſt allerhöchſtes und wünſchenswerthes Erdenglück! Heute ſprichſt Du: „Stirb mit mir!“ — Weſſen kühnſte Wünſche überſteigt das nicht? — Unſelig, wer nichts mehr zu wünſchen hat. Er verwünſche ſein Leben; er ſuche den Tod. Findet er ihn in einem Sarge neben Cynthia, ſo iſt es der ſüßeſte, den es giebt.“

— „Weine nicht, Felix! denn ungern weint eine Königstochter, und Deine Thränen entlocken mir die meinigen.“

— „Laß mich weinen! — Cynthia, ſterben? Beweine Dich ſelbſt: ich ſterbe mit Dir! —“

— „Wie iſt mir? — Wäre ich ſchon reif zum Sterben? — Eine ſeltſame Müdigkeit befällt mich! — Nein! Nein! — Ich habe lange ſchon des Schlafes entbehrt. Der Ritter Abwärts ſcheucht mich auf aus meinen Träumen!“ — Sie lehnte ihr blondes Haupt an ſeine Hel-

verdruß und ihr hochwallender Busen verrieth, daß sie augenblicklich fest und tief eingeschlafen war. —

Felix umschlang sie und wiederholte ihr Wort: — „Welch' eine Wonne, bei ihr zu ruhen, und welch' eine Seligkeit, beim Erwachen uns bei einander zu finden."

Er drückte sie zärtlich an sein Herz — da mit einem Male erwachte sie, stieß einen gellenden Schrei aus, und entwand sich seinen Armen.

— „Unhold! Was habe ich mit Dir zu schaffen?"

Sie besann sich wieder.

— „Vergieb mir, Felix! Schon wieder hat ein böser Traum mich wach geschreckt. — Wir waren in der Schloßkapelle. Der König war zugegen, der Herzog und alle Großen des Reiches, welche treu geblieben. Der Pater Cölestin umwand uns mit der Stola, uns für die Ewigkeit zu vereinen. Er gab uns die letzte Weihe und sprach: „Amen!" — Wir betraten diese Gruft; Du trugst den Giftbecher und hinter uns wurde diese Gruft verschlossen und vermauert für ewige Zeiten. Auf ihren Marmorsärgen, zwischen den Säulen in den Nischen, saßen meine Ahnmütter in ihren Leichenlaken. Wir umkreiseten den hohen Katafalk, und Jede, an der wir vorüberschritten, erhob sich von ihrem schmalen, niederm Sitz und verneigte sich vor uns. Meine allerhöchstselige Mutter erhob sogar die Segenfinger, als wolle sie sagen: „Schwergeprüfte, geh'

ein in Deine ſelige Beſtimmung!“ — „Zum Zeichen kindlichen Gehorſams wandte ich mich zu Dir und verlangte den Giftbecher, vor meiner allerhöchſtſeligen Mutter ihn mit Dir zu theilen. Da mit einem Male: Nicht Du! — der Ritter Abwärts! — — Komm, Kelly! Es iſt nicht gut, mit dem Tode zu ſpielen und mit den Todten zu ſcherzen.“

Es war am Vorfeste des großen Tages, an welchem Cynthia ihr zwanzigstes Jahr vollendete, ihr Waldfürstenthum erlosch und dahin schwand zu einem Felde unter vielen anderen ihres königlichen Wappens. Alsdann mußte sie ihr Frauenmajorat, nebst ihrem fürstlichen Ornate dem Könige zu Füßen legen, und der König hatte versprochen, vierundzwanzig Stunden früher einzutreffen, so wie der Morgen graute.

Der Herzog führte den Befehl auf dem Hemskoe. Er hatte schriftlich alle ihr zugefügten Beleidigungen abgebeten, und Cynthia's Antwort lautete: — „Keine Weitlichkeiten mehr!“

Linkhand hatte sich wieder zur Waldherberge begeben. Sein Schild war vor der Hausthür ausgehängt und auf dem Dachgiebel wehte sein rothschwarzes Banner. Er zechte, schwatzte, und würfelte auch mit dem munteren Lucas.

Gewann jedes Spiel, und verſchmähte jede Zahlung, wie es regierenden Herren geziemt, die ſich von Unterthanen kein Geld zahlen laſſen. — Räthe und der Narr mußten an der Mittags- und Abendtafel Theil nehmen, ſo wie an allen anderen Zerſtreuungen, welche der hochberühmte Ritter und Königsfreund ſich zu machen beliebte.

16.

Die „Windsbraut“ hieß eine hohe, steile Klippe, von Wogen umschäumt, unfern dem unheimlichen Häuschen, da wo das Ufer sich senkt, und die Fluth keinen Rasen mehr duldet, sondern ihren Sang auf weißen Sand hinspült.

Mit breitem, runden Gipfel, auf dünnem Fuße, glich diese Klippe jenen Wassersäulen, welche Wirbelwinde aus offener See erheben. Nur eine schmale Landzunge führte dahin, welche bei tiefster Ebbe und äußerster Windstille trocken lag. Bei voller Fluth schifften die Küstenböte munter darüber hinweg.

Der Sage nach sollte das Sturmgebrause und das Grollen der Brandung droben nimmer rasten. Allein seit Menschengedenk hatte sich Niemand hinauf gewagt, und die Wogen hatten den Fels so glatt gespült, daß auf doppelter Mannshöhe kein Strebepunkt vorhanden war.

Dem wüsten Schläfer träumte von der Moorhexe. —

— „Nicol! Du sollst der Erste und Einzige droben

ſein, und das ewige Sturmgeheul und Grollen der Brandung vernehmen. Faſſe nur das Endchen meiner Schürzenſchleife, ſo fliegen wir hinauf!"

Nicol that es und flog mit ihr empor.

So leicht und wohl war ihm noch niemals geweſen. Wonneſchauer liefen über ſeinen Rücken und bei aller Schwere ſeiner rieſigen Geſtalt, löſete er nicht einmal ihre Schürzenſchleife, die er beim ſchmalen Endchen erfaßt hatte.

Als ſie beide herzlich lachend hoch oben auf der Windsbraut ſtanden, erhob ſich eine heiſere Stimme:

„Nicol! du biſt der Erſte nicht auf der Windsbraut. Ich bin vor dir da. Gieb mir meine Seligkeit wieder, die du mir geraubt haſt, um dich an die Hölle zu verſchachern. Der Pakt, den du geſchloſſen, lautet: Arm in Arm wie wir unter Mutterherzen lagen, dem irdiſchen Erwachen in zärtlicher Unbewußtheit entgegenſchlummernd, werden wir auch in ein und derſelben Stunde ſterben und in einem Sarge begraben werden. Ich gehe voran; folge mir."

Hiermit ſtürzte er ſich von der unerſteiglichen Klippe in die ſchäumende Brandung.

„Ihm nach!" rief die Hexe; „rette ihn, oder es iſt auch um Dich geſchehen!"

Nicol ſtürzte ſich ihm nach und unterſeeiſch entſpann ſich ein Zweikampf auf Leben und Tod. Coleſtin mit der krampfhaften Gewalt eines Ertrinkenden umſchlang

den Hals ſeines Bruders und Nicol, mit ſeiner gewaltigen Linken, vermochte nicht, ſich von ihm zu befreien.

Endlich ermatteten Beide und ließen ab von einander. Linkhand tauchte empor um friſche Luft zu ſchöpfen, aber auch gleich wieder unter, um ſeinen Bruder zu retten.

Mit der Rechten trug er ihn durch die Brandung und ſchwamm mit ihm an's ſandige Ufer.

Doch war es nicht ſein Bruder, den er gerettet, ſondern Cynthia, die blonde Königstochter; zärtlich drückte er ſie an ſein Herz, und ſprach: „Ich lege ſie nicht in den Sand, ich trage ſie auf die weichen Raſen.“

„Du thuſt wohl daran!“ meinte die Hexe. „Schau! ihre Kleider ſind grün, wie friſches Gras und die Silberſtickereien blinken wie friſche Schneeglöcklein. Ich muß ihr nur die Kleider abnehmen, damit das liebe Waldtäubchen ſich nicht etwa erkälte.“

Sie that wie ſie geſagt und fuhr ſpöttiſch fort: — Sieh! wie ſchön ſie iſt, in ihrer göttlich alterthümlichen Nacktheit. — Sie erholt ſich. — Ihm gilt der wallende Schnee ihres ſtolzen Buſens, ihm ihr ſüßes Traumlächeln und der Roſenhauch ihrer Purpurlippen. — Sie iſt Dein, Dir zugeſagt durch eine wohlverbriefte und beſiegelte Urkunde, belegt mit unverletzlichen Eiden. — Ergreife ſie mit Deiner Linken. Sie wird die Hölle Dir verſüßen und die Verdammniß in ewige Wolluſt umwandeln.“

Cynthia indeſſen erholte ſich, löſete erröthend ihr

blondes reiches Haar und verhüllte sich darin wie in einem goldig wallenden Mantel.

Der keusche Liebreiz rührte den wüsten Träumer und er sprach: — „Ich hasse Dich nicht mehr! — Du sollst die Hölle mir versüßen und die ewige Verdammniß mir in Wollust umwandeln.“ Hiermit streckte er seine Linke nach ihr aus. Doch wurde sie plötzlich erfaßt und er erwachte.

Bruder Simon war es, der sie ergriffen.

— „Auf, auf! mein Ritter. Horch! die Zinken schmettern, die Trommeln wirbeln, die Pfeifen jauchzen und die Schalmeien gellen. Sie zieht vorüber, rechts, Euer vielgeliebtes Warnemark, links Euer angenehmes Brüderlein. — Schaut nur! — wie herrlich sie ist in ihrem Fürstenornate. Sie schmückt es mit ihrem hehren Selbst. Die Sonnenstrahlen huldigen ihrem blitzenden Halbmonddiadem und die Lüfte wagen nicht mit ihrem schweren Hermelinpurpur zu spielen. So heilig ist die Schönheit. — Auf, auf in die Kleider, in den Harnisch, in den Sattel.“ —

„Ach!“ seufzte Linkhand. „Ich habe gestern des Guten zu viel gethan, und bin wüste im Kopfe. Der König hätte wohl an einem anderen Tage kommen können, und das Waldtäubchen brauchte auch nicht eben heut das Vorfest ihrer Volljährigkeit zu feiern.

Auf der Grenzſäule flaggten heut die königlichen und fürſtlichen Fahnen, das Thal ringsum war mit Zelten bebaut. Auf der höchſten Kuppel eines geräumigen Zeltes prangte die geſchloſſene Königskrone, auf dem Zelte diesſeits die Zackenkrone mit dem Halbmond und die grüne Fahne der Waldfürſtin wehte heute zum letzten Male.

Die hohen und edlen Herren hatten jeglicher ihr größeres oder kleineres Zelt in ihren Farben. Sie hatten ſich ſofort nach ihrer Ankunft auf's Waldſchloß begeben, um Fürſtin Hoheit zu begrüßen und ſie dem Könige entgegen zu geleiten.

Der Zug langte an. — Voran die Spielleute, welche gellend, ſchmetternd und dröhnend bliesen und paukten. Dann die hohen und edlen Herren mit wehenden Bannern. Hierauf die Fürſtin in vollem Ornate. Rechts Felix, links der Waldkaplan in ſeiner Ordenstracht von weißer Seide mit blaßrothem Gurte. Dann ihre Ehrendamen zu zwei und zweien, eine jede von einem Ritter begleitet; und zuletzt der Schloßhauptmann nebſt allen höheren Schloßbeamten.

Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und jubelte und jauchzte himmelhoch. —

Auf allen Zeltgiebeln wurden Panière aufgepflanzt und von der Menge mit Jubelgeſchrei begrüßt. Selbſt auf dem Zelte des hochberühmten Königsfreundes, muth-

maßlichen Waldfürſten, Nachfolger Knuut des Großen und dereinſtigen Königs, wehte das ſchwarzrothe Banner. —

Fanfaren verkündeten die Ankunft des Königs. — Die Spielleute auf den Balconen der Ehrenpforten erwiderten mit aller Macht und nach beſten Kräften. — —

Felix hielt dem Könige Zaum und Bügel und Cynthia ließ ſich ihren Hermelinpurpur abnehmen, um dem Könige dieſen koſtbaren Teppich unterbreiten zu laſſen, während er ſich aus dem Sattel ſchwang. Sie ſelbſt kniete vor ihm nieder.

Der König hub ſie auf und zog ſie an ſeine Bruſt. Lange hielten Beide ſich umſchlungen. Es war ein feierlicher Moment, der von Vornehm und Gering in ſtiller Ergebenheit begangen wurde.

„Was ſoll das Cynthia?“ flüſterte der König ihr zu. „Dazu biſt du heut noch nicht reif und hätteſt wohl bis morgen warten können. —“

— „Endlich ſehe ich Dich einmal wieder, und ſäume nicht, Dir als gehorſame Lehnsherr zu huldigen. Heute mein Purpur, morgen mein Leben. Felix wird mir beiſtehen. — Nur um eine Gnade bitte ich noch: Nimm mir eigenhändig mein Fürſtenſchwert ab. Es haftet ein heiliges Verſprechen daran: den Pater Coeleſtin vom Ritterorden St. Georg, welcher des Ritterſchlages und aller weltlichen

Aemter und Würden fähig iſt, zum Ritter zu ſchlagen.«

— »So weißt Du alles?«

— »Was ſoll ich wiſſen?«

— »Du haſt Dich verſtändigt mit Deinem Pater Waldkaplan?«

— »Ich glaube ihm, denn er iſt ein Heiliger.« —

— »Es iſt nicht immer wohlgethan, einem Beichtvater zu glauben.«

— »Er wird für mich wider meine geiſtlichen Widerſacher ſtreiten, damit ſie mich nicht im Grabe verfolgen!«

Dieſe Unterredung ward mit leiſer Stimme geführt und keinem der Anweſenden kam eine Sylbe davon zu Ohren.

Der König erhob jetzt ſeine Feldherrnſtimme: — »Waldkaplan, komm näher, betritt getroſt den Hermelinpurpur. Er iſt bereits entweiht und mit Füßen getreten. Ich will im Namen und im Sinne der Fürſtin Hoheit, die heut noch nicht dazu befähigt iſt, Dich zum Ritter ſchlagen. — Cynthia, leih mir Dein Schwert.«

Sie nahm es zugleich mit dem ſilbernen Gurte ab und bot dem Könige den ſilbernen, mit Smaragden geſchmückten Griff.

Der König zog es aus der eben ſo reich mit Smaragden beſetzten ſilbernen Scheide, berührte dann dreimal die Achſel des Knieenden und ſprach: — »Erhebe Dich, Ritter Coeleſtin, und weil Du vom Ritterorden St. Georg

biſt, mithin befähigt zu weltlichen Aemtern und Würden, ſo ſchmücke ich dich mit meiner eigenen goldenen Kette."

Dann ſenkte er ihr Schwert wieder in die Scheide, welche ſie ihm hinreichte, und Cynthia hub an: —

„Ich überreiche Dir mein Fürſtenſchwert! Zu Ehren Deines Ritterthumes ſonder Gleichen. Denn Du wirſt wider meine geiſtlichen Verfolger ſtreiten, damit ſie mich nicht, auch im Grabe noch, verfolgen. Darum ſei Dir heute ſchon mein Fürſtenſchwert geweiht, um es nicht mit mir zu Grabe zu nehmen. — Wohin Du mich heut noch hingeleiteſt, bedarf es keiner Waffen. — Sei nicht bleich! Dieſes Schwert in meinen Händen, iſt heut noch ein Fürſtenattribut und wer es verſchmäht, macht ſich eines Majeſtätsverbrechens ſchuldig."

Der König umarmte ſeine holde Tochter und flüſterte ihr zu: — „Cynthia, in Deinem heutigen Todesmuth gefällſt Du mir beſſer, als je zuvor. — Hierauf erhob er ſeine Stimme: — „Felix, führe Hoheit in ihr Zelt. Ihre Damen mögen ihr folgen. — Du, mein Kanzler, folge mir in das Meinige. Wir haben noch Vieles und Wichtiges zu beſprechen."

Staunend blickten die hohen und edlen Damen ſich an. — „Wer iſt dieſer neue geiſtliche Ritter, dem ſo außerordentliche Ehren zu Theil werden?

Der König, gefolgt von dem Kanzler, trat aus ſeinem Zelte. Zinken und Trommeln begrüßten ſein Erſcheinen und alle Zelte öffneten ſich; das buntgeſchmückte Thal bevölkerte ſich mit vornehmen und glänzenden Geſtalten. Der König ließ ſich unter ſeinem Baldachin auf einen Armſeſſel nieder, und winkte Cynthia und Felix näher, die auf Feldſtühlen, unter dem Baldachin, ſich neben ihn ſetzten.

Cynthia lehnte ihr blondes Haupt an die Bruſt des Königs.

— „Felix! reich mir Deine Hand, damit ich mich in Deiner Nähe fühle. Ich lechze nach dem Todeskelch! Wir haben nur wenige Stunden noch zu leben.“

Hinterrücks dem Könige reichten ſie ſich die Hände.

Die hohen und edlen Herren und Frauen bildeten einen Kreis, um ſtehend der Verſammlung beizuwohnen. Der Ritter Kanzler eröffnete ſie.

— „Nicol, tritt näher. Seine Majeſtät iſt geſonnen, Dich zu vernehmen.“

Linkhand gehorchte.

— „Mein König! Erlaube mir zuförderſt, mich eines Auftrags zu erledigen, mit dem mich Hoheit Fürſtin beehrt hat. — Mit dieſem blutigen Meſſer geruhte Hoheit das Silberroß zu erlegen, welches ich lammfromm und wohlgeſchult ihr brachte, ganz wie ſie es verlangte. Indem ich, wie der Befehl lautet, dieſen blutigen Stahl Dir zu Füßen lege, habe ich hinzuzufügen: „Fürſtin Hoheit hat das Herz einer Fürſtin und iſt nach wie vor die gehorſame Tochter Kanut des Großen.“ —

„Freund Linkhand!“ hub der König an; „Sage mir endlich wer Du biſt und welcher Abkunft Du Dich zu rühmen haſt!“ —

— „Mein König! Ich bin frei und ehrlich geboren und habe viel gethan, ohne jemals Lohn zu fordern.“

— „Verſteh ich dich recht, Nicol?“ fragte der Pater Kanzler. „Du haſt dieſe ſchöne That nur Ehren halber vollbracht, um Dir eine Glorie zu erwerben, welche Deine Siegeskränze überſtrahlt, um ein Werk des Friedens zu zu ſtiften, welches Deine Kriegsthaten verdunkelt und um Deinen Verdienſten um König und Reich, die Krone aufzuſetzen.“

— „Nein, Herr Kanzler. Nichts von dem Allem. Ich bin nur hier, mein Recht zu fordern.“

— „Welch ein Recht?“ —

— „Dieſe Urkunde beſagt es.“

— „Hinweg damit!“ rief der König. „Ich kenne ſie leider allzuwohl. — Doch nein! Gieb ſie her, damit ich ſie vernichte. In meinem Reiche ſoll kein anderer Wille gelten, als der Meine.“

„Nicht doch mein König!“ wandte Coeleſtin ein. „Nicht der König mache das Recht, ſondern das Recht mache den König; und was giebt es königlicheres, als Gerechtigkeitsliebe. Das Geſetz iſt es, welches die Himmelskörper in ihren Bahnen erhält, und Du nennſt Dich einen König von Gottes Gnaden. So meide denn auch jegliche Willkür. Gerechtigkeit ſei das Attribut, welches herrlicher Dich ſchmücke, als Krone, Purpur und Scepter, dem Ritter Linkhand werde ſein volles Recht.“

— „So ſpricht mein Kanzler!“ —

— „Wie kann ich anders. — Eine Urkunde, welche die Oberherrlichkeit der Waldfürſtin Hoheit — wenn auch in zarter Kindheit — mit ihrer Unterſchrift und Siegeln und unverletzlichen Eiden belegt hat, iſt und bleibt unwiderruflich und unantaſtbar. — Dem Ritter Linkhand werde ſein volles Recht.“

„Es ſei!“ ſprach der König. — „Freund Linkhand, Dein volles Recht ſoll Dir werden. Doch wer ſein Recht nicht fodert, zu dem kommt es nicht von ſelbſt, und wer es nicht in üblicher Form zu beanſpruchen weiß, iſt un-

fähig es zu erwerben. Was Du heute verſäumſt — bedenke es wohl — ſei verwirkt, erloſchen, getilgt und vergeſſen für ewige Zeiten.«

»Majeſtät! Ich bin kein banger Schulknabe und kein blöder Schäfer. Auch darf ich heut der uneigennützige Krieger und großmüthige Sieger nicht ſein, als welchen ich mich bisher erwieſen. Hoheit iſt ſchön. Ihr ganzes Weſen iſt Anmuth und Liebreiz, und ich bin ein Mann, alſo begehre ich ihrer. Denn wollte ich ihrer nicht begehren, ſo wäre das knabenhafte Schüchternheit, unmännliche Verſchämtheit. Ich habe Dein Königswort und Handſchlag, mir beizuſtehen, wenn ich ein Königreich oder Fürſtenthum erwerben kann. Ich liebe Hoheit Cynthia, und gönne ſie keinem Anderen. Sie wird mich wieder lieben, wie es einer Gattin Pflicht iſt, und daß ich der würdige Nachfolger Kanut des Großen ſein werde, iſt hoffentlich nicht zu bezweifeln. Wer eine Krone verſchmäht, hat keinen Verſtand. Wer die Krone der Frauenhuld ſich entgehen läßt, der hat kein Herz, und wer die Krone der Frauenhuld, weil ſie auch zur Königskrone beſtimmt iſt, einem Anderen gönnt, der hat keinen Muth. — Ich aber habe Verſtand, Herz und Muth, und verlange mein ſelbſt erworbenes Recht.« —

Länger hielt ſich Felix nicht. Er erhob ſich um ſeinen Handſchuh dem Großprahler hinzuwerfen.

— »Linkhand! Dein Verſtand iſt Analiſt. Dein

Herz, Bosheit, Dein Muth, bäuriſche Unverſchämtheit und Dein ganzes Weſen Lug und Trug. Das will ich Dir beweiſen mit Lanze und Schwert, Dolch und Streitaxt, oder mit welch anderer Waffe es ſei; zu Pferde wie zu Fuße, im Kampfe auf Leben und Tod. Gott helfe mir! Gott entſcheide.“ —

„Was ſoll das heißen?“ rief der König ſehr ungnädig. — „Wer wagt es den Mund zu öffnen, wenn ich entſcheiden will. — Felix! fodere Deinen Handſchuh zurück.“

Linkhand hatte ſich des Handſchuhs bemächtigt und bleiche Wuth entſtellte das Antlitz des gewaltigen Mannes. — „Es giebt einen Haß“, rief er, „glühender als die Flammen des Abgrunds und weſſen Herz in ſolchem Haß entbrannt iſt, dem durchrieſeln Wolluſtſchauer bei dem Gedanken, ſein Schwert im Herzen ſeines Todfeindes umzukehren. — Ich behalte den Handſchuh.“

„Meinetwegen!“ lächelte der König. „Behalte ihn, wenn Dir ſo viel daran liegt. Weil Du mir aber Deine Abkunft verſchweigſt, ſo ſage mir wenigſtens, wer hat Dich zum Ritter geſchlagen.“

— „Ich habe in Kampfſpielen und Tournieren die erſten Preiſe gewonnen.“

— „Als ob es nicht Schrankenreiter gäbe! — Eindringlinge, die man rittlings auf die Schranken ſetzt, damit ſie unter den Knitteln der Prügelknechte, auf ihren Händen, die ganze Bahn herumrutſchen.“

— „Im Felde haben mich die edelſten Grafen und Ritterſchwerter berührt.“

— „Ei! wie ſchlau! Doch minder ſchlau, wäre ſchlauer! — Freund Linkhand, Du thuſt, als gäbe es auf der weiten Welt kein Recht außer dem Deinen; und als habeſt Du ganz allein Rechte zu beanſpruchen und neben Dir kein Anderer. — Nun wohl! Du ſollſt Dein Recht haben. — Pater Kanzler, ertheile ihm ſein Recht in meinem Namen.“

Der geiſtliche Ritter nahm ſeine ſilberne, mit rothen Bändern und einem rothen Kreuze geſchmückte Sturmhaube von ſeinem dünnbehaarten Haupte. Und die hohen und edlen Herren entblößten ebenfalls die Häupter.

— „Linkhand!“ hub der Kanzler an. „Du biſt kein flüchtiger Königsſohn und kein vertriebener Fürſt, wofür Du gerne gelten möchteſt. Ich kenne Deine Abkunft. Sie iſt der Meinen gleich und um nichts beſſer, während ich doch des Ritterſchlags mich rühmen darf. — Dieſe Urkunde verleiht Dir unverletzliche Anſprüche auf die Königstochter, nebſt allem was ihr Eigen iſt, oder ihr Eigen einſt werden wird. Doch ohne Ritterſchlag, und nur weil Du frei und ehrlich geboren biſt, vermagſt Du nicht ſolche Rechte zu erwerben. Auch Wort und Handſchlag des Königs haſt Du als gemeiner Herkömmling erſchlichen, und darauf ſteht der ehrloſe Henkertod am Galgen. — Sieh Dich nach einem Ritterſchlag um. — Schau, finſter wenden ſich die

Blicke von Dir und ein verächtliches Achselzucken iſt alles, was Du einernbteſt. — Wer wird ſein Ritterſchwert mit ſolch einer Berührung verunglimpfen. Alſo ſtehe ab von Deinem Verlangen, wo nicht aber, muß ich im Namen des gerechten Königs Dir den Ritterſchlag ertheilen, der Deinen Kriegsthaten gebührt.“ —

„Ich will den Ritterſchlag!“ rief Linkhand.

— „Knie nieder!“

Er gehorchte und Coeleſtin ſchlug ihn mit der flachen Hand in's Geſicht.

— „Da haſt Du ihn, wie Dein Ritterthum und Du ihn verdienſt, denn Deine Kriegesthaten ſind unter dem Beiſtande der Hölle vollbracht, die Deine Linke feyte.“

Linkhand ſprang auf und zog ſein Schwert.

Die hohen und edlen Herren legten die Hand an die Griffe ihrer Schwerter.

— „Ein Schwert entblößt im Beiſein des Königs!“

„Stoß zu Feigling!“ rief Coeleſtin, „wenn Du den Muth haſt! — Schone mich nicht. Nimm mir dieſes Leben, was Du mit Deiner Seele und Seeligkeit erkauft haſt. — Vor Sonnenuntergang mußt Du den Schimpf, den ich Dir angethan, in meinem Blute abwaſchen oder Du biſt geächtet und rechtlos, ein Kinderſpott, zu dem Dein Raubgeſindel ſelbſt die Naſe rümpfen wird. — Gehe mit Dir ſelbſt zu Rathe. — Ich gebe Dir zehn Minuten Zeit. Und ſo wahr Gott mir helfe, ich werde Dich nicht ſchonen. —

Alsdann sind wir geschieden, auf ewig getrennt, wie Licht und Finsterniß, Seligkeit und Verdammniß."

Linkhand's Antlitz hatte eine Leichenfarbe angenommen. Man hörte seine Zähne klappern und der gewaltige Mann bebte am ganzen Leibe, so daß seine Waffenstücke klirrten. — Es schien als habe ein jäher Schreck ihn an allen Gliedern gelähmt.

Sein zwerghafter Diener nahm sich seiner an und schleppte ihn nach seinem Zelte.

Betäubt und willenlos folgte er.

Alles drängte sich um den Pater Coelestin.

— „Wer bist Du heiliger Mann, der solches über diesen Unheld vermag?"

„Forschet nicht! Jedes Räthsel hat seine Lösung! Jedes Geheimniß seinen Schlüssel. — Hoheit, in Glück und Glanz, in Freude und Herrlichkeit, wirst Du morgen Dein Wiegenfest feiern. — Und ich, wenn diese Sonne heut sich neigt; — Wo werde ich dann sein?" —

In seinem Zelte warf sich Nicol kraft- und trostlos auf's Lager.

Simon trat zu ihm: — „Der Streithengst steht gesattelt und die Trompeten haben einmal schon gerufen."

— „So nahe dem Ziele meiner Begierden, soll ich in die ewige Verdammniß?" —

— „Wer sagt das? Ihr wißt, ich bin einfach und bescheiden. Ich fodre nur wenig, ohne alle Umstände, und mache es leicht und bequem."

— „Was verlangst du?" —

— „Reicht mir nochmals Eure Linke, damit ich das Leben Eures Bruders von ihr löse und dafür das Leben der reizenden Hoheit hineinlege. —"

— „Wohlan! Ein Menschenleben lang in ihren Armen und zu einer und derselben Stunde mit ihr zu sterben, ist das nicht Seligkeit? — Zieht sie mit Eurer gewaltigen Linken, mit in den Abgrund, damit sie Euch die Hölle

verſüße und die ewige Verdammniß in Wolluſt umwandele.

— „Und mein Bruder?“

— „Was ſoll er Euch noch? — Tretet getroſt gegen ihn in die Schranken. Iſt er Euch nicht überall im Wege? — Gönnt ihm endlich ſeine Seligkeit, nach der ihn ſo ſehr verlangt!“

— „Sein Blut wird gen Himmel ſchreien, wie Abels Blut, von Kains Hand vergoſſen.“ —

— „Was haben wir damit zu ſchaffen? Der Himmel müßte tauſend Ohren haben, um alles Geſchrei vergoſſenen Blutes geduldig anzuhören.“

— „Kain und Abel waren nicht Zwillingsbrüder, die unter Mutterherzen vom ſelben Blute getränkt, Arm in Arm dem irdiſchen Erwachen entgegenſchlummerten. — Ich liebte meinen Bruder. Ich verzärtelte ihn. Seine Leiden waren meine Leiden, und ſein Lächeln der Dank für meine Sorgfalt. Ich bewachte ſeinen Schlaf, ich beſchützte ſeine Schwäche. Niemand durfte ihm nahen und wer ihn ſcheel anſah, der hatte es mit mir zu thun. Erwürgt hätte ich einen ſolchen Frevler, zermalmt und mit den Zähnen zerriſſen. — Mit meiner Seele habe ich ihn erkauft, und du Scheuſal lenkſt mein Schwert gegen ihn? Mit meiner verfluchten Linken ſoll ich ihm ſein Leben rauben? — So hält die Hölle Wort? —

Zum zweiten Male ſchmetterten die Trompeten und der Ritter ſprang vom Lager auf, zog ſein Schwert aus der Scheide und ging damit auf Simon los.

Dieſer fletſchte ſeine Affenzähne. — „Gemach! Euer Gnaden! So haben wir nicht gewettet. Eure Linke iſt mein und ihr dürft ſie nicht gegen mich erheben.“ —

Die Linke des Ritters erlahmte und ſein Schwert entſank ihr. —

— „Entſchließt Euch. Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren. — Wählet: die zauberſchöne Hoheit nebſt dem Reiche und allem was ihr zugehört, oder den elenden Verbrechertod am Galgen.“

Linkhand nahm mit der Rechten ſein Schwert vom Boden auf.

— „Was habe ich zu thun?“

— „Reiche mir noch einmal Deine Linke, damit ich das Leben Deines allerliebſten Brüderleins von ihr löſe und dafür das Deine, mit dem der holdſeligen Hoheit, auf lange, lange Lebenszeit hinein lege.“

„Das läßt ſich hören!“ meinte Linkhand; und hob mit der Rechten ſein Schwert auf. — „Was habe ich zu thun!“

— „Du reichſt mir noch einmal Deine Linke und ſie hat ihre volle Kraft wieder!“

„So ſei es!“ ſprach Linkhand, und mit der Schärfe

ſeines Schwertes hieb er ſich die Linke vom Arme. — „Da haſt du ſie!“ —

Noch ſah er wie Simon die abgeſchlagene Hand mit äffiſchem Zähneſletſchern vom Boden hub und grimmig drohend davon rannte. — —

Die dritte Fanfare rief zum Kampfe. — Doch Linkhand fühlte ſich verſtört und vom Blutverluſte erſchöpft. Mit eiſerner Schwere ſank der Rieſe auf ſein Lager.

— „Coeleſtin! Ich ſterbe. Dein Bruder.“ —

„Ritter Coeleſtin!“ gebot der König. „Euer Gegner iſt auf den dritten Ruf nicht erſchienen. Nehmt den Sieg in Anſpruch, den die göttliche Gerechtigkeit Euch beſchieden.“

— „Mein König! Er hat einen ſchwereren Kampf, als mit mir, mit ſich ſelbſt zu beſtehen. Mag er ihn auskämpfen. Ich will ihn nicht ſtören noch übereilen.“

Allein die Zeit verſtrich und Erwartung und Geduld ermüdeten.

„Macht ein Ende!“ gebot der König und die Kampfwärter ſtießen in ihre Kuhhörner und bliesen Schande.

„Er hat ſich ſelbſt verurtheilt!“ rief Coeleſtin. „Er iſt gerettet, er ſtirbt und ich mit ihm. — Hoheit, Gott iſt mit Dir! Die Argliſt der Hölle hat Dich aus den Schlingen der Geiſtlichkeit erlöſt. — Blaſet Sieg!“

Der Sieger indeſſen glitt langſam aus dem Sattel.

— „Nehmt mir die Rüſtung ab! Sie drückt mich zu Boden.“

Es geſchah. —

— „Ich ſterbe mit ihm, noch einmal muß ich ihn ſehen! Führt mich nach ſeinem Zelte.“

— „Folgen wir ihm,“ ſprach der König zu Felix und Cynthia, „ſehen wir was ſich begeben hat.“

Die Brüder, die auf Leben und Tod ſich bekämpfen wollten, lagen Arm in Arm auf einem Lager.

„Coeleſtin!“ hub der König an. „Entziehe Dich nicht unſerem Danke. Verlaſſe uns nicht, bleib bei uns.“

— „Gnade für meinen Bruder, König! Das iſt alles was Fürſtengunſt mir noch gewähren kann.“

„Gnade! Gnade!“ flehte der Andere. „Ich habe mich ſelbſt beſtraft, damit mir Gott verzeihe. Mag auch Hoheit mir verzeihen! Ich habe ſie geliebt, wenn auch nur nach meiner Weiſe.“ —

Coeleſtin fügte hinzu: — „Um mich am irriſchen Leben zu erhalten, hat er ſich der Verdammniß preisgegeben, und ich habe mein elendes Erdendaſein glückſelig von mir geworfen und ſeine Seele für die Ewigkeit gerettet. — Liebe um Liebe, welcher Art ſie auch ſei! Nicht mehr getrennt, wie Licht und Finſterniß, Seligkeit und Verdammniß. Arm in Arm wie wir unter Mutterherzen lagen, und von einem Blute getränkt, dem irriſchen Erwachen entgegen ſchlummerten, gehen wir jetzt zu Gott.“ —

Der Doppelſarg für Cynthia und Felix, in der Waldfürſtinnen-Gruft, ward auf Cynthia's Geheiß für die ungleichen Zwillinge beſtimmt. — Der Katafalk wurde zerſtört; die Waldfürſtinnen-Gruft verſchloſſen und vermauert. — Mit Cynthia der Neunten, war das Waldfürſtenthum erloſchen zu einem Wappenfelde im königlichen Schilde.

Der König ließ den Doppelſarg der ungleichen Zwillinge in geweihter Erde, mitten in der Kampfbahn beiſetzen. Die ungeſchälten Stämme und Äſte und aller weiterer Schmuck wurden hinweg genommen und dafür eine Denkſäule ihnen geſtellt, mit der Inſchrift: „Hier hat Gott gerichtet und gerettet. — —

Von der böſen Moorhexe hörte und ſah man nichts wieder und das unheimliche Häuschen ſtürzte baufällig zuſammen. —

Urtheile der Presse.

(Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrgang 1866, No. 10.)

Damenphilosophie. Novelle aus der aristokratischen Welt von Hermann Schiff. Zwei Bände. Hamburg, J. P. F. Richter. 1865. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser des »Schief-Levinche« ist der Dichter dieser Novelle, die wohl schon vor längerer Zeit erschienen und ebenso spurlos vorübergegangen ist, wie seine früher herausgegebenen Novellen: „Ballkleid und Lampenschmuck" und „Redlichkeit und Schwindel." Es giebt eine Klasse deutscher Schriftsteller, denen ein glückliches erstes Debut nicht zum Segen gereicht. Uebermüthig gelobt und bewundert, halten sie ihren Ruhm für geeehrt und das Publikum für undankbar, das nicht mit gleichem Beifall ihre spätern Productionen aufnimmt. Der erkaltete Enthusiasmus wird aber auch ungerecht in seinen Ansprüchen; daher die Geschäftigkeit unserer modernen Romanschriftsteller, jährlich immer Neues und Ueberraschendes zu bringen. Schiff's »Schief-Levinche« fand bekanntlich einen sehr allgemeinen Beifall; bald aber war das Werk und noch schneller der Dichter vergessen, dann wieder erregte sein Schicksal Bedauern, und wieder ward er vergessen, so weit, daß ein Anonymus unter seiner Firma: »Neueste Novellen vom Verfasser des Schief-Levinche« herausgab, an denen Schiff keine Zeile geschrieben hatte. Hier nun, in der »Damenphilosophie«, zeigt sich Schiff in seiner ganzen Originalität; Gedanken und Reflexionen arbeiten sich heraus mit einer wohlthuenden Ursprünglichkeit, glänzende, nicht immer geregelte Phantasie, treffender Witz, der sich namentlich in der Satire gefällt, Humor, der oft in Bitterkeit umschlägt, sind bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten des Dichters. Wir freuen uns der naturwüchsigen Kraft, der glänzenden Raketen seines Witzes, der Lebendigkeit seiner Darstellung. Aber freilich wir können nicht übersehen, daß Anordnung, Gründlichkeit, künstlerische Verarbeitung noch mangelt. Es fehlt jede Sicherheit und Gewandheit in Ueberwindung des Stoffs, Originalität hat den Vorzug vor Lebenswahrheit, Kenntniß der geschilderten Kreise wird vermißt. Schiff überläßt sich der augenblicklichen Laune und Stimmung, daher auch die Ungleichheit in der Ausführung, das Uebergehen vom Nichtigen,

das Beharren beim Nebensächlichen. Gedacht sei noch der für unsere Tage wirklich bemerkenswerth einfachen Ausstattung des Buchs, das namentlich eng gedruckt ist und eine Menge Druckfehler aufzuweisen hat. Immerhin ist aber in dieser Novelle mehr Geist als in tausend ähnlichen, und sie verdient mehr Beachtung, als sie gefunden zu haben scheint.

Literarische Mittheilungen der St. Gallener Blätter.
Schätlin & Hollikofes in St. Gallen.

Schiff, Hermann, Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsflohes. Hamburg und Leipzig, 1866. J. P. F. G. Richter. 2 Fr. 70 Ct.

Der Verfasser excellirt in der novellistischen Abspiegelung des jüdischen Lebens, insbesondere des jüdischen Kleinlebens in Hamburg, und wir kennen Erzählungen von ihm, die sich durch anschauliche Drastik und prickelnde Kaustik empfehlen. Der Floh aber, welchen er im vorliegenden Büchlein vorführt, hüpft und springt nicht eben amüsant . . . Dagegen bietet uns eine gleichzeitig erschienene Brochüre Schiff's, betitelt: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus" manches Interessante. Namentlich werden Literatur-Gourmands hier mit Befriedigung eigenthümliche Winke über Heine's standhafte Juderei aufgetischt finden.

Novellenzeitung 1865. Leipzig, Dörr'sche Buchhandlung.

Heinrich Heine und der Neuisraelitismus. Von Dr. Hermann Schiff. Hamburg und Leipzig bei Eugen Richter. 1866.

Diese kleine Brochüre ist ganz mit jüdischen Specialitäten und technischen Ausdrücken gespickt, die allerdings hier zur Sache gehören, da das berührte Interesse ebenfalls ein rein israelitisches ist. Wir finden in Briefen, die an Strodtmann gerichtet sind, einige Hamburger Judenverfolgungen und reformatorische Bewegungen geschildert und besprochen. Mit Heine ist der Autor in früheren Tagen in literarische Berührung gekommen, der er sich mit Vergnügen in vielen kleinen für's große Ganze bedeutungslosen Einzelheiten erinnert und auch einige Daten berührt, die ein Licht auf Heine's Verhalten zum Mosaismus werfen. Es fehlt dieser Brochüre nicht an eingestreuten scharfsinnigen Bemerkungen.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.